BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

KURT EISNER

ERSTER BAND

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN
1 9 1 9

Digitized by Google

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1919 by Paul Cassirer, Berlin

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Digitized by Google

H X276
E44

Wir Toten auf Urlaub.

Ein französischer Offizier hat in einem Kriegsgericht das Wort gesprochen: „Wir sind alle heut nur Tote auf Urlaub.“ War es im ersten, im zweiten Kriegsjahr? Ich weiß es nicht; wir haben in diesen Jahren das Zeitgedächtnis verloren.

Mich aber ließ das Wort, seitdem ich es gelesen, nicht wieder los und ward mir zum führenden Schicksal.

Der Tod hat uns alle nur beurlaubt. Wir Schatten sind auf eine Weile in das Reich des Bewußtseins zurückgekehrt, das man einst Leben nannte und das heute bloß ein mit den Prothesen des Todes sich schwerfällig grotesk bewegender Automat ist. Wir harren unserer Wiedereinberufung. Ein Granatsplitter setzt unserem Urlaub das Ziel, die Geschoßnaht eines Maschinengewehrs, eine Giftgaswelle, ein Flammenguß, ein Torpedo, eine Fliegerbombe, die Explosion einer Munitionsfabrik, eine Bahnentgleisung, Hunger, Erschöpfung, ein Raubmord, der Anfall eines Wahnsinnigen, der von der Front kam, oder auch das Urteil von Richtern, die uns das Almosen des Urlaubs aberkennen, weil sie selbst vergessen haben, daß auch sie nur Tote auf Urlaub sind.

Viele suchen durch gefälschte Scheine und Pässe die Frist sich zu verlängern, rasen in grinsenden Tobsüchten, balgen sich geil und gierig mit den Verwesungen der Welt und fürchten sich vor dem Tod, obwohl gerade sie längst zwiefach Tote sind, die nur die Zuckungen der letzten Todesqual Leben wähnen.

851

Digitized by Google

Manche aber wissen, wie sie den Urlaub menschlich erfüllen sollen: daß sie ihre Seele retten und den Tod nicht fürchten, von dem sie kommen; daß sie der Wahrheit dienen und bis zur letzten Stunde die Erde reinigen helfen für die Lebendigen von morgen, die befreit die Kraft haben werden, den Tod aus dem Leben zu bannen. Ihnen wird noch einmal Arbeit im Menschheitsdienst zu der Seligkeit eines vorgefühlten Lebens, das ihrem Geschlecht zu erringen und zu genießen versagt war.

Ein Toter — des Spruches harrend, der ihn begräbt — sammelt in letzten Stunden Bruchstücke seines Wollens und Denkens, Kämpfens und Träumens ... Urlaubserinnerungen!

München,

Untersuchungsgefängnis, 10. Sept. 1918
In der Sonnenaufgangsstunde.

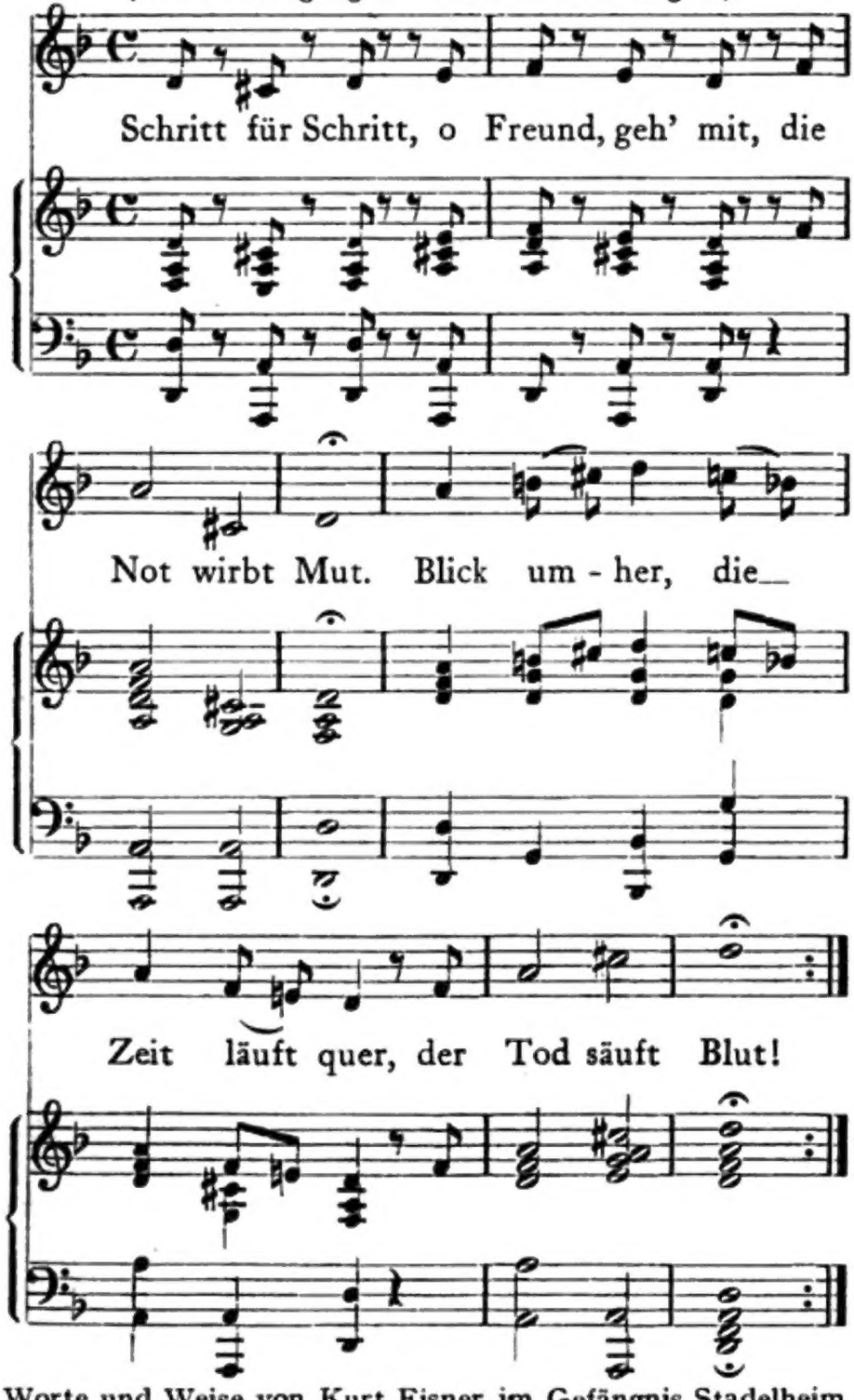
Kurt Eisner.

Digitized by Google

Letzter Marsch.

Den Zuchthäuslern gewidmet

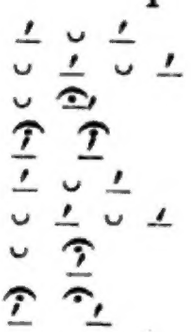
(Beim Rundgang im Kerkerhof zu singen.)



Worte und Weise von Kurt Eisner im Gefängnis Stadelheim ersonnen, im Ministerium des Äußern niedergeschrieben. Nov. 1918.

Digitized by Google

I



II

Schritt für Schritt,
O Freund, geh mit!
Die Not
Wirbt Mut.
Blick umher
Die Zeit läuft quer!
Der Tod
Säuft Blut.

III

Ich und du
Verjagen Ruh:
Die Stadt
Wird wach;
Schreitet schwer,
Ein düstres Heer.
Verrat
Schleicht nach.

IV

Schritt für Schritt,
Der Tod geht mit.
Das Haupt
Trag hoch!
Liegt nichts dran:
Du warst ein Mann!
Wer glaubt
Siegt doch!

Am Neudeck, 22. 6. 18.

Digitized by Google

Krieg!

Drei Szenen von Kurt Eisner.

I.

Eine Sommernacht. Die Restauration eines großen Hotels. Fremde, Studenten, Kleinbürger, Kommis, Frauen, kleine Mädchen. Die Musikkapelle spielt: Puppchen, du bist mein Augenstern. Das Publikum singt mit. Lachen, Trinken, Essen, Rauchen, Schwatzen. An einem Tisch diskutiert man lebhaft.

Der Student: Es geht los. Endlich!

Der Kleinbürger: Sie werden mächtig verdroschen!

Frau Lehmann: Wenn der Lump doch bloß den Thronfolger ermordet hätte, aber auch die Frau Gemahlin! (Gerührt.) Die armen Kinder, die armen . . .

Herr Lehmann: Damischer Hund! So eine Gemeinheit!

Der Student: Jetzt wird man die Kanaille Mores lehren.

Ein anderer Kleinbürger: Ich habe gelesen, Belgrad hat nachgegeben. Es kommt nicht zum Kriege.

Der Student (heiter, selbstbewußt): Selbstredend kommt es zum Kriege! Wetten, daß?

Der andere Kleinbürger (eigensinnig): Ich habe doch gelesen, Belgrad . . .

Ein Kommis (angetrunken): Unsinn . . . Morjen ist Kriech. Frieden ist Unsinn (will sich mit dem Glas Bier in der Hand erheben, verschüttet es) . . . janz

Digitized by Google

Deutschland steht — hupp! — mit Bejeisterung bei Bundesjenossen. (Lacht laut und gröhlt: Puppchen, du bist mein Au . . Au . . Augenstern).

Ein Fremder (düster): Es ist schrecklich . . .

Der Student: Pardon, sind Sie etwa Serb, — dann — (klemmt das Monokel ein).

Ein kleines Mädchen (blickt interessiert zärtlich auf den Fremden): Das wäre reizend, ein wirklicher Serbe! (Zum Fremden): Müssen Sie auch in den Krieg?

Der Fremde (erregt): Aber haben Sie alle denn gar kein Gefühl für die Furchtbarkeit, für den Ernst . . . Ein Zeitungsjunge bringt Extrablätter, Rufe von Tisch zu Tisch: Der Krieg ist erklärt. Einen Augenblick die Stille einer längst erwarteten Entscheidung, die dennoch erschüttert, indem sie wirklich wird. Die Musik bricht plötzlich ab. Dann johlendes Geschrei: Musik! Deutschland, Deutschland über alles! Die Kapelle spielt, alles singt Deutschland, Deutschland über alles.

Der Fremde (nicht mit singend, seufzt): Ach!

Der Student (drohend): Warum singen Sie nicht mit?

Der Kommis: Hallo — Marsch, mitjesungen!

Der zweite Kleinbürger: Ich habe doch gelesen, in Belgrad . . .

Frau Lehmann: Erhebend, daß man bei so was dabei sein kann.

Der Student: Singen oder raus!

Das kleine Mädchen: Lassen Sie ihn doch!

Der Student: Maul halten! (Packt den Fremden am Rock.)

Der Hoteldirektor (herbeieilend): Halt, hier wird nicht gehauen.

Der Student: Das werden wir sehen.

Der Kommis: Sie ham heut jarnischt zu sagen.

Der Direktor: Wenn Sie nicht Ruhe geben, spielt die Musik nicht mehr.

Der Student: Die wird spielen.

(Der Direktor läuft zum Kapellmeister und bedeutet ihm, aufzuhören.)

Der Kapellmeister: Das geht nicht, das Publikum verlangt heute patriotische Nummern.

Der Direktor (schreiend): Ich befehle Ihnen . . .

(Die Gäste werden aufmerksam auf den Streit zwischen Direktor und Kapellmeister und sammeln sich um das Podium.)

Der Kapellmeister (weiter dirigierend): Scheren Sie sich . . .!

Der Direktor (in heller Wut, brüllt): Aufhören, aufhören!

(Ein Bierglas fliegt dicht an dem Kopf des Direktors vorüber. Das ist das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Man schlägt mit den Stühlen auf die Tische, schleudert sie auf den Boden, bis die Marmorplatten zerbrechen, zertrümmert mit den Marmorstücken, mit Biergläsern, Stöcken die elektrischen Lampen und Kronen. Die Frauen kreischen und lachen. Die Kapelle spielt weiter: Deutschland, Deutschland. Während die Menge das Lied mitbrüllt, vollendet sie im Takt das Zerstörungswerk. Der Direktor flüchtet und ruft telephonisch nach der Polizei. Die Marmortrümmer werden jetzt durch die Scheiben auf die Straße geworfen und auf demselben Wege zurückgeschleudert. Die Lorbeerbäume, die die Hotelfront säumen, werden aus den Kübeln gerissen, und nun spielt man so lange durch die Fensterscheiben mit den schweren Kübeln Fangball, bis alles kurz und klein geschlagen ist. Eine wilde Horde stürzt sich auf die Garderobenständer und schleppt Mäntel und Hüte auf die Straße, die bald mit Fetzen bedeckt ist. Das Licht in der Restauration erlischt. Die Kapelle spielt im Dunkeln weiter. Polizei rückt an. Alles läuft davon.

Digitized by Google

Die Kellner jammern um die Zeche, da niemand gezahlt hat. In dem verwüsteten Saal ist niemand mehr außer der Polizei, dem Direktor und den Kellnern. Nur der Kommis liegt hilflos am Boden und rülpst: Hoch der Kriech!)

II.

Straße einer großen Stadt.

Der Zeitungsjunge: Neuestes Extrablatt — neuestes Extrablatt — großer Sieg — 5000 Tote — 12000 Verwundete ...

Der Kleinbürger: Ich mag gar nicht mehr lesen. Kein Mensch zahlt mehr. Das Geld ist aus der Welt verschwunden. Wir müssen alle krepieren. Ganz egal, ob die andern siegen oder wir, nich mal ein Glas Bier kann man sich mehr leisten. Was gingen uns die Serben an ...

Ein Arbeiter: Seit acht Tagen haben wir kein Stück Brot im Hause. Die Kinder verhungern.

Der zweite Arbeiter: Um so besser, dann brauchen sie nicht zu warten, bis Granaten sie zerreißen.

Ein alter Arbeiter: Zwei Söhne haben sie mir gemordet, den dritten zum Krüppel geschossen und alle haben sie Frau und Kinder.

Ein Student (zum Kleinbürger): Darf ich um Feuer bitten?

Der Kleinbürger: Verfluchter Hund! Hat noch Zigaretten! (Schlägt ihn nieder.)

Ein Arzt: Ich habe Pestbazillen gezüchtet. Ich will sie den Leuten einimpfen. Es wäre eine Erlösung — für die Besiegten und die Sieger.

Ein Mädchen (hohlwangig, geschminkt): Komm mit, Schatz!

Der Arzt: Sie soll den Anfang machen.

III.

Weites Feld. Nacht. Ein dunkelroter Himmel liegt schwer über der Erde. Es regnet Blut. Ein nacktes, totes Kind liegt einsam in der leeren Öde. Der Hals ist ihm herausgeschnitten und das Köpfchen liegt auf der Schulter. Vom Blutregen rot gefärbt schleicht sich ein menschenähnliches Gerippe heran, benagt das Händchen des Kindes und verschlingt es. Durch die steigende rote Flut, die den Leichnam des Kindes sacht hebt, watet ein Zug Gespenster, Gestalten aus allen Zeiten und Völkern, Kronen auf den Schädeln, Zepter und Schwert in den Händen, glitzernde Orden an den Rippen aufgereiht, Fürsten, Kriegshelden, Staatsmänner, Größen der Kirche und des Geldes. Sie waten gebeugt und schleppen, alle zusammen in dieselbe eiserne Kette eingeschirrt, hinter sich eine ungeheuere, den Weltraum ausfüllende, schattenhaft getürmte Last. Durch die Nacht stöhnt, während die Blutstropfen unablässig rieseln, ein Gesang, der alle Sprachen zu einer neuen Sprache ewiger Qual und Klage vereinigt.

Der Zug der Verantwortlichen:

Durch blutende Nacht
Wir schleppen und schleifen
Wir Unerlösten
Gemordet Leben,
Zerstörtes Glück,
Zerstückte Leiber.
Es türmt sich die Last
Mit steigender Schuld
Am Wehe der Welt.

Eine Stimme:

Und niemals wird der Fluch von euch genommen,
Bis ihr, die göttlich Leben ruchlos rafftet,
Das Wunder lernt, die Augen eines Kindes,
Vom Krieg geschlossen, neuem Licht zu öffnen.

Digitized by Google

Der Zug sinkt in die Kniee, daß das Blutmeer fast über ihm zusammenschlägt und betet beschwörend zu dem toten Kinde. Aber dessen Augen bleiben geschlossen und der Zug wiederholt, weiterwandelnd, das ewige Lied:

Durch blutende Nacht
Wir schleppen und schleifen
Wir Unerlösten
Gemordet Leben,
Zerstörtes Glück
Zerstückte Leiber,
Es türmt sich die Last
Mit steigender Schuld
Am Wehe der Welt.

(27. Juli 1914.)

Jaurès.

Als Märtyrer des Weltfriedens ist Jean Jaurès gefallen. Die Kugeln eines Meuchelmörders fällten ihn, als sein Lebenswerk zusammenbrach. Er bekämpfte seit jeher mit leidenschaftlichem Heldentum den widernatürlichen Bund der revolutionären Demokratie Frankreichs mit dem zaristischen Kosakentum. Er war mit derselben feurigen Begeisterung ein Prophet der Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.

Die wilde Wut, die dieser unbeugsame Apostel der Humanität im Angesicht des Todes durch die Kraft seines gefährlichen Bekennens erregte, lenkte die Geschosse eines Besessenen gegen diese edle, heroische Brust.

Die unlösbare Tragik des einzelnen ist die Tragik aller französischen Sozialisten. So furchtbar klar und einfach die Haltung der deutschen Sozialisten in dieser europäischen Katastrophe ist, so grauenvoll schwer ist sie für unsere französischen Genossen. Das deutsche Proletariat weiß, daß es den Vernichtungskrieg gegen den Zarismus gilt, den wir gepredigt, solange es eine deutsche Sozialdemokratie gibt. Wir wissen freilich auch, daß das unentwirrbare Verhängnis Europas die Schuld einer Politik ist, deren Wurzeln tief in die Vergangenheit reichen, vor der zu warnen, die zu bekämpfen wir niemals müde wurden. Aber es ist jetzt nicht die Zeit, daran zu erinnern, wie schrecklich sich die hellseherischen Worte erfüllt haben, die vor 44 Jahren Karl Marx gesprochen. Jetzt hat der Zarismus Deutschland angegriffen, jetzt haben wir keine Wahl, jetzt gibt es kein Zurückblicken. Jetzt hat das deutsche Proletariat den Erbfeind der europä-

ischen Gesittung zu vernichten, als Deutsche, als Demokraten, als Sozialisten ergreifen wir die Waffen für die gerechte Sache.

Die französischen Sozialisten aber sollen an der Seite der Kosaken gegen ihre deutschen Freunde kämpfen. Das ist die grauenschwerste Stunde des französischen Proletariats, ein durch die Verkettung der europäischen Politik der herrschenden Klassen herbeigeführter Konflikt, aus dem es keinen Ausweg gibt. Unter der Qual dieses Schicksals stehen alle französischen Sozialisten, aber mehr als alle anderen mußte diese Tragik Jean Jaurès erschüttern, den glühenden Künder des Weltfriedens, ihn, der Deutschland liebte, so heiß wie sein eigenes Vaterland, der im Reiche deutscher Gedanken erwachsen — der Philosophie Kants war sein erstes wissenschaftliches Werk gewidmet —, der für deutsche Kunst entflammt war.

So war für ihn der Tod Erlösung im rechten Augenblick. Aber für sein Land, für Europa, für die Menschheit ist sein Tod ein Unglück. Seine mächtige Stimme, die Kolosse von Widerständen niederzuzwingen vermochte, wird in den kommenden Zeiten fehlen, wenn es die Menschen, ermattet von Blut und Qual, nach dem Worte des beschwörenden Führers verlangt. . . .

Jean Jaurès gehört zu jenen weltpatriotischen Bekennernaturen, an denen sein Volk reich ist. Immer wenn blinder Wahn in unaufhaltsamer Zerstörung alles zu überfluten drohte, stellte er sich, mit der ganzen Gewalt seiner enthusiastischen Seele, der unbeirrbaren Sicherheit seiner Vernunft (im Geiste der Humanität) und der herrlichen Todesverachtung des einzelnen Helden, dem trüb gärenden Toben entgegen. Als die klerikal-militaristische Pest des Dreyfushandels Frankreich verwüstete, war seine unerschrockene Kraft es vor allem, die das Land reinigen und das Verbrechen sühnen half. Und wie es ihm gelang, die streitenden französischen Sekten des Sozialismus zu einer großen

Partei zu einigen, so war er auch in der Internationale der kluge Mittler und Versöhner, dessen Einfluß auf das Proletariat der Welt von Jahr zu Jahr stieg.

Das aber wurde ihm immer mehr zur Lebensaufgabe: die Versöhnung Deutschlands und Frankreichs. In den deutsch-französischen Kriegskrisen, die seit Beginn des Jahrhunderts wiederholt den Frieden bedrohten, hat er — wie immer beschimpft von seinen Landsleuten und schroff abgewiesen von den Herrschenden Deutschlands — einen weit größeren Einfluß auf Erhaltung des Friedens geübt, als bisher bekannt geworden ist. Als Grundlage des dauernden Friedens zwischen Frankreich und Deutschland und damit des europäischen Friedens überhaupt erkannte er die Schaffung von Volksheeren. In seinem Buche Die neue Armee (Deutsch bei Eugen Diederichs in Jena 1913 erschienen) hat Jaurès die Organisation solchen Volksheerwesens entworfen und begründet: „Die Mobilisierung der Armee zur Mobilisierung der Nation selbst machen, das heißt den Regierungen den Gedanken an Abenteuer erschweren. Und wenn Frankreich dies alles ins Werk gesetzt hat, wenn es den anderen Völkern auf einem Weg vorangeschritten ist, den es ohne Gefahr zuerst betreten kann, weil es sich dadurch stärkt, statt sich zu schwächen, dann werden die anderen Nationen, dann wird vor allem Deutschland ihm folgen müssen. . . . Damit wird für Europa ein neues Zeitalter anbrechen, und diese hehre Hoffnung auf Frieden und Gerechtigkeit wird der Arbeiterklasse Frankreichs helfen, den Sinn, die Bedeutung, die Notwendigkeit der Institution zu begreifen, die wir in Vorschlag bringen und an deren Verwirklichung wir leidenschaftlichen Herzens und mit beharrlichem Willen arbeiten werden, als an einem Teile des umfassenden Planes der sozialen Erneuerung, der sich heute allen guten Bürgern, allen guten Franzosen aufzwingt.“ Das sind die Schlußsätze des Buches. Und

in dem Gesetzentwurf, den er in Ausführung seiner Gedanken dem Buche beifügt, lauten die beiden letzten Artikel:

Artikel 17:

Jede Regierung, die einen Krieg unternimmt, ohne vorher öffentlich und loyal die schiedsgerichtliche Lösung des Konfliktes vorgeschlagen zu haben, ist als Verräter an Frankreich und den Menschen, als öffentlicher Feind des Vaterlandes und der Menschheit zu betrachten. Jedes Parlament, das seine Zustimmung gibt, ist des Hochverrats schuldig und von Rechts wegen aufgelöst. Es ist die verfassungsmäßige und nationale Pflicht der Bürger, jene Regierung zu stürzen und sie durch eine gutgesinnte Regierung zu ersetzen, die, indem sie den Schutz der internationalen Unabhängigkeit sichert, dem Gegner das Anerbieten macht, durch einen Schiedsspruch die Feindseligkeiten zu verhüten oder einzustellen.

Artikel 18:

Die Regierung Frankreichs wird aufgefordert, von nun an mit sämtlichen am Haager Schiedsgerichtshofe vertretenen Staaten über vollständige (bedingungslose) Schiedsgerichtsverträge einzutreten und im Einvernehmen mit ihm das Schiedsgerichtsverfahren zu regeln.

Man begreift, daß der Schöpfer dieses Gesetzentwurfs sein Volk in dem Augenblicke nicht an Rußlands Seite finden wollte, da der „Friedenszar" das ungeheuerlichste Verbrechen der Menschheitsgeschichte verübte, da er die Welt in Brand setzte.

Es ist heute nicht die Ruhe, um die wissenschaftliche Bedeutung Jean Jaurès' zu würdigen. Daß er der größte Redner unserer Zeit gewesen, wissen alle, die ihn jemals gehört haben, die er bezwang, auch wenn sie seine Sprache nicht verstanden. Es war nicht eigentliche Beredsamkeit. Es war eine willensstarke, grenzen-

Digitized by Google

lose Begeisterung und Gläubigkeit in ihm, für die das Wort nur ein Mittel war, um die Welt, die er in seinem Geiste sah, im voraus zu verwirklichen.

Wir werden seine Stimme nicht mehr hören. Aber eines glauben wir, gläubig im Geiste des unsterblichen Toten: Wenn denn aus dieser Zeit des Grauens eine neue Erde aufersteht, die neue Menschheit wird Jean Jaurès segnen und sein Grab wird ihr heilig sein. . . .

* * *

Nachtrag, Stadelheim 1918. Die vorstehenden Zeilen wurden am Sonntag, den 2. August 1914 geschrieben und tags darauf in München veröffentlicht, an demselben Tage, da ein Münchener Blatt die Nachricht durch Anschlag verbreitete, daß die Münchener Quellwasserleitung vergiftet, das Ergebnis der magistratlichen Untersuchung aber noch nicht abgeschlossen sei; dabei lief das Wasser fröhlich aus der Leitung, man folgte der Warnung und trank es nicht — man kam nicht auf die Überlegung, daß der Magistrat doch wohl, statt vor vergiftetem Wasser zu warnen, zuerst die Leitung absperren würde.

Ich gebe die kleine Betrachtung über Jaurès, dem ich in meiner politischen Gesamtauffassung näher stand als irgendeinem anderen Haupt der sozialistischen Internationale, unverändert wieder — als Urkunde jener Tage. Im gleichen Sinne sprach ich eine Woche vorher zu einer gewaltigen Volksversammlung im Münchener Kindlkeller; ich beschwor die westlichen Völker, dem Zarismus Frieden zu gebieten . . . Dann las ich das deutsche Weißbuch. Seitdem hätte ich weder über die Ermordung Jaurès, so schreiben noch jene Rede wieder halten können, obwohl ich am 4. August erst unsicher geworden war, noch nicht völlig klar sehen konnte. Auf den Internationalen Kongressen bestand nie ein Zweifel darüber, wie sich die Sozialisten bei einem Kriege zu den nationalen Re-

gierungen stellen müßten: Kampf mit allen Mitteln gegen die Regierung, die den Krieg verschuldet. In Amsterdam hatte Jaurès auch das sichere Kriterium angegeben, wie die Kriegsschuld festzustellen sei: sie laste auf der Regierung, die eine schiedsgerichtliche Untersuchung des Konflikts zurückweise oder sonst verhindere.

Wie ich zu der Auffassung kam, an der ich bis zu den ersten Augusttagen 1914 keinen Zweifel hegte?

Die Beantwortung dieser Frage würde einen nicht unwichtigen Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges bilden.

Ich begnüge mich mit der Andeutung, daß die bayrische Regierung die leitenden Männer der bayrischen Sozialdemokratie seit dem November 1912 dahin instruierte, daß Deutschland von einem russischen Überfall bedroht sei; es wurden sogar Einzelheiten des vermuteten russischen Feldzugsplans mitgeteilt. Schon im November 1912 versuchte ich die Parteipresse zu alarmieren — ohne Erfolg.

Die bayrische Regierung war es auch, die seit der Mitte Juli 1914 die Parlamentarier von dem unmittelbar bevorstehenden Ausbruch der Weltkatastrophe unterrichtete und die am Dienstag, den 28. Juli 1914, die deutsche Mobilmachung als bis zum Schluß der Woche bestimmt erfolgend ankündigte. Da sich diese Information als furchtbar zuverlässig erwies, war es psychologisch begreiflich, daß auch die seit Jahr und Tag suggerierte kriegspolitische Auffassung zunächst Vertrauen finden konnte, zumal sie der traditionellen, seit Menschenaltern dogmatisch gehegten Anschauung der deutschen Sozialdemokratie von der zaristischen Kriegsweltgefahr durchaus entsprach.

Völkerrecht.

Einige Anmerkungen.

Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Petersbourg, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht“ das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Graf Moltke an J. C. Bluntschli 1880.

Sofern es auch während eines Krieges die Aufgabe wissenschaftlichen Denkens und Forschens bleiben sollte, die Wahrheit zu ermitteln, kann ich mich nicht zu der Methode des Münchner Historikers Hans Prutz bekennen, daß ohne umfassende Kenntnisse aller Tatsachen und Urkunden schon auf Grund einseitiger Parteibehauptungen ein Urteil über Recht oder Unrecht dieser und jener Erscheinungen ausgesprochen werden darf. Ebensowenig vermag ich in Wettbewerb mit jenen in allen Ländern zahlreich auftretenden Völkerrechtsgelehrten zu treten, die es jetzt für ihre Pflicht halten, je nach ihrer staatlichen Zugehörigkeit die Völkerrechtsverletzungen des eigenen Landes entweder zu leugnen oder zu beschönigen, die der feindlichen Länder zu behaupten und anzuklagen. Mir scheint es ebensowenig die Aufgabe eines Völkerrechtslehrers zu sein, das Völkerrecht als polemische Waffe gegen den Feind zu mißbrauchen und damit wissenschaftlich und praktisch zu entwerten, wie es mir nicht die Herzensangelegenheit gerade von

Künstlern zu sein scheint, Zerstörungen von Kunstwerken zu verteidigen und unersetzlichen Kulturbesitz für minder wertvoll zu erklären als ein einziges Menschenleben, das vermeintlich durch die Zerstörung eines Kunstwerks gerettet werden könnte. (Ich wenigstens werte mein Menschenleben nicht so hoch wie eine Schöpfung ewiger Kunst, und schätze die Kunst nicht so niedrig ein, daß sie weniger sei als lebendige Wesen, deren völlige Wertlosigkeit ja gerade gegenwärtig dadurch bewiesen wird, daß sie millionenfältig verstümmelt und vernichtet werden.)

Die üble Phrase von der „Voraussetzungslosigkeit" der Wissenschaft hat den guten Sinn, daß ihre Forschungsergebnisse nur abhängig sein dürfen von den immanenten Methoden der Wissenschaft, niemals aber von irgendeiner äußeren Autorität, nicht von einem religiösen Dogma, noch weniger gar von dem Zufall der Staatsangehörigkeit. Wer diese Unbefangenheit heute nicht aufzubringen vermag, soll schweigen, nicht aber unter dem Schutz eines Titels oder Amts, was ihm an wissenschaftlichem Ernst abgeht, durch das Feuer seiner unbezweifelten heiligen Überzeugungen ersetzen.

Die nachfolgenden völkerrechtlichen Betrachtungen liegen abseits von allen apologetischen und polemischen Absichten. Sie wollen verdunkelte Tatsachen ans Licht stellen, trübe Erscheinungen erklären, Probleme — an ein paar zufällig gewählten Einzelbeispielen — dem Nachdenken vorstellen. Und wenn diesen Anmerkungen dennoch auch die Absicht einer Wirkung zugrunde liegen sollte, dann ist es nur die: die völlige Zerstörung des Völkerrechts, als des Rechts einer Völkergemeinschaft, nicht dadurch herbeizuführen, daß man es unnützlich im Munde führt.

Digitized by Google

I.

Rechtsmäßige Völkerrechtsverletzungen.

Zu den niederdrückendsten Erscheinungen dieses Weltkrieges gehört die Mißhandlung des Völkerrechts. Alle kriegführenden Parteien werfen sich unablässig gegenseitig Verletzungen des Völkerrechts vor. So ist nach den beiden Haager Weltfriedenskonferenzen von 1899 und 1907, von denen manche Schwärmer den Beginn eines modernen Völkerbundes des Rechts und des Friedens, den Anfang einer „Organisation der Welt" datieren wollten, gerade in der Zeit, wo ein dritter Haager Kongreß hätte stattfinden sollen, die Idee der Schiedsgerichte durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges seit einem Jahrhundert gegeißelt worden; und auch die Bemühungen um völkerrechtliche Bindung der „Humanisierung" des Krieges sind zerstört worden. Wer die diplomatischen Akten der Vereinigten Staaten kennt, deren Pariser Gesandten 1870/71 der Schutz der Deutschen anvertraut war, der weiß, mit welcher Menschlichkeit, Kraft und Unparteilichkeit damals dieser Vertreter Amerikas gegen beide kriegführenden Parteien das Völkerrecht gegen jede Antastung — im strengsten und weitesten Sinne— verteidigte; und wie man damals mit Ernst und Würde Ausschreitungen bekämpfte, die heute viel zu harmlos erscheinen würden, als daß man ihnen nur die gespielte Empörung von fünf Druckzeilen widmen möchte. Heute gehört die Völkerrechtsverletzung zum alltäglichen Betrieb, und dies, nachdem zum erstenmal 1907 im Haag sogar etwas wie eine Schadenersatzpflicht (in allerdings sehr unbestimmten und unklaren Wendungen) für Völkerrechtsverletzungen beschlossen worden ist.

Schlimmer noch: Gerade die völkerrechtliche Bindung, die im Haag versucht wurde, ist zum Quell einer furchtbaren Kriegsverschärfung geworden. Das ver-

besserte Völkerrecht hat insofern die Völkerrechtsverletzungen gesteigert, als die gegenseitigen Beschuldigungen des Völkerrechtsbruchs zu Repressalien führten, die natürlich wiederum weit außerhalb des Völkerrechts ihre verheerenden Mittel der Abschreckung, Strafe oder Rache wählten. Dabei ist es in der Wirkung ganz gleichgültig, ob etwa die Deutschen sich zu solchen Abwehrmitteln genötigt sahen, weil vom Feinde das Völkerrecht wirklich verletzt war, oder ob Kosaken erlogene Verletzungen nur zum Vorwand nahmen, um sich nach Herzenslust außerhalb des Völkerrechts ausrasen zu können — auf „rechtmäßige" Weise.

Die Berufung auf das Völkerrecht wirkte auf zweierlei Weise schädlich und schürend. Man behauptete völkerrechtswidrige Vorkommnisse, die tatsächlich nicht geschehen oder mindestens nicht erweislich waren. Oder man berief sich auf Erscheinungen, die freilich an sich Tatsachen waren, die aber zu Unrecht als mit dem Völkerrecht unvereinbar gekennzeichnet wurden. Gerade solche Beschuldigung aber kann dann zu wirklichen schwersten völkerrechtsverletzenden Repressalien führen, ohne daß sie im Geiste des Völkerrechts begründet wären.

Wenn es nun die beiden wichtigsten Aufgaben des Völkerrechts sind, Kriege zu verhindern oder, wenn das nicht möglich, ihre Leiden nicht über das Maß des Notwendigen zu steigern, so hat die Presse die völkerrechtlich gebotene Pflicht, nicht ihrerseits die Kriegsleiden über den Grad des Unvermeidlichen hinaus dadurch zu erhöhen, daß sie jenes mißbräuchliche, nur der Verhetzung und Verrohung dienende Völkerrechtsgeschrei erhebt, anstatt sowohl die Tatsachen gewissenhaft zu prüfen als auch die wahren völkerrechtlichen Bestimmungen in Wortlaut und Sinn festzustellen. Statt dessen haben wir schaudernd erlebt, um ein deutsches Beispiel zu erwähnen, wie ein großes

Blatt monatelang fast täglich in immer neuen Wendungen als „Repressalie" die Abschießung von Gefangenen verlangte, bis es in dem schauerlichen Aberwitz der Forderung strandete, daß englische gefangene Offiziere in den vordersten deutschen Schützengräben festgebunden werden müßten, um dort von den Dum-Dum-Geschossen der eigenen Landsleute niedergemacht zu werden!

Aber die Organe der öffentlichen Meinung in allen Ländern haben noch eine höhere Pflicht. Gerade während eines Krieges, wo das Völkerrecht unmittelbar in das Dasein aller positiv oder negativ eingreift, ist es eine nationale Aufgabe, die Anschauungen über das Wesen und die Bedingungen des Völkerrechts, aus der lebendigen Erfahrung heraus, zu klären und so seine vernünftige Entwickelung zu fördern; nach dem Kriege ist Gefahr, ja Gewißheit, daß sich diese Probleme in die engen Zirkel gelehrter Spezialisten zurückziehen. Und diese tragen gerade die Schuld, daß sie das Völkerrecht als wissenschaftliches System in den erbarmungswürdigen Zustand gebracht haben, der jetzt die praktische Durchbrechung und die gedankliche Verwirrung so verhängnisvoll erleichtert.

Man redet heute von dem Bankerott des Völkerrechts, weil die zahlreichen schweren Verletzungen offenkundig sind. Aber die Verletzungen eines Rechts machen nicht das Recht selbst zuschanden. Das Verbot des Mordes im Kriminalrecht hebt das Gesetz nicht selbst auf und macht es keineswegs unwirksam. Alles Recht kann verletzt werden und wird unzählige Male verletzt; damit wird das Recht selbst nicht aufgehoben. So würden die Völkerrechtsverletzungen im Krieg 1914 so wenig die Sinnlosigkeit oder auch nur die Ohnmacht des Völkerrechts erweisen, daß sie im Gegenteil erst recht seine Notwendigkeit und Bedeutung klarstellen.

Der Bankerott des Völkerrechts ist längst im Frie-

den und zwar von den seinem Dienst gewidmeten Juristen herbeigeführt worden. Sie haben das Völkerrecht dynamitiert, indem sie es mit dem Begriff der rechtmäßigen Völkerrechtsverletzung beluden. Das Völkerrecht aber ist in seinem innersten Wesen, seiner ganzen Natur nach absolut, allgemeingültig und ausnahmslos unverletzlich, oder es ist überhaupt nicht. Selbstverständlich, die Möglichkeit der Rechtsverletzung bleibt gegeben, aber den Rechtsverletzer hat dann die volle Verantwortung für seinen Rechtsbruch zu treffen, und mit dieser Verantwortlichkeit unter allen Umständen wird das Recht selbst bejaht und erhalten. Wer aber die Anschauung verteidigt, daß es auch eine rechtmäßige, gesetzliche Völkerrechtsverletzung geben kann, der macht das ganze Völkerrecht zum Hohn und Spott; mehr noch: zu einer völkerrechtswidrigen vergifteten Waffe.

Zwei kleine, harmlose Worte haben diese Selbstauflösung des Völkerrechts in Wissenschaft und Praxis verursacht. Man übernahm aus dem Kriminal- und Zivilrecht die Begriffe der Notwehr und des Notstandes, die an sich rechtswidrige Handlungen gesetzlich und schuldfrei machen. Wer in der Notwehr einen Räuber tötet, handelt rechtmäßig. Und wer im äußersten Notstand, wo es sich um seine Selbsterhaltung handelt, ein an sich unzulässiges Mittel anwendet, darf diese Lebensgefahr zu seinen Gunsten geltend machen. Es ist nun die herrschende Ansicht der Völkerrechtsgelehrten, daß Notwehr und Notstand auch für das Gebiet des Völkerrechts gelten, und hier sogar im weitesten Umfang. Zwar ist einigen Völkerrechtlern sichtlich bei ihren wunderbaren Konstruktionen und Beweisführungen nicht recht wohl, aber je unbehaglicher und schwieriger ihnen das Werk dünkt, um so gebieterischer stellen sie — auch eine Art von Notwehr und Notstand! — die brüchige Behauptung unter den

Schutz einer allgemeinen, übereinstimmenden Anschauung.

v. Liszt, um einen der Neueren und Angeseheneren zu nennen, dekretiert in seinem „Völkerrecht" (6. Aufl. 1910): „Die strafrechtlich und privatrechtlich anerkannten Begriffe der Notwehr und des Notstandes schließen auch für das Gebiet des Völkerrechts die Rechtswidrigkeit der begangenen Verletzung aus." Warum? Statt der Begründung vernehmen wir ein Beispiel: „Auch der dauernd neutralisierte Staat darf mithin den feindlichen Überfall mit Waffengewalt abwehren. Er handelt in Notwehr." Sollte das nicht doch ein wenig gedankenlos sein? Notwehr macht eine an sich rechtswidrige Handlung zulässig. Aber die Abwehr eines Angriffs auf die Neutralität ist so wenig eine rechtswidrige Handlung, daß vielmehr ihre Unterlassung rechtswidrig wäre. Der Schutz der Neutralität gehört zum Begriff der Neutralität. Die fünfte Haager Konvention von 1907 bestimmt im 4. Artikel ausdrücklich, daß der neutrale Staat auf seinem Gebiet keine Neutralitätsverletzungen dulden darf; und im 10. Artikel wird sogar gesagt, daß der Kriegführende auch aus der gewaltsamen Zurückweisung seines Angriffs auf neutrales Gebiet keinen casus belli machen darf. So wenig handelt es sich hier um einen Akt der Notwehr; der Widerstand ist das gesetzliche Recht und die Pflicht des Neutralen. Um dieses Beispiels willen bedarf es also nicht der Einführung der Notwehr ins Völkerrecht. In dem praktischen Beispiel, das wir jetzt erlebt haben, war es auch nicht die Abwehr einer Neutralitätsverletzung, sondern die Neutralitätsverletzung selbst, die als Notwehr gerechtfertigt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch gleich der Begriff der Putativnotwehr ins Völkerrecht übernommen; die Notwehr gegen einen bloß (mit Recht oder Unrecht) vermuteten Angriff. Im weiteren bestreitet — gemäß den Haager Beschlüssen — Liszt, daß in dem beson-

deren Völkerrechtsgebiet des Kriegsrechts das bindende Gesetz durch die „Kriegsräson", die freie Entscheidung der militärischen Befehlshaber, eingeschränkt werden dürfte. Und erschreckend rigoros fügt er hinzu: „Eine offene Stadt darf auch dann nicht beschossen werden, wenn von ihrer Vernichtung der Ausgang des Krieges abhängen sollte." Doch fährt er beruhigend fort: „Wohl aber greift auch im Kriege der Begriff der Notwehr Platz: gegen rechtswidrigen Angriff ist Verteidigung stets gestattet." Das ist es: Auch wenn das ganze Schicksal eines Krieges davon abhängt — es ist verboten, eine unverteidigte Stadt zu bombardieren. Aber wenn ein Bürger der Stadt auf einen Soldaten schießt, dann kann aus Notwehr als Repressalie die Stadt in Brand geschossen werden, auch wenn's für die Entscheidung des Krieges ganz gleichgültig ist. Berliner Völkerrechtswissenschaft in 6. Auflage!

Ein anderer! v. Martitz lehrt in dem Bande des Sammelwerks Kultur der Gegenwart, der die Systematische Rechtswissenschaft behandelt (1913): „Die Regeln, nach denen gekämpft wird, bilden die Kriegsmanier (Kriegsgebrauch, loi de guerre). Sie sind weit genug, um der militärischen Notwendigkeit den erforderten Spielraum zu lassen. Nur im Falle des Notstandes würde es, schon nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, nicht unzulässig sein, sich über sie hinwegzusetzen, was man mit dem einer Mißdeutung fähigen Ausdruck Kriegsräson bezeichnet. Und Repressalienverfahren kommen auch im Kriege zur Anwendung."

Warum? Wer mag's wissen! Der Professor sagt's so. Die Wirkung aber sehen wir tagtäglich. Das Völkerrecht wird verletzt — folglich muß man es noch mehr verletzen — als Repressalie, aus Notwehr, aus Notstand. So entmenschlicht das Völkerrecht den Krieg in steigender Progression!

Digitized by Google

Ein Dritter! Heilborn benachrichtigt uns in seinem System des Völkerrechts: „Die Begriffe Notwehr und Notstand sind allgemeiner Natur und dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.“ Diese bekannte Voraussetzung scheint nun einem Vierten, Fleischmann, doch nicht so ganz einwandfrei, und er erinnert daran, daß der Begriff des Notstandes schon im nationalen Recht durchaus nicht feststehend sei, und daß die Juristen von einer „ungesunden und lückenhaften Entwickelung“, von einer „hilflosen Entwickelung“ des Begriffs reden.

Eine Begründung dieser Aushöhlung des Völkerrechts durch Notwehr und Notstand wird in dem vierbändigen Handbuch des Völkerrechts F. v. Holtzendorffs versucht; der Abschnitt über Kriegsrecht ist von Prof. Lueder bearbeitet. Zunächst wird der Krieg selbst als „Recht“ deduziert:

> Der kriegführende Staat und seine Organe befinden sich in der Lage des in einem Kampf um Leben und Tod verwickelten Einzelnen, den in diesem Kampfe nur das Eine leitet: um jeden Preis den Gegner niederzuwerfen, um das eigene Leben zu retten. Das ist nicht nur natürlich, so daß es nicht anders sein könnte, sondern es ist auch rechtlich. Das Recht gestattet, wie die Beispiele der Notwehr und des Notstandes zeigen, ihm dazu die Anwendung der äußersten Gewaltmittel, die er zur Erreichung seines Zweckes braucht.

Damit wird der rechtliche Charakter des Krieges selbst aus Notwehr und Notstand begründet. In der Tat, das ist bereits Besitzgut des allgemeinen Kulturbewußtseins geworden, daß die Gemeinschaft der Völker nur in der Notwehr oder im Zustande äußerster Not durch einen Krieg zerrissen werden darf. Daher das Bemühen aller Kriegsparteien, für sich zu beweisen, daß sie sich nur gegen einen Überfall wehren. So weit ist das Gewissen der Zivilisation dennoch vor-

gedrungen, daß niemand mehr wagt, sich als Angreifer zu bekennen.

Wenn nun der „rechtliche" Charakter des Krieges nur aus Notwehr und Notstand begründet werden kann, welche rechtliche Bedeutung haben dann die völkerrechtlichen Einschränkungen der Kriegführung? Die Antwort liegt so nahe, drängt sich so unmittelbar auf, daß sie ein Völkerrechtsprofessor unmöglich sehen kann. Holtzendorff-Lueder erklären sich zunächst für die völkerrechtliche, gesetzliche Bindung der Kriegführung:

> Es hat sich ergeben, daß die Beschränkung weiterer, d. h. über den Kriegszweck hinausgehender Gewalt mit der Natur des Krieges vereinbar ist. Hier, wo die dort nötige Gewalt zur brutalen Grausamkeit oder Zerstörung werden würde, beginnt deshalb die Möglichkeit und damit die Pflicht und Notwendigkeit kriegsrechtlicher Beschränkung, bzw. Untersagung.

Mit allem Nachdruck wird hier die Aufstellung eines bindenden Kriegsrechts gefordert — entgegen der Anschauung, daß es ausschließlich Sache der kriegführenden Militärs sei, die Art der Kriegführung — innerhalb gewisser humaner Gewohnheiten — zu bestimmen: Die Kriegsmanier (Kriegsgesetz), nicht die Kriegsräson hat über die Sitten und Mittel der Kriegführung zu entscheiden. Dann aber folgt auch bei diesen Handbüchlern die Einschränkung: In zwei Fällen könne durch die Kriegsräson die Kriegsmanier aufgehoben werden:

> „einmal im Falle der äußersten Not, wenn der Zweck des Krieges nur durch die Nichtbeachtung erreicht werden kann und durch die Beachtung vereitelt werden würde; sodann im Wege der Retorsion, also als Erwiderung unberechtigten Nichtbeachtens der Kriegsmanier von der Gegenseite".

Diese Zulässigkeit der Ausnahme wird mit der Erwägung gerechtfertigt, man könne „durch ein unerwidertes Hingehenlassen der von der Gegenseite be-

gangenen Verletzungen der Kriegsmanier in Nachteil und in eine ungünstigere Lage als der verletzende Gegner versetzt werden hinsichtlich des mit allen Mitteln zu erstrebenden Zieles: Brechen des gegnerischen Willens und Erlangen des Sieges".

Indem der Professor diese Begründung niederschrieb, hatte er bereits wieder vergessen, wie er vorher die Möglichkeit einer völkerrechtlichen Regelung nachgewiesen hatte. Sie beschränkte sich auf die Sphäre, wo der Kriegszweck selbst in seinen Notwendigkeiten nicht berührt werde; das Völkerrecht wolle nur die unnützen, durch den Kriegszweck nicht gebotenen Grausamkeiten verbieten. Danach kann es überhaupt keine völkerrechtliche Bindung geben, die die Erreichung des Kriegszwecks vereitelt. Also kann auch die absolute Unterwerfung unter das Kriegsrecht niemals die strategische oder taktische Lage ungünstiger gestalten, im Verhältnis zu dem, der das Kriegsrecht mißachtet. Die beiden Begründungen des Völkerrechts selbst und seiner rechtmäßigen Ausnahmen heben sich, wie man sieht, gegenseitig glatt auf. Weil das Kriegsrecht nichts enthalten darf und nichts enthält, was mit dem Kriegszweck unvereinbar ist, so kann es nur, seinem inneren Wesen nach, ausnahmslos gelten, oder es hört auf, ein Kriegsrecht zu geben. Ein Konflikt ist unter dieser Annahme gar nicht möglich. Natürlich kann das Kriegsrecht immer gebrochen werden, aber dann eben als Rechtsbruch, nicht als Recht; es kann gar keine Gefahr sein, daß durch die Unterwerfung unter die völkerrechtlichen Bestimmungen die eigene Sache gefährdet werden könnte, weil das Völkerrecht ja nur die für den Kriegszweck unnötigen Maßnahmen auszuscheiden sucht. Wenn man übrigens die Hinwegsetzung über die Völkerrechtsbestimmungen nur für den äußersten Notfall gestatten will, so vernehmen wir jetzt fast täglich die andere Meinung, daß es Pflicht des mili-

tärischen Kommandos sei, jedes Mittel anzuwenden, wenn dadurch auch nur ein Soldat gerettet werden könne.

Das ist denn die einzige denkbare rechtliche Bestimmung des Kriegsrechts (um uns auf diesen Teil des Völkerrechts zu beschränken): Ist der Krieg rechtlich aus Notwehr oder aus Notstand zu begründen, so bezeichnet das Völkerrecht eben die Schranken in der Ausübung der Notwehr und des Notstandes, und diese Schranken können daher logisch nicht wieder durch Notwehr und Notstand zertrümmert werden; sie müssen ihrem Begriff nach ausnahmslos verbindlich sein.

Nach dieser Einsicht ist die andere, meine Auffassung stützende Erwägung unerheblich, daß im Völkerrecht der Rechtsbrecher aus Notwehr nicht nur Richter in eigener Sache ist, sondern daß es auch keinen Richter gibt, der darüber entscheiden könnte, ob wirklich Notwehr und Notstand vorliegen.

Denn die zuletzt im Haag beschlossene Haftpflicht für Völkerrechtsverletzungen ist papieren und unvollziehbar. Philipp Zorn hat diese, übrigens von Deutschland beantragte, Bestimmung in erregten Ausführungen für ein „Unglück", für unerträglich erklärt, und hält es für höchste Zeit, diesen „formal-juristischen Exzessen" ein Ende zu machen. Aber da es keinen internationalen Gerichtshof gibt, der darüber entscheidet, ist die prinzipiell allerdings revolutionäre Bestimmung von 1907 wesenlos. Um so mehr aber ist es erforderlich, daß man wenigstens den moralischen Wert der völkerrechtlichen Bindungen nicht durch die „formal-juristischen Exzesse" der Notwehr und des Notstandes völlig vernichtet.

Läßt man im Kriegsrecht Ausnahmen zu, so gelangt man wieder zur Kriegsräson, die in jedem Falle die Wahl der Mittel dem Ermessen der Heerführer

Digitized by Google

überläßt. Das war aber gerade die Absicht der Haager Beschlüsse, die nichts von Notwehr und Notstand wissen, die allgemeine Rechtsverbindlichkeit der aufgestellten Regeln der Entscheidung der Heerführer zu entziehen; und ausdrücklich ist im Haag bestimmt worden, daß auch selbst in den durch die Konvention nicht geregelten Fällen nicht das militärische Kommando freie Hand haben solle, sondern daß „Völker und Kriegführende unter dem Schutz und der Herrschaft der Grundsätze des Völkerrechts bleiben, so wie sie aus den zwischen den zivilisierten Nationen bestehenden Gebräuchen, Gesetzen der Menschlichkeit und Forderungen des öffentlichen Gewissens folgen".

In dieser Auffassung kommt der unausgeglichene Konflikt zwischen dem Völkerrecht und der militärischen Anschauung zum Ausbruch. Daß die Völkerrechtsprofessoren ihre eigenen Kartenhäuser wieder umblasen, daß sich die doch offenbar geprüft scharfsinnigen Herren in einem kläglichen System von krassen Widersprüchen eingraben, ist nicht einem Mangel des Verstandes zuzuschreiben, sondern aus dem Notstand zu erklären, daß sie ihre Wissenschaft vor dem gebietenden Veto des Militärs zu retten suchen, indem die Universität den Generalstab durch ein Kompromiß zu beschwichtigen beflissen ist. Die Wahrheit ist, daß die Militärs jeder völkerrechtlichen Bindung mit Zwangsgewalt durchaus entgegen sind.

Am klarsten und schärfsten hat diesen Gegensatz Graf Moltke (der Ältere) 1880 in einem Brief an den Heidelberger Völkerrechtslehrer Bluntschli ausgesprochen. Aus dem Schreiben wird gern der Satz angeführt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung." Aber dieser Satz ist als Bekenntnis eines persönlichen Dogmas nur für den verbindlich, der es glaubt, und deshalb ohne allgemeine Bedeutung.

Dagegen ist der weitere Inhalt des Briefes von entscheidender Wichtigkeit. Bluntschli hatte dem Generalfeldmarschall das von dem Institut für internationales Recht veröffentlichte Handbuch des Kriegsrechts zugesandt. In seiner Erwiderung lehnt Moltke sehr höflich, aber auch sehr entschieden jedes „kodifizierte Kriegsrecht" ab. Eine Humanisierung der Kriegführung sei nur zu erwarten „von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinne der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen". Das Handbuch enthielt die völkerrechtliche Bestimmung — die Brüsseler Konferenz von 1874 war vorausgegangen —, daß Requisitionen nur „im Verhältnis zu den Hilfsmitteln des Landes" erfolgen dürfen. Moltke entgegnet: „Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, ... muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern." Im Interesse der schnellen Beendigung des Kriegs „müssen alle, nicht geradezu verwerflichen Mittel" frei stehen. Mit der Petersburger Deklaration, daß nur die Schwächung der feindlichen Streitmacht berechtigt sei, kann Moltke sich in keiner Weise einverstanden erklären; alle Hilfsquellen der Regierung, d. h. des Landes müßten in Anspruch genommen werden. Im Handbuch waren die völkerrechtlichen Bestimmungen über die Teilnahme der Bevölkerung am Krieg schon so formuliert worden, wie jetzt in der Haager Konvention. Moltke spottet: „Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er in der nichtorganisierten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift und durch welche er bei Tag und bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen

regelrechten Feind zu erblicken hat.“ Der Militär stellt also nicht nur den Heerführer, sondern auch jeden Soldaten als Richter über das Völkerrecht. Schließlich rät Moltke, hinter den einzelnen Bestimmungen einzufügen: wenn es die Umstände erlauben, wenn es sein kann, wenn es möglich, wenn es notwendig ist. Das Völkerrecht der Professoren folgte dem Rat und schob hinter jede Bestimmung die aufhebende Notwehr- und Notstandsklausel ein!

Das ist der unausgleichbare Gegensatz: Das Völkerrecht will die Sicherheit der Bevölkerung schützen, der Militär seine Truppen; das Völkerrecht steht dem Schwachen und Wehrlosen zur Seite, der Militär, seiner Aufgabe gemäß, dem Starken; das Völkerrecht will Menschlichkeit, der Militär Sieg; das Völkerrecht will dem Verteidiger helfen, der Militär den Angreifer sichern; das Völkerrecht stellt über den Krieg und den Heerführer das zwingende unantastbare Gesetz, der Militär will durch nichts gebunden sein wie durch sein, wie immer humanes, Gewissen; das Völkerrecht proklamiert Kriegsrecht, der Militär handelt nach Kriegsräson.

In diesem Widerspruch mußte das Völkerrecht um so nachdrücklicher seine Sache behaupten. Statt dessen zersetzte es sich in einem Kompromiß. Und während alle Vertreter der Kriegswissenschaft ausnahmslos Moltkes Anschauung teilen, bekehrte sich 1914 ein Marburger Völkerrechtslehrer im Felde zu dem Satz: „Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht.“

Die Arbeit der Völkerrechtler hätte einen anderen Weg gehen müssen, um fruchtbar zu werden. Indem sie auf der Ausnahmslosigkeit der völkerrechtlichen Beschlüsse streng beharrten, hätten sie aus dem Völkerrecht alles entfernen sollen, was seiner Natur nach doch gebrochen werden wird. Hierher gehört das Gebilde neutralisierter Staaten. In einem jüngst

gehaltenen Vortrag des Leipziger Völkerrechtsdozenten Herbert Kraus, der sonst zu den anfangs gekennzeichneten Erzeugnissen des flüchtig und hitzig beratenen Augenblicks gehört, wurde über den deutschen Einbruch in Belgien strategisch ganz richtig gesagt: „Kein Gebot der Welt könnte einer Nation solche selbstmörderischen Schranken auferlegen, uns die Zähne an dem riesigen französischen Panzergürtel an unserer Grenze auszubeißen ..., statt eine schnelle Parade gegen die einzige schwächere Stelle zu schlagen." Also mit anderen Worten: die Neutralität eines Staates kann nur so lange geschont werden, als sie nicht die strategischen Notwendigkeiten der Kriegführung anderer Staaten gegen einen dritten hindert. Daraus aber folgt nicht, daß in diesem Falle keine Völkerrechtsverletzung begangen wurde, sondern vielmehr, daß man längst den völkerrechtlichen Vertrag, auf dem die Neutralität beruhte, von allen Seiten hätte auflösen sollen; nicht zuletzt auf Betreiben des neutralisierten Staates selbst. Es wäre kein Nachteil für den Frieden der Welt, wenn es keine dauernd neutralisierten Staaten mehr geben würde. Die Folge wäre, daß alle kleineren Staaten sich vermutlich nach Schweizer Muster eine Volkswehr schaffen würden und daß vor jedem Ausbruch eines Kriegs die Länder, die neutral zu bleiben wünschen, sich gemeinschaftlich zur Verteidigung ihrer Neutralität organisieren. Der Kriegsanreiz würde dann wesentlich schwächer werden.

Das ist das eine Ergebnis meiner Untersuchung: Das Völkerrecht duldet keine Einschränkung durch Notwehr und Notstand. Was aber unvereinbar mit den Lebensinteressen des einen oder anderen Landes ist oder aller Wahrscheinlichkeit einmal werden kann, darf nicht unter die besondere Sanktion des Völkerrechts gestellt werden. Man sichert das Völkerrecht, indem man es entlastet.

II.

Volkswehr im Völkerrecht.

In einem preußischen militärischen Aktenstück, in der Landsturmverordnung vom 21. April 1813, befahl der König dem Volk: „Jeder Staatsbürger ist verpflichtet, sich dem andringenden Feinde mit Waffen aller Art zu widersetzen, seinen Befehlen und Ausschreibungen nicht zu gehorchen, und wenn der Feind solche mit Gewalt beitreiben will, ihm durch alle nur aufzubietenden Mittel zu schaden ... Ist der Fall des Aufgebots eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie beenden die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten. Es ist daher die Bestimmung des Landsturms, dem Feinde den Einbruch wie den Rückzug zu versperren, ihn beständig außer Atem zu halten; seine Munition, Lebensmittel, Kuriere und Rekruten aufzufangen; seine Hospitäler aufzuheben; nächtliche Überfälle auszuführen, kurz, ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist ... Eigen für den Landsturm verfertigte Uniformen oder Trachten werden nicht verstattet, weil sie den Landstürmer kenntlich machen und der Verfolgung des Feindes leichter preisgeben können ... Die Waffen sind: alle Arten von Flinten, mit oder ohne Bajonett, Spieße, Piken, Heugabeln, Morgensterne, Säbel, Beile, gerade gezogene Sensen, Eisen ... Wie bei einer Fußpost sind täglich von Meile zu Meile Boten abzuschicken, auch Weiber und Kinder von 12 bis 15 Jahren sind hierzu brauchbar ... Späherei, weit entfernt verächtlich zu sein, ist Pflicht gegen den Feind ... Dem Feinde das Leben möglichst zu erschweren, sich allen seinen Anordnungen mit Gewalt zu widersetzen, alle Leistungen und Lieferungen für

Digitized by Google

ihn zu versagen, ihn einzeln zu vernichten und Abbruch zu tun, ist Pflicht . . . Die Städte, die sich darin besonders hervortun, sollen belohnt werden. Die Bildung der National- oder Bürgergarden unter Einfluß und Aufsicht des Feindes ist bei Strafe schimpflicher Landesverweisung verboten. Diese scheinbaren Ordnungsmittel haben dem Feinde zu oft schon Garnisonen in den eroberten Städten erspart. Es ist weniger schädlich, daß einige Ausschweifungen zügellosen Gesindels stattfinden, als daß der Feind frei im Schlachtfelde über alle seine Truppen gebietet."

Aus gleichem Geist sind auch militärwissenschaftliche Ausführungen über das Wesen des Volkskrieges geboren: „Ist von Verderbung der Wege, Versperrung enger Straßen die Rede, so verhalten sich die Mittel, welche Vorposten oder Streifkorps des Heeres anwenden, zu denjenigen, welche eine aufgebrachte Bauernmasse herbeischafft, ungefähr wie die Bewegungen eines Automats zu den Bewegungen eines Menschen . . . Nach unserer Vorstellung vom Volkskriege muß er, wie ein nebel- und wolkenartiges Wesen, sich nirgends zu einem widerstehenden Körper konkreszieren, sonst richtet der Feind eine angemessene Kraft auf diesen Kern, zerstört ihn und macht eine große Menge Gefangene; dann sinkt der Mut . . . Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidendste, abhängig glauben. Zum Sterben ist es immer noch Zeit, und wie es ein Naturtrieb ist, daß der Untergehende nach dem Strohhalm greift, so ist es in der natürlichen Ordnung der menschlichen Welt, daß ein Volk die letzten Mittel seiner Rettung versucht, wenn es sich an den Rand des Abgrunds geschleudert sieht. Wie klein und schwach ein Staat in Beziehung auf seinen Feind auch sei, er soll sich diese letzte Kraftanstrengung nicht ersparen, oder man müßte sagen, es ist keine Seele mehr in ihm." Es ist nicht bedeu-

Digitized by Google

tungslos, zu erwähnen, daß diese und noch mehr Sätze über den Volkskrieg der Klassiker deutscher Kriegswissenschaft, Carl von Clausewitz, in seinem großen Werk Vom Kriege niedergeschrieben hat!

Die Landsturmverordnung von 1813 und die Darlegungen des preußischen Generals von Clausewitz über die Volksbewaffnung entstammen den furchtbaren Erlebnissen eines Staates, dessen weltbewundertes Söldner- und Leibeigenenheer unter dem Anprall eines genial geführten Volksheeres zusammengebrochen war; und die weitere Erfahrung, daß dieser größte aller Feldherren dann selbst wieder durch die aufständischen Volksmassen in Spanien und Tirol in schwere Bedrängnis geriet, ließ erst recht die Bedeutung eines ganzen Volkes, das sich verteidigt, in seiner Unüberwindlichkeit erscheinen.

Seitdem sind die großen Militärstaaten zur allgemeinen Wehrpflicht übergegangen. Damit vollzog sich auch eine Wandlung der militärischen Auffassung. Obwohl alle Heerführer in Deutschland unter dem Einfluß der Lehren Carls von Clausewitz erzogen sind, wird heute niemand seine Propaganda für den Volkskrieg billigen. Der Krieg soll — das ist die militärische Überzeugung der Gegenwart, wenigstens in den rein militärischen Weltmächten — ausschließlich zwischen den organisierten Streitkräften geführt werden. Aber dieser in aller seiner Konsequenz mit äußerster Härte bis zu einem Punkte, wo die Kriegführung zur Kriminaljustiz wird, behauptete und durchgeführte Grundsatz ist keine völkerrechtliche Lösung des Problems. Hier blutet die düsterste Tragik des Krieges: der schreckliche Unterschied des Schicksals zwischen der Bevölkerung eines vom Feinde besetzten und eines vom Feinde freien Landes. Zwar greifen die persönlich-wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges auch in das letzte Dorf der vom Feinde nie erblickten Gebiete. Aber welch Gegensatz zwischen dem Los der Be-

völkerung in Galizien und Wien, in Ostpreußen und Berlin, in Polen und Petersburg, in Nordfrankreich oder Belgien und München! Was vermag das Völkerrecht, was will es vermögen, um die waffenlose Bevölkerung des Kriegsschauplatzes tatsächlich den unmittelbaren Angriffen des Krieges zu entziehen, der doch nicht gegen die Bürger geführt werden soll? Mit anderen Worten: welchen Schutz verheißt das Völkerrecht wider den Eindringling?

Das Völkerrecht ist seinem Begriff nach schlechthin international, die Armeen ebenso ausschließlich national. Kann es da überhaupt einen Ausgleich geben zwischen dem Recht, das alle Völker verbindet, und der Gewalt, die zwischen den einzelnen Völkern in uneingeschränkter Einseitigkeit für oder wider entscheidet? Für das Völkerrecht sind alle Völker von gleicher Qualität, und mithin gleichen Rechts, der Krieg hingegen macht aus dem Nebeneinander der Völker insofern eine einzige große Antinomie, als jedes Volk auf gleiche Weise, zumeist sogar mit den gleichen Worten, sich den Besitz der höheren Moral und des besseren Rechts zubilligt.

Gleichwohl hat sich das Völkerrecht nicht enthalten, Regeln für die Teilnahme der Bevölkerung am Kriege aufzustellen.

Gerade die Haager Verhandlungen von 1899 standen unter dem Eindruck, daß dies Problem die eigentliche Lebensfrage des Völkerrechts umschließe. Jene Debatten zeigten aber sofort das andere: Daß auch auf den Friedenskonferenzen und bei der Kodifizierung des Kriegsrechts unausgeglichen der Gegensatz zwischen der heutigen völkerrechtlichen und der heutigen militärischen Anschauung klaffte, und daß über die entscheidenden Bestimmungen nur aus internationaler diplomatischer Höflichkeit eine formelle Verständigung erzielt wurde, während sich jede der Parteien dabei etwas anderes dachte. So er-

Digitiz

kennt jeder, der das amtliche Protokoll der Konferenz von 1899 einmal gelesen hat, daß eine innere Verständigung über den Volkskrieg nicht einheitlich gewonnen wurde und gar nicht gewonnen werden konnte, weil das Problem völkerrechtlich und militärisch gegenwärtig durchaus verschieden behandelt werden muß.

Die Fragen der Teilnahme der Bevölkerung am Kriege sind völkerrechtlich schon auf der Brüsseler Konferenz von 1874 in Paragraphen gebracht worden, und die damaligen (nicht ratifizierten) Beschlüsse sind dann im Haag übernommen und bestätigt worden. In Brüssel versuchte ein ursprünglicher Entwurf eine mehr ins einzelne gehende Ordnung. Man hatte auch die Pflichten der Bevölkerung eines vom Feinde angegriffenen Landes gegen den Feind geregelt. Ein Spezialparagraph war dem Fall der Erhebung der Bevölkerung in einem bereits besetzten Lande gewidmet und unterwarf sie der Strenge der Justiz. Ein anderer Paragraph verbot die isolierten feindseligen Handlungen. Aber bei der Brüsseler Schlußredaktion ergaben sich so viele Schwierigkeiten, daß man alle Fragen der Volkserhebung in einem besetzten Gebiet und der individuellen Kriegshandlungen ungeregelt ließ. Man begnügte sich mit der Feststellung, wer völkerrechtlich den Schutz von Kriegführenden genießen solle: die Armeen, die Milizen, die organisierten Verbände und auch die Bevölkerung, die, selbst ohne Organisation, spontan die Waffen in einem noch nicht vom Feinde besetzten Gebiet ergreift. Die so zustande gekommenen, eingeschränkten Brüsseler Beschlüsse wurden in den beiden Artikeln des Haager Landkriegsreglements von 1899 wiederholt:

Art. 1. Die Gesetze, Rechte und Pflichten des Krieges gelten nicht allein für die Armeen, sondern auch für die Milizen und Freischaren, die folgende Bedingungen erfüllen:

1. Sie müssen an ihrer Spitze eine für die Untergeordneten verantwortliche Person haben;
2. sie müssen ein festes und auch in der Entfernung erkennbares Unterscheidungszeichen tragen;
3. sie haben die Waffen offen zu tragen und
4. in ihren Handlungen sich den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges zu unterwerfen.

Art. 2. Die Bevölkerung eines nicht besetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antriebe zu den Waffen greift, um die eindringenden Truppen zu bekämpfen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich nach Art. 1 zu organisieren, wird als Kriegspartei betrachtet, sofern sie die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachtet.

Als am 20. Juni 1899 die II. Subkommission der II. Kommission diese Anträge beriet, war die Stimmung der großen Mehrheit offenbar, daß die alten Brüsseler Vorschläge das absolute Recht der Volksverteidigung unzulässig einengten. Um einer Ablehnung vorzubeugen, erläuterte deshalb der Präsident der Kommission, v. Martens, der russische Delegierte, sofort zu Beginn in einem längeren Vortrag Sinn und Absicht der beiden Artikel: Es handelt sich nicht darum, der Bevölkerung das Recht der Verteidigung zu bestreiten. Dies Recht ist heilig. Die Brüsseler Konferenz hatte (ich übersetze das französische Protokoll gekürzt. Der Verf.) keineswegs die Absicht, das Recht der Verteidigung abzuschaffen oder einen Kodex aufzustellen, der dies Recht abschaffen sollte. Sie war im Gegenteil von dem Gedanken durchdrungen, daß die Helden nicht durch Gesetzesparagraphen geschaffen werden, sondern daß das einzige Gesetzbuch, das die Helden haben, ihre Aufopferung, ihr Wille und ihr Patriotismus ist. Früher waren die Bedingungen, denen die Bevölkerung genügen mußte, gegenüber den Kriegführenden viel schwerer zu erfüllen als die in den

Digitized by Google

Artikeln aufgestellten. Das muß man nicht aus den Augen verlieren und sich erinnern, daß diese Bestimmungen nicht zum Gegenstand haben, alle Fälle zu regeln, die sich ereignen könnten. Wir haben die Türe offen gehalten für die heroischen Opfer, die die Nationen bereit wären für ihre Verteidigung zu bringen; eine heldenhafte Nation steht, wie die Helden, jenseits der Gesetzbücher, der Regeln, der Tatsachen. Es ist nicht unsere Aufgabe, dem Patriotismus Grenzen zu setzen; unser Versuch geht allein dahin, durch ein gemeinsames Abkommen zwischen den Staaten die Rechte der Bevölkerung und die Bedingungen aufzustellen, die diejenigen zu erfüllen haben, die sich rechtmäßig für ihr Vaterland zu schlagen wünschen.

Seine Ausführungen faßte v. Martens in einer Deklaration zusammen: daß es die Absicht der Konferenz sei, die Übel des Krieges, soweit es die militärischen Notwendigkeiten zulassen, zu mildern. Es sei nicht möglich, alle denkbaren Fälle zu regeln, es sei aber auch nicht die Meinung, daß in den nichtgeregelten Fällen die Entscheidung dem Ermessen derer überlassen bleibe, die die Armeen führen; auch sie müßten vielmehr unter dem Gebot des Völkerrechts bleiben.

Der belgische Deligierte Beernaert, der frühere Minister, stimmte den Artikeln zu, unter der Voraussetzung, daß die Deklaration des Herrn v. Martens bindend sei. Er verstand die Bedeutung der Regelung dahin: Nach wie vor werden die Rechte des Siegers, weit entfernt, daß sie unbegrenzt seien, eingeschränkt sein durch die Gesetze des allgemeinen Gewissens, und kein Land, kein General würde wagen, sie zu brechen, weil er sich damit außerhalb der Gemeinschaft der zivilisierten Völker stellen würde.

Ein holländischer Vertreter, General und ehemaliger Kriegsminister, schloß sich Martens und Beernaert an. Er hob das Interesse der kleineren

Staaten an der Mitwirkung der Bevölkerung im Kriege hervor.

Danach wurde der 1. Artikel einstimmig angenommen, ebenso der zweite, mit dem Vorbehalt des Schweizer Delegierten Oberst Künzli, daß seine Abstimmung von dem Schicksal des englischen Zusatzantrages abhänge.

Dieser englische Antrag des Generals Sir John Ardagh wünschte die Hinzufügung folgenden Artikels:

> Nichts in diesem Kapitel darf als Versuch betrachtet werden, das Recht, das der Bevölkerung des besetzten Landes gebührt, zu vermindern oder zu unterdrücken, weil sie offen die Waffen gegen den Eindringling ergriffen hatte.

Ein Schweizer Antrag hatte den Wortlaut:

> Es dürfen keine Repressalien an einer Bevölkerung eines besetzten Gebietes geübt werden, weil sie offen die Waffen gegen den Eindringling erhoben hat.

Der Präsident versuchte zunächst den englischen Delegierten zur Zurückziehung seines Antrages zu bewegen, indem er in Aussicht stellte, daß seine und die Beernaertsche Deklaration in das Protokoll aufgenommen würde.

Sir John Ardagh bestand auf der Abstimmung über seinen Antrag. Der Schweizer Delegierte Oberst Künzli zieht seinen Antrag zugunsten des englischen zurück: Die Deklaration des Präsidenten ist sicher von großer Bedeutung, aber sie gibt nicht die notwendigen Garantien, weil schließlich der Text der Konvention entscheidend ist. Ich erkenne an, daß der Krieg seine Bedürfnisse, seine Notwendigkeiten und selbst seine unvermeidlichen Grausamkeiten hat. Ich bitte Sie nur um eine einzige Änderung: Bestrafen Sie nicht die Liebe zum Vaterlande, ergreifen Sie keine harten Maßnahmen gegen die Völker, die sich zur Verteidi-

Digitized by Google

gung ihres Bodens erheben! Am Anfang dieses Jahrhunderts haben wir in unserem Lande mehrere Erhebungen des Volkes in gewissen Gebirgsgegenden gehabt, und eine noch bedeutsamere Aktion hat sich in einem uns benachbarten Gebirgsland vollzogen. Man schlug sich in offenem Kampf, man mordete nicht die Nachzügler und man tötete nicht die Kranken und die Verwundeten. Nicht allein die Männer in der Blüte der Jahre, sondern auch die Greise, Kinder und Frauen nahmen an den Kämpfen teil. Sie werden sagen, daß das Ausschreitungen des Patriotismus waren. Mag sein, aber Ausschreitungen, die das Herz erfreuen und die sich von neuem ereignen können. Sie begreifen, daß wir nicht eine Konvention unterschreiben könnten, die einen Teil der Bevölkerung dem Standrecht und dem Kriegsgericht überantworten würde.

Der Präsident erwidert, daß niemals in Frage gewesen sei, den patriorischen Tugenden der Völker Grenzen zu setzen: Wir wollen das Leben und das Eigentum der Schwachen, der Entwaffneten und der Unbeteiligten schützen, aber wir wollen keineswegs den Helden Gesetze vorschreiben, noch dem Elan der Patrioten Zügel anlegen.

Der deutsche Delegierte Oberst Groß von Schwarzhoff hatte bei den Erörterungen über die Artikel I und II geschwiegen und ihnen zugestimmt. Der englische Antrag veranlaßt ihn jetzt, seine Meinung über die ganze Frage zu äußern. Die Rede Künzlis habe ihm gezeigt, daß man mit dem anscheinend harmlosen Antrag mehr beabsichtige, als in ihm zu stehen scheint. Die Beschlüsse der Konferenz hätten den Zweck, die Leiden der Invasion für die Bevölkerung zu mildern. Eine Voraussetzung aber, so fährt der deutsche Delegierte fort, ist allen Beschlüssen gemeinsam: daß die Bevölkerung friedlich bleibt; wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, dann verlieren die meisten der zugunsten der Bevölkerung geschaffe-

nen Sicherheiten ihre Daseinsberechtigung. Heißt das den Patriotismus beschränken oder den tapferen Leuten verbieten, an der Verteidigung ihrer Heimat teilzunehmen? Keineswegs! Nichts hindert die Patrioten, in die Reihen der Armee zu treten, oder wenn die Friedensstärke zu beschränkt ist, sich untereinander zu organisieren, unabhängig von der eigentlichen Armee. Ist es so schwer, einen Menschen zu finden, der sich an die Spitze der Bewegung stellt, einen Bürgermeister, einen Beamten, einen ehemaligen Soldaten? Ist es so schwer, ein Unterscheidungszeichen sich anzustecken? Der I. Artikel sollte vollkommen genügen, denn er engt den Patriotismus in keiner Weise ein. Aber man ist weiter gegangen, indem man den II. Artikel beschloß, der der Bevölkerung eines nicht besetzten Gebiets die Rechte von Kriegführenden unter der einzigen Bedingung verleiht, daß sie die Kriegsgesetze anerkennt. Es wäre vorzuziehen, unter allen Umständen auch hier ein Kennzeichen und das offene Tragen der Waffen zu fordern. Ohnehin befinden sich die regulären Truppen in einer ungünstigen Lage, weil sie nicht sehen können, ob sie friedliche Bauern oder kampfbereite Feinde vor sich haben. Der deutsche Delegierte gesteht offen, daß er schwere Bedenken gegen diesen Artikel habe; aber aus versöhnlichem Geiste und um keine unüberwindlichen Schwierigkeiten zu schaffen, habe er geglaubt, Schweigen bewahren zu können und von einem Antrag auf Streichung abzusehen. Aber jetzt, wo man die Grundsätze noch erweitern will, sieht er sich genötigt, zu sagen, daß die Konzessionen hier aufhören müssen. Wenn man so viel von Menschlichkeit spricht, glaubt er, es sei Zeit sich zu erinnern, daß die Soldaten auch Menschen sind und das Recht haben, mit Menschlichkeit behandelt zu werden. Die Soldaten, die erschöpft, nach langen Märschen oder nach Kämpfen sich in einem Dorf ausruhen wollen, müssen sicher sein, daß die

friedlichen Einwohner sich nicht plötzlich in erbitterte Feinde verwandeln.

Der französische Delegierte Leon Burgeois vermittelt. Er stellt fest, daß die Subkommission im Grunde mit Sir John Ardagh einer Meinung sei. Nichts darf die Sicherheiten einschränken, die das Menschenrecht den Völkern gibt, wenn sie dem Eindringling Widerstand leisten. Die Frage sei, ob man diesen Gedanken in einen besonderen Artikel des Textes aufnehmen oder sich mit der Aufnahme der Erklärung des Präsidenten ins Schlußprotokoll begnügen werde. Wenn das letztere geschehe, wäre es für ihn genügend.

Die Subkommission beschließt darauf, die Deklaration des Präsidenten ins Schlußprotokoll aufzunehmen. Aber erst als der italienische Delegierte Graf Nigra den Vorschlag macht, auch den englischen Antrag dem Schlußprotokoll einzuverleiben, „neben und als Bestätigung der Deklaration des Präsidenten", zieht John Ardagh versöhnlich den Antrag zurück, da er die einmütige Billigung gefunden habe. Nochmals widerspricht Oberst Groß von Schwarzhoff: Es handle sich um keine bloße Formsache, sondern um eine Prinzipienfrage. Die Beharrlichkeit, mit der man den englischen Antrag durchzusetzen suche, beweise in der Tat, daß eine Schlange unterm Felsen liege und daß man die Leichtigkeit der gewährten Volksverteidigung noch erweitern wolle.

Schließlich kam man überein, den englischen Antrag sowie alle dazugehörigen Bemerkungen und Einschränkungen dem Protokoll einzuverleiben.

Als in der Plenarsitzung der Haager Konferenz vom 5. Juni über die Beschlüsse der Kommission Bericht erstattet wurde, gab man den Protest des deutschen Delegierten in noch schärferer Form wieder, als er in dem Protokoll der Kommission verzeichnet ist. Der Berichterstatter teilte mit, „Aber hier — hat sehr

kategorisch der deutsche Delegierte gesagt — hören meine Zugeständnisse auf; es ist mir völlig unmöglich, einen Schritt weiter zu gehen und denen zu folgen, die eine absolute Freiheit für die Verteidigung proklamieren."

Auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 setzte Deutschland insofern ein weitere Einschränkung durch, als in den zweiten Artikel auch die Bedingung des offenen Waffentragens aufgenommen wurde; ein fernerer deutscher Antrag, daß die Erkennungszeichen der Freikorps im voraus der Gegenpartei bekanntgegeben werden müßten, wurde zurückgezogen.

Die Haltung des deutschen Delegierten entsprach durchaus jener Auffassung Moltkes, der es für völlig aussichtslos erklärte, einem Soldaten den Unterschied zwischen einem berechtigten und einem unberechtigten Freischärler in der Bevölkerung begreiflich zu machen. In der Tat ergibt sich aus den Ausführungen des deutschen Offiziers im Haag, daß die rein militärische Anschauung die Teilnahme der Bevölkerung am Krieg auch innerhalb der Haager Bedingungen nicht billigt, und es nicht für möglich hält, die völkerrechtlich konzessionierten Freischärler anders zu behandeln wie die unzweifelhaften Verletzer der Haager Klauseln. Umgekehrt war die große Mehrheit der Konferenz der Ansicht, daß das oberste Recht, die Selbstverteidigung des Volks, durch nichts eingeschränkt werden dürfe, daß es also in der Anwendung dieses höchsten Grundsatzes überhaupt keine Völkerrechtsverletzungen geben könne.

Es ist somit erwiesen, daß im Grunde auf den Haager Konferenzen keine völkerrechtliche Regelung der Volkswehr im Kriege gefunden worden ist. Der völkerrechtlich interessierten Mehrheit gingen die Formeln, auf die man sich höflich verständigte, lange nicht weit genug. Und sie faßte deren Bedeutung in geradem Gegensatz zu der militärischen Gruppe auf, die nach

Digitized by Google

ihrer eigentlichen Überzeugung jede Einmischung der Bevölkerung ablehnt, zum mindesten das Urteil über ihre Berechtigung dem Ermessen der Heerführer überlassen will.

Über diesen Gegensatz hilft den beiden Parteien keine Diskussion und keine Konzession hinweg. Lassen wir kurz die Vertreter beider Anschauungen ihre Gründe gegeneinander messen:

Der Militär sagt: Ich habe meine Soldaten zu schützen.

Der Völkerrechtler erwidert: Wir haben das Volk gegen die Eindringlinge zu schützen.

Der Militär: Aber die Aufgabe der Heeresleitung ist ja gerade, das eigene Land nicht zum Kriegsschauplatz werden zu lassen: darum müssen wir angreifen, um es nicht zum Angriff auf uns kommen zu lassen. So sind wir es, die in Wahrheit unsere Bevölkerung schützen.

Der Völkerrechtler: Das Völkerrecht gilt nicht für ein Volk, sondern für alle Völker gleichermaßen. Darum muß es unter allen Umständen auf der Seite derer stehen, die ihr Land gegen den Eindringling verteidigen.

Der Militär: Und das Heer muß auf seiten des eigenen Volkes stehen.

Der Völkerrechtler: Damit wäre die Unvereinbarkeit des Völkerrechts mit dem militärischen Interesse behauptet.

Der Militär: Nur dann, wenn das Völkerrecht Anforderungen stellt, die mit der Kriegführung unvereinbar sind. Es ist ja gerade, um bei unserem Beispiel zu bleiben, Humanität, daß wir mit aller Härte den Krieg auf die Auseinandersetzung zwischen den Streitkräften beschränken wollen. Wir wollen nicht gegen das Land, das Volk Krieg führen, sondern nur gegen das Heer.

Der Völkerrechtler: So sagt ihr, wenn es die Beteiligung des Volkes am Kampfe zu bestreiten gilt.

Aber sonst lehnt ihr es ab, nur gegen das feindliche Heer Krieg zu führen. Euer Moltke hat es unzweideutig ausgesprochen, daß man auch die Regierung, das Land in Anspruch nehmen müsse. Und entsprechen dem nicht die Tatsachen? Wird nicht heute mehr denn je die friedliche Bevölkerung in den Strudel des Krieges gerissen: werden nicht ganze Dörfer, Städte, Provinzen zerstört; die schuldlosen Einwohner dem Hunger, der Obdachlosigkeit, der Flucht, selbst dem Tode ausgeliefert? Und sie soll sich nicht einmal wehren dürfen? Ihr wollt nicht die Teilnahme der Bevölkerung am Kampfe; der Krieg soll nur zwischen Armeen geführt werden. Aber gleichzeitig laßt ihr alle Wirkungen des Krieges mit gesteigerter Wucht auf die Wehrlosen fallen. So wird die Bevölkerung zum passiven Objekt der Kriegführung. Ihre bewaffnete Selbsthilfe wird verboten, weil nur die Armeen miteinander kämpfen sollen. Ihr erbarmungsloses Leiden aber wird erfordert, weil der Kriegszweck über die Niederwerfung der Armee hinausgeht. Man begrenzt human die Kriegssphäre, wenn es den Schutz des eigenen Heeres gilt, man erweitert sie bis ins Unbegrenzte, wenn die Opfer des Landes rücksichtslos eingefordert werden. Eure humane Kriegsräson heißt: alles für das Heer, alles gegen die Bevölkerung.

Der Militär: Würde man der Bevölkerung auch noch die Teilnahme am Kampf verstatten, so wäre die einzige Folge, daß die Kriegführung eben noch strenger und blutiger würde. Wir haben die Verantwortung für unsere Soldaten und für die Erreichung des Siegs. Diesem Zweck müssen wir alles andere unterordnen. Und ihr werdet uns zugestehen, daß unsere Kriegsgebräuche so human wie irgend möglich sind. Wir tun nicht mehr Schlimmes, als unbedingt notwendig ist. Wir verfahren ritterlich mit dem feindlichen Heere ...

Der Völkerrechtler: Aber sehr unritterlich mit der Bevölkerung, deren Heldenmut ...

Der Militär: Heldenmut? Ich sehe nur Verbrechen. Und selbst wenn es nicht Verbrechen wäre, so ist es günstigstenfalls aussichtsloser heroischer Wahnsinn, der ausgerottet werden muß, gerade damit wir unsere humane Kriegsräson durchführen können, die mehr Wert hat als eure papiernen Gesetze.

Der Völkerrechtler: Und über die Mittel der Kriegsräson entscheidet der, der Krieg führt. Das wollen wir gerade verhindern...

Der Militär: Und könnt es doch nicht...

Die Unterhaltung der beiden Gegner ließe sich bis ins Unendliche mit den schlagendsten Gründen weiterführen. Sie wird nie zu einem Ziel führen, weil der Widerspruch zwischen der militärischen und der völkerrechtlichen Grundanschauung in diesem Falle unlösbar ist.

So dürften meine Anmerkungen eine weitere Einsicht gefördert haben, daß bis heute zwischen der völkerrechtlichen und der militärischen Anschauung unvereinbare Gegensätze bestehen. Es ist gegenwärtig nicht die Zeit, in diesem Konflikt Partei zu nehmen, so fest ich auch überzeugt bin, daß die praktische Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite hin jetzt nicht nur von den ernstesten Wirkungen für die unmittelbar am Kriege beteiligten Völker ist, sondern darüber hinaus auch einen großen allgemeinen politischen Einfluß hat. Aber für eine Folgerung möchte ich vielleicht doch manchen gewonnen haben: Daß es einstweilen am besten ist, vom Völkerrecht nicht zu reden und sich nicht auf seine Artikel zu berufen — es geschieht doch immer nur um einer aufpeitschenden Entrüstung willen —, sondern es dem gesitteten Geist der Heeresleitungen und der Bürger im Waffenrock zu überlassen, den Krieg menschlich zu führen, — ohne Appell an das Völkerrecht!

[Herbst 1914. Veröffentlicht: Der Neue Merkur Dezember 14, Januar 15.]

Theorien und Phantasien vom ewigen Frieden.

> ... da dann durch Vermischung der Geschlechter im ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortschreitend erhalten wird, unerachtet diese absichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet; welche doch die immer an Kultur wachsenden vernünftigen Geschöpfe selbst mitten im Kriege nicht hindert, dem Menschengeschlecht in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig sein wird, im Prospekt unzweideutig vorzustellen.
>
> Kant, Anthropologie 1789.

Träume vom ewigen Frieden begleiten die Menschheit durch die Wirklichkeiten ewigen Krieges. Dichter, Propheten, Philosophen singen, weissagen, lehren durch die Jahrtausende von dem goldenen Zeitalter, das die einen, die sentimental Rückwärtsgewandten, in den Anfang der Dinge als das für immer verlorene Paradies setzen, die anderen, die tätig Revolutionären, als Idee, als menschliche Aufgabe, als Kampfziel in die Zukunft verlegen.

Als im 18. Jahrhundert die mächtige Kritik der Aufklärung, die alle Dinge und Erscheinungen unter das unbestechliche Urteil der menschlichen Vernunft stellten, die Schichten europäischer Bildung erfaßte; war niemand von den bedeutenden Geistern, der nicht mit allen Waffen beweisenden Verstandes und erleuchtender Sittlichkeit den Aberwitz des Krieges bekämpft hätte. Vor dem Hohn eines Voltaire zerrannen alle Gründe, mit denen die Notwendigkeit und Gottgewolltheit der Kriege gerechtfertigt wurde; und wenn

Digitized by Google

er aus der Heiligen patriotischen Heldentums, der Jungfrau von Orleans, die ausgelassene Abenteuertravestie eines auf anderem Felde der Ehre von der Gefahr des Fallens bedrängten derben Bauernmädchens machte, so war das wiederum nur eine Polemik gegen Krieg und Kriegsromantik. Aber wie wenig diese Gegenbeweise der ernst lehrenden Vernunft und des dreist entblößenden Gelächters das Geschehen der Welt beeinflußte, wird grell durch die Tatsache veranschaulicht, daß Voltaires Pucelle nirgendwo so entzückte, wie im Kreise Friedrichs II. von Preußen. Wie dann dieser gekrönte Schüler Voltaires die härtesten und boshaftesten Worte gegen den Krieg stilisiert hat, ohne dadurch gehindert zu werden, seine Regierung mit einem Angriffskrieg zu beginnen, der dann Europa in Flammen setzte. Und wiederum im Alter, da er nach den Verwüstungen des Siebenjährigen Krieges einsam und verbittert, in düstrem Menschenhaß, auf seinem Ruhme hockte, bekannte er sich als echter Schüler der französischen Enzyklopädisten, predigt, wenn auch mit wenig Zuversicht, wie ein Apostel des Abts St. Pierre (der ein Paradies des Menschenglücks gedichtet hatte) den ewigen Frieden, und spricht von Fürsten als von Anführern von Taugenichtsen, die nur aus Not gedungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben.

Aber seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, der die Vereinigten Staaten als neue demokratische Republik von England loslöste, bemächtigt sich das Problem mit steigender Kraft der Köpfe. Der Universalgeist des 17. Jahrhunderts, Leibniz, hatte noch gemeint: „Der ewige Friede paßt als Aufschrift über Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr." Jetzt erlebte die Welt, im Tiefsten erschüttert, zum erstenmal wieder das Schauspiel, daß der Krieg als revolutionärer Freiheitskampf eines ganzen Volkes geführt wurde, während er von der

andern Seite als ein durch gedungene, überallher zusammengeraffte, von ihren Landesvätern gewaltsam gegen Säcke Goldes verkaufte Söldner verübtes Massenverbrechen erschien. Durfte ein solcher Krieg roher Gewalt gegen ein Volk, das frei sein wollte, noch fürderhin in der Menschheit geduldet werden? Und war es nicht undenkbar, daß freie Völker selbst Eroberungs- und Unterdrückungskriege in Zukunft führen würden? Indem Klopstock die Humanität der Kriegsführung der Amerikaner feiert, sieht er in ihr zugleich die Ahnung des ewigen Friedens:

O dann ist, was jetzo beginnt, der Morgenröten schönste:
Denn sie verkündiget
Einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag,
Der Jahrhunderte strahlt
Auf uns, die noch nicht wußten, der Krieg sei
Das zischendste, tiefste Brandmal der Menschheit.

Wie dann der von England geführte und besoldete Krieg des alten Europa gegen die französische Revolution ausbrach, vertiefte sich jener Abscheu gegen einen Krieg, in dem die Freiheit erdrosselt werden sollte. Und wenn am Ausgang des 18. Jahrhunderts die Idee des ewigen Friedens zum erstenmal zu einem ernsten wissenschaftlichen System erhoben wurde, so stand hinter den fast nur juristischen Formeln der leidenschaftliche Mensch, der schützend die Flügel seines Geistes über die Sache der französischen Revolution breiten wollte.

Es ist ein selten mit hinreichender Klarheit erkannter Zusammenhang, daß Kant seinen philosophischen Entwurf zum Ewigen Frieden, mit dem er seinen ungeheuren Menschheitsbau der Vernunft krönte, unmittelbar nach dem Baseler Frieden vom April 1795 niederschrieb. Der Philosoph war unendlich beglückt über diesen Frieden, den Preußen mit den Jakobinern

Digitized by Google

abschloß; und zum Schutze der Republik — an die Preußen das rechte Rheinufer bedenkenlos ausgeliefert hatte — spann er den, geschichtlich beurteilt, für Kants Vaterland äußerst schimpflichen Frieden zu dem Völkervertrag eines ewigen Friedens aus. Wie sehr die Schrift die Stimmung der Zeit traf, beweist ihr großer buchhändlerischer Erfolg. In Deutschland waren zwei Auflagen sofort vergriffen, französische, englische, dänische Übersetzungen erschienen alsbald.

Schon zuvor, im Jahre 1793, hatte Kant in einer Abhandlung, in der er sich gegen den „Gemeinspruch" wandte: „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" — die Entwicklung der Menschheit zu einem Völkerbund gezeichnet. Er hatte Moses Mendelssohn widersprochen, der den Fortschritt der Menschheit leugnete und seines Freundes Lessing Gedanken von einer Erziehung des Menschengeschlechts zu immer höheren Entwicklungen als Hirngespinste verwarf („Wir sehen", schrieb Mendelssohn, „das Menschengeschlecht im ganzen betrachtet, kleine Schwingungen machen; und es tat nie einige Schritte vorwärts, ohne bald nachher mit gedoppelter Geschwindigkeit in seinen vorigen Zustand zurückzugleiten"). Kant aber stimmt Lessing zu. Gerade die Not der beständigen Kriege werde die Menschheit selbst wider Willen dahin bringen, in die weltbürgerliche Verfassung eines allgemeinen Friedens zu treten, zumal die wachsenden Heere immer höhere Kosten verursachten.

In seiner Schrift Zum ewigen Frieden, deren ironische Vorbemerkung nur eine vorsichtige Schutzmaßnahme ist, um den revolutionären Charakter der Gedanken zu verdecken, entwirft Kant den ausgearbeiteten Vertrag eines ewigen Friedens. „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören — lautet eine der ersten Bestimmungen des Vertrags: „Denn sie

bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; ... und indem durch die darauf verwandten Kosten der Frieden endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden." Nur eine Volkswehr soll verstattet sein: „Ganz anders ist es mit der freiwilligen periodisch vorgenommenen Übung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern." Der Friedenszustand zwischen den Staaten setzt die Freiheit in ihrem Innern voraus: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein." Da in solcher Verfassung das Volk selbst über Krieg und Frieden zu entscheiden hat, „so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten ... sie sich bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen".

Die erste Stufe der Entwicklung wäre ein Völkerbund, aus dem dann allmählich eine Weltrepubilk hervorwächst.

„Bei dem Begriffe des Völkerrechts, als eines Rechts zum Kriege, läßt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht sein soll, nicht nach allgemeingültigen äußern, die Freiheit jedes einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sei, zu bestimmen), es müßte denn darunter verstanden werden: daß Menschen, die so gesinnt sind, ganz recht geschieht, wenn sie sich untereinander aufreiben und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Greuel der Gewalttätigkeit samt ihren Urhebern bedeckt."

Kants Schrift fand ein tief hallendes Echo in Herder; der leidenschaftlicher als Kant und auch Fichte, mit diesen beiden die drei revolutionärsten deutschen Geister der Zeit darstellt. Herder — sein wahres Wesen erkennt man erst aus den, dem Zwang der poli-

tischen und persönlichen Verhältnisse zum Opfer gefallenen und im Nachlaß vergrabenen Stellen seiner Schriften — entwirft die Phantasie einer „irokesischen Anstalt", die unter Indianerstämmen den ewigen Frieden verwirklichen wollte. „Eine Geschichte vom wahren Ursprunge der Kriege in Europa seit den Kreuzzügen, schreibt er, wäre . . . das niedrigste Spottgedicht, das geschrieben werden könnte." Er will zum Abscheu gegen den Krieg erziehen: „Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstverteidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation, die er angreift, unschuldigerweise Mord und Verwüstung drohet, sondern auch die Nation, die ihn führet, ebenso unverdient als schrecklich hinopfert. Kann es einen abscheulicheren Anblick für ein höheres Wesen geben, als zwei einander gegenüberstehende Menschenheere, die unbehelligt einander morden?" „Alle edlen Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben, kaum wage." Herder fordert, daß man die Achtung gegen den Heldenruhm vermindert. Der Heldengeist sei nicht nur ein Würgengel der Menschheit, sondern verdiene auch in seinen Talenten lange nicht die Achtung und den Ruhm, die man ihm aus Tradition von Griechen, Römern und Barbaren her zolle. Man solle die falsche Staatskunst, die Diplomatie verabscheuen. In geläutertem Patriotismus müsse jede Nation nur in sich selbst groß, schön, edel, reich, wohlgeordnet, tätig und glücklich werden. Jede Nation müsse es unangenehm empfinden, wenn eine

andere Nation beschimpft und beleidigt wird. „Wächst dies Gefühl, so wird unvermutet eine Allianz aller gebildeten Nationen gegen jede einzelne anmaßende Macht.“ Freier Handel für alle Völker. „Dazu ist das Weltmeer da; dazu wehen die Winde; dazu fließen die Ströme. Sobald eine Nation allen andern das Meer verschließen, den Wind nehmen will, ihrer stolzen Habsucht wegen, so muß ... der Unmut aller Nationen gegen eine Unterjocherin des freiesten Elements, gegen die Räuberin jedes höchsten Gewinnes, die anmaßende Besitzerin aller Schätze und Früchte der Erde erwachsen.“

So ist für Herder der ewige Frieden letzten Endes eine Aufgabe menschlicher Erziehung im Geiste der Humanität. Sind aber solche Träumereien nicht heute ganz wesenlos geworden? Sind sie nicht lediglich geschichtliche Urkunden aus der klassischen Zeit des staatlosen deutschen Gedankenlebens?

Vielleicht sind wir den Kant und Herder viel näher, als es scheinen will. Die damaligen Theorien und Phantasien vom ewigen Frieden wuchsen unmittelbar aus der Not eines Weltkrieges auf, der über ein Jahrzehnt die Erde verwüstete. Ist es nicht schließlich doch der Gedanke, der uns den Weltkrieg von heute nicht nur ertragen, sondern selbst mit begeisterter Hingabe uns ihm opfern läßt, — der Gedanke, die Hoffnung, die Zuversicht und dazu das Bewußtsein organisierter Macht: Daß es der letzte Krieg sei!

Weihnachten 1914.

Digitized by Google

Die Theorie des großen Kriegs.

Der Offensivgeist, der die militärische Anschauung in Deutschland bedingungslos beherrschte, übte auch auf die Heeresleitungen des Auslandes Einfluß, wenn auch dort, wie es scheint, man zumeist im Kampf der Meinungen nicht zu einer einheitlichen Anschauung gelangt ist. Übrigens verrät während des jetzigen Krieges selbst die Tagespresse des Auslands eine bemerkenswerte intime Kenntnis der deutschen Militärliteratur, während die deutsche Presse es bisher nicht für notwendig erachtete, in Deutschland Kenntnisse für die fachliche Arbeit der fremden Militärs zu verbreiten.

Gerade in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg hat man in Deutschland wiederholt in aller Ausführlichkeit und mit militärischer Sachlichkeit die Bedingungen des großen Krieges erörtert. Im Jahre 1909 erschien in dem bekannten Militärverlag von Mittler & Sohn ein umfangreiches, mit genauen Plänen ausgestattetes Werk des Generals Freiherrn v. Falkenhausen: „Der große Krieg der Jetztzeit. Eine Studie über Bewegungskampf der Massenheere des 20. Jahrhunderts", ein Buch, das — nach dem russisch-japanischen Krieg erschienen — unmittelbar in die herrschenden Auffassungen einführt.

Falkenhausen beginnt zunächst in üblicher Weise mit der Verteidigung des Krieges überhaupt. Er wendet sich gegen die Versuche, den Krieg abzuschaffen: „In der Jetztzeit braucht der Krieg den letzten Mann, und was ebenso einschneidend wirkt, den letzten Groschen. Dabei ist die Opferfreudigkeit des jetzigen Geschlechts

für allgemeine Zwecke nicht gewachsen. Vermehrtes Wohlleben bis in die breiten untersten Volksschichten hinein haben die Liebe zum Leben und Besitz gesteigert. Selbstliebe und Eigennutz sind mächtig geworden. Ideale gelten nicht mehr viel. Die Treue zum Herrscher und die Liebe zum Vaterlande werden von bei den Massen einflußreichen Vertretern der zersetzenden Richtung unserer Zeit geflissentlich untergraben. Alles dies schafft einen trefflichen Nährboden für die Bestrebungen derer, die den Krieg beseitigt haben wollen ... Dichterische und wissenschaftliche, schriftstellerische und bildliche Erzeugnisse wetteifern mit Versammlungen, ja Ausstellungen der Friedensfreunde, um durch lebhafte Schilderung der Greuel des Krieges auf die geschwächten Nerven unseres Geschlechts zu wirken." Aber auch trotz der sogar wiederholten Friedenskonferenzen im Haag werde der „erfahrene und besonnene Kriegsmann den Glauben an die Notwendigkeit seines Berufs nicht verlieren. Der Gedanke eines ewigen Friedens sei eine Utopie," „er entspricht unklarem Denken und schwächlichem Fühlen". Die ernste Pflicht für jeden, der mit der Kriegsführung zu schaffen hat, sei es, „mit allen Mitteln anzukämpfen gegen die Gefahren und Hindernisse, welche aus der Abwendung vom kriegerischen Sinn und Denken entstehen. Dagegen wird alle Kraft des Nachdenkens darauf hinzulenken sein, wie man imstande ist, sich gründlich vorzubereiten auf kriegerische Ereignisse, welche die Zukunft, vielleicht die nächste bringen kann."

Diesem Zweck dient das genannte Werk. „Grundlegend" für die Strategie des zukünftigen großen Krieges, so meint Falkenhausen, sei noch immer der deutsch-französische Krieg von 1870/71. „Ergänzend" sei der russisch-türkische Krieg von 1877/78, der Burenkrieg und der russisch-japanische Krieg von 1904/5 zu berücksichtigen. „Die Bedeutung für die große Kriegs-

führung wie der deutsch-französische Krieg haben alle diese, auch der letzte nicht, aber sie sind von Wichtigkeit wegen der bei ihnen zutage tretenden fortschreitenden Wirkung der Feuerwaffen und Sprengmittel." Aber das Studium der Kriegsgeschichte genügt nicht, man müsse eine klare Vorstellung von dem Zukünftigen gewinnen. Der Krieg der Zukunft sei bestimmt durch die Millionenheere, durch die Masse. „Die selbstverständliche Folge der Massenaufgebote und der kürzeren aktiven Dienstzeit ist eine Verringerung des inneren Gehalts der aufgestellten Truppenkörper. Nicht nur der früher nicht in diesem Maße bekannten, zur Verwendung in zweiter und dritter Linie bestimmten, sondern infolge der für diese notwendigen Abgaben auch derjenigen der vordersten Linie." Falkenhausen empfindet im Grunde das Massenheer als ungesunde Entwicklung. Die Zahl im Kriege sei nicht ausschlaggebend. Aber einstweilen müsse man nun einmal mit dem Massenheer rechnen.

Der kommende Krieg ist nicht nur durch die Massen gekennzeichnet, durch die mehr und mehr sich durchsetzende Ausgleichung in der Beschaffenheit der verschiedenen Heere, sondern auch durch die Politik der Bündnisse — die mehrere Völker zugleich in den Krieg ziehen — und durch die Verbindung von Land- und Seekrieg. Schließlich wirkt die Vervollkommnung der Technik bestimmend, wenn man deren Einwirkungen auch nicht überschätzen dürfte: „Die letzten Erfolge der Kriegsführung werden immer auf dem Gebiete der lebendigen Kraft liegen."

Falkenhausen legt nun folgende Kriegslage zugrunde:

Zu dem verbündeten blauen Heere gehören Deutschland und Österreich; zu dem verbündeten roten Heere Frankreich, England und Italien. Die Schweiz, Belgien, Luxemburg und Holland sind neutral. Die Neutralität der Schweiz wird gewahrt, die der übrigen

genannten Staaten von dem roten Heer durchbrochen. Frankreich hat unter Verletzung der Neutralität von Belgien und Luxemburg überraschend mit Truppen des Friedensstandes seine Nord- und Ostgrenze überschritten, England unter dem Schutze einer englisch-französischen Flotte Truppen in Holland gelandet. Die Zerstörung der deutsch-linksrheinischen Eisenbahnen ist an mehrfachen entscheidenden Stellen in nachhaltiger Weise gelungen. Italien hat das Trentino überraschend besetzt und vereinigt seine übrigen Streitkräfte bei Verona, Venedig, Udine. Deutschland ist infolge der geschilderten Verhältnisse gezwungen, seine Heere am Rhein und in Süddeutschland zu versammeln. Seine Flotte verhält sich abwartend in Nord- und Ostsee. Österreich wendet sich mit seinen Hauptkräften gegen Italien und verstärkt die deutschen Truppen in Süddeutschland.

Der Verfasser fügt hinzu, daß er für sein Schulbeispiel ebenso gut eine gegen Osten gerichtete Lage hätte annehmen können.

Der Krieg beginnt im April. Die deutschen Streitkräfte gliedern sich in vier Armeen, zu denen als fünfte die österreichischen Hilfstruppen (sechs Armeekorps und 2 Kavalleriedivisionen) kommen. Außerdem stellt Deutschland drei Reservearmeen auf. Die vier deutschen Armeen versammeln sich am Rhein zwischen Wesel und Rastatt, die drei Reservearmeen in zweiter Linie dahinter. Die österreichische Hilfsarmee wird bei Ulm zusammengezogen. Das große Hauptquartier ist in Frankfurt a. M.

Ein Aufmarsch von $1^1/_4$ Millionen auf deutscher Seite ist angenommen. Die von Blau besetzte Rheinlinie hat eine Breite von 400 Kilometern. Nach den bis zum 14. April früh eingegangenen Nachrichten sind die roten Truppen inzwischen in das südliche Oberelsaß eingedrungen, haben den Rhein bei Müllheim und Hüningen überschritten; sie haben Neu-

Digitized by Google

stadt, Freiburg, Breisach, Lahr erreicht. Im nördlichen Oberelsaß wird Schlettstadt besetzt, ebenso Zabern und Saarburg. In Lothringen werden Metz und Diedenhofen eingeschlossen. Andere feindliche Truppen dringen durch Luxemburg vor und durch Belgien; sie besetzen Namur, Lüttich, Brüssel. Belgien hat gegen den Einmarsch der roten Truppen Verwahrung eingelegt und seine Truppen bei Antwerpen zusammengezogen, wo sie von Rot beobachtet werden. Die englischen Truppen besetzen Holland, die rote Flotte beherrscht die Nordsee und ist auch in die Ostsee vorgedrungen."

Dieses Kriegsbild beginnt also mit einer recht ungünstigen Lage der deutsch-österreichischen Truppen. Der Einfall des Feindes geschah so plötzlich, rasch und infolge der Neutralitätsverletzungen so umfassend, daß man, um die Versammlung der blauen Truppen zu sichern, den Aufmarsch nicht mehr an die Grenze verlegen kann, sondern zunächst am Rhein Stellung nehmen muß. Ein Widerstand der belgischen Truppen ist nicht erfolgt. „Es war der großen Überlegenheit gegenüber auch nicht zu erwarten." Über die politischen Wirkungen der Neutralitätsverletzung wird gesagt: „Der Gedanke, infolge des roten Einmarsches die Selbstständigkeit zu verlieren, kann eine Rot freundliche Haltung Belgiens erschweren. Dann wird Rot auch weiter einen Teil seiner in Belgien eingedrungenen Kräfte gebrauchen, um die belgischen Truppen und Festungen in Schach zu halten und sie zu verhindern, im Laufe der Ereignisse feindlich aufzutreten. Das unter dem Drucke des roten Einmarsches stehende Belgien günstig für sich zu stimmen, wird eine hauptsächliche Aufgabe der blauen Politik sein. Da die Neutralität aber einmal gebrochen ist, kann auch von Blau auf diese keine Rücksicht mehr genommen werden, soweit die jetzt unbedingt an der Spitze stehenden Bedingungen der Kriegsführung dies erfordern. Hieraus

wird sich bei günstigem Verlauf der blauen Vorbewegung in weiterem Verfolg der bedeutende Vorteil ziehen lassen, daß die starken Befestigungsanlagen an der französischen Grenze wirksam umgangen werden können. Dieser Umstand wird auf die Maßnahmen von Blau von Anfang an bestimmend wirken." Auch die Truppenlandung in Holland findet keinen Widerstand. Blau hat nun die Aufgabe, sich aus der Zwangslage zu befreien. Es gilt, den Rhein zu überschreiten und nicht in der Verteidigungsstellung zu beharren. Man muß zum Angriff schreiten, durch Lothringen und durch Belgien vordringen. Am 14. April ist die Versammlung der blauen Truppen bei Saarbrücken, Trier, Aachen, Rottweil.

Der erste Zusammenstoß der dritten, durch die zweite Reservearmee verstärkten blauen Armee mit dem Feind erfolgt an der Blies, bei St. Wendel. Die rote Armee hat eine Front von 40 km. Das blaue Hauptquartier, das inzwischen nach Landstuhl verlegt ist, befiehlt für den 20. April früh den Angriff. Die Schlacht an der Blies beginnt pünktlich zur festgegesetzten Zeit am 20. April. Von 8—10 Uhr vorm. Artilleriekampf auf der ganzen Linie — ohne Entscheidung. Dann überschreiten die Blauen den Blies. Am frühen Nachmittag droht beiden Flügeln der roten Armee Umfassung, infolgedessen Rückzug nach der Saar. Der zurückweichende Feind wird unverzüglich von den Blauen verfolgt. Am Abend des 20. April versammelt sich unter großen Schwierigkeiten die rote Armee am linken Saarufer. Es ist ein voller Erfolg der Blauen, wenn auch keine Vernichtung der Roten. „Als Ursache des Erfolges fällt die blaue Überlegenheit an Zahl (um 100000 Mann) schwer ins Gewicht. Es ist von jeher als die hauptsächliche Aufgabe der Kriegskunst, zu der auch das sogenante Glück gerechnet werden muß, angesehen worden, auf dem entscheidenden Punkte der Stärkere zu sein." Diese

Überlegenheit der Zahl ermöglicht die Offensive. „Daß ... die Verteidigung nicht die stärkere Form der Kriegsführung ist, kann .. aus inneren seelischen Gründen und nach den Tatsachen der Kriegsgeschichte bis in die neueste Zeit hinein unzweifelhaft behauptet werden.“ Der Mißerfolg der Roten wird, abgesehen von der geringeren Zahl, den Fehlern und Mängeln einer nicht genügend beweglichen Verteidigung zugeschrieben, „welche sich vom Angreifer fesseln und von diesem das Gesetz vorschreiben läßt“. Dagegen ist der Sieg von Blau dem ungestümen Angriff zu danken: „Der Schlachterfolg der blauen Truppen ist bei schwerem Ringen schließlich doch im Lauf eines Schlachttages erzielt worden. Es wird jetzt vielfach behauptet, die Schwierigkeiten des Angriffs wären nicht an einem Tage zu besiegen ... Mehrtägige Kämpfe werden auch in Zukunft nicht ausbleiben. Sie zu vermeiden, wird das Bestreben jeder kräftig und geschickt eingeleiteten Angriffsbewiegung sein. Ein wiederholter Angriff gegen starke Stellungen erfolgt immer unter herabgestimmten seelischen Zuständen des Angreifers. Gerade die unaufhörliche Bedrängnis ist es, welche schließlich zum Verlassen der Verteidigungsstellung zwingt.“

Die vierte blaue Armee trifft bei Hagenau bereits am 18. April mit dem Feind zusammen und schlägt sie bis zum Eintritt der Dunkelheit zurück. Am 20. April siegt die vierte blaue Armee über Rot an der Saar. Dagegen wird die zweite blaue Armee am 20. April bei Trier zum Rückzug gezwungen. Die durch Belgien vordringende zweite Armee erkämpft — nachdem die belgische Besatzung von Lüttich ihre Neutralität erklärt — am 20. April bei Verviers einen entscheidenden Sieg; der größte Teil der roten Truppen wird gefangen genommen. So ist — mit Ausnahme der zweiten Armee — bis zum 20. April Blau überall siegreich. Der rote Mißerfolg wird dem Verzicht auf eine

kräftige Durchführung des Angriffsverfahrens zugeschrieben. „Es fehlt im großen ganzen der unerschütterliche Wille, dessen der Erfolg im Kriege bedarf."

Wie zu Lande, so ist auch zur See Blau zunächst durch den überraschenden Überfall in eine Zwangslage gebracht worden. Trotzdem siegt schon am 17. April bei Neuwerk die blaue Flotte über rote Geschwader. In der Nacht vom 16. zum 17. April hatte Rot bei Emden Truppen gelandet, schifft sie aber — nach dem Bekanntwerden von der Niederlage bei Neuwerk — wieder ein. Auch in der Ostsee waren am 17. in der Lübecker Bucht rote Seetruppen wirkungslos gelandet. Am 18. April nachmittags gelingt es aber der blauen Flotte in der Gegend der Doggerbank die rote zum Kampfe zu stellen, der günstig für Blau ausfällt und mit dem Rückaug des roten Geschwaders nach der Ostküste von England endet. Falkenhausen nennt den Angriffsplan der roten Flotte großzügig. „Er umfaßt aber, auf die etwa doppelte Überlegenheit vertrauend, zu viel auf einmal." Dem stand auf blauer Seite „eine kräftige, entschlossene und geschickte Ausnutzung der Lage" gegenüber: „Ein Wagnis blieb der Entschluß zum Kampfe immer noch, aber er führte, wie so oft im Kriege, zum Erfolg."

Dabei war die Lage von Blau noch durch politische Rücksichten ungünstig beeinflußt worden. Die blaue 1. Kavallerie-Division hatte infolge der Weisungen der obersten Heeresleitung das Betreten holländischen Gebietes vermieden. Diese Weisungen „wurden augenscheinlich schärfer aufgefaßt, als sie beabsichtigt waren. Denn eine Hintansetzung kriegerischer Zwecke kann die blaue oberste Heeresleitung nicht im Sinne gehabt haben, wenn sie aus politischen Rücksichten die Forderung stellte, das Betreten holländischen Gebiets möglichst zu vermeiden". Nach der roten Neutralitätsverletzung bewegten sich blaue Streif-

patrouillen „mit großer Zurückhaltung auf blauem Gebiet".

Nach den unerwarteten Seesiegen vom 17. und 18. April ist die Lage der roten Hilfstruppen so schwierig geworden, daß deren Regierung in Friedensverhandlungen eintritt, zumal Holland, von der blauen Diplomatie gewonnen, seine Zurückhaltung gegen Rot aufzugeben droht. Schon am 20. April wird der Kriegszustand zwischen Blau und den roten Hilfstruppen aufgehoben. Holland verbündet sich mit Blau und gestattet den Durchmarsch von blauen Truppen sowie seiner Bahnen und Häfen gegen Entschädigung. Ähnliche Verhandlungen werden auch mit Belgien eingeleitet.

In der Nacht vom 20. zum 21. April beschließt die oberste blaue Heeresleitung, den von Anfang an gehegten Gedanken einer nördlichen Umgehung der ausgedehnten roten Befestigungstruppen von Verdun bis Nancy mit allen verfügbaren Kräften ungesäumt in Angriff zu nehmen. Aus dem großen Hauptquartier in Homburg ergeht also am 21. April vormittags an die Oberkommandos der Befehl: „Auf allen Punkten ist sofort Vormarsch fortzusetzen." Für die erste Armee ist der Weg durch Belgien frei. Demgemäß rücken auch die anderen blauen Armeen vor. Rot weicht hinter die schützende Maaslinie in der Richtung Verdun zurück. Am 25. April muß die oberste blaue Heeresleitung infolge veränderter Verhältnisse den ursprünglichen Plan abändern. Es darf keine Zeit verloren werden, um die Entscheidung herbeizuführen. Den blauen Truppen werden die größten Anstrengungen zugemutet. Am 28. April wird an beiden Maasufern die Entscheidungsschlacht geschlagen, die das Große Hauptquartier von Stenay aus leitet. Die Roten werden zum Rückzug gezwungen, die teilweise in aufgelöste Flucht ausartet. Der leitende Gedanke von Blau, Umgehung des roten linken Flügels mit

Digitized by Google

starken Massen, „war mit Anwendung äußerster Kraft folgerichtig und einheitlich bis zu den letzten Zielen durchgeführt worden".

So ist binnen 13 Tagen, nach Beginn der blauen Offensive, der Weltkrieg entschieden, ohne einen einzigen — Spatenstich!

Januar 1915.

Die Neunte.

Das Werk der Zeit.

Die nachfolgenden Betrachtungen sollen die organisierten Arbeiter in den größeren Parteiorten anregen, sich um Aufführungen der Neunten Symphonie zu bemühen. Als 1870 Paris belagert wurde, spielte die Große Oper mitten in der hungernden Millionenstadt Beethovens Symphonien; in den Logen lauschten verwundete Soldaten, und über alle kamen, bei des Deutschen Beethoven Musik, weihende Augenblicke des Trostes und des Glückes.

Die Berliner Freie Volksbühne veranstaltete einmal — es ist geraume Zeit her — einen Beethoven-Abend. Jahre waren vergangen. Da erhielt ich, ein paar Wochen vor Weihnachten, von einer Berliner Arbeiterin einen Brief. Sie erinnerte an jenen ihr unvergeßlichen Abend; besonders seien ihr auch Worte eine Erinnerung fürs Leben geblieben, die damals von Beethoven verlesen wurden. Sie bäte mich, ihr zu sagen, wo sie das finden könne; sie wolle es in Blindenschrift abschreiben und es einer blinden Freundin zu Weihnachten schenken. Der Brief erschütterte mich im tiefsten. Welch reiches Leben in dieser armen Frau, die mit einem Hauch der Seele Beethovens durchs Leben ging, und von diesem Reichtum einer unglücklichen Freundin gütig sinnvoll mitzuteilen begehrte! Und welche Unendlichkeit ewig aufrichtender Kraft, die von der großen menschlich-künstlerischen Persönlichkeit ausströmt und noch in fernen Zeiten dem verlorensten Leben einen Schimmer beklommenen Glückes zu spenden vermag!

Es war das Heiligenstädter Testament, das solchen unauslöschlichen Eindruck in der Besucherin des Beethoven-Abends hinterlassen hatte; jenes stammelnde Bekenntnis des erst 32jährigen, beinahe schon tauben Mannes:

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint, mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur, daß seit 6 Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels gezwungen, mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen, wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich über die verdoppelte traurige Gefahr meines schlechten Gehöres dann zurückgestoßen, und doch war's mir nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub; ach, wie wäre es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommneren Grade als bei andern sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben — o ich kann es nicht; drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte, doppelt wehe tut mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß, für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben, fast nur so viel, als es die höchste

Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen, wie ein Verbannter muß ich leben. . .

„Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan und der Unglückliche, er tröste sich, einen Seinesgleichen zu finden, der, trotz aller Hindernisse der Natur, doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

Wer Beethovens Musik in seiner dunkelsten Tiefe begreifen will, der erfülle sich zuvor mit der Stimmung des Heiligenstädter Testaments. Ein Verbannter des Lebens, ein Ausgestoßener des Glücks hat dem Schicksal diese Kunst abgetrotzt; ein Mensch, der das Herrlichste seines Schaffens nicht mehr sinnlich wahrzunehmen vermochte, der seine Musik nicht mit dem Ohr mehr hörte, sondern geistig schaute, mit dem Herzen fühlte. Erst wer das gemeine Leben ganz verloren, so scheint es, ist berufen, das höhere, reinere, das wahre Leben zu erschaffen, das in der großen Kunst sich abbildet. Und einem solchen Märtyrer künstlerischen Schaffens wird auch jener geheimnisvolle Weltblick zu eigen, der ihn befähigt, in den Eingebungen seines Genies die Visionen der Menschheit, des Erdenschicksals zu gestalten. Das ist das eigentliche Wunder der Ewigkeitskunst. Jede Zeit findet in ihr aufs neue sich offenbart. Ladet euch heute bei Shakespeare zu Gaste, und ihr werdet in jedem Worte Deutung und Lösung finden für all das Furchtbare, Unbegreifliche, was euch heute bedrückt. Und wenn ihr ganz ratlos und verzagt geworden, so rettet euch in die Neunte Symphonie Beethovens, und ihr werdet auf einmal dieser qualvollen Gegenwart euch klar bewußt und findet aus Wirrnis, Pein und Zerstörung den rettenden Ausweg.

Das Ausgestoßensein Beethovens aus der mensch-

lichen Geselligkeit, sein körperliches Leiden, die tragikomische Misere seines häuslichen Eremitendaseins, seine wirtschaftlichen Bedrängnisse, die schrullenhaften Launen des halb verwilderten Sonderlings — all das wird nicht etwa, als Gegensatz des öden, zufälligen Daseins und des idealen Künstlertraumes und Künstlerrausches, Inbegriff seiner Musik. Seine Tongebilde erfüllt nicht das feindliche Verhältnis des Künstlers zu den Bedingungen seines privaten Daseins. In Beethovens Kunst rinnt das Blut der Menschheit. Die Weltgeschichte ringt und brennt in seiner Musik. Alle menschliche Kreatur erscheint als ausgestoßen aus dem vershwenderisch sich darbietenden Erdenglück der Natur, als betrogen um ihre Seligkeit. Aber der Künstler, als barmherzige Gottheit, überwindet für die Menschheit den zerstörenden Gegensatz und führt sie auf die lichten freien Höhen der Zukunft.

Die „Neunte" gehört dem letzten Jahrfünft von Beethovens Leben an, das 1770 aufging und 1827 erlosch; jener Zeit, da er wie in wissender Zwiesprache mit dem Tode, den geheimsten Regungen seiner Seele die klingende Form aus tief versenkter Schöpferkraft in einer von jedem äußeren Einfluß unberührter Ursprünglichkeit reif und reich zu finden wußte: Schöpfungswunder, die man erleben, nie begreifen kann.

Es wäre eine armselige Schulmeisterei, die vier Sätze der Neunten Symphonie im einzelnen auszudeuten, ihre musikalischen Motive, ihre Verschlingung, Veränderung, Steigerung zu sezieren. Man erfülle sich mit der Andacht der Erhabenheit und man wird, wenn nicht das erste Mal alles im Innersten verstehen, doch die Größe fühlen und im Hören selber groß werden. Der erste Satz, der sich wundersam aus dem einfachen, geheimnisvoll raunenden Spiel des Geigenstimmens auftürmt, ist alles wilde Gärung, Kampf, Trotz, Verzweifllung. Der zweite Teil tollt, in grellen Kontrast, in trunkenem Lebensjubel; Betäubung,

Selbstvergessenheit. 'Das ist Beethovens Humor, der über den stürzenden Trümmern der Welt in das Krachen und Toben verwegen hineinlacht und den Untergang mit taumelnden Reigen lebensglühender, zugleich unendlich geistiger und unendlich sinnlicher Spukgesellen bevölkert. Das Leben fordert dennoch sein Recht! Aber das wilde Heer entfesselter Lust braust vorüber. Die große feierliche Stille senkt sich herab; und aus der Einsamkeit singt das Lied unsagbarer Schwermut in die Nacht, die Menschheit erfüllt den unendlichen Raum mit ihrer trauernden Klage und hoffenden Sehnsucht. Das ist der dritte Satz. Der Schlußakt dieses musikalischen Schicksalsdramas der Menschheit läßt zunächst die Stimmungen der drei ersten Teile in chaotischem Ringen noch einmal emportreiben. Als das Entsetzen zu fassungslosem Grauen sich steigert und keine Entwirrung mehr möglich scheint, da ersteht in höchster Not die Menschenstimme als Erlöserin. Sie wehrt den dämonisch rasenden Instrumenten ab: Nicht diese Töne! Und wie aus der Ferne erklingt ganz einfach in Melodie und Rhythmus, Schillers Lied an die Freude. Das Volkslied wächst zum Völkerlied empor. Mächtig, unwiderstehlich schreiten die Chöre aufwärts. Das Weltall hallt wieder von den Freudenrufen der erlösten Menschheit. Die Völkerfreiheit und der Völkerfrieden errichtet im Stürmen sein Reich. Diesen Kuß der ganzen Welt!

Als Beethoven über seiner Neunten Symphonie sann, schrieb er in seine Notizhefte das Wort aus Kants Kritik der praktischen Vernunft: „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns." Dieses doppelte Wesen menschlicher Erhabenheit, die Erkenntnis der unendlichen Natur und der Kampf um die Erlösung der Menschheit zu höchster sozialer Gemeinschaft, wird in der „Neunten" Gefühl, Klang, Wirklichkeit.

Vor einem Jahrzehnt, am 18. März 1905, sprach die Neunte Symphonie zum ersten Mal vor — Arbeitern. Die Berliner Freie Volksbühne hat das geschichtliche Verdienst dieser Tat. Damals war es ein Wagnis. Es gelang; und seitdem wurde wiederholt Proletariern das Fest bereitet. Damals schrieb ich diese Sätze: „War einst für den Weitblickenden die Gründung des kleinsten Arbeitervereins wichtiger als die Schlacht bei Königgrätz, so darf man heute kühnlich sagen: Was bedeutet die Schlacht bei Mukden neben dieser Siegesfanfare des zur Menschheit erwachten Proletariats! Die große Kunst flüchtete einst zu Wort und Ton, um das Leben vergessend ertragen zu können. Das Idealreich der Kunst stand fremd und verabscheuend neben dem Leben, das nichts mit ihr gemein hat. Die Kunst ist nicht mehr Flucht aus und vor dem Leben, sondern das Leben selbst. In dem gewaltigen Klassenkampf des Proletariats glüht der Götterfunke der Freude, der aus der Gesellschaft des Elends und des Zufalls zu dem Kunstwerk der neuen Gesellschaft leuchtet. Wenn die Menschheit, durch den Kampf des proletarischen Sozialismus befreit und gereift, dereinst an dem Welthymnus der Neunten erzogen wird, wenn sie zum Katechismus ihrer Seele wird, dann erst ist Beethovens Kunst zur Heimat zurückgekehrt, aus der sie floh: zum Leben."

Heute scheint die Welt weiter von jenem Ziel abgeirrt denn je. Man braucht etwa nur aus der Biographie Beethovens zu erinnern, daß seine Familie nach Bonn aus der Gegend von — Löwen eingewandert ist, um zu erschauern. Der Sinn der Menschheit ist wie verloren, wie verschüttet. Gerade in dieser Zeit aber gewinnt Beethovens Kunst die ganze Quellkraft des Lebens. Lauscht in der Neunten der Mär eures Schicksals und ihr findet euren Glauben, eure Bestimmung, eure Menschheit wieder!

März 1915.

Krottingen.

Eine Erinnerung.

Die deutschen Truppen haben Krottingen besetzt! Der Name weckt mir nicht verblichene Erinnerungen.

Es war nach dem Königsberger Hochverratsprozeß, in den letzten Julitagen des Jahres 1904. Ich wage es, den im Vorwärtsverlag erschienenen Bericht über jenen Prozeß gerade heute dem allgemeinen Studium zu empfehlen, obwohl ich der Herausgeber bin: er liest sich gegenwärtig wie ein Buch des Schicksals; wer über unsere Gegenwart und unsere Zukunft urteilen will, muß die Offenbarungen von Königsberg lebendig erhalten.

Nach der aufreibenden Arbeit und Erregung der Prozeßwochen wollte ich ein paar Tage verschnaufen, zugleich das Grenzgebiet, das durch den Schriftenschmuggel und durch allerlei seltsam geartete Zeugen mein Interesse erweckt hatte, aus eigener Anschauung kennen lernen und schließlich wenigstens ein paar Züge russischer Luft einatmen.

Wir — einer der Prozeßanwälte, der seitdem ein tragisches Ende gefunden hat — wählten den Weg zu Wasser. Es ging über das stille unendliche kurische Haff, vorbei an der schmalen langgestreckten „preussischen Wüste", dieser weiten verlorenen Einsamkeit der Ostseedünen, deren gefährliches Wandern man durch ebenso mühselige wie wenig erfolgreiche Anpflanzungen junger Kieferntriebe aufzuhalten versucht. Mitten in der gelben Öde eine Oase: Schwarzort, das Bernsteindorf, grün schimmernd zwischen Meer und

Digitized by Google

Haff. Gegen Sonnenuntergang schwammen wir in die See hinaus, und dann umfing uns die holdeste Mondscheinnacht bei der blonden Eva. Ach, es war keine Liebesgeschichte, sondern ein so getaufter Hügel, auf dem wir wohl bis Mitternacht weilten und über die lind wogende Fläche des leuchtenden Meeres irgendwohin in die Ferne träumten.

Am nächsten Vormittag waren wir in Memel. Ich habe noch heute den Eindruck einer halb versunkenen Stadt. Nur auf dem Fischmarkt, wo die litauischen Bauern Bilder fremden Volkslebens boten, ging es lebendig her. Sonst schien die Stadt wie ausgestorben. Seit Jahr und Tag war eine Straßenbahn zum Bahnhof fertig. Aber die Leitungsdrähte fanden noch immer keine Verwendung. Leere Kneipen mit englischen Inschriften, eine englische Kirche mit zerbrochenen Scheiben erinnerte noch an die Glanzzeiten da Memel für die englischen Segelschiffe ein Rasthafen war und in den Straßen sich englisches Schiffsvolk tummelte. Das war längst vorüber. Die englischen Dampfschiffe verkehrten direkt mit den russischen Häfen, und die paar fremden Schiffe, die traurig in dem toten Hafen lagen, blieben auch nicht lange: der Dampfkrahn schafft schnelles Entladen. Nur der russisch-deutsche Holzhandel blühte noch — damals!

Der nördlichste Ort des deutschen Reichs — Nimmersatt — liegt freundlich und fruchtbar in blinkender Sauberkeit an der See gebettet. Hier herrschte ein reger Grenzverkehr, nicht nur von Schmugglern, sondern auch von russischen Uniformen, wie sie die russischen Gymnasiasten und die russischen Offiziere tragen. Ein flinkes Wäglein sollte uns über die Grenze bringen. Beim letzten Haus des deutschen Nordostens machten wir Halt: Es war die einsame Schenke des wackeren Hirsch Feinstein, der zu den Zeugen des Prozesses gehörte. In der Wirtsstube war ein unruhiges Gewühl verdächtiger Gestalten; nicht recht geheuer,

aber Hirsch Feinsteins rothaarige Tochter beherrschte munter und energisch die ungebärdigen Gäste.

Und nun begann Rußland! Man bedurfte keines Grenzzeichens; man sah sofort, was russisch war. Das grüne, sorgsam bebaute preußische Land ging jäh in eine dürre, struppige Grashalde über, die mit großen Steinen dicht besät war; seitdem die Eiszeit diese erratischen Blöcke aus den Bergen Skandinaviens hergebracht hat, schien kein Pflug über diese weite leere Grenzmark gegangen, auf der selbst Ziegen hätten verhungern müssen. Dann aber erhob sich am Eingang Rußlands, vor der ersten russischen Stadt Krottingen, ein schmuckes Haus, alles ringsum durch offenbaren Wohlstand überragend. Es war das Zollhaus. Wir wußten die Ursachen solchen Behagens. Die Beamten haben ihre Verträge mit den Schmugglern und beziehen für ihre gewissenhafte Nichttätigkeit gewisse Prozente von den gepaschten Waren. Wir aber hatten keinen Vertrag mit dem mürrisch und tückisch blickenden Wächter Rußlands. Es dauerte lange, bis er unsere Grenzpässe durchstudiert und endlich in Ordnung befunden hatte. Wir durchforschten indessen einen großen Aushang, der dreisprachig — russisch, litauisch und deutsch — uns verkündete, was alles verboten sei und streng bestraft werde. Es las sich grob, barbarisch, abschreckend; wir glaubten jeden Augenblick, eine Faust würde uns packen und nach Sibirien schleppen. Das Gefühl völliger Rechtlosigkeit begann in dem Augenblick, da wir dieses russische Amtsgebäude betreten hatten. Sonst war außer uns nur noch eine recht russische Erscheinung männlichen Geschlechts da, die sich faul auf einer Pritsche räkelte und augenblicklich eine Pause zwischen zwei Schnäpsen verschlief; und ein jüdischer Reisender aus Deutschland, dem der Beamte geheimnisvolle Zeichen auf seinen Paß geschmiert hatte und der deshalb ängstlich, wie unter dem Druck eines ungewissen Schicksals in die

Stadt ging. Wir aber durften passieren, freilich nicht vollständig. Unseren photographischen Apparat mußten wir zurücklassen. „Warum?“ „Es ist Krieg.“ „Aber doch auf der anderen Seite, in Asien.“ „Es ist Krieg.“ Dabei blieb es. Wir durften in Krottingen nicht photographieren, weil in der Mandschurei mit Japan gekriegt wurde! Bald merkten wir noch mehr Rußland. Um uns kreiste ein radelnder Kosak, verfolgte uns und ließ uns nicht aus den Augen.

Nächst der Stadt ist ein großer polnischer Herrensitz. Ein üppiger Park, sogar ein Palmenhaus. Frauen arbeiteten schweigend, gebückt. Alles war unordentlich, verfallen. Es roch nach polnischen Romanen. Wie kann es Reichtum in dieser Öde aushalten? Automobile gaben uns die Antwort. Der gnädige Herr war in Ostende, und nächste Woche wird die gnädige Frau ins Automobil steigen und ins Salzkammergut fahren.

Krottingen ist wahrhaftig eine Stadt, es wohnen Menschen darin: zumeist Litauer und Juden. Aber es ist ein Gewirr elender, zerlöcherter Hütten, die schief sich zur Erde neigen, schmutzige Holzgerüste, die mit grauem Dreck ausgefüllt scheinen. Inmitten der Baracken ein schmutziger Tümpel, in dem zerlumpte Frauen zu einem unerfindlichen Zwecke Wäschestücke schwenken. Aus dem Unflat der Behausungen ragt nur die Kirche farbig hervor. Ein Junge, der unablässig sich in dem schwarzen Kraushaar kratzt, führt uns in den byzantinischen Bau. Mein Gefährte erfüllt den leeren Raum mit Orgelspiel; der kleine Führer erstarrt ob solchen Übermuts vor Schrecken und wird erst durch einige Münzen wieder erweckt. Draußen in der blendenden Sonne erwartet uns schon unser Aufpasser: der stumm radelnde Kosak.

Wir haben Zeit. Es ist um Mittag. Wir hatten zuvor gesehen, wie Rußland durch eine schwere Kette geschlossen wurde, wie eine Haustür am Abend.

Während der Mittagspause hörte der Grenzverkehr auf, niemand durfte heraus, niemand hinein. Wir waren wie gefangen. Und wie Gefangene schienen auch alle diese ärmlichen, müden, traurigen Menschen, als ob sie immer eine Gefahr im Rücken spürten, einen Hinterhalt, Angeber, Häscher. Nirgends entdeckten wir ein Zeitungsblatt. Obwohl ein Ausflug nach Krottingen ein beliebtes Vergnügen der Königsberger ist, schien man hier wie außerhalb der Welt zu leben und gar nichts von den Dingen da draußen zu wissen, tausend Meilen jenseits aller Kultur. Die litauische Bevölkerung wirkte verschlossen und versonnen, wie eigenwillige Sektierer. Nur die jungen Jüdinnen, die vor den Häusern standen, blühten wie ein Stück Orient: gesund, ernst, von einer schwermütig-sinnlichen Schönheit. Mein Weggenosse geriet in Entzücken und beteuerte, den Abenteuerblick im Auge, er könne sich entschließen, sich hier anzusiedeln. Anreden mußte er eine, auf jeden Fall, es ging nicht anders. „Wo ist —". Er wußte nicht recht, nach welcher Sehenswürdigkeit von Krottingen er sich erkundigen sollte. Aufs Geratewohl fragte er also: „Wo ist das Armenhaus?" Das schöne Mädchen war erstaunt. Aber Fremde haben nun einmal ihre sonderbaren Einfälle. Sie geleitete uns bereitwillig und schweigsam zur jämmerlichsten aller Hütten.

Wir treten in einen dunklen Flur ein, der nach hinten einen Ausgang zu einem engen Hof hatte. Durch die geöffnete Tür sehen wir uralte Männer und Frauen, die Fische schuppen und salzen, während sie zugleich die schon zugerichteten Fische in rohem Zustand gierig verschlingen. Links und rechts in dunklen Löchern liegt es eng neben- und übereinander auf Brettern in modrig stinkenden Lumpen. Ewige Lampen in den Nischen verbreiten eine rote Dämmerung. Überall liegen, kauern Gestalten, stumm die einen, unablässig lallend die anderen, Krüppel, Blinde,

Digitized by Google

Blöde, Sieche. Wohin waren wir geraten? Armen-, Irren-, Kranken-, Idioten- und Altershaus schien in dieser Hölle der Verpestung und Verderbnis vereint. Wir wurden entdeckt. Einige verkrüppelte Unholde erhoben sich, umringten uns und bettelten unterwürfig leiernd. Wir verteilten die paar russischen Münzen, die wir besaßen. Da fielen sie vor uns nieder und, Segenswünsche speiend, küßten sie brünstig unsere staubigen Stiefel . . .

Es hielt uns nicht länger. Wir flohen aus dem Jammerhause, aus der Stadt, aus Rußland. Jenseits der Grenze wagten wir uns wieder als Menschen zu fühlen. Aber erst in dem bei Königsberg gelegenen Ostseebad Cranz wich der Druck von mir. Gerade als ich den Strand erreichte, wurden Zettel an den Anschlagtafeln angeklebt: Plehwe, der verhaßteste Gewalthaber Rußlands, war durch eine Bombe ausgetilgt! Ich warf mich in den durchsonnten Sand und bis in die sinkende Nacht blieb ich reglos liegen, in tiefem bebenden Frieden, als umarmte ich irgendeine neue Freiheit. Das Meer aber begann zu brausen . . .

Seitdem — wenn ich an Rußland denke, sehe ich immer das Armenhaus von Krottingen! . . .

März 1915.

Das Kursbuch als Weltgeschichte.

Die Genesis der Emser Depesche, Von Richard Fester. Berlin 1915.

Der diplomatische Ursprung eines Krieges ist nicht der, durch die politischen und wirtschaftlichen Triebkräfte bestimmte geschichtliche Ursprung des Krieges. Die Akten der Diplomaten, die Briefe der Staatsoberhäupter verhalten sich zu der tatsächlichen Verursachung der Ereignisse wie die Ausführung einer Dichtung zu dem im voraus bestimmten, in seinem Schluß feststehenden Plan. Es wird nachträglich die Motivierung, die Fortführung im einzelnen der Handlung bis zu dem von vornherein gewollten Endergebnis ausgearbeitet. Dabei konstruiert der Dichter nicht etwa alles in logischer Folge, Schritt für Schritt, er läßt sich durch Zufälle treiben, gestattet seinen Eingebungen einen weiten Spielraum, er wählt Ab- und Umwege, bis er endlich zu seinem Ziel gelangt.

Für die großen Jahrtausend-Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung ist die Kenntnis der diplomatischen Akten fast ganz belanglos. Der mäßige Witz der Staatsmänner, die die Dinge zu schieben glauben, ist doch nur schließlich das bewußtlose Werkzeug geschichtlicher Notwendigkeiten. Aber durchaus nicht alles, was geschieht, ist im Sinne einer vernünftigen Fortentwicklung der Menschheit „notwendig". Tatsachen lassen sich zwar weder bestreiten noch ungeschehen machen, deshalb sind jedoch Tatsachen durchaus nicht immer weltgeschichtliche Notwendigkeiten. Die Kriege sind solche Tatsachen, die

häufigsten und wirksamsten, deren „Notwendigkeit“ oder, was in geschichtlicher Bedeutung dasselbe ist, deren Recht nachzuweisen in jedem einzelnen Falle eine schwierige Aufgabe ist. Dieses schlechte Gewissen der Menschen, ob es denn wirklich die ihnen zugewiesene gewaltige Aufgabe durch Kriege zu fördern vermöchte, wird schon durch die durchgängige Bemühung bewiesen, die Verantwortung für einen Krieg immer den andern zuzuschieben.

Kriege müssen, wie sehr sie in den großen geschichtlichen Gegensätzen wurzeln, letzten Endes von irgendwelchen Persönlichkeiten herbeigeführt werden. Sie werden in der Tat auch immer „gemacht“, in demselben Grade willkürlich gemacht, als die kriegerische Exekution auf die engsten Zirkel herrschender Klassen und Mächte beschränkt ist. So ist es für die Entstehungsgeschichte von Kriegen die Kenntnis der diplomatischen und auch dynastischen Urkunden nicht zu entbehren.

Natürlich sind diese schriftlichen Zeugnisse staatsmännischer Betriebsamkeit niemals wörtlich zu nehmen. Sie sind vielfach schon in Hinblick auf künftige Veröffentlichung, zur Gewinnung der öffentlichen Meinung stilisiert. Dennoch wäre es falsch, den Wert solcher Urkunden nun völlig zu leugnen. Es ist ja nicht eine einzige Partei, die redet; auch der Gegner arbeitet und er hat das entgegengesetzte Interesse, den anderen zu kompromittieren. So verrät für den kritisch begabten und nur auf die Erkenntnis der Wahrheit gerichteten Geschichtsforscher doch der Dialog der gegeneinander spielenden Parteien die wirklichen Tatsachen. Außerdem hat das Kriegsspiel der Diplomaten, bevor es in den Ernst der militärischen Waffen übergeht, ja auch den Zweck, unmittelbar auf den Gang der Freignisse einzuwirken; damit werden die Noten der Diplomaten in einem gewissen Maaße selbst Triebkräfte des Geschehens.

Digitized by Google

Nach 44 Jahren, nach Anhäufung einer kaum noch übersehbaren Menge gelehrter Forschungen, herrscht über den diplomatischen Ursprung des deutsch-französischen Krieges noch nicht die mindeste Übereinstimmung. Wer hat diesen Krieg herbeigeführt: Frankreich oder der Norddeutsche Bund, Napoleon III. oder Wilhelm I., die Ollivier und Gramont oder Bismarck und Roon? Ein deutscher Historiker, der es ernst mit der Wahrheitsforschung nimmt, müßte noch heute darauf verzichten, eine Geschichte des diplomatischen Ursprungs des Krieges von 1870 zu schreiben. Aus einem sehr einfachen Grunde: England hat zwar früh sein Urkundenmaterial herausgegeben. Ebenso Frankreich, dessen Regierung in den letzten Jahren sogar eine vollständige, bis jetzt auf acht Bände gediehene Sammlung aller diplomatischen Aktenstücke der Vorgeschichte des Krieges begonnen hat. Dagegen sind die preußischen und sonstigen deutschen Archivschränke der Öffentlichkeit bis zur Stunde gesperrt. Bismarck erlaubte zwar, mit boshaftem Vergnügen, Herrn von Sybel und anderen einige wohlarrangierte Urkunden zu benutzen; er hatte dann seinen Spaß, zu sehen, wie die Professoren auf solche ihnen vorgelegte irreführende Auslese kindlich harmlos hereinfielen. Eine freie Benutzung der geheimen Papiere ist der Wissenschaft versagt. Nur einmal wurde eine Aktenmappe ein wenig gelüftet: damals als Caprivi nachzuweisen unternahm, daß Bismarck die Emser Depesche durch seine Redaktion nicht gefälscht, sondern im Gegenteil sie ganz nach der Absicht seines königlichen Herrn verwendet habe. Auch die Briefe fürstlicher und eingeweihter politischer Personen sind nur in vorsichtiger Auswahl bisher veröffentlicht und zeigen gerade dort Lücken, wo die Aufklärung am dringendsten benötigt wird. So ist es bis jetzt schlechterdings unmöglich, die deutschen diplomatischen Be-

mühungen und Verantwortlichkeiten aktenmäßig darzustellen.

Trotzdem oder richtiger: deshalb wird es immer wieder unternommen, die diplomatische Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges zu schreiben. Den neuesten Versuch liefert eben der Hallenser Geschichtsprofessor Richard Fester, der über die Genesis der Emser Depesche ein ebenso umfangreiches wie unfaßbares ödes Buch zusammengeschrieben hat. Fester fühlt sich zu dieser Arbeit einmal deshalb berufen, weil er einen Teil der Sigmaringer Familienpapiere über die Hohenzollerische Kandidatur für den spanischen Königsthron durchwühlen konnte; dann aber hauptsächlich deshalb, weil ihm der unermeßliche Glücksfund beschieden gewesen ist, ein — Eisenbahnkursbuch aus dem Sommer 1870 zu ermitteln. Mit Hilfe dieses Kursbuchs rechnet er Abgang und Ankunft jeden Briefes, jeden Kuriers, jeder an der Handlung beteiligten Persönlichkeit auf die Minute nach. Und siehe da, alle Schleier fallen, alle Rätsel lösen sich! Die Weltgeschichte entblößt sich in ihrem innersten Getriebe. Diese Festersche Weltgeschichte ist das große unselige und doch wieder — dank der Genialität deutscher Staatsmannskunst — wunderherrlich gewendete Mißverständnis von Briefen, die sich kreuzen, von Boten, die den Anschluß versäumen, von Fürsten, die nicht rechtzeitig unterrichtet werden. Wenn man zwischen Ems und Sigmaringen im Juli 1870 statt auf langem Eisenbahnwege Briefe zu schreiben, telegraphische Verständigung versucht hätte, wer weiß, ob die finstere Geschichte Europas nicht einen andern Weg genommen hätte! Das geht aus dem Kursbuch unwiderleglich hervor.

Fester konstruiert den Gang der Handlung statt aus der Einsicht in die verschlossenen Berliner Aktenschränke aus der Einsicht in Henschels Fahrpläne. Irgendein neues Ergebnis wird zwar dadurch nicht

gewonnen, aber diese mit Hilfe der Eisenbahnzeiten nachgeprüfte Entlastung und Verherrlichung der Bismarckschen Politik wirkt schließlich aufreizender als das brutalste Pamphlet. So also kommt Weltgeschichte zustande! Das Endergebnis der mühseligen Sekundenstudien ist schließlich doch nur das längst bekannte, daß der Krieg in dem Augenblicke ausbrach, als der eigentliche Anlaß des Konflikts — die Hohenzollerische Thronkandidatur — durch die Verzichtleistung aus dem Wege geräumt war und König Wilhelm in Ems in dem erleichterten Gefühl seinen Brunnen trank, daß die Gefahr jetzt beseitigt sei. Auch die Zumutung Benedettis, des vertrauten Freundes Wilhelms und besonders der Königin Augusta, daß der König von Preußen sich verbürgen sollte, der Sigmaringer würde niemals, nach nicht unbekannten Mustern, die Kandidatur wieder aufnehmen, kann gerade heute nicht mehr besonders aufregend wirken, da wir durch die Sprache und die Forderung des österreichischen Ultimatums an Serbien abgehärtet sind.

Merkwürdigerweise beginnt Fester die größte Zeit seines Helden mit der Behauptung eines schweren diplomatischen Fehlers. Bismarck habe den König durch folgende Erwägungen für die Zulassung der Hohenzollerischen Kandidatur gewonnen: „Man rechnete mit der Macht der vollendeten Tatsache. Napoleon hatte so oft erklären lassen, daß er sich in die Ordnung der inneren Verhältnisse Spaniens nicht einmischen wolle, daß er gegen den Erwählten der Cortes nicht protestieren konnte, ohne sich vor ganz Europa ins Unrecht zu setzen. Tat er es dennoch, so reizte er die spanische Empfindlichkeit und verstrickte sich in Händel, die seine europäische Aktionskraft noch empfindlicher lahmlegten, als es 1866 sein mexikanisches Abenteuer getan hatte. Ließ er Spanien aus dem Spiele und trieb die Dinge zum Bruche mit dem Norddeutschen Bunde, so war man gerüstet und be-

fand sich in der unangreifbaren Position, daß er den Willensakt der spanischen Nation nicht zum Kriegsgrunde gegen Preußen machen konnte. Für wahrscheinlicher aber hielt man doch, daß die kaiserliche Regierung in ohnmächtiger Wut sich wohl oder übel mit der vollendeten Tatsache abfinden werde und die Folgen der nationalen Erregung allein zu tragen habe."

In dieser Berechnung habe, urteilt Fester, der Kardinalfehler gesteckt, daß Bismarck nur die Folgen der Wahl ins Auge gefaßt habe, aber nicht die Folgen der Wahlansage. Er hätte nicht bedacht, was geschehen würde, wenn — wie es tatsächlich dann kam — Spanien die Kandidatur fallen ließe und sie selbst zugleich vorzeitig bekannt würde.

Auch der Gegner Bismarcks wäre geneigt, den Staatsmann gegen diesen Vorwurf beispielloser Kurzsichtigkeit zu verteidigen und lieber zu seinen Gunsten anzunehmen, daß Bismarck die Kandidatur befürwortete, weil er die Verwicklungen voraussah und sie für seine Politik gegen Frankreich zu benutzen gedachte. Aber Fester läßt seinen Helden lieber einen schweren Fehler begehen, der alle Ungeschicklichkeiten der Ollivier und Gramont übersteigt, als ihn einer weit gesponnenen Intrige für schuldig zu erklären. Nur scheint mir der beneidenswerte Entdecker des Kursbuchs vom Juli 1870 das Wesen der diplomatischen Intrige völlig zu verkennen. Sie besteht nicht darin, daß man sich irgendeinen listigen Entwurf der Aktion in allen Einzelheiten ausarbeitet, sonder vielmehr in dem ganz gewöhnlichen Sichtreibenlassen; man folgt dem Spiel der Ereignisse und Zufälle, um im entscheidenden Augenblicke einzugreifen und auch, wenn es notwendig ist, ein wenig zur höheren Ehre der gestellten Aufgabe nachzuhelfen. Die Anlässe sind immer recht gleichgültig. Ein geschickter Staatsmann wird nie so verfahren, daß er

Digitized by Google

Politik wie ein künstlich durchgerechnetes Exempel treibt und alle Fäden eigenhändig webt. Er wird auch nie das Bedürfnis haben, auf weißem Gaule allsichtbar voranzureiten und seine verantwortliche Leistung zu zeigen, schon deshalb nicht, weil man ja nie weiß, welchen Ausgang politisch-kriegerische Abenteuer nehmen. Mißlingen sie, ist es immerhin vorteilhaft, wenn der Verantwortliche seine Unschuld glaubhaft machen kann.

Das Buch Festers verdient trotz allem gelesen zu werden. Es liefert wider Willen die schärfsten Waffen gegen das Diplomatenmonopol der auswärtigen Politik; gegen alle dynastische und überhaupt persönliche Politik. Wenn man sich durch all die Minutenangaben durchgewürgt hat, erwacht die Sehnsucht nach einem andern Kursbuch, das die Züge anzeigt, die aus dieser ganzen geschichtlichen Welt der Gegenwart herauszuführen vermöchten.

[März 1915.]

Bismarck über Kriegsführung und Kriegsziele.

Auch im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 wurden im Ausland, besonders in der englischen Presse, heftige Anklagen gegen die deutsche Kriegsführung erhoben. Es waren hauptsächlich drei Maßnahmen, die gegen Deutschland — oder damals noch richtiger: gegen Preußen — ausgebeutet wurden: Die Niederbrennung von Bazeilles nach Sedan, die Aushungerung und das Bombardement von Paris.

Bismarck war „Sentimentalitäten" in der Kriegsführung abhold. Es ist bekannt, daß er jeder völkerrechtlichen Zwangsbindung der Kriegsgebräuche widerstrebte und jedes Mittel für erlaubt hielt, das geeignet schien, die Niederwerfung des Feindes herbeizuführen. Aber als der deutsche Botschafter in London, Bernstorff, bei Bismarck im September 1870 um Hilfe bat gegen die von hervorragenden Männern in der englischen Presse erhobenen Anklagen, entschloß er sich doch einmal, seinem Leibjournalisten Moritz Busch einen Abwehrartikel für die deutschfreundlichen englischen Blätter zu diktieren. Der begann:

„Wie in jedem Kriege, so sind auch in diesem eine große Anzahl von Dörfern niedergebrannt, meist infolge von Artilleriefeuer, deutschem und französischem. Dabei sind Weiber und Kinder, die sich in Keller geflüchtet und sich nicht rechtzeitig gerettet hatten, in den Flammen umgekommen. Das gilt auch von Bazeilles." Dann werden für die Vernichtung von Bazeilles die Franktireurs verantwortlich gemacht. Es sei durch amtliche Meldung festgestellt, daß die Einwohner von Bazeilles nicht etwa in Uniform, sondern in Blusen und Hemdärmeln, aus den Fenstern

Digitized by Google

auf die verwundeten und unverwundeten deutschen Truppen in den Straßen geschossen und die Verwundeten zu ganzen Zimmern voll in den Häusern ermordet haben. Auch Weiber hätten, mit Messern und Flinten, gegen totwunde Soldaten die größten Grausamkeiten verübt, „andere Frauen, gewiß nicht in Nationalgardenuniform, sich in Gemeinschaft mit den männlichen Einwohnern ladend und selbst schießend an dem Gefechte beteiligt". Übrigens war diese Polemik Bismarck verdrießlich, und als er den Artikel zu Ende diktiert hatte, meinte er, künftig solle sich aber Bernstorff selber helfen.

Gegen die Teilnahme der Zivilbevölkerung am Kriege hielt Bismarck das rücksichtsloseste Mittel für das beste. In dieser Hinsicht rühmte er die guten bayrischen Kriegssitten. Ihm gefiel, wie Busch erzählt, daß die Bayern mit dem Totschießen der Franktireurs rasch bei der Hand seien. „Unsere Norddeutschen", äußerte Bismarck, „halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein Buschklepper auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerle nach und fängt ihn. Dann bringt er ihn seinem Leutnant, und der läßt ihn laufen oder er liefert ihn ab, und dann ist's dasselbe, man läßt ihn auch laufen. Der Bayer macht's anders, der weiß, daß Krieg ist, der hält noch auf alte gute Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst."

Als die Angriffe gegen die Absicht einer Beschießung von Paris begannen, erhielt Busch von Bismarck den Auftrag, das Bombardement in der Presse zu rechtfertigen. Es solle ein Verbrechen gegen die Zivilisation sein, Paris mit seinen Sammlungen, Kunstbauten und Denkmälern zu beschießen! Warum nicht gar? Paris sei eine Festung. Eine Festung sei ein Kriegsapparat, der ohne Rücksicht auf das, was sonst mit ihm verbunden ist, unschädlich gemacht werden

müsse. „Wenn die Franzosen ihre Monumente, ihre Bücher- und Gemäldesammlungen durch Krieg nicht gefährdet wissen wollten, so durften sie diese nur nicht mit Befestigungen umgeben."

Wiederholt, so am 4. Dezember, beklagte sich Bismarck über die Bemühungen der Kronprinzenpartei, Paris zu schonen. Wenn er freie Hand hätte, würde er mit den Parisern schon fertig werden: „Nun wollte ich sie aber schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: Ihr zwei Millionen Menschen seid mit verantwortlich mit euren Leibern. Ich lasse euch noch 24 Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal 24 Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber der König, der Kronprinz, die Damen, die ihnen ihre sentimentalen Ansichten aufdringen, und gewisse geheime europäischen Verbindungen! . . . Das sind Leute, für die die deutsche Sache, die Siegesfrage nicht in erster Linie steht, sondern der Wunsch, in englischen Zeitungen gelobt zu werden. Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht."

Anfang November unterhandelte Thiers mit Bismarck über einen Waffenstillstand. Thiers hatte zuvor eine diplomatische Reise nach England, Italien, Österreich und Rußland unternommen. Von diesen vier neutralen Mächten war der Vorschlag eines Waffenstillstandes ausgegangen. Der Waffenstillstand sollte ermöglichen, daß in Frankreich Wahlen zu einer Nationalversammlung stattfänden, mit der dann über den Frieden verhandelt werden könnte. Unerläßliche Bedingung des Waffenstillstands sollte sein — es ist völkerrechtlicher Grundsatz, daß sich während eines Waffenstillstandes die Verhältnisse der Kriegsführenden nicht verschlechtern dürfen — daß Paris mit Nahrungsmitteln versorgt würde, die für die Zeit des Waffenstillstandes ausreichten. Über diese sehr inter-

essanten Verhandlungen, die sich durch mehrere Tage hinzogen und schließlich ergebnislos abgebrochen wurden, hat Thiers wörtliche Aufzeichnungen hinterlassen, die im Jahre 1903 veröffentlicht worden sind.

Am ersten Tage — am 2. November — wehrte Bismarck zunächst jede Einmischung der Neutralen ab; der englische Vorschlag, dem sich die anderen Neutralen angeschlossen, lasse sich lang und breit über Menschlichkeitserwägungen aus, komme aber zu keinem präzisen Schluß. Nach dieser Verwahrung geht Bismarck auf die Waffenstillstandsbedingung ein. Er bemerkt sofort: Da der Waffenstillstand nur für die Franzosen Vorteile bringe, müßten militärische Kompensationen verlangt werden, z. B. die Übergabe eines Pariser Forts.

Thiers antwortete, daß eine solche Bedingung unzulässig sei, das hieße Paris übergeben; weitere Besprechungen seien völlig nutzlos, wenn Bismarck auf dieser Bedingung beharrte. Bismarck meint, man könne dann vielleicht etwas anderes fordern. Mit der Einberufung einer Nationalversammlung sympathisiert Bismarck, aber nicht ohne allerlei merkwürdige Andeutungen zu machen, daß vielleicht Napoleon mit Hilfe des in deutscher Gefangenschaft befindlichen Heeres, also mit Unterstützung Deutschlands, zurückkehren und die neue Republik beseitigen könnte. Zu ernsten Schwierigkeiten kommt es bei der Verhandlung der Lebensmittelfrage:

Bismarck: Sie werden zweifellos auch fordern, daß man während des Waffenstillstandes Paris mit Lebensmitteln versorge.

Thiers: Zweifellos, es ist ständiger Kriegsgebrauch und die Regel des Waffenstillstandes, die Dinge so zu ordnen, daß die Kriegsführenden beim Ende des Waffenstillstandes in nichts in ihren Verhältnissen sich verschlechtert haben.

Bismarck: Einverstanden, aber Paris für einen

Monat oder auch nur für 14 Tage mit Lebensmitteln zu versorgen, wird ungeheuer schwierig sein.

Über diese Schwierigkeiten, die Thiers nicht anerkennt, wird des längeren gesprochen. Dann fragt Bismarck, wie lange der Waffenstillstand dauern solle. Thiers: mindestens 15 Tage. Bismarck: 48 Stunden genügen für die Wahlen. Thiers weist auf die notwendigen Vorbereitungen hin. Schließlich erklärt Bismarck, er müsse sich über einzelne Punkte noch mit den Militärs verständigen. Er wünscht dann noch, daß die Wahlen sich nicht auf Elsaß-Lothringen erstrecken sollen.

Thiers (sehr lebhaft): Ah, das — nein, nein! Der Waffenstillstand ist nicht der Friedensvertrag; niemals werden wir zulassen, daß ein Waffenstillstand eine Gebietsfrage im voraus entscheide.

Bismarck erwiedert, es solle weder gegen Frankreich noch gegen Deutschland solch ein Präjudiz geschaffen werden.

Man spricht weiter über die Annexionsfragen. Thiers meint, was könne Deutschland daran liegen, einige Quadratmeilen französischen Landes zu erwerben, und so im Herzen Frankreichs eine Wunde zurücklassen, die es nie verzeihen würde.

Bismarck antwortet, daß für die Deutschen die Erwerbung eines Stücks französischen Gebiets eine Frage des deutschen Selbstbewußtseins und der Sicherung sei. Die Deutschen hätten nicht die Eroberungen Ludwigs XIV. vergessen und wollten sich gegen zukünftige Einfälle Frankreichs sichern.

Thiers: Preußen hat weniger als jede andere Macht das Recht, Frankreich seine Eroberungen vorzuwerfen. Frankreich, einst Gallien, ist immer ein großes Reich gewesen. Es erhält sein Gebiet von der Natur selbst, nicht vom Krieg, nicht von der Politik; und die notwendige und rechtmäßige Eroberung seiner natürlichen Grenzen hat niemals als Grund den Ehrgeiz,

Digitized by Google

sich zu vergrößern, gehabt. Aber im Gegensatz, Ihr Preußen habt vom Großen Kurfürsten bis zum gegenwärtigen König niemals gelebt, ohne daß ihr irgend etwas nahmt, was einem andern gehörte. Ihr waret 1½ Millionen zur Zeit des Großen Kurfürsten. Ein halbes Jahrhundert später wurdet Ihr durch Friedrich den Großen auf 10 oder 12 Millionen Untertanen gebracht; ihr erreichtet 15 Millionen durch die Teilung Polens, 18 bis 19 im Jahre 1815, in den letzten 6 Jahren seid ihr von 20 auf 30 Millionen gestiegen, und heute von 30 auf 40 Millionen, denn der Norddeutsche Bund wird nur ein Verband von Verwaltungsbezirken unter eurem König sein! Ihr wagt uns unsere Eroberungssucht und unseren Ehrgeiz vorzuwerfen. Wahrhaftig, Herr Graf, man glaubt zu träumen, wenn man solche Anklage in Ihrem Munde hört.

Bismarck: Mag sein! Aber alles dies würde verschwinden, wenn wir nicht territoriale Sicherheiten hätten, wenn nicht in unseren Händen die Festungen Metz und Straßburg wären, als unsere Bedeckungsmittel.

Auf diese schneidend ironische Antwort bemerkt Thiers, daß solche strategischen Vorteile für Deutschland doch in keinem Verhältnis stünden zu dem unversöhnlichen Groll, der in den französischen Herzen zurückbleiben würde.

Am 3. November werden die Verhandlungen fortgesetzt. Bismarck erklärt, daß sich Schwierigkeiten ergeben hätten, besonders in der Lebensmittelfrage:

„Sie verlangen von uns zu viel. Wenn wir Ihnen zugestehen, was Sie von uns verlangen, werden Sie zwei Monate länger zu leben haben, und wir müßten den Winter hier bleiben, denn wir wollen Paris nicht zerstören. Wir wollen das Ende eurer Lebensmittel abwarten. Wenn Sie mir ein Fort geben wollen, werde ich Ihnen Lebensmittel geben, aber Sie werden noch

sagen, daß ich von Ihnen den Mont-Valérien verlange!“

Thiers: Nein, kein Fort und Lebensmittel, oder kein Waffenstillstand.

Man spricht von allerlei völkerrechtlichen Beschwerden. Bismarck beklagt sich, daß die Besatzungen deutscher Handelsschiffe gefangen genommen worden seien; man werde als Repressalie 40 Bürger besetzter französischer Städte festnehmen. Thiers wendet ein, die französische Maßnahme entspreche dem Völkerrecht, die deutsche Drohung aber nicht. Sehr heftig wendet sich Bismarck gegen die Franktireurs, die ihm auch einen geliebten Verwandten umgebracht hätten. Thiers verurteilt alle Grausamkeiten und Ausschreitungen, aber er fügt hinzu: Wenn Gewalttaten vorgefallen seien, so seien sie immer noch entschuldbarer, wenn sie von der überfallenen Bevölkerung, als wenn sie von den Eindringlingen verübt würden. Guerillakriege seien immer zugelassen worden, und um sein Vaterland zu verteidigen, sei jedes Mittel erlaubt.

Die Verhandlungen gehen in dieser Weise hin und her. Am 4. November fragt Thiers, was Bismarck fordern würde, wenn man gleich Frieden schlösse.

Bismarck: Viel, und noch mehr, wenn Sie warten, bis der Hunger Paris zur Übergabe zwingt wie Metz. Die 200000 Mann, die Metz besetzten, rücken an; Sie werden Ihr Land bis zum Meer besetzt sehen, und Frankreich wird bis zur Loire ruiniert werden. Es empfiehlt sich also, ohne Verzug zu handeln. Heute fordern wir Elsaß, hinsichtlich Lothringens ein Stück um Metz.

Thiers: Und Metz?

Bismarck: Wenn Sie sofort verhandeln, verspreche ich Ihnen, mich beim König zu bemühen, daß Metz zurückgegeben wird ...

Allmählich gewinnt Thiers den Eindruck, daß Bismarck die Waffenstillstandsverhandlungen nur zu dem Zwecke geführt habe, um die Neutralen, die die Sache angeregt, nicht vor den Kopf zu stoßen. Am 6. November teilt Thiers dem Grafen Bismarck mit, daß er von der Pariser Regierung den Auftrag erhalten habe, die Verhandlungen abzubrechen.

[Ostern 15.]

Preußen — Italien — Österreich.

Ein halbes Jahrhundert früher.

Zur Naturgeschichte diplomatischer Verhandlungen und Verträge.

Bismarck rüstete die entscheidende Erweiterung Preußens und damit dessen endgültige Sicherung als deutsche Vormacht. Der Krieg mit Österreich war das Mittel. Bismarck sah sich nach Bundesgenossen für das immerhin unsichere Unternehmen um. Sie waren durch gemeinsame Interessen gegen Österreich gegeben. Frankreich und Italien, Napoleon III. und Viktor Emanuel.

Die diplomatische Aktion Bismarcks war politisch. rechtlich und persönlich ebenso heikel wie schwierig. Preußen war mit Österreich nicht durch einen bloßen Bündnisvertrag verknüpft, beide waren vielmehr Glieder desselben Staatenbundes. Nun war das eine Glied entschlossen, gegen das andere das Ausland zu Hilfe zu rufen. Für dieses waghalsige und bedenkliche Unternehmen hatte Bismarck den Gegner im eigenen Lager: Wilhelm I. Die Staatskunst des preußischen Ministerpräsidenten mußte nicht nur insgeheim gefährliche Bündnisse schaffen, nicht nur durch alle Mittel diplomatischer Regie die öffentliche Meinung Europas zu gewinnen suchen, nicht nur einen Angriffskrieg gegen starke Widerstände erzwingen, und ihn zugleich als Verteidigungskrieg für das populäre Gemüt umdeuten, — es galt auch durch zähe geduldige und kluge Bearbeitung den König für einen Krieg zu gewinnen, dem er im Innersten widerstrebte.

Digitized by Google

Im preußischen Kronrat vom 28. Februar 1866 hatte Bismarck dargelegt, daß die Voraussetzung für einen günstigen Erfolg der Auseinandersetzung mit Österreich das gleichzeitige Eingreifen Italiens gegen Österreich sei. Er hatte angeregt, daß der General Moltke nach Florenz, der damaligen Hauptstadt Italiens, geschickt werden sollte, um in Italien einen Vertrag auf der Grundlage abzuschließen, daß Italien sich verpflichte, Österreich anzugreifen, sobald Preußen losschlage und daß beide Teile keinen Separatfrieden schließen sollten. Moltke selbst entwarf den Vertrag, der für Italien den Erwerb des damaligen noch österreichischen Venetien, für Preußen die Annektionsfreiheit im deutschen Bundesgebiet verhieß. In dem Entwurf Moltkes werden die Grundzüge eines preußisch-italienischen Bündnisses skizziert: „Die Schritte, die wir zwecks Zentralisation der Gewalt in Deutschland übernehmen werden, führen nahezu unfehlbar einen Bruch mit dem Wiener Kabinett herbei. Die gegenwärtigen Umstände erscheinen günstig genug, um es darauf ankommen zu lassen. Frankreich wird durch den absoluten Willen eines Herrschers regiert, der sich für die Sache der Nationalitäten interessiert, wie er das in Italien bewiesen hat. Er wird mit den in demselben Sinne gemachten Anstrengungen Preußens sympathisieren ... Es liegt ebenso im Interesse Italiens wie in dem unsrigen, daß wir darüber einig sind, alles zu tun, was zum Kriege führen kann." Über den Inhalt des Vertrages heißt es in Moltkes Entwurf: „1. Die beiden Regierungen verständigen sich über den Zeitpunkt, wann sie gleichzeitig den Krieg an Österreich erklären. 2. Von diesem Zeitpunkte an verpflichten sie sich weder Frieden zu schließen noch die Feindseligkeiten einzustellen, bevor der Zweck des Krieges von beiden kriegführenden Parteien erreicht wird. 3. Was Italien betrifft, so ist dieser Zweck die Besitznahme Venetiens. Wenn sich Italien im Laufe

des Krieges noch anderer am Adriatischen Meere gelegener Provinzen bemächtigt, so wird dagegen nichts einzuwenden sein; Preußen kann jedoch nicht in die endgültige Abtretung eines zum Deutschen Bunde gehörigen Gebietes willigen. Der Zweck Preußens ist, gewisse Rechte im Norden Deutschlands zu erwerben und Österreich zu zwingen, sie anzuerkennen." Von preußischer Seite wurden also auch Erwerbungen Italiens an der dalmatinischen Küste gutgeheißen, dagegen Trient und Triest nicht zugestanden.

In den weiteren Vertragsbestimmungen des Entwurfs wird Italien verpflichtet, 220000 Mann gegen Österreich zu versammeln, während Preußen 200000 bis 250000 Mann gegen die böhmische Grenze führen will. „Unsere Entschließung, die Ereignisse so zu führen, daß sie einen Krieg hervorrufen (so wird weiterhin ausgeführt) hängt, von der Frage ab, ob wir uns auf die italienische Mitwirkung durchaus verlassen können. Noch steht es uns frei, den Krieg in friedliche Bahnen einzulenken, und auf kriegerische Politik zu verzichten." Der Entwurf rechnet auch mit der Wahrscheinlichkeit, daß Österreich im Notfall freiwillig Venetien an Italien abtreten würde und er bemüht sich, nachzuweisen, daß eine solche Abtretung auf friedliche Weise für Italien keinen dauernden Erfolg verspräche. „Allerdings könnte Italien noch ein Mittel finden, um sich in friedlicher Weise mit Österreich über Venetien zu verständigen. Aber der Preis, den man zahlen müßte, wird wahrscheinlich größer sein als die Kosten eines Krieges, und zugleich wird man auf diese Weise Österreich die Mittel liefern, um seine traditionelle Politik in Italien wieder anzufangen. Man wird nicht vergessen dürfen, daß Österreich in der Zeit von 1809 bis 1813 sich eines weit beträchtlicheren Teiles seines italienischen Gebietes beraubt gesehen hat als jetzt, und doch ist es ihm unter der Gunst eines

Glücksumschlags gelungen, dort von neuem Fuß zu fassen."

Die Mission Moltkes wurde dann unterlassen. Man hielt es für zweckmäßig, den Vertrag in Berlin, nicht in Florenz abzuschließen, und so ersuchte man den italienischen Ministerpräsidenten La Marmora, einen Unterhändler nach Berlin zu entsenden. Italien schickte den General Govone. Die folgenden Unterhandlungen wurden im Einverständnis und mit Kenntnis Napoleons geführt. Am 8. April 1866 wurde bereits der „offensive und defensive Bündnisvertrag" zwischen Preußen und Italien unterzeichnet. Im zweiten Artikel des Vertrags wird bestimmt: „Falls die Verhandlungen die Seine Majestät der König von Preußen mit den anderen deutschen Regierungen in Absicht auf eine den Bedürfnissen der deutschen Nation entsprechende Reform der Bundesverfassung kürzlich eröffnet hat, scheitern sollten, und Seine Majestät sich infolgedessen genötigt sähe, die Waffen zu ergreifen, um seine Vorschläge durchzusetzen, so wird Seine italienische Majestät nach der von Preußen ergriffenen Initiative, sobald sie davon benachrichtigt sein wird, kraft des jetzigen Vertrags Österreich den Krieg erklären." Artikel 3 bestimmt: „Von diesem Augenblick an wird der Krieg von Ihren Majestäten mit allen Kräften geführt werden, die die Vorsehung ihnen zu ihrer Verfügung gestellt hat, und weder Italien noch Preußen werden Frieden oder Waffenstillstand ohne gegenseitige Zustimmung schließen."

Der Vertrag wurde streng geheim gehalten. Selbst der König von Preußen scheint sich über ihn und seine Bedeutung nicht klar geworden zu sein, denn er bestreitet persönlich, wie die diplomatischen Berichte aus Berlin übereinstimmend berichten, noch im Mai gegenüber dem Kaiser von Rußland, ja sogar noch im Juni gegenüber dem Kaiser von Österreich, daß er mit Italien ein Bündnis abgeschlossen habe. So

ist von einem Schreiben der Königin von Preußen an den Kaiser von Österreich die Rede, in dem versichert wird, der König von Preußen habe ihr sein Ehrenwort gegeben, es bestehe zwischen Preußen und Italien kein wirklicher Vertrag, und wenn Italien Österreich angreife, sei Preußen nicht verpflichtet, ihm zu folgen. Übrigens war das Ehrenwort ja vollkommen in Ordnung: Preußen hatte sich nicht verpflichtet, wenn Italien angriffe, zu folgen, sondern Italien hatte Hilfe bei einem Angriff Preußens zugesagt.

Dennoch scheint Österreich alsbald über den Vertrag unterrichtet gewesen zu sein. Jedenfalls trat ein, was der Moltkesche Entwurf vorausgesehen. Österreich bot Italien Venetien durch Vermittlung des Kaisers Napoleon an. Wie der italienische Gesandte in Paris, Nigra, in einem Geheimbericht vom Juni seiner Regierung mitteilt, habe ihm Napoleon am 4. Mai den österreichischen Vorschlag mitgeteilt, Venetien unter der Bedingung abzutreten, daß Italien und Frankreich neutral blieben, und Österreich kein Hindernis in den Weg legten, sich durch die Eroberung Schlesiens an Preußen schadlos zu halten. Der italienische Gesandte begründet wie folgt seine Meinung: daß es unzulässig sei, jetzt nach Abschluß des Vertrages das Angebot Österreichs anzunehmen. „Der Kaiser (Napoleon) erklärte mir, daß der Vorschlag in aller Form gemacht wäre, und fragte mich, ob die Regierung des Königs in der Lage sei, sich von den Preußen gegenüber eingegangenen Verpflichtungen loszumachen. Indem ich diesen Vorschlag im tiefsten Geheimnis dem General La Marmora mitteilte, verhehlte ich ihm in einem Brief vom 5. Mai nicht, daß wir, trotz der zweideutigen Auslegung, welche die preußische Regierung damals dem Vertrage gab, unmöglich den österreichischen Vorschlag annehmen könnten, ohne uns dem Vorwurfe der Wortbrüchigkeit auszusetzen.

Digitized by Google

Ich fügte hinzu, daß es mir der Würde des Königs und eines Staates von 22 Millionen Einwohnern wenig zu entsprechen scheine, wenn wir uns der Abtretung Venetiens wegen mit einer neuen Dankesschuld gegen Frankreich belasten."

Inzwischen hatte Preußen seine Rüstungen vollendet. Die Aufgabe war jetzt, den Kriegsfall, für den der preußisch-italienische Vertrag abgeschlossen war, herbeizuführen. Die diplomatischen Bemühungen Bismarcks in dieser Richtung schildern uns sehr anschaulich die Berichte des italienischen Unterhändlers in Berlin Govone. Bismarck suchte Italien zu veranlassen, anzufangen. Anfang Juni schreibt Govone dem Ministerpräsidenten La Marmora über seine letzte Unterredung mit Bismarck: „Nun, wer wird die Lunte ans Pulverfaß bringen, Preußen oder Italien?" habe ihn Bismarck gefragt. Man sprach weiter über die Aufnahme, die der in letzter Stunde von Napoleon angeregte Friedenskongreß in Österreich gefunden habe. Bismarck glaubt schon zu wissen, daß Österreich jedem Kongreß entgegen sei, der Gebietsabtretung innerhalb des Deutschen Bundes zum Gegenstand habe. Bismarck äußert sich über die Zugeständnisse, die Frankreich verlange und von Preußen erhalten könne. Govone fragt, ob es nicht möglich sei, wenn man nicht das ganze linke Rheinufer an Frankreich abtreten wolle, wenigstens einen Teil zu überlassen. Bismarck antwortet: „Ja, es wäre die Mosel. Ich bin viel weniger Deutscher als Preuße und würde kein Bedenken tragen, die Abtretung des ganzen Landes zwischen dem Rhein und der Mosel an Frankreich zu unterschreiben . . . Der König jedoch, unter Einfluß der Königin, die keine Preußin ist, würde die schwersten Skrupel empfinden und sich zu einer solchen Maßnahme nur im alleräußersten Falle entschließen, wenn er auf dem Punkte stände, alles zu verlieren oder alles zu gewinnen." Unter diesen Um-

ständen, meint Bismarck, bliebe nur übrig, Frankreich durch die französischen Teile Belgiens und der Schweiz zu entschädigen. Dann kommt Bismarck auf die Frage zurück, wer — Italien oder Preußen — die Feindseligkeiten eröffnen solle. „Er sagte, daß es ihm äußerst schwer fallen würde, den König zu bestimmen, die Offensive zu ergreifen; der König habe religiöse Bedenken, ja eine abergläubische Scheu, die Verantwortung für einen europäischen Krieg auf sich zu nehmen; inzwischen würde man aber Zeit verlieren und Österreich und die Staaten zweiten Ranges könnten ihre Rüstungen vollenden und die Aussichten des Erfolges für Preußen verringerten sich. Auch die Interessen Italiens würden auf diese Weise gefährdet werden, wenn der Sieg Österreich zufalle. Italien", fuhr er fort, kann leicht den Krieg eröffnen, auch im Notfall selbst seine Maßnahmen treffen, um von irgendeiner kroatischen Heeresabteilung provoziert zu werden. Und es kann sicher sein, daß am Tage darauf wir die Grenze überschreiten würden." Ich antwortete hierauf, daß Italien sich in einer höchst verfänglichen Lage befände. Es habe zu Paris in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung erklären lassen, daß der Angriff keineswegs von ihm ausgehen werde und habe diese Erklärung in jeder Weise wiederholt. Italien müsse stark mit der öffentlichen Meinung in Frankreich rechnen.

In der Tat mußte sich Preußen entschließen, voranzugehen. Es erklärte am 18. Juni, Italien am 20. Juli den Krieg. Die italienische Kriegserklärung war ziemlich nüchtern und geschäftsmäßig:

„Der österreichische Kaiserstaat hat mehr als jeder andere Staat dazu beigetragen, Italien geteilt und unterdrückt zu erhalten, und ist die Ursache unberechenbarer materieller wie moralischer Verluste gewesen, die Italien seit vielen Jahrhunderten hat leiden müssen. Noch gegenwärtig, wo 22 Mil-

Digitized by Google

lionen Italiener sich als Nation konstituiert haben, weigert sich als einziger unter den Großstaaten der gebildeten Welt Österreich, diese anzuerkennen ... Vergeblich blieben in den letzten Jahren die Versuche und Ratschläge befreundeter Mächte, dieser unerträglichen Gestaltung der Dinge ein Ende zu machen. So wurde es unvermeidlich, daß Italien und Österreich sich bei der ersten europäischen Verwicklung als Feinde gegenüberträten. Der kürzlich erfolgte Vorangang Österreichs im Rüsten und die Weigerung, die es den friedlichen Vorschlägen von drei Großmächten entgegensetzte, haben der Welt seine kriegerischen Pläne verraten und Italien von einem Ende zum andern in Erregung versetzt. Aus diesem Grunde sieht sich Seine Majestät der König, als eifersüchtiger Wahrer der Rechte seines Volkes und Verteidiger der Unversehrtheit der Nation, genötigt, dem österreichischen Kaiserstaat den Krieg zu erklären."

Voller und merkwürdig unvergänglich tönte es aus dem Kriegsmanifest König Wilhelms von Preußen:

„... Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! ... Unsere Gegner irren sich, wenn sie meinen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben. Ich habe alles getan, um Preußen die Leiden und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein

Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz... Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!"

Im gleichen Stile sind auch die österreichischen Kriegsurkunden abgefaßt. Der Armeebefehl des Erzherzogs Albrecht vom 21. Juni lautet:

„Von neuem streckt der räuberische Nachbar die Hand nach diesem schönen Juwel in der Krone unseres Monarchen aus, welches Eurem Schutze anvertraut ist... Verblendet durch leichte Erfolge, die unser Gegner im Bunde mit Verrat, Treubruch und Bestechung anderwärts gefunden, kennt er in seiner Anmaßung, seiner Raubsucht keine Grenzen, vermeint er seine Fahne auf dem Brenner und auf den Höhen des Karstes aufpflanzen zu können; doch diesmal gilt es offenen Kampf mit einer Macht, welche fühlt, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handelt, welche entschlossen ist zu siegen oder ruhmvoll zu fallen, wenn es sein muß. Mögt Ihr den Feind erneut daran erinnern, wie oft er schon vor Euch geflohen."

Die italienische Kriegsführung war zu Lande und zur See unglücklich. Schon am 24. Juni ließ sich die italienische Armee bei Custozza völlig überraschen und wurde von den Österreichern entscheidend geschlagen.

Digitized by Google

Aber der Erfolg Preußens über Österreich bei Königgrätz (3. Juli) nötigte Österreich gleichwohl unter allen Umständen den Krieg im Süden zu beendigen. Napoleon, für den Preußen zu sehr gesiegt hatte, vermittelte. Österreich war bereit, Venetien zunächst an Frankreich abzutreten, das es dann Italien übergeben würde. Aber Italien lehnte dies Angebot eines Separatfriedens ab. Es fühlte sich durch den Vertrag mit Preußen gebunden, weiterzukämpfen, bis zum gemeinsamen Erfolg. Überdies glaubte Italien, daß es in seinem Interesse geboten sei, seine militärische Niederlage auszuwetzen. Es setzte also den Krieg fort. Als jedoch dann Preußen einen raschen Friedensschluß mit Österreich für zweckmäßig hielt, glaubte es sich seinerseits an den Widerspruch Italiens nicht kehren zu müssen und verständigte sich schon am 26. Juli über die Präliminarien eines Separatfriedens mit Österreich. Jetzt war Italien isoliert und mußte am 12. August in einen Waffenstillstand mit Österreich einwilligen; durchaus widerstrebend, wie Theodor von Bernhardi, der als Vertreter Preußens im italienischen Hauptquartier weilte, bezeugt. Ende Juli schreibt Bernhardi in sein Tagebuch: „Victor Emanuel war in einer gereizten Stimmung. Er zeigte sich dadurch verletzt, daß Preußen ohne ihn Frieden schließt und selbst ohne ihn sonderlich zu fragen; . . . gerade jetzt, wo er in der besten Verfassung sei, entscheidend einzugreifen . . . Gewähre man ihm, was er verlangt, nämlich in Italien den Isonzo als Grenze und Welschtirol, dann werde er Frieden schließen; wenn nicht, dann setze er den Krieg allein fort, ohne Preußen."

Viktor Emanuel mußte sich fügen, Italien erhielt durch den Wiener Frieden vom 3. Oktober auf dem Umweg über Frankreich Venetien.

Mai 1915.

Digitized by Google

Die Presse im Kriege.

Karl Büchner, Unsere Sache und die Tagespresse. Tübingen 1915.

Unmittelbar nach dem 18. Februar lief ein Telegramm durch die deutsche Presse, des Inhalts: Wegen des Beginns des Unterseebootskrieges stocke der Verkehr zwischen England und Holland fast völlig. Die englischen Zeitungen träfen nur mit großer Verspätung ein, und auch nur in wenigen Exemplaren.

Ich las jedem, der mir gerade in den Weg lief, das Telegramm vor und fragte: Ist das nicht zum Lachen? Die Antworten, die ich erhielt, waren durchweg unliebenswürdig. Natürlich, ich wollte auch an diesem Erfolge nörgeln. Ich glaubte an den Erfolg des Unterweltkrieges nicht, als geborener Schwarzseher. Einige schalten mich — mit dem beliebtesten Teutonenwort — einen Miesmacher. Ein paar vorsichtige Leute meinten, nun ja, die Meldung sei vielleicht etwas übertrieben, aber immerhin doch möglich. Jedem aber mußte ich geduldig auseinandersetzen, daß ich gar nicht über den Unterseekrieg urteilen wolle, sondern nur über den Erzeuger des Telegramms lache, der in der Hitze, raschen Erfolg dem begierigen Zeitungsleser zu verkünden, die Fabrikmarke „Schwindel!“ versehentlich seiner Erfindung gleich mit aufgedruckt habe. Dem Mann sei es nicht genug gewesen, die Störungen des Verkehrs dadurch zu veranschaulichen, daß die Zeitungen mit Verspätung einträfen, nein die Verwüstung des Verkehrs muß so groß sein, daß diese Zeitungen sogar nur in wenigen Exemplaren einzutreffen vermögen. Da es nun kein wesentlicher Unter-

schied der Leistung ist, ob ein Schiff, wenn es überhaupt eintrifft, zwei oder Hunderttausende Zeitungsnummern mitführt, so erweise sich jener Versuch, die Steigerung aufs höchste zu treiben, als die ganz besonders einfältige Erfindung eines hirnlosen Journalisten. Das Unheimliche sei dabei, daß offenbar niemand so krassen Unsinn merke. Wenn man also über die heutige Entartung der Presse schelte, so trage die Schuld zunächst der Zeitungsleser, der völlig kritiklos alles Gedruckte in sich hineinfresse. Die geistige Verwirrung der Presse spiegelt doch nur die geistige Zerrüttung ihres Publikums. Wenn der Zeitungsleser keine Vernunft, keine Wahrheit hören will, warum sollen die Hersteller der Zeitungen die Unannehmlichkeiten auf sich nehmen, die die Stimme der Vernunft und der Wahrheit gegenwärtig für ihre Bekenner zur Folge hat! Das Publikum verlange anständige, kluge, ernste und unterrichtete Blätter — und es wird sie erhalten!

Daß die Presse die Schrecken des Weltkrieges vermehrt, daß sie die Katastrophe der Menschheit in ihrem Schrecken verschärft, erweist jeder Tag aufs neue. Der greise Leipziger Nationalökonom Karl Bücher hat kürzlich einige Kriegsarbeiten in einer Broschüre zusammengefaßt. Daß er die ausländische Presse verurteilte, ließ man sich natürlich bei uns gefallen. Daß er aber von seinem Verdammungsurteil die deutsche bürgerliche Presse nicht ausschloß, hat ihm empfindlichen Tadel eingetragen. Es waren vor allem Sätze wie die folgenden: „Man sollte nun glauben, daß die Presse gerade in solchen Zeiten ein lebhaftes Bewußtsein ihrer Aufgabe betätigen und von dem Gefühle ihrer Verantwortlichkeit durchdrungen sein würde, die ihr gebieten müßte, über den kämpfenden Parteien zu stehen, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen und mäßigend auf die entflammten Volksleidenschaften einzuwirken. Leider bestätigt die

Erfahrung diese Erwartung nicht. Ein großer Teil der Tagespresse pflegt vielmehr in der leidenschaftlichsten Weise Partei zu ergreifen; alle Haltung geht ihr verloren, und mit einer Art satanischer Freude verschärft und vertieft sie die Gegensätze, die im Kampfe der Waffen aufeinanderstoßen. Die Zeitungsblätter, die seit dem Kriegsbeginn in unsere Hände kommen, wissen täglich von neuen Greueltaten zu berichten, die man den Unsern andichtet; ausgestunkene Lügen, die durch Anwendung der einfachsten kritischen Hilfsmittel als solche erkannt werden könnten, werden in die Welt gesetzt; eine ganze trübe Flut des Hasses, der Verleumdung und Verletzung geht durch ihre Spalten, und wir legen tief zerknirscht Nummer auf Nummer zur Seite, um verzweifelt zu fragen, ob dies denn das Ende aller Kultur sei und ob nicht eine allgemeine Rückkehr zu den Urzuständen der Wilden über die Menschheit gekommen sei."

Das ist nun zunächst gegen die feindliche Presse gemünzt. Aber Bücher nimmt doch auch nicht die deutsche Presse ganz von dem allgemeinen Verdammungsurteil aus. Er will zugeben, daß die deutsche Presse „verglichen mit England, Frankreich, Belgien und Rußland, im ganzen sich würdig hält und daß ihre eigenen Leistungen turmhoch emporragen über die des feindlichen Blätterwaldes. Aber es ziemt sich, daß wir über dem Balken in des Bruders Auge nicht den Splitter im eigenen übersehen. „Es gibt Blätter, die an Verhetzung und Herabsetzung unserer Gegner so Unglaubliches geleistet haben, daß unsere Krieger in der Front sich gegen diesen Ton ernstlich verwahrt haben." Dagegen sei es eine der erfreulichsten Erscheinungen „dieser großen Zeit", daß die sozialdemokratische Presse, „die früher so oft durch ihren Ton unser Mißfallen erregt hat, in ihrer Mehrzahl durch die kritische Ruhe und Objektivität, mit denen sie die Kriegsereignisse behandelt, sich auszeichnet."

Digitized by Google

Die Auszeichnung der deutschen bürgerlichen Presse gegen die ausländische ist durchaus nicht verdient. Wer es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Roheiten, Lügen, Dummheiten der internationalen Kriegspresse systematisch zu sammeln, ist durchaus von der vaterlandslosen Ebenbürtigkeit und der Gleichheit aller kapitalistischen Preßmoral überzeugt. Ein weit verbreitetes deutsches Blatt schrieb, um nur ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen, über die Torpedierung der Lusitania: „Nicht maßloses Entsetzen hat uns erfüllt, als wir die Kunde von Lusitania bekamen. So etwas ist altes Weibergeschwätz. Sondern laute Freude"! Das las man in München. In Leipzig jubelte und höhnte man: „Die Freude an der Vernichtung der Lusitania wird noch durch allerlei Dinge gesteigert . . ., das letzte sentimentale Mitleid mit den „armen Opfern", die hübsch hätten „auf ihren Hadern" bleiben sollen, dürfte die (falsche!) Feststellung vernichten, daß die Lusitania mit Geschützen armiert, also ein Hilfskreuzer, ein Kriegsschiff war." Zwei Tage darauf bezeichnete es das selbe sehr einflußreiche Leipziger Organ als eine „der üblichen englischen Fälschungen", daß man in Deutschland eine unbändige Freude über den Untergang von 1400 Nichtkämpfenden empfunden habe. In Wien sekundierte man glänzend: „Wir freuen uns über diesen neuen Erfolg der deutschen Marine." Endlich in Berlin dichtete ein deutscher Mensch:

Ein Schiff versenkt, Ladung und Passagier,
Hurra! — und tausend Feldgraue gerettet,
Für jeden uns'rer Braven hätten wir
Zehn Lusitanien gern zu Grund gebettet!

Dergleichen findet sich kaum im Matin oder Daily Mail. Zu nationalem Stolz ist also nicht der mindeste Anlaß, wie auch das Urteil Büchers national befangen scheint, wenn er von den Kriegsberichten sagt: „Wenn man die systematische Unterdrückung von Schiffs-

verlusten durch die englische Admiralität . . . die ganze Verschweigungspolitik der britischen Regierung oder die redselige Vertuschungsweise französischer und russischer Schlachtberichte in Erwägung zieht, so wird man unsere Preßzustände immer noch bei weitem als die besseren erkennen." Gerade auf diesem Gebiete ist ja bereits die historische Kritik möglich. Auch hier erzielt die vergleichende Prüfung eine merkwürdige Gleichheit des Verfahrens. Die Technik der amtlichen Berichte ist in den verschiedenen Ländern im einzelnen abweichend, alle aber sind durch die Tendenz bestimmt: Zwischen der Informierung des Volks, der Sorge, es bei guter Stimmung zu erhalten und der Rücksicht auf die Beeinflussung der öffentlichen Meinung der Welt einen billigen Ausgleich zu finden. Die Spannung zwischen der Wahrheit und dem Interesse wird natürlich in demselben Maaße größer, als es Mißerfolge zu verschleiern oder allzu bescheidene Erfolge zu übertreiben gilt.

Trotz der unberechtigten Lobsprüche für die deutsche Presse hat Bücher durch seine Abhandlung es mit ihr gründlich verdorben. Seine Aufforderung, über den kämpfenden Parteien zu stehen, wurde laut und energisch zurückgewiesen, obwohl kein Zweifel war, daß mit dieser Überparteilichkeit lediglich die Aufgabe gemeint war: „der Wahrheit, und nur der Wahrheit zu dienen". Die Frankfurter Zeitung verspottete ihren ehemaligen Redakteur: in ihrem Betreibe säßen nicht nur Siebzigjährige, und solche jugendliche Temperamente gestatteten es nicht, in dieser Zeit so abgeklärt und parteilos über den Dingen zu schweben. Und in der Landesversammlung der sächsischen Presse wurde gegen Bücher betont: Die deutsche Presse könne nicht aufhören, deutsch zu sein und müsse es ablehnen, sich inmitten des Schlachtendonners als eine Art internationalen Schiedsgerichts aufzuwerfen.

Digitized by Google

So sehr verstimmte die gutmütige professorale Mahnung, bei der Wahrheit zu bleiben. Damit hat aber die deutsche Presse selbst auf ihr Existenzrecht und ihre kulturelle Geltung verzichtet. Hört die Presse auf, die Künderin der Wahrheit zu sein, so ist sie nur noch die feile Reklame für irgend etwas; und Reklame ist immer würdelos und verderblich, wäre es selbst patriotische Reklame. Kritik ist die große Helferin des Lebensechten. Eine Sache, die keine Kritik erträgt, die Wahrheit scheut, ist verloren. Nach diesem offenen Bekenntnis der deutschen bürgerlichen Presse aber fällt dem Publikum erst recht die Aufgabe zu, sich selbst zu helfen und von dem verwüstenden Einfluß der Preßmache sich zu befreien: die Kritik, den Wahrheitssinn zu üben, die seine Blätter mit den nationalen Pflichten für unvereinbar halten. Diese Emanzipation von dem gedruckten Wort ist durchaus nicht leicht. Bücher selbst beweist auf jedem Blatt seiner Broschüre, wie sehr gerade er das Opfer seiner deutschen Zeitungslektüre geworden ist. Er nimmt jede Mitteilung gläubig hin, und wenn sie gar amtlich ist, so erstickt auch der leiseste Versuch der Kritik. So gibt er in seinem Heft den Aufsatz wieder, den er in einer norwegischen Zeitschrift über „unsere Sache", d. h. über die Ursachen des Krieges veröffentlicht hat: eine völlig kritiklose Wiederholung der üblichen Argumente, die er täglich im Blättchen gelesen hat. Kein Wunder, daß seine Darlegungen den norwegischen Herausgeber nicht überzeugten, wie Bücher selbst angibt.

Unser Professor sucht nach allerlei Mitteln, die Presse zu heben. Was er über die kapitalistisch-offiziöse Abhängigkeit der großen Nachrichtenagitatoren sagt, ist richtig, aber nicht entscheidend. Noch weniger ist mit einer besonderen Vorbereitung der Journalisten, mit einer „akademischen Berufsbildung für Zeitungskunde" getan. Bücher streift nicht einmal die eigentliche Ursache des spezifischen deutschen Presseelends:

Die Abhängigkeit der Journalisten von den kapitalistischen Verlegern. Der deutsche Journalist ist nur der Angestellte eines Zeitungsgeschäfts, der Hilfsarbeiter, das Werkzeug für Verlegerinteressen. Die Richtung des Verlegers ist durch dreierlei Rücksichten bestimmt: die Rücksicht auf den Abonnenten, den Inserenten und die Information. Diesem also gelenkten Verlegergeist ist jede Überzeugung der angestellten Schreiber unterzuordnen. Durch den Wettbewerb der Information ist die ganze deutsche bürgerliche Presse, zumal in Fragen der auswärtigen Politik, offiziös geworden; nur die von den bekannten Interessengruppen dirigierten Alldeutschen Organe haben sich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik eine von der Regierung unabhängige Freiheit des Urteils bewahrt. Deswegen hat die kapitalistische Presse, deren Hersteller längst keine Freiheit zu verlieren hatten, jetzt auch die formelle Beseitigung der Meinungsfreiheit durch die Militärzensur schmerzlos ertragen. Ihre Beschwerden gegen die Zensur richteten sich nicht gegen die Unterdrückung der Kritik, sondern nur gegen einen gewissen schneidigen Verkehrston, gegen technische Betriebserschwerungen und gegen die ungleiche Behandlung der Konkurrenz, soweit sie mit Nachrichten bevorzugt schien.

In dieser Hinsicht aber steht die ausländische Presse — trotz aller Korruption — „turmhoch“ über der deutschen. Dort ist der Publizist Herr über die Presse. Und immer gibt es unabhängige, sittlich und geistig bedeutende Persönlichkeiten, die auch in den verworfensten Zeiten den Mut der Kritik, der Wahrheit, der Menschlichkeit bekennen und bewähren. Auch in diesem Kriege vernimmt man dort immer kühne kritische Stimmen. Bei uns ist alles stumm, unterworfen und unterwürfig, kein bürgerlicher Journalist fühlt sich dabei als „gefesselter Mensch“, wenigstens bäumt sich keiner auf, von etlichen Alldeutschen abgesehen.

Digitized by Google

Hier ist die Wurzel des deutschen Preßübels, und hier die große Zukunftsaufgabe der sozialdemokratischen Presse, die, kapitalistisch unbeeinflußt, eine Mission, kein Geschäft ist. Nach dem Kriege wird es eine der dringlichsten Unternehmungen sein, unsere Presse technisch-journalistisch so auszugestalten, daß sie den Wettbewerb der Geschäftsblätter überwindet.

Inzwischen haben wir eine andere, im reinsten Sinne nationale Aufgabe zu erfüllen. Auch Professor Bücher richtet einige Bemerkungen gegen die Zensur, spärliche Ausführungen, die höchst anschaulich durch klaffende Zensurlücken verstärkt werden. Niemals darf die Presse sich die Freiheit der Meinungsäußerung nehmen lassen; und je entscheidender die Schicksalszeiten der Völker andrängen, um so mehr bedürfen wir der Sicherung, Klärung und Leitung durch den unbestechlichen Ehrgeiz der Wahrheit. Auch in Kriegszeiten und gerade in ihnen muß jede Maßnahme der Regierung, jede Handlung der Parteien, auch die Einzelheiten der Kriegsführung, soweit sie einem sachlich begründeten Urteile zugänglich sind, vor dem Gericht der Wahrheit sich rechtfertigen. Eine Zensur, welche die zweckdienliche Aufsicht über den militärischen Nachrichtendienst überschreitet, ist nichts weiter als die organisierte Neubelebung des alten Untertanenlandrechts: Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht! Was bei dieser Ausschaltung der politischen Mitarbeit des gesamten Volkes herauskommt, lehrt die Geschichte. In der Tat ist es doch wohl dem recht begriffenen nationalen Interesse förderlicher, wenn die freie, sorgsam bedachte und mutige Überzeugung des eigenen Volkes die Erscheinungen der Zeit kritisiert, als zu warten, bis das Ausland uns die Wirkung fühlbar demonstriert, was Wahrheit ist. Wir haben nicht Stimmungen künstlich herzurichten, die doch vor der ersten Katastrophe panisch flüchten, wir haben vielmehr zur geistig kritischen Mitarbeit der gesamten

Digitized by Google

Nation, zur Tapferkeit der freien Meinung und zur Gewissenhaftigkeit des begründeten und geschulten Urteils zu erziehen, die allein imstande sind, Katastrophen zu verhüten, oder wenn sie hereinbrechen, mannhaft-ruhig tätig zu überstehen. Wir müssen ohne Verzug die Freiheit der Meinung zurückgewinnen, um unser aller Schicksal zu sichern und zu bestimmen. Nur durch die öffentliche Aussprache wird echte und beharrliche Gesinnung verbürgt; sonst vergiftet feiger und geschwätziger Klatsch die Luft und raubt den Atem. Wer auch nur einen Augenblick ohne die Freiheit der Meinung leben kann, der verdient kein Leben, der ist wert und reif, zugrunde zu gehen. Das gilt von den einzelnen wie von den Völkern.

Mai 1915.

* * *

Nachdem diesem Artikel die Veröffentlichung gelang, erging folgende Verfügung des stellvertretenden Generalkommandos in Münster:

„Die Nr. 140 der ‚Essener Arbeiterzeitung' enthält einen Aufsatz ‚Die Presse im Kriege', der die entschiedene Mißbilligung des stellvertretenden Generalkommandos gefunden und zu Maßnahmen der Presseaufsicht Veranlassung gegeben hat. Er greift mit groben Schmähungen den überwiegenden Teil der deutschen Presse an, der sich unter freiwilliger Zurückstellung des eigenen Parteistandpunktes während des Krieges verständnisvoll in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt und den vom militärischen Interesse gebotenen Rücksichten angepaßt hat. Dadurch verletzt er gröblich den Burgfrieden. Der letzte Absatz enthält scharfe Angriffe gegen die auf gesetzlicher Grundlage arbeitende Militärzensur und deren dem Gebote der Staatsnotwendigkeit entspringendes Walten. Dadurch werden militärische Interessen gefährdet.

Digitized by Google

Der Aufsatz sucht bei Gelegenheit des Angriffs auf die bürgerliche Presse ferner die Maßnahmen unserer Kriegsführung, insbesondere die Torpedierung der ‚Lusitania' verächtlich zu machen und trägt offensichtlich eine vaterlandsfeindliche Gesinnung zur Schau. Dadurch wird das vaterländische Gefühl empfindlich verletzt.

Die vaterländisch gesinnte Presse wird gebeten, dem hier gekennzeichneten Aufsatz keine weitere Erwiderung zuteil werden zu lassen, da sie einer besonderen Rechtfertigung ihres unbestrittenen Ehr- und Pflichtgefühls einer derartigen sich selbst richtenden Kundgebung gegenüber nicht bedarf.

Stellv. Generalkommando 7. Armeekorps."

In einem längeren Schreiben habe ich mich darauf mit dem General v. Gayl in Münster persönlich auseinandergesetzt. Der Empfang meines Briefes wurde mir bestätigt.

Die Wiener Kongreß-Akte.

Vor hundert Jahren, am 9. Juni 1815, wurde in Wien jene Vertragsurkunde der europäischen Großmächte unterzeichnet, durch die der Weltkrieg von 1914, wenn nicht notwendig, so doch erst möglich geworden ist. Der durch die französischen Revolutionskriege und durch deren Vollstrecker Napoleon unternommene revolutionäre Versuch, das europäische Festland in eine einheitliche Organisation zusammenzufassen, war einmal an der Gegnerschaft Englands gescheitert, das zwei Jahrzehnte hindurch einen ungeheuren Wirtschaftskrieg gegen diese Entwicklung führte. Dann aber zerbrach die europäische Revolution an dem inneren Widerspruch, daß sie sich in den Formen der Weltmilitärdiktatur eines einzigen Staates, Frankreichs, durchzusetzen versuchte. Mit dem Sturz Napoleons, dem Träger der Idee des einheitlichen Europa, zerfiel die junge Organisation wieder, und das alte Europa wurde nach dem Stande vor 1789 wieder hergestellt: ein Europa rein dynastischer Interessen und des „Gleichgewichts", des einzigen Gedankens, den die Köpfe der Diplomaten des 18. Jahrhunderts enthielten.

Freilich, es war nicht die völlige Herstellung des alten Zustandes, den die in Wien versammelten Fürsten und ihre Bevollmächtigten vertragsmäßig ordneten. So wurden die unzähligen geistlichen Souveränitäten, die in den vulkanischen Zeiten untergegangen waren, nicht wieder hergestellt, mit der einzigen Ausnahme des römischen Kirchenstaates. Die weltlichen Dynasten waren darin einig, die geistliche Beute nicht wieder herauszugeben; und so wurde denn das Werk des Wiener Kongresses nicht nur durch den Protest der Völker, die nicht mehr befragt wurden, nachdem sie

Digitized by Google

ihr Blut für ihre Fürsten geopfert, sondern auch durch den Protest des Papstes begleitet.

Durch Vertrag vom 30. Mai 1814 hatten sich die vier Allierten gegen Napoleon, England, Rußland, Österreich und Preußen, verpflichtet, die Vertreter aller europäischen Staaten nach Wien einzuberufen, um die Neuordnung der Dinge herbeizuführen. Es schickten in der Tat alle europäischen Staaten ihre Bevollmächtigten nach Wien. Nicht weniger als 90 souveräne und 53 mediatisierte Fürsten versammelten sich dort. Aber in Wirklichkeit ist der Wiener Kongreß, der schon im Sommer 1814 beginnen sollte, und dessen Termin dann erst auf den 1. Oktober, weiter auf den 1. November verschoben wurde, niemals eröffnet worden. Was sich in Wien seit den Herbstmonaten 1814 begab, war in Wahrheit ein einziger, großer Mummenschanz der wiederauferstandenen Gewaltigen des alten Europas, die, befreit von der Angst vor dem korsischen Giganten, in rauschenden Vergnügungen und feilschenden Intriguen Länder und Völker unter sich verhandelten und verteilten. Potentaten, Staatsmänner, Abenteurer feierten in Wien die Wiederkehr der alten Zeit ihrer Herrschaft. Frauen, wenn nicht immer schön, so doch immer liebenswürdig und liebewillig, verschönten das Leben und halfen durch ihre Künste auch bei der Herstellung des europäischen Dynasten-Syndikats. Ein Heer von Spitzeln und Agenten war aufgeboten, um die Verhandelnden zu überwachen. Kein Brief blieb uneröffnet, kein Papierkorb undurchstöbert. Niemand traute dem andern, einig waren sie nur gegen ihre getreuen Untertanen. Es kennzeichnete den Geist des Wiener Kongresses, daß man eines Tages, als man gar nicht mehr wußte, welche neuen Überraschungen man den am ewigen Karneval Übersättigten gewähren könnte, auf den Gedanken verfiel, nachträglich die bisher vergessene Totenfeier für den unfreiwillig hoch-

seligen Ludwig XVI. mit allem düsteren Pomp zu veranstalten: eine schwarze Messe der wiedererstandenen Legitimität.

Die Verteilung der europäischen Beute selbst geschah in den Verhandlungen von Spezialkommissionen und Sonderverträgen zwischen den einzelnen Staaten. Anfang 1815 waren die Gegensätze zwischen den Mächtegruppen so sehr zugespitzt, daß Großbritannien, Österreich und Frankreich sich in einem Geheimvertrag gegen Preußen und Rußland zusammenschlossen und ein Krieg der Verbündeten gegeneinander drohte. Die Ansprüche Rußlands auf Landerwerb waren so groß, daß England die Störung des europäischen Gleichgewichts befürchtete. Der Ausbruch Napoleons aus Elba verhinderte das Äußerste. Gegen ihn fand man sich wieder zusammen. Kurz vor der letzten Katastrophe Napoleons wurden die bereits am Anfang des Jahres im wesentlichen fertigen Einzelverträge in der Wiener Kongreß-Akte zusammengefaßt und deren 121 Artikel von Österreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden unterzeichnet. Der Vertrag ist nichts weiter wie eine Aufteilung der Neuerwerbungen des französischen Kaiserreiches und eine Neuordnung der unter Napoleons Einfluß geratenen Gebiete. Die Gegner Napoleons wurden entschädigt und belohnt, seine Freunde bestraft und beraubt. In Deutschland zahlte vor allem Sachsen die Zeche.

Auf der Höhe Napoleons umfaßte Frankreich außer seinem alten Gebiet Belgien und die Rheinprovinz, Teile der Schweiz, die Niederlande, ein Drittel Italiens, die deutschen Nordseegebiete und Illyrien. Mittelbar herrschte Napoleon über Spanien, Neapel, Italien, das Königreich Westfalen, die deutschen Rheinbundstaaten, Dänemark und die Schweiz. Frankreich wurde durch die Wiener Kongreß-Akte in seine vorrevolutionären Grenzen zurückgedrängt. Ihre großen Er-

Digitized by Google

oberungen behielten die beiden eigentlichen Sieger der „Freiheitskriege“: England und Rußland. Der Zar durfte sich Bessarabien, Finnland und Polen aneignen. Mitteleuropa wurde durch Österreich beherrscht, das freilich ebensowenig wie Preußen alles Verlorene wiedererhielt, dafür aber reichlich entschädigt wurde auf Kosten Italiens und Bayerns. Holland und Belgien wurden vereinigt und neutralisiert, desgleichen die Schweiz. Die Karte Europas wurde so geordnet, wie sie bis zu den Nationalkriegen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geblieben ist.

Das Werk des Wiener Kongresses wurde dadurch bezeichnet, daß der ganz schmähliche Länderhandel ohne jede Mitwirkung der Völker durch die Fürsten ausgeführt wurde. Eine rücksichtslos gebietende und unterdrückende Zensur ließ auch nicht die bescheidenste Kritik, die geringste Störung des Burgfriedens zwischen Fürsten und Untertanen zu. Die Zerrissenheit Europas aber wurde noch dadurch verhängnisvoll gesteigert, daß bei der Verteilung keinerlei Rücksichten auf nationale Zusammengehörigkeit genommen wurde. Das Opfer dieser brutalen Zerreißung der volksmäßig zusammengehörenden Gebiete war vor allem Italien, dessen nördliche Gebiete Österreich einverleibt wurden. Polen wurde wieder unter Rußland, Österreich und Preußen aufgeteilt, dazu noch eine neutrale Republik Krakau geschaffen, die unter dem Schutz von Österreich, Rußland und Preußen gestellt wurde — mit dem Erfolg, daß die drei Schutzmächte den für ewige Zeiten neutralisierten Staat 1846 gewaltsam Österreich übergaben, „in Erwägung, daß Krakau der Sitz einer Zentralbehörde war, die sich Revolutionsregierung nannte.“

Die Schöpfung des Wiener Kongresses hielt zwar ein halbes Jahrhundert zusammen, es war aber ein so künstliches und naturwidriges Gebilde, das, einmal gelockert, es Europa in immer größere Katastrophen

stürzen mußte. Es wurden in Wien nicht nur über den Kopf der Völker hinweg die äußeren Grenzen der Länder bestimmt, es wurde auch über ihre inneren Zustände entschieden. Die Revolution wurde ausgerottet. Die absolute Monarchie wurde, wenigstens in Mittel- und Osteuropa, wieder hergestellt. Alles Freiheitsstreben der Völker wurde mit eiserner Faust niedergeschlagen. Das deutsche Volk war von der Einheit weiter entfernt denn je; zwei Großmächte, Österreich und Preußen, kämpften unablässig um die Vormacht über das dynastisch zersplitterte Volk. Diese beiden deutschen Großmächte wurden zugleich die brutalsten Vorkämpfer der Reaktion. Auf dem Schaffott, im Zuchthaus, endigte jeder Deutsche, der in den nächsten Jahrzehnten für deutsche Einheit, deutsche Freiheit zu wirken wagte. Die Revolution 1848/49, das Sozialistengesetz hat bei weitem nicht so viele Märtyrer erfordert wie die Zeit nach dem Wiener Kongreß.

Die liberal-demokratische Legende spricht davon, daß die Völker um den Ertrag der Freiheitskriege betrogen worden seien; daß man die ihnen gegebenen Versprechungen nicht gehalten habe. Der Vorwurf ist nicht durchaus berechtigt. Im Grunde hatte man den Völkern nicht einmal etwas versprochen. Und schon von Anbeginn des Krieges ließ die rücksichtslose innere Gewaltherrschaft die Denkenden nicht im Zweifel, daß mit der Niederwerfung des napoleonischen Frankreich vor allem die Ausrottung des revolutionären Geistes bis zur Wurzel beabsichtigt sei.

Die Wiener Kongreß-Akte regelt nur die äußeren Beziehungen der Staaten zueinander. Ursprünglich aber war geplant, die Veröffentlichung des Vertrages mit einer Kundgebung an das europäische Publikum zu begleiten, die über die letzten Absichten der vereinigten Fürsten Aufschluß geben sollte. Der Entwurf aus dem Februar des Jahres 1815 ist erhalten; er enthüllt klar und bestimmt das System, das fortan für die

Digitized by Google

Regierungen bestimmend wurde. Da hieß es: „Wenn der Kongreß nicht alle Erwartungen der Zeitgenossen erfüllt hat, wenn er nicht allen Wünschen entsprechen konnte . . ., wenn er endlich nicht jene ideale Vollkommenheit der sozialen Ordnung zu verwirklichen vermochte, nach der die erleuchteten Geister und die menschenfreundlichen Herzen aller Jahrhunderte vergeblich geschmachtet haben, — so hat er wenigstens die ihm unmittelbar zugefallene Aufgabe gelöst . . . Er hat Interessen geordnet, deren Gegensatz Europa in neue Zerrüttungen hätte schleudern können . . .; und nur der Stimme der ermüdeten und leidenden Menschheit folgend, hat er dem Wunsche, den Frieden zu sichern, den vergänglichen Glanz geopfert, den weniger versöhnliche Menschen auf seinen Weg hätten werfen können. Indem die Fürsten den Kongreß verlassen, durchdrungen von der Wichtigkeit eines Augenblicks, mit dem eine neue Epoche in der Weltgeschichte beginnen wird, erkennen sie an, daß die erste ihrer Pflichten ist, den Frieden zu bewahren und zu festigen, der durch so viel edle Anstrengungen, durch so viel schmerzliche Opfer, durch die heldenhafte Hingebung ihrer Untertanen und durch die für immer denkwürdigen Taten ihrer tapferen Heere erkauft ist . . . Das Glück ihrer Völker sichern, alle Arten nützlicher Gewerbe wieder herstellen, alle Künste schützen, die das Land bereichern und verschönern, die Verwaltung zu vervollkommnen, ebenso wie die Gesetzgebung, die Landeskultur in allen ihren Zweigen: das muß hinfort der große Gegenstand all ihrer Arbeiten, ihres Strebens und ihres Ehrgeizes bilden. Sie sind mehr wie je überzeugt, daß die wahre Grundlage der Sicherheit und der Kraft der Staaten in der Weisheit der Regierungen liegt, in der Güte der Gesetze, in der Liebe und Treue der Völker . . . Mögen die religiösen Gefühle, die Achtung für die eingesetzten Obrigkeiten, die Unterwerfung unter die Gesetze und der Abscheu

gegen alles, was die öffentliche Ordnung stören könnte, die unlöslichen Bande der bürgerlichen und politischen Gesellschaft werden! Mögen brüderliche Beziehungen, gegenseitiges Helfen und Wohlwollen zwischen den Ländern herrschen!" usw.

Man sieht, daß die Souveräne, die in Wien Europa aufteilten und den Weltfrieden stifteten, ihren Untertanen keine andere Aufgabe zuwiesen, als die Pflege religiöser Gesinnung, dynastische Treue und die Unterwerfung unter die weisen Befehle der Obrigkeit. Der so geordnete innere Frieden trug in seinem Schoße die Revolution, wie der Weltfrieden der Potentaten und Diplomaten den Weltkrieg. Die Erläuterung der Wiener Kongreß-Akte, die zu Beginn des Jahres 1815 zwar entworfen, dann jedoch unterdrückt wurde, trat erst im Herbst ans Licht. Der Geist jenes Entwurfes herrschte in dem am 25. September 1815 zwischen dem römisch-katholischen Kaiser von Österreich, dem griechisch-katholischen Zaren und dem protestantischen König von Preußen abgeschlossenen Vertrag, in dem sich die drei Fürsten in schwülstigen Phrasen verpflichteten, die Ordnung der Welt, alle Politik nach den Gesetzen des Christentums zu leiten. „Die heilige Allianz" war die andere Seite, die innere Ergänzung der Wiener Kongreß-Akte. Die Flüche der Völker lasten auf ihr.

Der Wiener Kongreß hat die Entwicklung Europas gehemmt, das innere Zusammenwachsen der Völker und Staaten Europas verhindert. Er hat den ewigen Frieden, den er schaffen wollte, nicht erreicht, sondern nur einen Kirchhofsfrieden der Freiheit für eine Galgenfrist erzwungen. Ein Jahrhundert danach sehnt sich die Welt nach einem neuen Kongreß, der nun endlich den Frieden zwischen den Völkern schaffen soll, einen Kongreß, in dem die Völker selbst mündig und frei, über ihr Schicksal entscheiden.

Juni 1915.

Digitized by Google

Hus.

Ein halbes Jahrtausend nach seinem Feuertod.

Ungezählt sind die Menschen, die durch Gewalt ihr Leben verloren. Mit höchstem Ruhm ist die Tapferkeit im Kriege, der Tod in der Schlacht geehrt. Der kollektive und legitime Mut im Dienste einer Gemeinschaft, auf Geheiß einer Obrigkeit wird gefeiert, und wenn die Blutbrunst über die Menschen kommt, wächst gewaltig das Heldentum der Vernichtung. Dennoch, all die Millionen, die so auf dem verschlungenen Wege der menschlichen Entwicklung fielen, sind rasch vergessen. Es bleibt nichts übrig als dürre Jahreszahlen über namenlosen Massengräbern. Blut und Tränen trocknen schnell. Und der Aufschwung der Gefühle, der in Sieg und Untergang berauscht, hinterläßt, nachdem er sein Werk verrichtet, keine Spuren.

So rasch verweht der Ruf ruhmvollen Sterbens. Anders aber erhält sich die Erinnerung an ehrlosen Tod, an das Martyrium des Einzelnen, der aus eigenem individuellen Entschluß wider Macht und Gesetz sich opferte, beschimpft, verleumdet, verflucht — um einer Überzeugung willen. Die tiefen politischen sozialen Ursachen, aus denen solche Aufrührer der Idee erstanden, schwinden aus dem allgemeinen Bewußtsein und werden zum Gegenstand geschichtlicher Forschung. Gemeingut der Menschheit aber wird das Gedächtnis an den Bekenner, der fiel, weil er die einmal erkannte Wahrheit nicht verraten wollte. Dieser Ruhm steigt durch die Jahrtausende, diese Helden werden niemals vergessen. Es lebt in der Menschheit, zu Zeiten verdunkelt, aber niemals ganz erloschen, dennoch der Glauben, daß das Größte und Frucht-

barste aller menschlichen Leistung, die einzige Gewähr für den Aufstieg der Kultur, die uneingeschränkte Freiheit des Gedankens und die unbeugsame persönliche Tapferkeit des Bekennens ist. Dieser geistige und sittliche Wahrheitsdienst steht über allem Leben; denn er ist die Voraussetzung eines Lebens, das wert ist, gelebt zu werden. Als unklare Ehrfurcht vor dem Gewaltigsten lebt dieser Heldenkult triebhaft in jedem gesunden Menschen. Kaum zu ermessen aber wäre es, auf welcher Höhe heute die Menschheit stände, wenn der gleiche Todesmut, der als gebotene, gesetzliche Massenerscheinung auf jedem Blatt der Geschichte verzeichnet wird, als individueller Entschluß, im Dienst einer Überzeugung, wider alle herrschende Gewalt, von allen gewagt würde; wenn das Sterben für die selbstgewählte Idee, für die eigene Sache jedem als heilige Pflicht erschiene. Dann erst könnten wir die Märtyrer einer dunklen Vergangenheit, die erhabenen Einzelnen vergessen, deren wir heute mehr denn je bedürfen, um die Seele der Menschheit nicht zu verlieren.

So gedenken wir heute, in bedeutsamer Bewegung, des armen tschechischen Bauernsohns Johann Hus, der am 6. Juli 1415 zu Kostnitz (Konstanz) während desselben Konzils verbrannt wurde, das drei Gegenpäpste absetzte, einen vierten Papst erwählte, eine neue Heilige — Brigitta — schuf, und die Hohenzollern feierlich mit der Mark Brandenburg belehnte.

Klerikale Geschichtsschreiber der Gegenwart, wie Janßen, führen die ganze soziale Revolution des 16. Jahrhunderts auf die Lehre des Johann Hus zurück. Daran ist richtig, daß die geistige Beweisführung der Reformation, mit der die sozialen Kämpfe intellektuell ausgefochten wurden, von Hus übernommen wurde, wie Hus sich selbst an die Lehren des Engländers Wiclif anlehnte. Daß die revolutionäre Bewegung der Zeit in der Maske dogmatischer Ketzereien erschien, war natürlich nur äußerer Schein. Um Dogmen hätte

Digitized by Google

man sich niemals die Köpfe gespalten, wenn hinter ihnen nicht die Lebensfragen kirchlich weltlicher Macht, weltpolitisch-nationale Konflikte und tiefste soziale Gegensätze verborgen gewesen wären.

Es ist das Zeitalter der Kirchenspaltung, der Gegenpäpste. Das Papsttum wird national zerklüftet: Frankreich, England, Italien, Deutschland ringen um seine Dienste. Das damalige Papsttum selbst ist der unersättliche Steuereinnehmer der christlichen Welt. Er beutet den mittellosen Bürger und den zinsbelasteten Bauern aus. Er nimmt sein Geld und spendet ihm dafür den Ablaß seiner Sünden. Die Kirche ist eine mächtige, wirtschaftliche Organisation, unter deren Ausbeutung die Massen leiden, und die die reifenden Nationalstaaten als Hemmung empfinden. Die Gegnerschaft gegen das Papsttum erstarkte zuerst in England, das den hundertjährigen Krieg mit Frankreich führte und den mit dem Feinde verbündeten, in Avignon sitzenden Papst bekämpfen mußte. Dieser Opposition lieh Wiclif, unter der Duldung und Förderung der Herrschenden Englands, seine ketzerischen Lehren. Er berief sich auf die Heilige Schrift, erkannte nur ihre Gebote an und hob, in schneidender Schärfe, den Gegensatz christlicher Armut mit dem Reichtum und der Pracht des Papstes und der Kirche hervor. Damit griff er den Besitz und das Steuerrecht der Kirche an, zur großen Genugtuung der weltlichen Gewalthaber, die damit Anwartschaft auf die kirchlichen Güter erhielten. Wiclif entwurzelte auch geistig die Autorität der Kirche, durch die Aufstellung des Satzes, dem Hus dann die Prägung gab, „daß ein von Ewigkeit her Verdammter oder ein in Todsünden Lebender keine Rechtsgewalt über Christen haben solle“. Das war die fürchterliche Ketzerei, die Hus vor allem den Scheiterhaufen schichtete. Es war auch in der Tat die Anfechtung aller Kirchenmacht. Denn indem er über alle Hierarchie das christliche Sittengesetz stellte in seiner

Reinheit und Ursprünglichkeit, hatte kein Papst und kein Bischof, übrigens auch kein König und Herzog mehr Sicherheit und Bestand. Er stand unablässig vor dem Gericht urchristlicher Sittenlehre und mußte jedem Volksprediger weichen, der ihm die Verletzung der christlichen Gebote nachwies. So wurde die öffentliche Meinung, der schlichte Sinn ernsthafter Christenmenschen, die Frömmigkeit der geistig und weltlich Armen, höchste Autorität und Richter über die herrschenden Autoritäten — eine höchst demokratische Anschauung.

Wiclifs Lehren drangen nach Böhmen und bildeten sich dort nach den eigentümlichen wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Verhältnissen um. Böhmen war im 14. Jahrhundert das wirtschaftlich entwickeltste Land des deutschen Reiches geworden. Die Silbergruben brachten großen Reichtum, belebten Gewerbe und Wissenschaft, ließen aber auch die sozialen Gegensätze um so schärfer aufeinanderprallen, als sie national gesondert waren. Die Entwicklung des Landes geschah durch deutsche Einwanderer, die bald den hohen Klerus, die Universität — Prag wurde als erste deutsche Universität nach dem Vorbild von Paris gegründet — den adligen Grundbesitz, das städtische Patriziat beherrschten, während die tschechische Urbevölkerung aus den kleinen Leuten der Städte und den im tiefsten Elend schmachtenden ausgebeuteten Bauern bestand. Damit ergab sich, daß die Deutschen rechtgläubig, päpstlich gesinnt waren, während die Tschechen in Papsttum und Kirche den Unterdrücker haßten. Die Krone schwankte und suchte zu vermitteln. Ein Teil des ärmeren Adels, den der Kampf gegen den ungeheuren Besitz lockte, stand zur Opposition. Der Wortführer des ländlichen und städtischen Proletariats aber wurde Hus.

Johann Hus war am 6. Juli 1373 zu Hussinecz in Böhmen geboren, als Sohn geringer Bauern. Seine große Begabung hob ihn empor. Er hungerte sich als mittelloser Prager Student durch. Mit 27 Jahren ist

Digitized by Google

er Professor an der Universität, zugleich einflußreicher Prediger und Beichtvater der Königin. Er ging von Anfang an von den Satzungen der Kirche zu den Lehren des Urchristentums zurück, wie er sie in der Bibel fand. Als er dann mit den Schriften Wiclifs bekannt wurde, bekamen die längst in ihm lebenden Gedanken Richtung und Form. Er schrieb und predigte nun mit wachsender Leidenschaftlichkeit und großem Erfolg gegen Papsttum und Kirche, gegen widerchristlichen Aberglauben, willkürliche Gebräuche, vor allem gegen den Ablaß, der nichts wie eine drückende Besteuerung der Besitzlosen war. Zum ersten tiefgehenden Konflikt kam es über den Machtverhältnissen an der Universität Prag, die damals eine mächtige Organisation war und über 10000 Studenten aus aller Herren Länder zählte. Sie war in vier Nationen gegliedert, von denen die Tschechen nur eine Stimme hatten. Hus gelang es, beim König durchzusetzen, daß die böhmische Nation die Mehrheit der Stimmen erhielt. Darauf verließen die deutschen Professoren und Studenten — an 5000 Mann — Prag und gründeten 1409 die Universität Leipzig. Hus wurde nun Rektor der Universität. Als er Wiclifsche Schriften übersetzte, wurde er auf Denunziation vor den Erzbischof von Prag, Zbynek von Hasenberg, geladen, der sich aber mit seiner Erklärung begnügte, wenn er aus Übereilung etwas gegen den christlichen Glauben gelehrt haben sollte, so sei er bereit, es zu verbessern. Die Katastrophe führte die Kühnheit herbei, mit der Hus 1411 gegen den Krieg und die Kriegsmittel agitierte. Papst Johann XXIII., dem man den Beinamen des „eingefleischten Teufels“ gegeben hat, rief die Christenvölker zum Kreuzzug gegen den König von Neapel auf, der einen der Gegenpäpste unterstützte. Als die päpstlichen Gesandten nach Prag kamen und das Volk zur Entrichtung der Kriegssteuern aufriefen — in der Form des Ablaß — predigte Hus ungestüm dawider und das erregte Volk

entriß den Boten des Papstes die Bulle und verbrannte sie, nachdem man sie in höhnendem Umzug durch die Stadt geschleift hatte. Inzwischen war ein neuer Erzbischof nach Prag gekommen, wie es heißt, ein Analphabet, der die Prager Begebenheiten dem Papst denunzierte. Hus wurde in Bann getan, seine ketzerischen Lehren verflucht. Der König konnte ihn nicht mehr schützen. Er verließ Prag, fand Asyl auf den Burgen adliger Gönner, und predigte furchtlos weiter im Volke.

Im Jahre 1414 berief Kaiser Sigismund jenes Konzil nach Konstanz, das drei Jahre lang die kleine Stadt am Bodensee zum Heerlager aller Mächtigen in der Christenheit machte. An hunderttausend Menschen sollten sich dort versammelt haben: Päpste, Fürsten, Kardinäle, Bischöfe, Ritter, Gelehrte, Abenteurer, Handwerker (unter anderen allein 72 Goldschmiede) und Händler aus allen christlichen Ländern, nicht zu vergessen die lieblichen Zierden, von denen der Chronist berichtet: „Über 700 öffentliche Dirnen in den Frauenhäusern und solche, die eigene Häuser gemietet hatten, dazu noch die heimlichen, deren Zahl man gar nicht angeben kann."

Das Konzil wollte nicht nur den Streit der Päpste beendigen, sondern auch die Ketzerei ausrotten. Hus wurde nach Konstanz geladen. Kaiser Sigismund gab ihm einen Geleitsbrief. Die Gelehrten streiten sich, ob dieses freie Geleit nur einen einfachen Reisepaß darstellte oder ihm Sicherheit für Freiheit und Leben verbürgen sollte. Jedenfalls war das Konzil der Meinung, daß einem Ketzer überhaupt keine Verpflichtungen zu halten seien. Am 3. November 1414 kam Hus in Konstanz an. Er wurde von einem Ausschuß verhört, dann für ein halbes Jahr in einem morastigen Kerker begraben. Am 8. Juni 1415 wurde er herausgeholt, damit er sich vor der Gesamtheit des Konzils verantworte. Er verteidigte sich mit aller Glut seiner Überzeugung, in dem Wahn, daß es die Wahrheit gelte,

Digitized by Google

während doch die Interessen von Anbeginn das Urteil entschieden hatten. Hus lehnte jeden Widerruf ab. Das Urteil besagte, „daß, nachdem Johannes Hus als Schüler und hartnäckiger Anhänger Wiclifs diese und andere verwerfliche Artikel als katholisch behauptet und veröffentlicht habe, dieselben aber teils irrig, teils skandalös, fromme Ohren beleidigend, verwegen oder aufrührerisch, teils auch notorisch häretisch seien, alle einzelnen seiner Traktate und Werke verworfen und verdammt und zur öffentlichen Verbrennung verurteilt" seien. Hus selbst wurde als wahren und offenkundiger Ketzer und Verführer des Volks befunden. Seine geistlichen Richter rissen ihm das Priestergewand herunter, dann übergaben sie ihn der weltlichen Gerechtigkeit.

Auf Ketzerei stand der Feuertod. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. „Hus trug, so erzählt der Konstanzer Bürger Ulrich von Richental in seiner Chronik des Konzils (die unlängst in einer leicht lesbaren Bearbeitung in Vogtländers „Quellenbüchern" erschienen ist), eine weiße Bischofsmütze auf seinem Kopfe, auf der waren zwei Teufel gemalt, und zwischen beiden stand Heresiarcha, das heißt soviel als Erzbischof aller Ketzer. Die von Konstanz führten ihn mit mehr als 1000 gewappneten Männern hinaus. Infolge des großen Gedränges mußte man einen Umweg machen, und es wurden immer mehr der gewappneten Leute, gegen 3000, ohne die unbewaffneten und die Frauen. Auf der Brücke am Geltinger Tor mußte man die Menschen zurückhalten, nur truppweise wurden sie über die Brücke gelassen, weil man fürchtete, daß die Brücke zusammenbräche. Während er hinausgeführt wurde, betete er beständig: Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner. Als er auf das äußere Feld kam und das Feuer, Holz und Stroh bemerkte, fiel er dreimal auf seine Kniee und sprach laut: Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner. Da-

nach fragte man ihn, ob er beichten wolle. Er sprach: gern, obgleich es hier sehr enge ist. Es war ein Priester da, Ulrich Schorand. Dieser ging zu Hus hin und sprach zu ihm: Lieber Herr und Meister, wollt Ihr dem Unglauben und der Ketzerei, um derentwillen ihr leiden müßt, entsagen, so will ich gern eure Beichte hören. Wollt Ihr das aber nicht tun, so wißt Ihr selbst wohl, daß in den geistlichen Vorschriften steht, daß man keinem Ketzer die Beichte hören soll. Da erwiderte Hus: Es ist nicht nötig, ich bin kein Todsünder. Als er darauf anfangen wollte, deutsch zu predigen, wollte das Herzog Ludwig nicht leiden und befahl, ihn zu verbrennen. Da ergriff ihn der Henker und band ihn in seinem Gewand an einen Pfahl. Er stellte ihn auf einen Schemel, legte Holz und Stroh um ihn herum, schüttete etwas Pech hinein und brannte es an. Da begann er gewaltig zu schreien und war bald verbrannt. Es entstand aber der schlimmste Gestank, den man je riechen konnte, denn der Kardinal Pankrazius hatte sein Maultier, nachdem es an Altersschwäche gestorben war, dort begraben lassen. Infolge der Hitze tat sich die Erde auf, so daß der Gestank herauskam. Dann führte man alles, was man von der Asche fand, in den Rhein."

Die Legende fügt hinzu, daß ein Bäuerlein und ein altes Weib herbeigehastet sei, um eine Tracht Holz zu dem Scheiterhaufen beizusteuern Da habe Hus wehmütig gerufen: O sancte simplicitas! Heilige Einfalt!

Es war aber vergebens, die Asche in den Rhein zu streuen, damit nichts von dem Ketzer übrig bliebe. Soll man ihn doch auch deshalb an seinem Geburtstag verbrannt haben, damit symbolisch auch seine Geburt ausgetilgt werde. Von dem Scheiterhaufen waren dennoch Funken über die Lande geflogen; die entzündeten jenen Volkskrieg der Hussiten, einen Bauernaufstand, der von Böhmen aus mit schrecklicher Wildheit verheerend über Deutschland brauste.

Juli 1915.

Digitized by Google

Die Angst der Toten.

Ihr wißt alle, wenn ihr es auch nicht glaubt, daß alljährlich das Christkind einmal auf die Erde kommt, um den artigen Kindern zu bescheren. Das ist nun gar nicht so leicht. Denn wer ist artig? Woher soll das Christkind das so sicher wissen?

Heuer gelangte das Christkind, als es herabflog, wie es der Zufall und die Windrichtung wollte, zuerst nach Deutschland.

„Seid ihr auch artig dieses Jahr gewesen?" erkundigte sich das Christkind.

„O, wir waren mehr wie artig, wir waren groß", rief man durcheinander.

„Was ist das groß?" — fragte das Christkind; denn es verstand die meisten menschlichen Worte nur schlecht, und es war ihm schon früher bisweilen so vorgekommen, als ob die Menschen die guten oder dunklen Worte immer dann gebrauchten, wenn sie etwas Böses verstecken wollten.

„Wir haben alle Feinde, die uns überfielen, mit gewaltiger Faust zurückgeworfen," rühmten sie sich.

„Ich kenne nur gute und schlechte Menschen, keine Feinde", sagte das Christkind, das altmodisch von den Feinheiten und Mischfarben der modernen Psychologie keine Ahnung hatte. „Ich gehe zu allen Menschen, die gut sind."

Aber die Leute hörten in ihrem Eifer gar nicht auf den Einwand, sondern fuhren begeistert fort: „Die Leichen türmen sich berghoch vor unseren Drahthindernissen. (Das verstand nun das Christkind wieder nicht, niemals hatte es von Drahthindernissen ge-

hört, aber es schwieg, weil man doch nicht zuhörte!) Mit unsern Handgranaten zerschellten wir die Köpfe unserer Feinde. Dabei waren wir gerecht und menschlich, tapfer und barmherzig. Wir haben aber auch die bravsten Soldaten, die gediegenste Organisation, die tüchtigsten Offiziere, die genialsten Feldherrn, die wundervollste Industrie und die opferfähigste Landwirtschaft — von unseren Staatsmännern, Ministern, Fürsten ganz zu schweigen. Wir sind das Salz der Erde. An deutschem Wesen soll die Welt genesen. Und wir werden einen Frieden machen, einen Frieden, der uns und die Menschheit vor der Wiederkehr solcher Greuel schützen soll."

Abermals begriff das Christkind nicht, warum sich die Leute so begeisterten über etwas, was sie selber doch Greuel nannten und nicht wünschten, daß es wiederkäme. Aber es faßte sich ein Herz und sagte, wenn auch seufzend und ziemlich beklommen:

„Ich sehe, ihr seid in der Weise artig gewesen, daß ihr gar nicht gewartet habt, bis ich komme und den Gerechten beschenke und an den Ungerechten vorübergehe. Ihr habt den Ungerechten selber bestraft und euch genommen, was euch gut schien —"

„Erlaube", unterbrachen die Menschen, etwas unwillig, „du willst doch nicht etwa sagen, daß Okkupation und Kontribution gegen das Völkerrecht sei. Das ist alles genau so geschehen, wie es im Haag vereinbart. Haben wir nun noch die Freiheit der Meere, dann ist die ganze Welt frei . . ."

Das Christkind aber war juristisch zu ungebildet, um darüber eine begründete Meinung zu haben und fuhr in seinem kleinen, einfachen Gedankengang fort:

„Das mag alles sein. Aber es ist doch Eigenlob, was ihr über euch sagt. Und Eigenlob, habt ihr mich früher gelehrt, soll man nicht glauben. Ich will also erst die andern fragen, ob das auch wahr ist, wessen ihr euch berühmt. Laßt mich, ehe ich meine Geschenke aus-

Digitized by Google

breite, erst einmal geschwind zur Nachprüfung nach England fliegen."

Das gab einen Heidenlärm unter den artigen deutschen Kindern. Gott strafe England, schrien sie durcheinander, das Christkind würde doch nicht fragen, diese rohen Geschöpfe des perfiden Albion, diese Weltbrandstifter, diese Lügner, Heuchler, diese geldgierigen Krämer mit den steinernen Herzen, diese . . .

„Genug," rief das Christkind, „ihr meint also, daß die drüben ganz gewiß nicht artig gewesen, daß sie auch keinen Glauben verdienen — aber an wen soll ich mich da wenden?"

„Vielleicht fragst du den Türken, das sind unsere guten ehrlichen Freunde, brave Menschen, und sagen die Wahrheit. Bei denen erkundige dich, ob wir recht gesprochen."

„Das wird nicht gut gehen," sagte das Christkind ein wenig verlegen, „denn die Türken sind doch gewissermaßen keine Christen. Die wollen von mir nichts wissen. Die glauben nicht einmal an mich. Doch halt, — es gibt ja auch in der Türkei Christen, ich will die Armenier fragen —"

„Nein, das geht auch nicht" — meinten die Leute.

„Sind denn die auch schändlich," fragte das Christkind.

„Das nicht," antworteten die andern stockend, „es sind wohl gute Christen, richtiger gesagt, es waren gute Christen. Jetzt sind sie nicht mehr vorhanden."

„Schrecklich" — ächzte das Christkind —„wo sind sie geblieben?"

„Die Türken haben sie nicht mehr brauchen können."

„Und da behauptet ihr, die Türken seien gute Menschen!" rief das Christkind fast zornig. „Jetzt glaube ich kein Wort mehr und nun fliege ich gerade zu den Engländern."

Im Fluge hörte es noch aus der Ferne, wie man ihm

— wohl zur Entschuldigung — zwei geheimnisvolle Worte nachrief: „Politische Notwendigkeit."

Die Engländer waren sehr erfreut, als das Christkind kam, und es wurde mit vielen Ehren aufgenommen. Dann erzählte es, was die Deutschen von sich Löbliches gesagt und fragte, ob sie das bestätigen könnten.

Da brach eine wirkliche Wut aus: „Wie konnten Sie, Miß Christkind, überhaupt nur zu diesen Deutschen kommen. Die schonen weder Weib und Kind, sie brechen jedes Gesetz und zerreißen jeden Vertrag. Sie sind grausam, gefräßig, die reinen Barbaren. Sie wollen sich mit ihrem Militarismus die ganze Welt unterjochen. Deshalb haben sie diesen entsetzlichen Krieg angefangen."

„Aber ihr seid dann mit in den Krieg gegangen," meinte das Christkind, „warum tatet ihr das?"

„Weil wir die Freiheit der Welt verteidigen, für das Recht kämpfen, weil wir die mächtigen Schützer der Kleinen und Schwachen sind—"

„Das ist ein großer Ruhm, das ist edel," sagte das Christkind. „Aber leider seid ihr nur ihr selbst es, die sich so loben. Und man hat mir gesagt, daß ihr lügt. Ich will erst einen Unparteiischen befragen."

Damit wollte es fortfliegen. Aber es wurde plötzlich mit harten Fäusten festgehalten und bis auf die Seele untersucht; selbst unter den Flügeln schauten sie nach. Und man nahm ihm alle Geschenke fort, da sie alle auf der Liste der verbotenen Waren standen. Es konnte noch froh sein, daß man ihm die Flügel nicht abschnitt; denn einer hatte gemeint, die werde man in Deutschland für den Luftkrieg beschlagnahmen. Schließlich ließ man ihm die Flügel und das Christentum, weil das doch dem Feinde nichts nützen würde.

„Nun hat es eigentlich keinen Zweck mehr, daß ich weiterfliege", dachte das Christkind traurig, da sie mir die schönen Geschenke abgenommen haben. Aber

Digitized by Google

ich möchte doch wenigstens erfahren, wo die guten Menschen, die artigen Kinder sind."

Und es flog nach Frankreich, Belgien, Österreich, Serbien, Italien, Rußland, und überall hörte es dasselbe, daß die andern Mörder, Verräter, Rechtsbrecher, Bestien seien und schuld am Krieg, sie selbst aber wunderbare Helden der Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit. Die Fahrt war dabei auch sonst noch unbehaglich. Immer wenn es über eine Kirche flog, schossen die auf den Türmen aufgestellten Kanonen auf das arme Christkind. Als es über die österreichische Grenze wollte, verlangte man von ihm das Manuskript der Ansprache, die es zu halten gedächte. Und in Frankreich wurde es von tausend Zeitungsschreibern umstellt, die Stimmungsbilder von den Feinden zu haben wünschten.

Todmüde, ganz verzagt, wollte es schließlich den letzten Versuch machen, Zeugen der Wahrheit zu finden. Und es schiffte sich auf einem großen Ozeandampfer ein, um über das Meer zu fahren — denn Christkinds Flügel waren arg zerschossen — zu Menschen, bei denen kein Krieg war. Das Schiff aber wurde unterwegs von einem Torpedo getroffen und sank. So kam das Christkind schwimmend zu den Menschen in Amerika, die sich Neutrale nannten. Aber es war auch hier unmöglich, die Wahrheit zu erfahren. Denn hier befehdeten sich die Menschen wild untereinander, und warfen sich gegenseitig vor, daß sie die Neutralität verletzten und den grauenhaften Krieg verlängerten.

„Ihr liefert den Engländern, Franzosen, Russen um schnöden Gewinns Waffen und tragt so Schuld, wenn das Morden nicht endet" — sagten die einen.

„Wie? Wollt ihr etwa, daß die eine Partei wehrlos werde und so auf Gnade und Ungnade dem Feinde ausgeliefert wird. Ist das neutral? Heißt das nicht vielmehr Mörder privilegieren, indem man die Opfer entwaffnet!" — antworteten die andern.

So ging der Streit hin und her, und das Christkind vermochte mit seinem kleinen Verstand nichts anderes zu erkennen als diese traurige Einsicht: Entweder lügen sie alle und verleumden — dann sind sie allesamt abscheulich. Oder sie sagen die Wahrheit, dann sind sie erst recht, nach ihren Beschuldigungen, des Teufels. Und es war ganz zwecklos, daß es im ersten Eifer in Amerika neue Geschenke eingekauft — für das Geld, für das es einem Milliardär und Groß-Schaubudenunternehmer auf seine inständigen Bitten hin die Rarität seiner zerschossenen Flügel überlassen hatte.

Was sollte es nun mit all den schönen Christkindsgaben anfangen, wenn niemand auf Erden der Spenden würdig war? Wenn alle sich gegenseitig bezichtigten, Abschaum und Unflat zu sein? Zum Himmel mochte es nicht mehr zurückkehren, so schämte es sich; denn es hatte früher immer gutgläubig liebliche Geschichten von den holden Menschenkindern oben erzählt. O wie dumm war es gewesen! Zudem konnte es ja auch gar nicht mehr in den Himmel, weil es seine Flügel verkauft hatte. Da beschloß das Christkind, ins Reich der Toten zu wandern.

Und es ging in die Nacht der Nächte, weitfern in die unendlichen Tiefen unter der Welt, wo die Schatten ihre ewige Heimat finden.

Dorthin kam es. Aber es war gar nicht finster und kalt. Zwischen Blumen in matt und mild schimmerndem Glanze wallten die Schatten. Es waren aber Schatten, die sonderbar anzusehen waren. Es waren wie Entkörperungen zerrissener Menschen. Dem einen fehlten die Beine, dem andern wuchs statt des Kopfes ein brüchig Gebinde von Splittern. Manche schleppten ihre Eingeweide hinter sich, wie Ketten, und viele umkrallten durchbohrte Herzen mit verstümmelten Fingern. Und diese Schatten, diese Trümmer von Schatten, in allen Menschenfarben — weiß, braun, schwarz, gelb, rot — wanderten friedlich und liebreich

Digitized by Google

miteinander. Und jeder versuchte dem andern die Glieder wieder zu heilen, die er ihm einst verstümmelt hatte. Feind fand sich zu Feind und jeder gab dem andern zurück, was er ihm auf Erden genommen. Sie umarmten sich in hegender Liebe und trösteten sich mit linden Worten. Und es war ein Glück und eine Heiterkeit unter ihnen, wie es das Christkind niemals noch bei den lebenden Menschen gefunden.

Da wußte das Christkind endlich, wen es mit Recht beschenken dürfte. Hier war das Reich der guten Wesen. Aber die in Amerika gekauften Gaben taugten ihnen nicht. Es besaß insgeheim eine köstlichere Spende, die auch die Späher der Bannware nicht hatten entdecken können: Die Kraft der Erfüllung! Und es trat mitten unter die Schatten und sprach zu ihnen: „Ihr lieben, lieben Kinder! Seid getrost, ich bin gekommen, um euch für alle eure Leiden zu entschädigen. Ich schenke euch das Beste, was ich zu geben habe: Das Leben — das Leben freudiger, gesunder, friedlicher gütiger und schaffender Menschen. Werdet, wie ihr hättet sein sollen! . . . Lebet! . . .

Wie das die Schatten vernahmen, drang Entsetzen in sie. Sie umklammerten sich untereinander, als ob sie ein wildes Geschick trennen wollte. Dann aber flehten sie zu dem Christkind: „Nimm uns lieber alles, aber eines nur, Barmherzige, schenke uns nicht: das Leben!“

„Toren,“ sagte das Christkind, ihr wolltet dem einzigen Glück widerstreben? Was verwirrte euch also?“ Einer von den Schatten aber trat hervor und sagte in zitternder Furcht: „Weil wir wieder einander dann Feind sein würden —“

„Aber ihr sollt ja nicht Feind mehr euch werden. Jetzt wißt ihr doch, daß ihr miteinander hausen könnt — in Frieden. Bleibt oben so, wie ihr hier unten geworden!“

„Das gerade ist unmöglich“ — sagte der Schatten düster, voll Qual.

„Und warum wollt ihr wieder Feinde sein?“ fragte das Christkind.

„O, niemand will es, aber man wird es uns befehlen . . .“

Da breitete das Christkind seine Arme weit aus und sprach:

„So schenke ich euch denn eine andere Gabe. Ich erlöse euch von der Angst der Toten, wieder leben zu müssen. Ihr dürft in eurem Frieden wallen — in alle Ewigkeit furchtlos tot . . .

Weihnachten 1915.

Hat es ein Sozialistengesetz gegeben?

Aus den Kriegsoffenbarungen des St. Sylvester.

Ein Parteigenosse, der sich zur Zeit mit besonderem Eifer auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Geschehens die Aufklärung des deutschen Proletariats angelegen sein läßt, sendet uns, wie er selbst schreibt, in vorgerückter Stunde des Umlernens den folgenden Beitrag. Er wird vielleicht im ersten Augenblick diesen oder jenen befremden, aber es bedarf nur ein wenig Ausdauer und Geduld, dann wird man sich auch daran gewöhnen. Unser Mitarbeiter schreibt uns also:

Zu den hartnäckigsten Lügen, mit denen die Welt unserer Feinde die Zustände in unserem deutschen Vaterlande verleumdet, gehört auch die Behauptung, daß die deutschen Arbeiter zwölf Jahre lang durch ein Ausnahmegesetz — das Sozialistengesetz — verfolgt, gehetzt worden seien. Auch in diesem Falle müssen wir leider bekennen, daß wir selbst in früheren Zeiten durch unser Verhalten dem feindlichen Ausland Anlaß gegeben haben, solche törichte Einbildungen in sich aufzunehmen und dadurch ihre angeborene Unwissenheit über deutsche Verhältnisse noch zu steigern. Und solche Vorstellungen sind nicht ungefährlich; denn sie sind geeignet, die Mächte der Entente in ihrem Wahn zu erhalten, daß das deutsche Proletariat nicht geschlossen zur Sache der Nation stehe, und damit tragen solche Legenden zur Verlängerung des Krieges bei. Mithin ist es hohe Zeit und ernste Pflicht, unseren Friedenswillen auch dadurch zu bekunden, daß wir endlich mit der Fabel vom Sozialistengesetz aufräumen, das es niemals gegeben hat und dessen Existenz lediglich in der Phantasie von Reuter und Havas be-

gründet, eine systematische Irreführung, die freilich, wie schon erwähnt, durch gewisse polemische Unsitten unserer Partei — in einer glücklicherweise nunmehr überwundenen Vergangenheit — begünstigt wurde.

Schon das geringste Nachdenken müßte den Unsinn der Behauptung offenbaren, daß die deutsche Regierung und der deutsche Reichstag im Jahre 1878 die deutsche Arbeiterschaft mit einem ausnahmegesetzlichen Krieg auf Tod und Leben überfallen haben. Wäre es nicht heller Wahnsinn gewesen, wenn die paar Regierenden und die verhältnismäßig wenigen Angehörigen der besitzenden Klassen — deren geringe Zahl wir Sozialdemokraten ja gerade in unserem nach wie vor unveräußerlichen Programm betonen — die riesige Übermacht der Millionen von Besitzlosen hätten angreifen wollen? Sie wären ja in ihr eigenes Verderben gelaufen. Dazu kommt die politische und wirtschaftliche Lage, in der sich das Deutsche Reich befand, um derlei Pläne für die Regierung als geradezu tollhäuslerisch, national selbstmörderisch erscheinen zu lassen. Man denke: Das deutsche Reich, kaum erst aus dem Kriege zurückgekehrt, notdürftig zurecht gezimmert, ewig bedroht von dem Erbfeind im Westen, der Tag und Nacht unablässig auf seine Revanche sann. Sollte man den zum Angriff reizen, indem man im eigenen Lande den Bürgerkrieg entfesselte? Aber weiter: kann wirklich irgend jemand auch der verblendetsten Regierung zutrauen, daß sie in einer Zeit, da Deutschland erst mühselig begann, seine Industrie gegenüber der englischen Übermacht zu entwickeln, die deutsche Wirtschaft zum Tode verurteilen würde, indem sie die produktiven Kräfte der Industrie, die Arbeiter, niederwarf, aus dem Lande trieb? (Und es gehört ja zu diesem geschichtlichen Ammenmärchen, zu erzählen, daß die deutschen Arbeiter sogar aus dem Reiche ausgewiesen wurden, die man wahrhaftig nötig genug dort brauchte.)

Digitized by Google

Endlich genügt ein Blick auf die damalige innere Lage, um den letzten Rest des Glaubens an jene einfältige und tückische Dichtung zu verlieren. Den Fürsten Bismarck nannte man zwar den Allmächtigen. Tatsächlich aber hatte er niemals eine zuverlässige Mehrheit hinter sich. Die Mehrheit des Reichstags stand in offener oder geheimer Opposition gegen ihn. Insonderheit war es doch völlig undenkbar, daß die ausschlaggebende Partei, die Liberalen, die Axt an die Wurzel derselben Verfassung hätten legen sollen, die sie selbst kurz zuvor geschaffen hatten.

Und was hätte man erreichen wollen? Es ist richtig, es gab eine kleine Gruppe verrannter Arbeiterfeinde, welche unausgesetzt die Arbeiterbewegung lästerte und verfolgte. Sie betrachteten die Arbeiter als Sklaven und jede politische oder wirtschaftliche Betätigung der Arbeiter war ihnen ein Greuel. Aber diese Handvoll Reaktionäre war ohne jeden Einfluß auf die Regierung und die Parteien des Reichstages. Ja gerade in jenen Jahren hatte sich ja der Umschwung vom Manchestertum zum Schutz der nationalen Arbeit vollzogen. 1876 war das Hilfskassengesetz zustande gekommen. Die Kathedersozialisten waren seit ihrer 1872 erfolgten Organisation in wachsendem Einfluß begriffen. Und wie Bismarck persönlich dachte, das wußte man ja hinlänglich aus seinen Beziehungen zu Lassalle, aus jenem Kampf gegen die Liberalen, denen einst das Organ des Ministerpräsidenten, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, den Satz entgegengeschleudert hatte: „Möge der Arbeiterstand einer Bourgeoisie, welcher es zu wohl ist, überlassen, sich auf das Glatteis dieses Experiments einer parlamentarischen Regierung zu begeben, möge er aber auch endlich einsehen lernen, daß für ihn selbst von diesen „Volksrechten“ nichts anderes abfallen werde, als die Freiheit — zu darben.“ Und ein Mann, der so dachte, sollte der Bourgeoisie, von der noch dazu bloß ein kleines

Häuflein so arbeiterfeindlich gesinnt war, das Proletariat geknebelt ausliefern? Lächerlich, dergleichen auch nur zu träumen.

Aber, wird man einwenden, es muß doch irgend etwas damals geschehen sein, denn ganz ohne Feuer ist doch kein Rauch. Der wahre Kern des üppigen Lügengewebes ist kurz folgender: Es hat sich damals in der Tat etwas ereignet, nur das Umgekehrte von dem, womit man das Ausland noch heute die leichtgläubigen und betörten Völker vor Deutschland graulich zu machen sucht. Die Staatsgewalt hat keinen Überfall auf die Arbeiter unternommen, vielmehr sah sich der Staat in der Notwehr genötigt, im Interesse seiner Selbsterhaltung, zur Verteidigung seiner Kultur, gegen eine kleine Organisation verblendeter Menschen einzuschreiten, von Kaisermördern, die durch Verbrechen die staatliche Ordnung auflösen, die Sicherheit von Person und Eigentum zerstören wollten. Die Attentate von Hödel und Nobiling ließen kein anderes Mittel der Abwehr übrig, als den Ausbau der Strafgesetzgebung zur Sicherung gegen die Gefahr, daß sich solche Überfälle jemals wiederholen könnten. Diejenigen, die heute noch meinen, der Reichstag hätte damals dieses Mittel der Regierung verweigern sollen, sind sich wohl nicht recht klar darüber, was entstanden wäre, wenn die Mordtaten sich fortgesetzt hätten und sie selbst die Opfer solcher verbrecherischer Angriffe geworden wären. Dagegen schritt mit Recht die Staatsgewalt ein, und es handelte sich dabei so wenig um ein Ausnahmegesetz, daß im Gegenteil, ohne jedes Ansehen der Person und der Parteiüberzeugung, gleichmäßig alle betroffen wurden, die sich die vom Gesetz bedrohten Straftaten zuschulden kommen ließen. Es mag zugegeben werden, daß in gewissem Grade auch die Meinungsfreiheit eingeschränkt wurde, aber heute wird niemand mehr im Zweifel sein, daß die Meinungs-

Digitized by Google

freiheit nur eine jener prinzipiellen Flausen ist, die hinweggefegt werden, sobald sie bei ernsten Kämpfen sich als störend erweisen.

Nun wissen wir allerdings, daß die Behauptung aufgestellt worden ist, weder Hödel noch Nobiling hätten irgend etwas mit der Arbeiterbewegung zu tun gehabt. Von Hödel wurde sogar gesagt, er hätte überhaupt nicht geschossen, sondern nur durch blindes Knallen die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen. Um den letzteren haarsträubenden Unsinn zu widerlegen, genügt die eine Feststellung, daß ein preußisches Gericht ihn zum Tode verurteilt, ein preußischer Scharfrichter ihn geköpft hat! Ebenso steht es mit der Erzählung, die damalige Sozialdemokratie hätte keine Beziehung zu den Verbrechern gehabt. Ja, glaubt denn irgendein normalsinniger Mensch, eine Persönlichkeit wie Bismarck, der Schöpfer des Deutschen Reiches, wäre imstande gewesen, öffentlich die Unwahrheit zu sagen? Und Bismarck hatte immer wieder Hödel und Nobiling als Sozialdemokraten festgestellt. Wie antwortete doch Bismarck am 17. September 1878 auf den Ruf „Ihr seid gewarnt": „Wovor denn gewarnt? Doch vor nichts anderem, als vor dem nihilistischen Messer und der Nobilingschen Schrotflinte. Ja, meine Herren, wenn wir in einer solchen Weise unter der Tyrannei einer Gesellschaft von Banditen existieren sollen, dann verliert jede Existenz ihren Wert." Wagt es jemand, einen Bismarck Lügen zu strafen?

Sollte aber noch irgendein Zweifel bestehen, ob sich nicht Bismarck vielleicht doch geirrt habe, so wird er für immer beseitigt durch die Tatsache, daß noch im Jahre 1915, mitten im Weltkrieg, der Berliner Historiker Professor Otto Hintze, der trotzdem nicht ein Beiträger des Buchs der Zwanzig geworden ist, in seinem Buch „Die Hohenzollern und ihr Werk" feststellte: „Beide Verbrecher, ein Klempnergeselle und ein

Literat, waren Anhänger der Sozialdemokratie, beide haltlose, verkommene Naturen, die aus eigenem Antriebe gehandelt hatten, ohne Verschwörung und Mitschuldige. Aber der zuchtlose Geist einer revolutionären Bewegung sprach doch deutlich genug aus diesen Mordtaten?"

Das war's. Gegen diesen zuchtlosen Geist mußte die Staatsgewalt, wenn sie sich nicht selber aufgeben sollte, einschreiten. Die Regierung tat ihre Pflicht und sie scheute dabei keine persönliche Gefahr. Rief doch Bismarck in jener Rede, in der er die Verantwortung für die gesetzlichen Maßnahman stolz übernahm, mit unerschrockenem Todesmut aus: „Daß bei der Gelegenheit vielleicht einige Opfer des Meuchelmordes unter uns noch fallen werden, das ist ja sehr wohl möglich, aber jeder, dem das geschehen könnte, mag eingedenk sein, daß er zum Nutzen, zum großen Nutzen seines Vaterlandes auf dem Schlachtfeld der Ehre bleibt!"

Das ist die Mär vom Ausnahmegesetz! Strafbestimmungen wider den Geist nihilistischer Messer und Nobilingscher Schrotflinten! Das ist alles. Und daraus hat man jene ungeheuerliche Fabel gemacht, daß zwölf Jahre lang die deutschen Arbeiter geächtet und niedergehetzt worden wären — jene Fabel, mit der noch heute die neutralen und offenen Feinde Deutschlands gegen uns krebsen.

Sylvester 1915.

Digitized by Google

Zusammenbruch!

Ein Jahrwendgespräch.

Der Realist. Endlich, mein Lieber, wenn du das Ergebnis auch dieses zweiten Kriegsjahres auf dem letzten Blatt deines Abreißkalenders vermerkst, wirst du wohl gestehen müssen, wie sehr du dich geirrt, als du den nahen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung prophezeitest.

Der Phantast. Du irrst! Vor dem Kriege habe ich allerdings in ungezählten Reden die Zusammenbruchs-Jeremiasse verspottet und gerade ungekehrt dargelegt, daß ich nirgends auch nur den Beginn einer Zersetzung, geschweige eines Zusammenbruchs zu erkennen vermöchte. Jetzt aber hat der Krieg meinen Wahn geheilt. Das kapitalistische System ist zusammengebrochen, fürchterlicher, jäher, als irgend jemand vermuten konnte.

Der Realist. Heiteres in ernster Zeit — wie die Kriegsberichterstatter ihre Fabeln zu benennen pflegen. Du scherzest aber ein wenig grotesk! Der Kapitalismus zusammengebrochen? Gerade jetzt, in dem Augenblick, da er das größte Wunder seiner organisatorischen Kraft, seiner unerschöpflichen Lebensfähigkeit geleistet hat —

Der Phantast — das recht alte Wunder, meinst du, daß der Krieg den Krieg ernährt und die Friedensbezirke im Kriege obendrein —

Der Realist. Alt oder neu, jedenfalls ist nichts von dem eingetroffen, was ihr zuvor zu verkündigen liebtet —

Der Phantast — ich habe niemals zuvor von dem

verkündigt, was du jetzt aufzählen willst: Daß mit dem Ausbruch des Krieges die ganze Industrie zum Stocken kommt, daß hungernde Arbeitermassen brotschreiend die Straßen der Hauptstädte erfüllen. Ich liebte es im Gegenteil, auf die industriefördernden Erfahrungen des amerikanischen Bürgerkrieges und des russisch-japanischen Krieges hinzuweisen.

Der Realist. Mag sein! Wenn du es nicht tatest, sprachen und schrieben doch alle andern so. Und die Wirklichkeit zeigt das Gegenteil. Die Industrie blüht nach 17 Kriegsmonaten. Es fehlt an Arbeitern. Es gibt keine Arbeitslosen, keinen Hunger. Ist das Zusammenbruch?

Der Phantast. Ich gesteh dir noch mehr zu. Es sind neue märchenhafte Reichtümer in dieser Zeit aufgewuchert. In Berlin sieht man förmlich auf der Straße den jungen Kriegsreichtum wachsen — freilich nur im Westen.

Der Realist. — Und das nennst du Zusammenbruch!

Der Phantast. In vollster Klarheit heiße ich das Zusammenbruch. Was uns als existierend, blühend, erstarkend erscheint, ist nur ein böser Traum, ein geistiger Dämmerzustand.

Der Realist — der reine selige Calderon — das Leben ein Traum . . .

Der Phantast. Das Leben ist kein Traum, aber wir verwirren es mit den Traumgespenstern schlimmer Nächte . . . Doch antworte mir, Mann der Tatsachen, ist es nicht wahr, daß wir vor dem Kriege in allen Parlamenten um jeden Pfennig feilschen mußten, der für Zwecke höherer Kultur, besserer Menschenwohlfahrt gefordert wurde? Schallte uns nicht immer das Wehewort der „Finanzlage" entgegen, die es den Regierungen leider unmöglich machte, diesen oder jenen an sich wünschenswerten Forderungen mehr wie Sympathien zu schenken! Aus der verzweifelten

Digitized by Google

„Finanzlage" ist plötzlich über Nacht die unendliche „Finanzkraft" geworden. Man hat erst neulich Wahlen gegen uns zu machen versucht, indem man den schaudernden Wählern vorrechnete, daß allein unsere Anträge zur Reichsversicherungsordnung jährlich eine Mehrbelastung von 100, 200, 300 Millionen — die Höhe der errechneten Summe ist gleichgültig — erfordert hätten, wenn wir die Macht gehabt hätten, sie durchzusetzen. Jetzt spielen 10, 20, 40, 100 Milliarden keine Rolle mehr —

Der Realist. Das ist es eben, erst der Krieg hat uns endlich offenbart, wie reich wir in Wirklichkeit sind, welche Möglichkeiten der Kapitalismus zu entfalten vermag.

Der Phantast. Aber in dem Augenblick des Friedens schrumpfen diese Möglichkeiten wieder völlig zusammen, noch mehr wie zuvor. Dann haben wir statt der Finanzkraft wieder Finanzlage.

Der Realist. Unvermeidliche Kriegsfolgen! Das liegt in der Natur der Dinge . . .

Der Phantast. Allerdings, das liegt in der Natur der kapitalistischen Dinge. Aber wagen wir diese Natur zu erkennen. Das kapitalistische System verhindert also, für den Aufbau neuer Kulturwerte, für produktive Zwecke, für Mehrung und Erhöhung des Lebens die notwendigen Mittel zu finden, es gibt aber unendliche, in der Tat unerschöpfliche Mittel her, um Kulturwerte zu zerstören, Leben zu verderben und zu vernichten. Das ist der Wahnsinn schlechthin, eine grauenhafte Teufelsposse. Das Wort „Zusammenbruch" ist noch viel zu milde, um die ganze Ungeheuerlichkeit dieser Selbstvernichtung, Selbstverbrennung zu kennzeichnen.

Der Realist. Wenn es sich um äußerste Daseinsnotwendigkeiten der Nation handelt, zeigt der Kapitalismus die gewaltige Kraft, seine Sicherheit und seine Zukunft zu beleihen. Wenn dieser Krieg so

glänzend auf Kredit geführt werden kann, so beruht die Grenzenlosigkeit dieses Kredits nicht nur auf dem Vertrauen zum Krieg, sondern hauptsächlich auf dem Vertrauen zur Lebensfähigkeit der kapitalistischen Ordnung. Wir führen den Krieg gleichsam mit der in Geld umgesetzten Zuversicht, daß der Kapitalismus nicht zusammenbrechen wird, noch lange nicht, vielleicht niemals.

Der Phantast. Du erinnerst zur rechten Zeit an einen weiteren Wahnsinn: Zerstörung, die dadurch möglich wird, daß die Produktionsmittelbesitzer ihre Waren im Ausverkauf auf Kredit hergeben, denen man durch neue Anleihen die Zinsen zahlt, in der Hoffnung, daß künftig die Massen von der keuchenden Arbeit ganzer Geschlechter die Ansprüche der Zinsgläubiger befriedigen werden. Ein Weltkrieg auf kapitalistischen Kredit, das heißt: Arbeit, Güter, Leben zerstören, für Einzelne Gebirge von Reichtümern auftürmen, für die Völker aber Siechtum, Verkrüppelung, Tod und zinsende Steuerknechtschaft in alle Zukunft. Läßt sich überhaupt ein System menschlicher Ordnung denken, das derart wider alle Vernunft, wider alle Zweckmäßigkeit ist?

Der Realist. Die Geschichte der Menschheit ist kein Rechenexempel der Vernunft.

Der Phantast. Danach scheint das Unwirkliche, das Phantastische die Vernunft zu sein, und der kluge, scharfe Sinn für das Tatsächliche gleichbedeutend mit dem Vernunftlosen.

Der Realist. Es steckt schon Vernunft in den Dingen, nur tiefer verborgen, schwerer herauszuholen. Hast nicht auch du schließlich ein Gefühl für die große Vernunft des Kapitalismus, der diese geradezu erhabene Umorganisation der Industrie, fast binnen 24 Stunden, zustande gebracht hat, diese prachtvolle Mobilmachung der Friedensarbeit für den Krieg.

Der Phantast. Ein weiteres Kapitel des Zu-

Digitized by Google

sammenbruchs, nichts weiter. Ist diese stolze Umorganisation nicht nur dadurch möglich geworden, daß die Arbeitsteilung bis zur völligen Anatomisierung vorgeschritten ist? Aus der menschlichen Arbeit ist die entseelte ewige Wiederholung derselben paar Handgriffe geworden. Die Arbeitstätigkeit steht in keiner Beziehung mehr zum Arbeitsprodukt. Es ist ganz gleichgültig, was gearbeitet wird; gestern fertigten sie Mikroskope, heute Granatenzünder.

Der Realist. Sollten etwa die Arbeiter darüber bestimmen dürfen, welche Erzeugnisse herzustellen seien?

Der Phantast. Warum nicht? Fordern wir nicht schon jetzt die Arbeiter auf, die Herstellung von Kriegsmunition zu verweigern — in Amerika nämlich!

Der Realist. Das ist etwas anderes — —

Der Phantast. Jedes ist immer etwas anderes! Darum werden wir uns nie verständigen. Die Sprache hat keinen einheitlichen Sinn mehr, die Gesetze der Logik sind aufgelöst, die Grundsätze der Moral zersplittert. Darin findet der Zusammenbruch des Kapitalismus seine ideelle Parallelerscheinung: im Zusammenbruch aller geistigen und sittlichen Werte. Jede Wahrheit hört an der Landesgrenze auf oder verwandelt sich unter den Tritten der Eroberer. Was man eben noch Patriotismus, Opfermut, nannte, wird in dem Augenblick todeswürdiger Kriegsverrat, wenn das Land vom Feinde besetzt ist; alsdann nennt man Klugheit, vernünftige Vorsicht, was tags zuvor als feige Unterwerfung gebrandmarkt worden wäre.

Der Realist. Zunächst vergißt du die erhabene Solidarität der Volksgenossen, die als höchstes sittliches ja ich möchte sagen, als logisches Gesetz sich endlich durchgesetzt hat —

Der Phantast. Ich vermag keine Solidarität zwischen den Volksgenossen zu erblicken, die dem Krieg sich opfern und die mit ihm Geschäfte machen —

Der Realist. ... Laß mich ausreden — Ich wollte sagen: Wie die sittlichen Werte nicht zusammengebrochen sind, sondern nur sich erhöhend gewandelt haben, so ist auch das, was du als Zusammenbruch der Logik empfindest, in Wahrheit nur die Spiegelung jenes beispiellosen Ringens der verschiedenen Volksindividualitäten, Nationalkulturen, Staatsformen und Wirtschaftskräften um Geltung und Herrschaft. Ein höheres Vorbild für die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft und Geschichte will das blutige Chaos hervorbringen. Wir kämpfen im Grunde um das neue Gesetz der Menschheit, das künftig gelten, Richtung weisen soll ...

Der Phantast. Volksindividualitäten! Nationale Gegensätze! Ich finde, niemals war die Menschheit in allen Erdteilen so furchtbar uniform. Müssen sie darum sich zerfleischen, um das halbe Dutzend gleicher Ideen sich abzujagen, das die ganze Menschenherde gegenwärtig überall in ihren Köpfen hat? Niemals haben sich die Menschen so gut verstanden, wo sie in allen Ländern auf genau die gleiche Weise — lügen.

Der Realist. Du schimpfst Lüge, was doch nur die allgemeine Bedingtheit jeder Wahrheit ist und in unseren Zeiten zudem gefordert wird, durch die Notwendigkeit, die geistige Freiheit von dem nationalen Interesse überwachen zu lassen.

Der Phantast. Also ist es noch schlimmer. Es sind Lügen auf Befehl, Lügen im Auftrag, und daß gerade solche Lügen diesen unermeßlichen Einfluß haben, von denen man doch weiß, wer sie angeordnet hat, und zu welchem Zwecke, das macht den moralischen Zusammenbruch noch schlimmer; diese Lügner sind nicht nur verächtlich, sondern auch lächerlich! Und hast du wirklich kein Gefühl dafür, was es bedeutet, daß wir nun schon siebzehn Monate ohne geistige Freiheit leben können, daß uns die Luft zum Atmen genommen ist, daß wir schweigen müssen, wo

Digitized by Google

Pflicht und Überzeugung zu reden gebietet, und daß wir, wenn wir reden, täuschen . . . Und die Menschen ertragen es, sie schreiben, schwatzen trotzdem und fühlen sich anscheinend ganz wohl dabei. Es geht offenbar auch ohne geistige Freiheit.

Der Realist. Wenn höhere Interessen auf dem Spiele stehen!

Der Phantast. Gibt es ein höheres Interesse als geistige Freiheit?

Der Realist. Das Leben!

Der Phantast. Nein, denn das Leben erhält seinen Wert erst durch die Freiheit, die es erfüllt und leitet. Weil es diese Freiheit nicht gibt, ist das Leben selbst zusammengebrochen in allen seinen Äußerungen. So gibt es auch keine Politik mehr.

Der Realist. Du meinst die Selbstbeschränkungen des Burgfriedens, zu dem wir genötigt. Aber den haben wir selbst gewollt — aus eigener klarer Erkenntnis des Notwendigen.

Der Phantast. Nein, ich will wirklich sagen, daß jede Politik aufgehört hat, jedes politische Gefühl, alles politische Denken. Die Politik der Herrschenden hat zu diesem Kriege geführt, dessen Jammer zu beklagen alle einig sind. Wenige verantwortliche Personen haben die Entscheidung über den Krieg herbeigeführt. Kein Volk wollte den Krieg. Wäre es da nicht das Natürliche gewesen, daß alle Völker sofort die Verantwortlichkeiten feststellten und die einzig mögliche Schlußfolgerung zogen: Ihr, die ihr bisher allein herrschtet, habt durch eure Politik die Welt in diese Katastrophe geführt. Damit habt ihr zum mindesten eure Unfähigkeit bewiesen, zu regieren. Fort mit euch, macht anderen Platz! Jetzt wollen wir andern zeigen, wie die Geschichte der Menschheit zu verwalten seien! . . . So hätten die Menschen sprechen und handeln müssen, wenn sie politisch dächten. Aber es war eben auch die politische Logik erloschen, und so

scharten sich die Völker begeistert um die — Verantwortlichen!

Der Realist. Sehr natürlich, denn im Augenblick, da ein Feuer ausbricht, suchen nur Narren nach den Kindern, die möglicherweise mit Streichhölzern gespielt haben, um sie zu prügeln. Die Vernünftigen löschen.

Der Phantast. Jetzt währt der Augenblick 17 Monate, und wir löschen weder, noch ziehen wir zur Verantwortung.

Der Realist. Die Stunde der Verantwortung kommt nach dem Krieg, im Frieden —

Der Phantast. — für den wir nicht einmal wirken sollen dürfen, der daher niemals werden wird, wenn anders es auf unsere Mitwirkung ankommt.

Der Realist. Wer heute vom Frieden redet, reizt die Feinde zum Durchhalten auf und trägt so zur Verlängerung des Krieges bei. Wie war doch das Echo drüben, das unsern Friedenswünschen antwortete?

Der Phantast. Du wirst doch nicht etwa von den Feinden verlangen, daß sie vom Frieden sprechen. Die notwendige Folge würde doch sein, daß deren Friedenssehnsucht uns aufreizt, nun erst recht den Krieg weiterzuführen.

Der Realist. Niemand will das — bei uns.

Der Phantast. Ich habe aus deiner eigenen Logik gesprochen. Aber ich vergaß: jedes Argument hört an der Grenze auf, jede Wahrheit verkehrt sich an einem gewissen Meilenstein in ihr Gegenteil. Man kann die Logik nicht mehr exportieren, das ist die einzige Blockade, die effektiv ist, und das umorganisierte Kausalgesetz lautet: die gleiche Ursache hat immer verschiedene Wirkungen.

Der Realist. Wer die Dinge sieht, wie sie wirklich sind, erkennt eben immer verschiedene Ursachen und rechnet folglich mit verschiedenen Wirkungen.

Der Phantast. Als ob es sich verlohnte, die Dinge

Digitized by Google

zu erkennen, nur um sie zu bejahen. Ihr seid wie Ärzte, die die Pest erforschen, nicht um sie zu überwinden, sondern um, sie weiterverbreitend, den Sinn der Pest für den Haushalt der Menschheit schwärmend zu entdecken.

Der Realist. In der Tat, solchen Sinn des Krieges haben wir zu erkennen, um zu sehen, wie töricht es ist, von Zusammenbruch zu reden. Wessen Augen nicht doktrinär geblendet sind, wessen Hirn nicht in Formen erstarrt und verengt ist, der muß doch begreifen, wie Großes, wie Gewaltiges sich jetzt in blutiger Gärung vorbereitet. Die Erde bekommt ein neues Antlitz. Neue Grenzen der Kultur und der Herrschaft werden abgesteckt. Die höchsten Ziele werden sichtbar, verfallene Mächte versinken, und an ihre Stelle tritt der erlösende Einfluß jugendstarker Völker, und damit auch die Macht des Stärksten und gesundesten Proletariats . . .

Der Phantast. Holla — wie du phantasierst, o Mann des Wirklichen; ob deine Ziele nun innerlich groß sein mögen oder nicht; du träumst von Grenzrevolutionen, Umwälzungen von Grund aus und, im Nu, vom Sturz vielhundertjähriger Weltherrschaft und der Neubildung junger Weltvormacht binnen siebzehn oder meinetwegen 24 Monaten. Das geht rasch und radikal! Übermorgen aber, wenn Frieden sein wird, und das innere Schicksal der Menschheit zur Entscheidung stehen wird, wenn es sich nicht nur um verheerende Abwechslungen, Ablösungen des Gleichen, nicht bloß um nationalkapitalistische Besitzübergänge handeln wird, dann versteinerst du wieder zum Propheten der langsamen, sehr langsamen Entwicklung, der gegebenen Notwendigkeiten. Dann wirst du uns wieder bändigen, zähmen, hemmen wollen. Dann ist wieder gar nichts nötig, und Bedächtigkeit und Besonnenheit ist alles. Ich aber habe inzwischen aus den Tatsachen der ungeheuren Zer-

störung gelernt, welche Möglichkeiten fruchtbarer Arbeit gegeben sind, wenn wir nur wollen. Das Maß des jetzigen Zusammenbruchs ist für mich das Maß des künftigen Aufbaus. Ich nehme deine glühende Kriegshitze für weltpolitische Zerstörung, der kein Ding unmöglich scheint, hinüber in den Frieden, in den Frieden unserer Werke. Ich lasse mich niemals mehr beruhigen, beschwichtigen, aufhalten. Kein Opfer kann mehr groß sein. Nichts darf mehr vertagt werden. Wenn dieser Krieg möglich war, dann ist alles möglich — auch das Gute, auch die Vernunft. Der Begriff der Gefahr ist wesenlos geworden, es gibt keine Furcht mehr. Die Zeit des Wagens beginnt! Das ist die einzige Lehre, die ich aus dem Kriege ziehe: die Möglichkeit, die Notwendigkeit, daß auch das Vernünftige sofort gestaltet werden könnte, daß nach dem Zusammenbruch die neue Welt, die wahrhaft neue Welt der freien Menschen in stürmender Ungeduld erstehen müsse. Es gibt hinfort nur einen Weg, unsern Weg, und den müssen wir allein gehen, hinter uns alle Brücken sprengend, die zu den Verantwortlichen des Alten, des ewig Verurteilten führen!

Der Realist. Phantast! Du fliegst über alle Wirklichkeiten hin.

Der Phantast. Über die Wirklichkeiten des — Absurden, Realist! O die wunderreiche Phantastik — logischen Denkens, heller Erkenntnis und menschlich handelnder, sinnvoll schaffender, tapferer Vernunft!

Neujahr 1916.

Digitized by Google

Die Lebenswinde.

Der Gaul, der ein hochbepacktes Wägelchen müde und langsam schleppte, sah aus, als ob man ihn einst beim Übergang zum Autobetrieb in einen Winkel gestellt und dort vergessen hätte, bis man, im Kriegsmangel an Autos, ihn nebst dem alten Wagen wieder entdeckt und hervorgeholt. Sein Fell war struppig und glanzlos, seine Augen suchten traurig umher; Nur das Gerippe war noch ausgezeichnet erhalten, das konnte man allzu deutlich sehen. Aber die Beine schienen sich bei jedem Schritt tastend zu überlegen, ob die Pflastersteine nicht eigentlich ein gefährlich tiefes Wasser seien, vor dem man sich hüten müsse!

Es traf sich gut, daß die gepflasterte Straße aufhörte und in eine asphaltierte einmündete, deren glatte Fläche durch den kalt rieselnden Regen schlüpfrig geworden war. Das ist eine schöne Gelegenheit, dachte der Gaul, Ruhe zu bekommen; niemand wird unter so glaublichen und offenkundigen Umständen eine Arglist dahinter vermuten. Und der alte Gaul legte sich blitzschnell, nachdem er ein wenig mit den Hufen vorwärts geglitten, um den Anstand zu wahren, auf den Boden nieder, fest entschlossen, durch keine Macht der Erde sich zum Aufstehen zwingen zu lassen. Er lag wie tot, nur das schwere, ängstliche Atmen und die traurigen schwarzen Augen verrieten, daß noch Leben in ihm war. Ein paar Peitschenhiebe sausten herab, das Tier zuckte zusammen, wieherte leise, daß es fast wie ein Seufzen klang, regte sich aber sonst nicht. Es hatte bald ein großes Publikum um sich versammelt. Die meisten tauschten ihre Meinungen über die Ursachen des Falles aus und über den Schaden, den der Gaul

sich getan haben mochte. Einige versuchten aber zu helfen, sie rissen eifrig und werktätig das Pferd an den Zügeln, brachten auch den Kopf ein wenig empor, der jedoch sofort wieder auf die Straße zurückfiel, wenn sie losließen.

Nun stieg der Fuhrmann, ein ruhiger, erfahrener, grauhariger Mann, herunter, schirrte das Tier aus und legte ihm eine Decke unter die Füße, daß es nicht hinglitte beim Aufrichten. Er sprach dem Pferde freundlich aufmunternd zu, streichelte es, und zog mit Macht. Nach einigen vergeblichen Versuchen, den schweren Körper auf die Beine zu bringen, gab er die Arbeit auf, bei der das Pferd selbst seinerseits jede Mitwirkung verweigerte.

Das Publikum war sich jetzt einig, daß der Gaul am Krepieren sei.

In diesem Augenblick schritt ein Schutzmann gebietend durch die Reihen. Seine Unabkömmlichkeit hatte augenscheinlich seine brachliegenden Energien ungeheuer aufgespeichert. Die Welt begehrt und braucht Taten, worunter man zumeist Fäuste versteht, und auch ein gestürztes Pferd ist ein Teil dieser Welt und muß danach behandelt werden. Also packte er das Tier mit gewaltigen Fäusten an, hob es auch richtig ein Stück empor. Der Gaul aber war nicht gesonnen, sich durch die bewaffnete Macht von seinem zwar feuchten und harten, aber immerhin wagerechten Lager drängen zu lassen, und mit dem Aufwand letzter Kraft stieß er die Hufe so heftig in den Bauch des Schutzmannes, daß er taumelte, bewußtlos niederbrach und in dem letzten Auto, das einsam auf dem nahen Rathausplatz harrte, in die Klinik verbracht werden mußte. Darauf wich das Publikum ein wenig in respektvoller Entfernung zurück. Der Kutscher aber bat einen Kollegen, nach der Feuerwehr zu telephonieren. Denn nun war das Tier zweifellos ein gemeingefährliches Verkehrshindernis.

Digitized by Google

Nach einer Weile kam ein blitzblankes Lastauto der Feuerwehr. Sechs beherzte, behelmte Männer stiegen herunter und schleppten an den Ort der Tat ein merkwürdiges Gerüst, das aus drei in spitzem Winkel zulaufenden Stahlröhren bestand. Sie stellten es über dem reglos liegenden Pferde auf. Im Winkel oben befand sich eine Winde. Die Männer nahmen einen breiten und festen Gurt, schoben ihn unter den Leib des Tieres, hüllten es ringsum ein und schnürten den Panzer fest zu. In ihm aber befand sich eine Öse, in die ein Haken griff. Es war die Straßenimprovisation eines Hebewerks. Hierauf zogen drei Männer an dem über die Rolle laufenden Seil — ächzend, sich gegenseitig ermunternd, nicht ohne Atempausen und Gedankenaustausch, langsam, sicher, unwiderstehlich.

Die Augen des überraschten Pferdes gingen von ängstlicher Trauer in starres Entsetzen über. Das war gänzlich unerwartet. Was für Teufel diese Menschen sind, was sie sich für Maschinen ausdenken, die über alle Pferdekräfte und Pferdelisten gehen, und selbst die passive Resistenz eines verdientermaßen ruhebedürftigen und entschlossen ruhebedürftigen Rosses brechen!

Es half nichts mehr. Das arme Tier wurde höher und höher gehoben, als sollte es in den Himmel schweben, Leib und Seele gemeinsam. Schon baumelte es senkrecht zum Boden, so hoch, daß seine Hufe die Straße hätten berühren können, es brauchte nur die Beine zu strammen. Aber da erwies sich die Intelligenz eines abgerackerten Tieres stärker als der höllische Maschinenwitz der Menschen. Die Hufe standen nicht auf dem Asphalt, sie hingen nur schlaff pendelnd, und sobald das Seil versuchshalber gelockert wurde, sanken die Beine alsbald wieder in sich zusammen. Niemand soll den Gaul zwingen, so dachte er, zu stehen und weiter die schwere Last über die schlüpfrige Straße zu ziehen!

Die sechs Feuerwehrleute kamen endlich nach gründlicher Beratung zu dem übereinstimmenden Beschluß, daß dem Tiere nicht mehr zu helfen sei und dem Fuhrmann auch nicht. Mit vieler Mühe wurde hiernach der Pferdekörper in das Auto neben dem stählernen Gerüst verladen. In den Augen des Gaules leuchtete es wie geheimer Triumph; er hatte seinen Willen durchgesetzt, dafür wurde er jetzt selber bequem gefahren. Er verstand offenbar die Sprache des Menschen nicht, der unter dem Gelächter der Menge rief: Morgen gibt es billiges prima Ochsenfleisch! Ein anderer aber bemerkte, halb mitleidig, halb gehässig, jedenfalls den ganzen Vorgang endgültig und bestimmt abschließend: Die Sache ist, daß das Tier kein Fressen in den Därmen hat!

Das Feuerwehrauto klingelte davon. Das Publikum verlief sich. Mir aber folgten die Augen des Pferdes den ganzen Tag, die starren Augen, die sich über die tückischen Maschinen der Menschen entsetzten, über die Maschinen, die jeden Willen zur Ruhe brechen. Und es war mir, als ob ich selber wie alle andern insgeheim in solche Gurte eingeschnürt sei, an denen man uns emporwindet, wenn wir uns friedlich ausruhen möchten, diese Lebenswinde der gesellschaftlichen Organisation und der über uns gewachsenen Technik, die stärker sind und zwingender als unsere jämmerlichste Müdigkeit und unser sehnsüchtigstes Ruhebedürfnis. Wir müssen uns emporwinden lassen und wider stehen, oder — —

April 1916.

Digitized by Google

Mensch-Ersatz-Würfel.

Ein Triumph deutscher Wissenschaft.

Alles läßt sich ersetzen — wir wissen das heute bestimmter, als je zuvor in der Weltgeschichte. Es gibt Salatöl-Ersatz, in dem sich noch eher Salat als Öl findet. Wir ernähren uns mit Ei-Ersatz, das heißt einem Pulver, das gänzlich unverdächtig ist, irgend etwas mit Eigelb oder Eiweiß zu tun zu haben; nicht einmal Eierschalen haben an diesem vortrefflichen Ersatznahrungsmittel Anteil. Wer hätte noch nicht auch dem unflätigsten Regenstrom siegreich trocken widerstanden, sofern er nur den unübertrefflichen echten Ersatz für den kongenialen Ersatz von prima Lederersatzersatz, Marke Antischund, unter den Füßen getragen. Und längst füttern wir uns billig und bekömmlich mit Gänsebraten und Kraftbrühe in Würfelform — jeder Würfel für zwei reichliche Portionen langend. Von der geistigen Nahrung nicht zu reden, wo schlechterdings alles Gedruckte, Gesprochene, Gedachte, Gefühlte Ersatz für irgend etwas ist, was ehedem einmal Wahrheit und Vernunft war.

Aber so hervorragend auch die Technik dieser Ersatzstoffe und die Organisation ihres Vertriebs ist, es wurde bisher immer noch als ein peinlicher Übelstand, geradezu als ein Verstoß gegen die Grundgesetze der Energetik — größter Wirkungsertrag bei geringstem Kräfteaufwand — empfunden, daß diese Ersatzstoffe doch ein sehr weitläufiger Umweg seien, um die Existenz der Menschen zu sichern. Wie es für den gesunden, technisch gereiften und sittlich gestählten Menschenverstand nicht leicht begreiflich ist, warum man die Kinder erst heranwachsen läßt, sie umständlich und kostspielig aufzieht, um sie hernach den Wirkungen von Granaten, brennenden Flüssigkeiten, Giftgasen, Luftbomben und Torpedos auszusetzen, anstatt

die kleinen Wesen gleich auf chemischem Wege in Sprengstoffe zu verwandeln und sie so unmittelbar und ohne Kräfteverlust der Landesverteidigung dienstbar zu machen, — so hat deutscher Forschergeist rastlos mit der Sinnlosigkeit gerungen, daß die Menschen künstlich mit Ersatzmitteln erhalten werden müssen, anstatt daß man die Menschen selbst ersetzt. Mit gewohnter Energie ist der Problemstellung die Problemlösung gefolgt.

Soeben ist es dem Professor Kraftmüller, dem berühmten Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin, gelungen, die Frage des Menschenersatzes durch die geniale Tat zu beantworten. Und wir sind in der Lage, soweit es die militärischen Interessen gestatten, einige Andeutungen über diese Erfindung zu geben, die man epochemachend nennen könnte, wenn mit dieser letzten und endgültigen Universalerfindung nicht auch die Epochen selbst gänzlich als überflüssig und veraltet aufhören würden. Schon als die ersten Gerüchte dieser Erfindung ins feindliche Ausland drangen und man nun mit Schrecken ahnte, daß jetzt das deutsche Menschenmaterial unbegrenzt, unerschöpflich, unzerstörbar, nicht mehr auszuhungern sei, sank die anfängliche Siegesstimmung genau so auf den Nullpunkt, wie sie übrigens, nach den amtlichen Berichten des W.T.B. und den wahrhaft neutralen Feststellungen des Seldwyler Extrablattes seit zwanzig Monaten mindestens sechsmal täglich gesunken ist. (Von diesem Seldwyler Blatt erscheint in Wirklichkeit nur der als Quelle benötigte Titel; der jeweilig zweckmäßige Inhalt entsteht erst während der telegraphischen Übermittelung durch Urzeugung.) Das ficht uns natürlich nicht an. Wir werden uns diese Erfindung und ihren rücksichtslosen Gebrauch nicht beschränken lassen und wir würden auch einer etwaigen Note des Präsidenten Wilson mit kühler Ruhe und unbeirrbarer Entschlossenheit entgegensehen.

Digitized by Google

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Mensch aus einer gewissen, dem Gewicht nach nicht großen Menge fester chemischer Bestandteile besteht; es sind nur ein paar Kilo. Was man so einen gewöhnlichen lebenden Menschen nennt, ist in Wirklichkeit eine durch Flüssigkeiten und Gase unmäßig aufgeblähte Masse, und gerade dieses verwickelte und gedunsen üppige Beiwerk macht die menschliche Kreatur so verwundbar, jammervoll, widerstandsunfähig und kostspielig. Erst im Krematorium tritt, nach Verdampfung alles Flüssigen und Gasartigen, der echte Kern zutage. Allerdings ist dieser, den hohen Hitzegraden ausgesetzte Kern nicht mehr als lebendig, als menschenähnlich zu betrachten. Die Aufgabe war nun, die chemischen Stoffe, aus denen der Mensch besteht, in den genauen Mischung-Proportionen so zusammenzusetzen, daß sie — ohne Raumverschwendung — einen völligen Mensch-Ersatz — nicht nur die Aschenrückstände der Verbrennung — erzielen. Dies aber ist Professor Kraftmüller gelungen. Er hat ein Verfahren entdeckt, mit dessen Hilfe automatisch aus den notwendigen Rohstoffen sich in unbegrenzter Haltbarkeit und Zahl kleine Mengen kristallisieren, die mit peinlichster Präzision alle Elemente enthalten, in dem der Natur abgelauschten Verhältnis der Zusammensetzung, die einen Menschen ausmachen. Die verwandten Rohstoffe sind dabei durchaus reell, kein Ersatz; nur der verschwindende Gehalt an Gold, der im menschlichen Blut vorhanden ist, mußte, da der Gelehrte selbstverständlich sein Gold zur Reichsbank gebracht hat, durch kleine Partikel von Kriegsanleihe-Abschnitten (die ja so gut wie Gold sind!) ersetzt werden. Professor Kraftmüller hat lange geschwankt, in welcher Form er diese Mensch-Ersatz-Masse pressen solle. Er kam schließlich zu der Überlegung, daß die Nachahmung der menschlichen Figur nicht empfehlenswert sei; sie ist zu unübersichtlich, gebrechlich, die heraus-

stehenden Glieder, die dünnen Verbindungszylinder reizen geradezu an, sie abzubrechen und sonst zu verstümmeln. So kam er zu der soliden, hinlänglich erprobten Würfelform.

Damit ist nun die menschliche Ernährungsfrage für immer gelöst, und alle übrigen sozialen, politischen, religiösen, geistigen, imperialistischen, ästhetischen, organisatorischen und disziplinellen Fragen ebenfalls. Die ungeheuren Vorteile der Mensch-Ersatz-Würfel sind in die Augen fallend. Es ist erstens ihr geringes Gewicht, nur wenige Kilo, die doch alle festen chemischen Bestandteile des Menschen vollwertig enthalten. Die handliche und geschmackvolle Würfelform ermöglicht ihre Unterbringung auf geringstem Raum; die gefährlichen Expansionsbedürfnisse sind hinfort undenkbar. Die Wohnungsfrage ist gelöst. Die Würfel verwittern fast gar nicht, so daß ihre Lebensdauer einige Jahrbillionen garantiert dauert, und sie sicher noch die Vereisung und den Zerfall der Erde unversehrt überstehen werden. Sie bedürfen keiner Nahrung, es tritt also niemals Übervölkerung ein. Sie können in beliebiger Zahl hergestellt werden, so daß auch das Problem des Geburtenrückgangs ein Gespenst der Vergangenheit ist. Dabei sind die Mensch-Ersatz-Würfel von so widrigem Geschmack, daß selbst die unflätigsten Tiere nicht wagen würden, sie zu verschlingen; sie haben folglich absolute Sicherheit gegen jede Gefährdung ihrer Existenz, zumal sie auch zugleich so fest und so elastisch sind, daß keine Gewalt sie auseinander zu sprengen vermöchte.

Der nachdenkende Leser, und wir wissen, daß wir nur solche haben, wird einen Einwand erheben, wie es denn um die Seele, insbesondere um die deutsche Seele der Mensch-Ersatz-Würfel stünde. Auch diesen Umstand hat Professor Kraftmüller gebührend berücksichtigt und es gelang ihm, nach unendlich mühsamen Versuchen, eine verblüffend einfache Lösung

Digitized by Google

zu finden. Als er nämlich daran ging, den Seelenextrakt aus den menschlichen Wesen, wie sie bisher in Deutschland üblich waren, zu ziehen, gewahrte er, daß — in einer kultivierten, d. h. organisierten und disziplinierten Gesellschaft — das, was man Seele nennt, nichts ist, als die Nummer, die ihr die Gesellschaft gibt. Und es zeigte sich denn auch in der Tat, daß nach der Gerinnung der aus deutschem Rohmaterial gewonnenen chemischen Menschenstoffe ganz von selbst, bei der Pressung der Würfel, sich an der Oberfläche leichte Vertiefungen bildeten, die bei näherer Prüfung sich als — immer verschiedene — deutlich lesbare Ziffern herausstellten. Damit war klar, daß die Mensch-Ersatz-Würfel nicht nur eine deutsche Seele hatten, sondern sogar jeder einzelne eine individuelle Seele. Und es war weiter bewiesen, daß diese Mensch-Ersatz-Würfel eine wohlgeordnete, höchst zivilisierte Gesellschaft besaßen, wobei es dem ästhetischen Sinn der zur Ausbeutung der Erfindung bereits gegründeten Aktiengesellschaft überlassen bleibt, die Form der Schichtung der einzelnen Würfel möglichst geschmackvoll und zweckentsprechend zu wählen.

Somit steht die einzige, noch zu erledigende Aufgabe der deutschen Menschheit fest. Es gilt, so rasch wie möglich eine unendliche Zahl dieser deutschen Mensch-Ersatz-Würfel zu produzieren und über das — größere! — Deutschland planmäßig zu verbreiten. (Was die anderen Völker tun oder lassen, interessiert uns nicht.) Dann ist die Unsterblichkeit und die Unzerstörbarkeit des deutschen Menschen verbürgt, und wir in der bisherigen mangelhaften Form lebenden deutschen Menschen können dann ruhig eingehen oder uns auf eine der sinnreichen und mannigfaltigen Weisen ausrotten, in denen die menschliche Zivilisation es in letzter Zeit zu solcher Meisterschaft gebracht hat.

April, 1916.

Die vier Könige.

Die Urform einer evangelischen Erzählung.

Nach einem neuen Papyrusfund.

Zur Un-Zeit, da die Ewigkeit geschaffen ward, herrschte in Judäa der König Herodes. Dessen Sinn aber war verstört, also daß er alles lebendig sah, was von den Geschlechtern der Menschen auf Erden in der Vergangenheit gewandelt. Und die Geister der toten Menschen bedrängten ihn und zeigten ihm die Wunden, an denen sie gestorben, die Verstümmelungen, die sie erlitten, den Hunger, den sie erduldet, und die Schmerzen, von denen sie gegeißelt waren. Und sie waren alle blutig und schrien, und König Herodes roch das Blut und hörte die Schreie. Und er konnte nicht wachen bei Tag und nicht schlafen bei Nacht, sondern er kämpfte mit den Geistern und duldete all ihre Qual, und es war um ihn immer ein schlimmer Traum.

Herodes aber sagte niemandem, was er erschaute und erduldete. Die Großen von Judäa aber, die ihres Herrn Verstörung sahen, gingen zum Volke und sagten: Sehet, König Herodes ist vom bösen Gewissen geschlagen, er hat geheime Sünde auf sich geladen und der Herr verfolgt ihn. Und sie wußten nicht, daß der König der unglücklichste aller Menschen war, weil er der beste war, und fühlte, was alles auf Erden jemals an Leid geschehen und an Missetat verübt.

Und es begab sich, daß der König Nächtens durch die Stadt wanderte, um vor den Dämonen zu entweichen. Aber sie scharten sich um ihn und folgten ihm wie eine Leibwache, und ließen ihn nicht los und schirmten seine Qual. Da hörte er aus einem Stall,

der hart an der Stadtmauer stand, wo die Ärmsten hausten, das leise Wimmern eines Kindes, eines Neugeborenen. Und siehe da, es versanken die Dämonen und es ward zum erstenmal ruhig in dem kranken Herzen des Königs.

Der König aber trat in den Stall und sah ein frierend und weinend Knäblein in der Krippe liegen. Die Mutter des Kindes, die auf der Streu kauerte, erschrak, wie der König eintrat, und breitete beide Hände über die Krippe. Da sprach der König: Fürchte dich nicht, denn ich bin gekommen, um zu dienen deinem Kinde, das mir den Frieden gebracht. Die Erlösung trugst du, o Frau, in deinem Schoße, die jegliche Vergangenheit menschlicher Frevel vergessen macht und wirkt, daß die Tage der Menschen leicht werden und frei und voller Lust.

Und es ging ein Leuchten von dem Kinde aus und es hub an zu reden: Du sprachst wahr, o König, ich bin dir Bringer des Friedens, und alle Völker werden mir untertan sein. Du aber schütze mich in meiner Schwäche, bis ich Kraft habe, die Botschaft zu erfüllen.

Hierauf ging der König zurück in seinen Palast, legte sich auf sein Lager und es befiel ihn ein tiefer Schlaf. Die Geister aber waren entwichen. Wie es aber gegen Aufgang der Sonne ward, erschienen ihm im Traum die Geister wieder und klagten: O König, bald wirst du uns vergessen und dein Herz wird hart werden und die Stimme der Qual verstummen. Und die Menschen werden töten wie zuvor, und Schrecken verbreiten und Wahnsinn dulden. Denn wie soll das eine schwache Kindlein Gewalt des Friedens haben, wenn die andern, die mit ihm und nach ihm geboren, Männer werden und die Waffen ergreifen und die Feinde herausfordern!

Der König fuhr aus dem Schlaf, und erschrak, und der Schweiß troff ihm von dem zitternden Leib, und berührte nicht Speise und Trank, und sann, wie er

das Unheil zu wenden vermöchte. Denn kündeten die Geister des Zorns nicht Wahrheit? Jeglichen Tag gebären Weiber Söhne und jeglicher Sohn wird Jüngling und Krieger, säet Tod und erntet Tod, und das Blut fließt über die Äcker und färbt die Ströme, und Wehegeschrei raset unter den Völkern. Viele Krieger werden erstehen und nur ein Erlöser des Friedens, und die vielen werden den einen bewältigen.

Sieben Tage und Nächte sann König Herodes und berührte nicht Speise noch Trank. Am achten Tag aber war sein Wissen vollendet, er sammelte seine Knechte um sich und befahl ihnen, alle Knaben, die in Judäa geboren, hinfort zu töten und niemand zu schonen außer dem Kinde in der Krippe, auf daß niemand wäre, der Waffen führen könnte wider den Erlöser.

Und so geschah es. Da fluchten die Mütter dem König Herodes, weil er die Frucht ihres Leibes ausgerottet. Herodes aber ließ Botschaft ergehen und den Müttern verkünden: Ist es nicht besser, eure Söhne sterben als Kindlein, unschuldig und unbewußt, als daß sie wachsen und den bittren Tod der Waffen erleiden und verbreiten, und die Blutschuld auf Erden mehren, und also das Werk des Befreiers verderben! So aber der Befreier stark geworden, sollen die Mütter wieder Söhne gebären und großziehen, weil dann Frieden über die Völker gekommen.

Da verhüllten sich die Mütter schweigend und warteten, daß der Befreier wachse.

Die Kunde aber verbreitete sich, daß König Herodes alle Knäblein in Judäa töten ließ und nur Einem das Leben gewährte, dem armen Kindlein in dem Stalle. Auch die drei Könige im Morgenlande, die gewaltig über die Völker herrschten, vernahmen die Kunde und entsetzten sich. Und sie kamen zueinander und berieten sich.

Der erste aber sprach: Lasset uns Herodes mit

Krieg überziehen: denn er ist ein Unhold, der alle Söhne seines Volkes umbringt. Befreien wir das Volk des Jammers.

Der zweite sprach: Lasset uns Herodes mit Krieg überziehen; denn er sinnt uns böse Tat. Dieses ist sein Plan, daß er die Männer unserer Länder verlocke, in sein Reich der Weiber auszuwandern, und dann unsere Männer auf Geheiß der fremden Weiber wider uns sende und unsere Reiche verderbe.

Der dritte sprach: Lasset uns Herodes mit Krieg überziehen. Denn großes Unheil spinnt er über unseren Häuptern Er birgt den Herrscher des Friedens in seinem Lande und hat alle Widersacher ausgerottet, damit der Friede Macht und Kraft gewinne. Was aber soll aus uns werden, wenn kein Krieg mehr auf Erden ist? Was bedürfen die Menschen dann Herrscher und Eroberer und Feldherren, wenn sie im Frieden sich freuen und keine Grenzen sind zwischen ihnen, und der Name Feind stirbt? Wehe uns, käme über uns die Pest des Friedens.

Da sagte der erste und der zweite König aus dem Morgenlande zum dritten: Du hast, Weisester, Licht in uns gegossen. Fürwahr, so ist es, wie du gesagt. Lasset uns Krieg führen gegen den Tyrannen des Friedens.

Sie verabredeten aber eine List.

Sie gingen zu dreien ins Land Judäa und begehrten das Kindlein der Wunder in frommer Demut zu schauen, zu verehren und zu beschenken von ihrem Reichtum. Und sie kamen zum Stall, und fielen auf die Knie, vor der Krippe und öffneten ihre Schätze und häuften Gold, Weihrauch und Myrrhen über dem Kindlein. Da dankte die Mutter den reichen Fremdlingen, freute sich ihrer Gaben und segnete sie und geleitete sie mit frohen Worten zur Türe des Stalles. Dann ging die Mutter zurück, um ihr Kindlein zu tränken. Siehe, da fand sie es erdrückt unter der schweren Bürde der

Gaben, und es weinte nicht mehr und lachte nicht und öffnete nimmer die Augen.

In dieser Nacht aber drangen die Geister wieder in den Palast des Königs Herodes und sie schrien und rasten und trugen in ihren Händen all die umsonst erschlagenen Söhne Judäas, die Neugeborenen.

Die drei Könige aus dem Morgenlande aber kehrten heim und verkündeten, daß sie mit sich brächten das große Heil, den Befreier der Welt, und in seinem Namen wollten sie in alle Zukunft den Frieden der Völker verwalten.

Darauf brachen sie in Judäa ein und verbrannten das Land und töteten Herodes. Dieweil er das Kindlein des Friedens vertrieben.

Weihnachten 1916.

Digitized by Google

Das Abreiß-Gehirn.

Eine Neujahrsbetrachtung über die Umorganisation des menschlichen Denkens.

Vor einiger Zeit verlebte ich ein paar Tage mit einem Menschen, den ich ehedem für einen im Kampf um gleiche Ziele mir ernst verbundenen Kameraden gehalten hatte. Das glaubte ich zwar längst nicht mehr, aber in Erinnerung an frühere Freundschaft nahm ich die Gelegenheit wahr, um ihm ins Gewissen zu reden.

„Ihr Fehler ist," bemerkte ich, „daß an der Stelle, wo bei andern die Gesinnung als Zentrale des Denkens und Wollens wirkt, bei Ihnen ein durch mangelnde Benutzung rudimentär gewordenes totes Organ sich befindet. Darum treibt Ihre Intelligenz nicht von innen heraus, sondern sie muß sich irgendwo anlehnen. Sie sucht Schutz hinter und neben Mächten, die Sie mit Recht oder Unrecht für stark und zukunftsreich halten. Sie sind deshalb der geborene Offiziosus, Sie kämpfen immer im Schatten eines andern, wobei der Mann im Schatten bisweilen erst den Körper im Licht macht. Weil Sie selbst keine Überzeugung haben, betrachten Sie es als Aufgabe Ihres Witzes, fremden Überzeugungen oder richtiger fremden Interessen vernunftähnliche Argumente zu liefern, wobei es nicht sowohl darauf ankommt, daß Sie beharrlich richtig, einheitlich sind, als vielmehr, daß sie grell genug klingen, um von der allgemeinen geistigen Taubheit gehört zu werden. Sie werden gewiß jeden Tag ein Dutzend klingender Gescheitheiten erfinden, sagen und schreiben, nur vergessen Sie, daß alle diese kleinen Gescheitheiten — summiert — eine große und klägliche Dummheit

werden. Denn mit Pfiffen und Pfiffigkeiten macht man schließlich nicht Geschichte, sondern mit dem — dummen Herzen."

Der Kamerad von ehedem lächelte bei dieser Ansprache. Sein bescheiden verlegenes Lächeln, das eine gewisse Genugtuung zu verraten schien, über den psychologischen Kraftaufwand, den ich an seine Person geopfert, und sich über das niederdrückende Gefühl, ungünstig beurteilt zu werden, weltmännisch mit der Eitelkeit hinwegsetzte, daß ihm immerhin das Zeugnis geistiger Überlegenheit zuteil geworden. Aber hinter dem gleichmütigen Lächeln lauerte irgendein böser Plan zukünftiger Vergeltung für die moralische Entlarvung und Züchtigung. Inzwischen gab er die Antwort:

„Was Sie mangelnde Gesinnung nennen, ist in Wahrheit, daß ich alle Überzeugungen für gleichberechtigt halte; man kann alles beweisen und alles widerlegen."

„Das ist eine zu wohlwollende Deutung," versetzte ich, allmählich mich erhitzend. „Sie verteidigen oder bekämpfen nämlich in einem und demselben Zeitraum durchaus nicht alle Überzeugungen; Sie nehmen vielmehr jeweils sehr entschieden Stellung nach der einen oder anderen Richtung. Nur sind Sie bereit, den Dienstag nicht wissen zu lassen, wovon Sie am Montag überzeugt waren, und Ihre Politik vom Mittwoch nicht zu verpflichten, daß sie bis zum Donnerstag vorhalten müsse. Sie spielen jeden Tag, wenn es sein muß, jede Stunde, eine andere Rolle, aber immer mit Brustton, immer mit hämischer Perfidie gegen die Ihnen gerade im Wege stehende Überzeugung, obwohl Sie gar nichts glauben. Es ist also nicht ein Skeptizismus, der Sie alles verstehen und alles verzeihen lehrt, sondern Ihre verkümmerte Gesinnung wird ersetzt durch sehr brutale Lebensinstinkte, die nach dem vermeinten oder wirklichen Vorteil irgendwelcher Art

gerichtet ist. Und erst wenn Sie um dieser äußeren Interessen willen — zu denen ich auch kleinen Ehrgeiz und niedrige Eitelkeit rechne — es für geboren halten, die Ansichten zu wechseln, belieben Sie sich auf die Natur Ihrer Intellektualität, auf Ihre allbegreifende Skepsis zu besinnen."

Unser Gespräch wurde heftig und wir schieden in einem gewissen Haßgefühl. Kurze Zeit darauf gelangte der Kamerad von ehedem zu einer bedeutenden Stellung, und seine neuen Freunde rühmten ihm nicht ohne geheime Eifersucht nach, er übe eine unvergleichliche Macht aus.

Die Laufbahn meines alten Freundes mag denen zum Nachdenken dienen, die immer vom Glück ausgesperrt bleiben, bloß weil sie von der dummen Gewohnheit nicht loskommen können, Gesinnung zu haben und zu betätigen (die ihnen doch niemand glaubt), sich ihr Denken mühsam zu erarbeiten, dann aber starr und pedantisch so zu reden und so zu handeln, wie sie denken, anstatt sich fröhlich dem Winde zu überlassen, der gerade weht und treibt und alle Segel schwellt. Ich gebe zu, daß diese Menschengattung im Aussterben begriffen ist und vollblütige Exemplare nur noch vereinzelt anzutreffen sind. Dagegen ist als trauriger Rückstand vergangener Gesinnungsideologie dem Menschen gemeinhin das böse Gewissen geblieben, das sie überflüssigerweise jedesmal befällt, wenn sie ihre Meinungen dem Bedarf gemäß abtönen. Man muß nachgerade lernen, ohne Beschwerde in heiterer Ruhe die unvermeidlichen Änderungen zu vollziehen. Das verächtliche Wort, daß man die Überzeugungen wechsele wie die Hemden, ist genau betrachtet ein Ruhm, denn es deutet auf Sinn für Sauberkeit: es sind doch reine, frische Hemden, die man eintauscht!

Man befreie sich also endlich von solchen unzeitgemäßen, hemmenden Gewissensbissen und wage ganz

zu sein, was jeweils von Vorteil ist. Aber freilich, es fehlt auf diesem Gebiete noch die durchgearbeitete geistige Organisation. Der Aberglaube, daß eine Kontinuität des Denkens erforderlich sei, herrscht insgeheim noch immer. Es ist auch nicht ganz einfach, in jedem Augenblick die erforderlichen neuen Überzeugungen ausfindig zu machen und sie als letzte ewige Wahrheiten anständig zu begründen. Und doch läßt sich auf die bequemste Weise die tägliche Zufuhr von Meinungen sicherstellen: Durch den Abreißkalender. In seinem jetztigen Zustand ist diese wandschmuckgewordene Zeit- und Raumanschauung sinnlos. Was nützt es uns zu wissen, wann die Sonne auf- und der Mond untergeht, oder welchem Heiligen der Tag gewidmet sei! Haben wir einen Nutzen davon, zu erfahren, welcher große Sozialist vor hundert Jahren geboren oder, schlimmer noch, welcher die Absicht habe, lebendig fünfzig Jahre alt zu werden? Küchenrezepte vollends sind heute blutige Verhöhnungen, und Weisheitssprüche verschollener Denker und Dichter erinnern nur immer wieder peinlich daran, daß das Schwert zu sühnen habe, was die Feder gesündigt. Nein, der Abreißkalender muß unser Abreißgehirn werden! Wir müssen täglich sicher wissen, was wir zu denken haben und warum wir es zu denken haben; und wir müssen täglich uns unserer laufennen Überzeugung mit dem Blatte, das wir wegwerfen, endgültig entledigen können.

Wer die nachfolgenden Blätter einer Durchsicht unterzieht, wird erkennen, wie wichtig ein solches Unternehmen ist. Ein besonderer Wert der angefügten Proben besteht noch darin, daß jede Überzeugung mit der Wucht schlechthin niedergeschlagener Allgemeingültigkeit auftritt. In anderen Zeiten wählt man vielleicht zur Bekräftigung der eigenen und zur Einschüchterung der entgegenstehenden Überzeugung ethische Formeln: Nur ein Schuft wird bestreiten! . . .

Heute ist die Angst, als Dummkopf zu gelten, größer als die Besorgnis, ein Lump gescholten zu werden. Es empfehlen sich also Anrufe an die Intelligenz . . .

1. Januar. Nur ein Narr kann sich einbilden, die Entwicklung der Menschheit hänge ab von dem Zug der staatlichen Grenzen. Für das Glück der Menschheit ist es ganz gleichgültig, wie die Grenzen über den Erdball laufen. Das mögen sich unsere Annexionisten und Überannexionisten gesagt sein lassen, die Ströme von edelstem Blut vergießen wollen, nur um eines territorialen Zuwachses willen für das eigene Land. Weltherrschaft ist Verödung und Grenzverrückung ist grenzenlose Verrücktheit.

2. Januar. Wer nicht ein Kindskopf ist, muß sich klar darüber sein, daß nationale Erweiterung das höchste Gesetz der Geschichte ist. Nur der Kretin wächst nicht. Völker, die nicht der Zahl und dem Gebiet nach sich ausdehnen, sind zum Untergang verurteilt. Nur ohnmächtige Pygmäen begeifern den edelsten Trieb der Nation, ins Weite sich auszudehnen. Das heißt nicht Annexion, das heißt nicht Eroberung — das wollen wir auch nicht! — das heißt das Naturrecht auf freie Entfaltung völkischer Kraft.

3. Januar. Man muß einen Mittelweg gehen zwischen Annexionspolitik und dem status quo ante nationaler Verkalkung, wie es auch einen natüclichen Ausgleich zwischen rohem Eroberungswillen und utopischer Selbstbestimmung gibt. Sollten wirklich noch irgendwo Leute von so schwacher Begabung existieren, die nicht zu der Einsicht fähig sind, daß es die Aufgabe des Staatsmannes ist, Zug um Zug so lange zu verhandeln, bis die realen Garantien für das eigene Land gewonnen sind, ohne daß der Gegner seinerseits an realen Garantien einbüßt; und bis notwendige Änderungen der Grenzen und der Verfassungen in der Weise vollzogen werden, daß der fremde mit dem eigenen,

richtig verstandenen Willen zusammenfließt? (N.B. Bei dem zur Gewinnung der Kalenderblätter unternommenen Preisausschreiben wurde dieses Blatt gekrönt!)

4. Januar. Im Wettkampf der Völker entscheidet nicht die physische Gewalt, sondern der Geist. Der Krieg, das Maschinengewehr, die Kanone, die Blausäurebombe ist ein untaugliches Mittel, um kulturelle Überlegenheit zu erhärten. Die militärische Niederlage ist kein Beweis minderen Rechts, wie der militärische Sieg nicht die Kraft einer höheren Rasse oder Volksgemeinschaft offenbart. Im Gegenteil. Schon die natürliche Volksüberlieferung begabt die Riesen mit — Riesendummheit. Es gibt auch heute noch solche Riesen!

5. Januar. Der Kampf mit sogenannten geistigen Waffen führt (nur Idioten, die aus der Geschichte nichts gelernt haben, leugnen es) naturnotwendig zur allgemeinen Entartung. Nur in dem körperlichen Ringen wehrhafter Männer und reisiger Völker offenbart sich die sittliche Überlegenheit und der Wille der Gottheit.

6. Januar. Solange es eine Geschichte der Menschheit gibt, erweist sich der Krieg immer wieder als der Jungbrunnen aller idealen Kräfte, als Stahlbad gegen Verweichlichung, Selbstsucht, Laster. Ebenso sicher aber ist für jeden, der auch nur das ABC menschlicher Bildung notdürftig beherrscht, daß der Krieg das scheußlichste aller Verbrechen ist, dessen Blutschuld für alle Ewigkeit auf den Verantwortlichen lastet, wie denn seit jeher der Krieger mit dem goldenen Lorbeer bekränzt wird und der Tod im Kampfe als das preisenswerteste Glück gilt. Der frische, fröhliche Wagemut, der erobert und zerstört, was für den Untergang reif, ist die Tugend von Männern. Nur Feiglingen mag es genügen, den eigenen Herd zu schirmen, den anzugreifen die Rache aller Patrioten wider die Frechheit zügelloser Soldateska herausfordert.

Digitized by Google

7. Januar. Heute ist mehr denn je die Überzeugung lebendig — und nur in völlig verfinsterten Köpfen ist die Erkenntnis noch nicht eingedrungen —, daß die öffentliche Tribüne eines freien, vom ganzen Volke kontrollierten Parlaments die einzige Schutzwehr gegen die Gefahren derGeheimdiplomatie, gegen die Intrigen kapitalistischer, militaristischer, höfischer Cliquen darbietet. Das Volk siegt, das in voller Öffentlichkeit sein Denken und Wollen mit unbestechlicher Kritik und rücksichtsloser Konsequenz zu bekunden wagt.

8. Januar. Einige schwatzbedürftige eitle Wortheiden fordern Aussprache im Parlament. Haben denn diese Leute immer noch nicht begriffen, daß jetzt die Tat das Wort hat und nicht das Wort die Tat; daß sie durch ihre Forderung auf parlamentarische Diskussion die Geschäfte des Auslandes betreiben und außerdem sich von den Parteigegnern im Lande düpieren lassen, wenn sie auch denen Gelegenheit geben wollen, ihre Forderungen zu proklamieren? Jetzt gilt es, für das Vaterland zu schweigen und zu — handeln.

9. Januar. Nur ein Kindskopf, ein Narr, ein Idiot kann behaupten oder bestreiten . . .

Sylvester 1916.

Die Austrocknung des heiligen Geistes.

Eine Pfingstwundergeschichte aus neuerer Zeit.

In einem feindlichen Lande begab es sich. Nur in einem feindlichen Lande konnte es sich begeben, wie ich durch eine kürzlich mir zugegangene Verfügung belehrt worden bin. Man hat also so ziemlich den ganzen Erdkreis zur Auswahl vor sich, wenn jemand durchaus wissen will, unter welcher besonderen Flagge sich die Geschichte begeben. Es genügt zu versichern, daß ihr Schauplatz unter keinen Umständen der kleine Erdenfleck ist, innerhalb dessen ich Reichsrecht des Unterstützungswohnsitzes genieße. Begehrt man aber durchaus zu erfahren, in welchem Land, so kann ich das Land deutlich kennzeichnen, indem ich verrate, daß es früher einmal so und so viele Seelen gehabt hat, jetzt aber nur noch aus Regierung, Armee, Munitionsarbeitern und Presse besteht. Das ist, denke ich, klar genug.

Die Presse — das war einmal der obligatorisch eingeführte heilige Geist, und außerdem der Kitt, der den Zusammenhalt der übrigen genannten Bestandteile möglich machte. Die Regierung ließ es sich, man muß das bei aller grundsätzlichen Abneigung gegen Regierungen einräumen, viel Mühe kosten, diesen Kitt in immer gleicher Normalgüte und klebriger Zähigkeit zu liefern. Von dem kriegsmäßig erweiterten Zentralpresseamt in der Hauptstadt rann unablässig der schwärzliche Stoff über das ganze Land, bis ins letzte Dorf, und verstopfte alle Poren eigenwilligen Widerstandes und selbständigen Trotzes. Darum war auch durch allgemeines Gesetz

der Lesezwang eingeführt; wer nicht fließend lesen konnte, wurde hart bestraft. Welch Segen strömte aber auch aus solcher Bildung! Niemand bedurfte mehr der Mühe, zu denken oder zu fühlen. Man erfuhr jederzeit durch die Presse, was man denken oder zu fühlen vorgeben müsse. Was litt man früher unter der menschlichen Einrichtung, die man Gedächtnis nennt! Das war eine ewige Quälerei. Man erinnerte sich nicht nur an alte böse Erfahrungen, sondern schlimmer noch an frühere Überzeugungen. Immer hatte man das schlechte Gewissen, ob man sich nicht in Widerspruch mit sich selbst setzte. Jetzt war der Fluch des Gedächtnisses gänzlich von der Menschheit genommen. Niemand erinnerte sich mehr, was er gestern gesagt, versprochen, gewollt hatte. Nur die Zeugen vor Gericht wußten, unter dem befruchtenden Einfluß des Eides, immer noch genau, was sie vor 10 Jahren am 24. Februar 6.20 Minuten nachmittags vor dem Hause Langestraße 132 bei 15½ Grad Kälte beobachtet hatten! Sonst erinnerte sich niemand an nichts. Das war der Erfolg der Presse. In der Zentrale wurden nur Leute zugelassen, denen das Gedächtnis auf operativem Wege entfernt worden war. Ihr geistiger Einfluß teilte sich dann durch alle Vermittler der Presse den Zeitungslesern mit.

Zugleich war mit der Überwindung des Gedächtnisses auch die alte lästige Frage der sogenannten Wahrheit zu aller Befriedigung aufs glücklichste gelöst. Was jeweils in der Presse stand, war die Wahrheit. Da jede Zeitung unmittelbar nach Gebrauch an das Kriegspapieramt zurückgeliefert werden mußte, konnte man auch nicht etwa durch müßiges Aufbewahren und Zurückblättern den Gedächtnisverlust umgehen und an der Wahrheit von heute dadurch irre werden, daß man im gestrigen Blatt eine andere, eine entgegengesetzte Wahrheit las.

So war man, obwohl es schlimme Zeiten waren, im

ganzen Lande einig und zufrieden. Man hatte die gleichen Gedanken, Wünsche, Arbeiten, Gefühle und Stimmungen. Besonders die Stimmungen waren prächtig organisiert. Die Presse verkündete: Begeisterung — man war begeistert. Die Presse forderte: Entrüstung — man war entrüstet. Die Presse mahnte zur Geduld — man war geduldig. Die Presse reizte zum Sturm auf — man war stürmisch. Die Presse verlangte, daß man irgend etwas restlos sein müsse — man war restlos.

In jenem Sommer herrschte eine schreckliche Trockenheit. Sie wurde durch die Presse restlos überwunden. Das kam so zustande: Zuerst marschierten sämtliche Professoren auf und berichteten von einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung. Es sei ein Irrtum gewesen, lehrten sie, daß die Pflanzen zu ihrem Wachstum Feuchtigkeit bedürften. Im Gegenteil, das viele Wasser hätte die Nährstoffe nur verdünnt und zur Fäulnis empfänglich gemacht. Aber die Dürre — die lasse eine Ernte reifen, wie sie so großartig und bekömmlich seit Menschengedenken nicht erlebt worden wäre. Das lasen sie alle und freuten sich über die Fortschritte des menschlichen Geistes.

Als dann aber kaum noch ein lebender Halm auf den Feldern zu sehen war, traten die Militärs auf und brachten Trost: In vier Wochen, so teilten sie auf Grund ihrer fachmännischen geheimen Einsichten und streng vertraulichen Voraussichten mit, wird es regnen und alles wieder gut werden. Jeden Tag wiederholten sie: in vier Wochen. Darüber gingen drei Monate hin. Aber die Leute merkten es nicht. Und wenn sie am Morgen aufstanden und das Elend der lechzenden Saaten ihnen Furcht einflößen wollte, dann lasen sie im Blatt die autoritative Ankündigung: In vier Wochen regnet es. Die paar Wochen konnte man ja wohl noch warten!

Schließlich regnete es wirklich, nämlich gerade als

Digitized by Google

das spärliche Korn geschnitten war. Und nun hörte es nicht auf. Die Frucht begann auf den Feldern zu faulen. Wiederum kamen die Professoren und unterwiesen das Volk: Wasser sei die Hauptsache. Der alte gefährliche Aberglaube, daß das Getreide trocknen müsse, sei längst in seinem Unsinn erkannt. Das Getreide müsse und solle faulen, das sei eine Vorbereitung und Erleichterung für die Verdauung und entlaste den früher grausam gequälten Magen. Wie aber der Regen nicht aufhören wollte und das Getreide schimmelte, da trat der Generalissimus auf den Plan und in einer Unterredung mit den Berichterstattern sämtlicher Blätter forderte er das Vertrauen des Volkes zur höchsten Leitung: Er werde sorgen, daß in acht Tagen der Regen aufhören werde, dafür verbürge er sich. Es regnete zwei Monate lang. Weil aber jeden Tag der Generalissimus seine Prophezeiung: In acht Tagen! wiederholte, kam man auch über diese Schwierigkeiten voller Hoffnung hinaus.

In ähnlicher Weise wurde man aller Schwierigkeiten Herr. Als es im kalten Winter keine Kohlen gab, feierte man den Nutzen des Frierens, das die Fäulniskeime im menschlichen Körper abtöte und so das Leben verlängere. Als Milchmangel eintrat, bewies man, daß Milch gesundheitsschädlich sei. Wenn trotzdem die kleinen Kinder massenhaft starben, so lag das eben daran, daß sie noch nicht lesen konnten, folglich nicht wußten, daß Milch ungesund und Milchmangel gesund sei . . .

Ich habe vergessen mitzuteilen, daß es eine höchst liberale und aufgeklärte Regierung war, die auf diese sinnreiche Weise die Menschen erzog. Selbstverständlich konnte nur eine liberale und aufgeklärte Regierung dermaßen mit rein geistiger Beeinflussung arbeiten. Aber (ich darf es nicht verschweigen) sie erlitt Schiffbruch mit dieser humanen Methode. Das Unheil kam von der Milch. Man hatte zu

lange wiederholt, daß die Milch gesundheitsschädlich sei. Als die Kühe wieder genügend Milch hatten, kaufte sie niemand. Die Milchbauern wurden wild und stürzten die Regierung. Und die andern, die jetzt gezwungen werden sollten, nichts als Milch zu trinken, drohten mit Streik und Aufruhr.

Nun kam die Reaktion ans Ruder. Die erkannte, daß alles Unheil von der Presse gekommen sei. Die Überfütterung des sogenannten Geistes führe nur zu Unzufriedenheit, Nörgelei, Opposition, Revolution. Da außerdem die Männer der neuen Regierung unter dem vorigen Regime des Gedächtnis so sehr eingebüßt hatten, daß sie auch die Buchstaben vergessen und nicht mehr lesen konnten, unterdrückten sie mit einem Schlage die ganze Presse. Nun würde man in alle Ewigkeit Ruhe haben und über ein stilles, bescheidenes, arbeitswilliges und jedem Befehl untertäniges Volk regieren können.

Die Welt war über Nacht — restlos! — gewandelt. Es gab keine Zeitungen mehr. Man erfuhr nichts mehr, außer die regierenden Befehle, die nach alter Weise vom Boten ausgeklingelt wurden. Man wußte nicht mehr, was man denken, glauben, empfinden solle. Der Geist war ausgerottet. Es war eine Lust zu regieren. Die Austrocknung des heiligen Geistes, nannte den Zustand der Kriegsminister, ein witziger und energischer Mann.

Ja — niemand war sich bewußt, wie es kam — allmählich ging eine Änderung in den Seelen vor sich. Es regte sich etwas Neues, rührte sich, wuchs, quoll. Und auf einmal war es da — neu, stark, gewaltig: Das Gedächtnis, das längst verlorene Gedächtnis. Und anderes blühte auf: Die Menschen fingen plötzlich an zu denken, ganz gerade und einfach zu denken, vernünftig zu denken. Aus dem Innern rauschte etwas Unbekanntes, Herrliches empor: ein tiefes, glühendes, menschliches Fühlen. Es war als ob man

Digitized by Google

sich selber wiedergefunden hätte, seitdem man nicht von außen mehr — durch den Preßgeist — dressiert worden war. Man war nicht mehr so einig untereinander, aber wundersam einig mit sich selbst. Aus dieser jungen Klarheit und Kraft wuchs dann eine andere große Einheit hervor, die Einheit der Erkenntnis, wie jämmerlich sie um ihr Leben betrogen waren — durch den geschändeten Geist.

Als die reaktionäre Regierung sah, was sie angerichtet, setzte sie hastig den alten Preßapparat der liberalen und aufgeklärten Regierung in Bewegung. Aber es war zu spät — das Leben ließ sich nicht mehr in Papier begraben . . .

Pfingsten 1917.

Aus Tagheften.

1914—1918.

Humor und Idylle. Die rüden Ulkkarten, mit denen man die Feinde als jämmerliche Feiglinge verhöhnte, sind endlich, viel zu spät, durch behördliche Eingriffe beseitigt, nachdem man allmählich, im Wandel des Kriegsglücks, erkannt hatte, daß sie in Wahrheit unsere eigenen Truppen beleidigten, die nicht einmal mit Feiglingen sofort fertig werden könnten. Diese Bilder des „neuen Geistes" merkantiler Kultur und zivilen Käufergeschmacks sind so ziemlich verschwunden. Nur die Lyriker und die Professoren sind noch nicht zum Schweigen gebracht; sie kompromittieren sich schließlich nur selbst, nicht die, welche mit ihrem Leben zahlen. Der schlimmste Unfug aber, schlimmer als Ulkkarten, Nervenchoklyrik und professorale Umgelerntheiten zusammengenommen, wuchert scheußlich weiter: Die gemütvollen Humore und Idyllen, die den grauenhaftesten aller Kriege zu niedlicher Gartenlaubenpoesie fälschen. Es scheint leider eine Spezialität deutscher Bilderblätter zu sein, auf diese Weise den Krieg zu sehen, die viel widerwärtiger ist als selbst die haßwilden und hetzerischen Illustrationen gewisser ausländischer Veröffentlichungen.

Wenn die Soldaten draußen sich die Not ihres Daseins humoristisch aufhellen, so hat hier der Humor jene Kraft der Selbsterhaltung, wie er auch in den Gefängnissen blüht, ja unter dem Galgen selbst. Wer den Tod vor Augen hat, für den ist der Humor Tröster, Ernährer und Erbarmer. Und wer in der ewigen Brandung chemischer Explosionen zu leben verurteilt ist,

Digitized by Google

der bringt gern in sein rauhes Dasein Idyllen der Stille und des Behagens. Aber das ist nicht der Krieg, über den die Weltgeschichte vielleicht einmal als Motto die Feststellung setzen wird, die sich in dem deutschen amtlichen Bericht vom 12. September findet: „Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres . . . sind unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten."

Wer aber unsere illustrierten Blätter sieht, der muß zu dem Glauben gelangen, daß es da draußen gar lustig und gemütlich hergehe, ein wenig abenteuerlich und absonderlich zwar, aber das erhöhe nur die Vergnüglichkeit. Nur ganz selten werden einige Spuren der Zerstörung abgebildet; um den Triumph der großen Brummer herzhaft zu feiern. Wo ein Leichtverwundeter gezeigt wird, so offenbar nur zu dem Zwecke, um zu veranschaulichen, wie menschlich man sich um ihn bemühe. Bisweilen wird ein Soldatengrab gewagt, bloß zu dem Zweck, den sentimentalen Philister zu beruhigen, daß die Pietät selbst dieses Sterben in Einsamkeit schmücke. Aber sonst ist der Krieg ganz anders. Der auf den Kriegsschauplatz entsandte Spezialzeichner malt sich selbst, wie er lachend im Schützengraben bei vollen Gläsern mit nicht minder lachlustigen Offizieren kneipt. Wir schauen, wie die Soldaten Weiber und Kinder der Feinde gütig mit Nahrung versehen, wie sie sich im Schützengraben rasieren lassen und während der „Gefechtspause" — Leutnants und Mannschaften gemeinsam! — zum Klange einer Ziehharmonika mordsfidel gröhlen. Diese Glücklichen kommen entweder von der Entenjagd, suchen — harmlos wie die Kinder — am Meere Muscheln oder pflanzen sich bequem als verspätete Strandgäste auf einer Bank an der Promenade eines großen Seebades. An der Türe einer belgischen Schenke sehen wir gar, als ob in Belgien sich nichts anderes ereignet hätte als ein bißchen will-

kommene Einquartierung, einen deutschen Soldaten herzhaft mit der lustigen feindlichen Kellnerin schäkern, oder ein Trupp Marinesoldaten holt feierlich den Sonntagsbraten ein — eine lebendige Sau, das einzige Wesen auf allen diesen Bildern, das Angst hat und zeigt.

So ist der Krieg! Und es hat anscheinend niemand eine Empfindung dafür, daß dieser freche Kriegskitsch wieder nur eine Verhöhnung der Opfer ist, derer, die sich selbst darbringen.

Internationales Gespräch. A. Ich wünsche mit der ganzen Inbrunst meines Herzens dem eine Niederlage, der diesen Krieg herbeigeführt hat.

B. Schurke!

A. Wünschen Sie denn unseren — Feinden den Sieg?

B. — — — — — — — — — — — — — —

Diplomatische Abhärtung. Der Weltkrieg hat eine sehr auffällige Abstumpfung der Feinfühligkeit der Diplomatie bewirkt.

Vor zehn Monaten erklärte Deutschland an Rußland den Krieg, weil es soeben von seiner Mobilisierung erfahren hatte.

Inzwischen hat Deutschland zehn Monate lang geduldig zugesehen, wie Italien, offen vor aller Welt, gegen Deutschland und Österreich mobilisierte, und hat seinerseits doch nicht den Krieg erklärt, nicht einmal ein Ultimatum gestellt.

Im Sommer 1914 hat es die deutsche Diplomatie abgelehnt, Österreich die Demütigung zuzumuten, über die unterwürfig nachgiebige Antwort Serbiens auf das Ultimatum Österreichs auch nur einen Tag lang zu unterhandeln. Ein halbes Jahr später hat Deutschland Österreich in monatelang währenden Verhandlungen unbedenklich nahegelegt, österreichisches Gebiet freiwillig an einen feindselig trotzenden Bundesgenossen abzutreten.

Digitized by Google

Am 23. Juli 1914 hat Österreich von Serbien verlangt, „daß in Serbien Organe der K. und K. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken."

Von Italien hat Österreich niemals gefordert, daß die italienische Regierung die gegen die Integrität der Monarchie unverhüllt gerichtete Bewegung unterdrücke, geschweige, daß es für sich beansprucht hätte, mit österreichischen Organen im fremden Lande Maßnahmen der Polizei und Justiz durchführen zu dürfen. Im Gegenteil: Österreich hat die Berechtigung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichtete Bewegung anerkannt; indem es sich bereit erklärte, auf seine territoriale Integrität zu verzichten.

In zehn Monaten sind also die diplomatischen Begriffe von nationaler Reizbarkeit und nationalem Ehrgefühl von Grund aus gewandelt. Sollte diese Abhärtung nicht für die Herbeiführung des Friedens nutzbar gemacht werden können?

Zuchthaus für Stimmungsbilder. Englands Weltherrschaft kracht in allen Fugen. Der heilige Krieg erfaßt die Gemüter der Indier . . Schon brechen die Eingeborenen Ägyptens los, um die englische Tyrannei abzuschütteln . . Am Suez haben die Engländer eine vernichtende Niederlage erlitten . . In Rußland steht die Revolution vor der Türe . . Die Stimmung in Bulgarien wird täglich ententefeindlicher . . In Bukarest plant man Anschluß an den Zweibund . . Eine hervorragende neutrale Persönlichlichkeit, die eben aus Italien kommt entwirft ein trostloses Bild von der verzweifelten Stimmung . .

Nichts anderes lesen wir seit einem Jahr in den Blättern. Immer werden wir in diese intimsten Geheimnisse des Auslandes eingeweiht, bis zu den leisesten nervösen Zuckungen der Volksseele und der genauen

Summe, die leitende Staatsmänner als Bestechungsgelder empfangen. Und wie bei uns geht es in andern Ländern, nur daß man dort das gleiche über Deutschland, Österreich, die Türkei berichtet — immer in Stimmungen schwelgend, immer genau informiert, und immer nur Dinge berichtend, die im eigenen Lande angenehm wirken. Das ist die edle Kochkunst der Stimmungsbrühe. Man würgt das Zeug gewohnheitsmäßig in ungeheuren Mengen herunter, wundert sich, wie schnell die Zeitungen alles erfahren und was sie alles wissen, glaubt kein Wort von alledem und allmählich ist doch das ganze Bewußtsein von dem Unsinn angefüllt und beherrscht. Und sämtliche Fabrikanten der öffentlichen Meinung auf der ganzen Erde versichern, daß es gar nicht anders ginge, man müsse im nationalen Interesse auf derlei Weise die gute Stimmung erhalten.

Und auf einmal soll das löbliche Tun ein Ende haben? Was eben noch als patriotisches Werk galt, soll von nun an als Verbrechen des schweren Betrugs ausgerottet werden. Das erste Opfer der Wandlung ist der arme Franz Enke geworden. Er kam als Flüchtling aus dem ägyptischen Sudan und brachte die erfreuliche Nachricht mit, daß wegen einer vernichtenden Niederlage durch die aufständischen Eingeborenen die englische Weltherrschaft zu wanken beginne. Die Vossische Zeitung bezahlte die angenehme Mitteilung, die zudem so flott geschrieben war, wie es eben nur die eigene Anschauung und die nationale Begeisterung ermöglicht, gewiß nicht zu teuer mit 300 Mark. Andere bedeutende Organe ließen sich auch nicht lumpen. Das Wolffsche Telegraphenbureau verbreitete das schöne Stimmungsbild in alle Welt. Der verdienstvolle Urheber aber erhielt wegen dieser förderlichen Leistung vom Dresdner Landgericht zwei Jahre Zuchthaus, 300 Mark Geldstrafe, 5 Jahre Ehrverlust. Warum? Nur wegen des ganz

Digitized by Google

unerheblichen Umstandes, daß er nachweislich nie in Ägypten gewesen, auch kein tropischer Pflanzer und Züchter war, sondern ein deutscher Hausknecht oder etwas ähnliches. Auch war er wegen Betruges bereits vorbestraft.

Wenn der so prächtig dem gegenwärtigen Zustande der Presse angepaßte Mann zufällig einen Tag lang in Ägypten gewesen wäre und hätte genau dieselben Geschichten sich aus den Fingern gesogen, er wäre der klassische Gewährsmann höchster Wahrheit geblieben. Wie aber — auch unsere andern Journalisten sind nicht täglich allgegenwärtig in Rom, Paris, London, Petersburg, Sophia, Washington und wissen doch alles haarklein zu berichten! Soll das nun künftig auch Betrug sein? Oder ist es nur ein Verbrechen, wenn man Redaktionen anschmiert, dagegen ein wohlgefälliges Werk, wenn das Publikum daran glauben muß? Sollen die tropischen Entenzüchter nun alle Zwangsarbeit leisten und führt der Weg von der Stimmungszuchtanstalt der Redaktionen direkt ins gänzlich stimmungslose Zuchthaus? Und werden wir niemals wieder lesen: Aus politischen Kreisen Stockholms erfährt man durch ein Budapester Telegramm über die Stimmung in Cetinje . .?

Die Kriegssprache. Die Blutlyriker umhüllen noch immer den Krieg mit mystischem Glanz; sie schwelgen in ungeheuren Empfindungen und ersinnen große und rauschende Worte. Dagegen ist die technische Kriegssprache von einer harten Sachlichkeit, in der das wirkliche Wesen des Kriegs um so wahrhaftiger zum Ausdruck kommt, als dieser Stil ganz absichtslos entstanden ist, ohne das man sich seines grauenhaften fletschenden Hohns auch nur bewußt wird.

Wir hören, daß die Stadt X „ausgiebig mit Bomben belegt“ sei. Jedes Wort ist hier wie vom Genius der Unmenschlichkeit selbst geformt. Ausgiebig . . belegt!

Man könnte gar keine anderen Wendungen finden, die so diesen entsetzlichen grinsenden Humor befriedigter Zerstörung bezeichnen.

Oder die Versenkung etlicher Schiffe wird durch den Satz mitgeteilt, daß die Unterseeboote „saubere Arbeit verrichtet hätten". Die ganze Welt schaffender Arbeit versinkt in dieser parodistischen Anwendung des Begriffs Arbeit zur Kennzeichnung des Gegenteils aller menschlichen Arbeit.

„Franzosennester wurden vom Feinde gesäubert." Welche versteinernde Wahrhaftigkeit! Für den Krieg sind in der Tat Menschen nur eingenistetes Ungeziefer, von denen man die Erde säubert. Die höchste Steigerung der Kriegssprache aber konnte man neulich in der triumphierenden Feststellung erleben: daß Serbien vom Feind gesäubert sei. Wer ist der Feind, von dem Serbien gesäubert worden? Die eigenen Bewohner, die eigenen Soldaten des Landes! Die Menschen werden in dem Augenblick, wo sie ihr Vaterland verteidigen, zum Feinde ihrer eigenen Erde. Und das ist die rechte Sprache des Krieges, der in der Tat nichts kennt, wie Gewalt, Haß, Vernichtung; und für den auch der Patriot vor der überlegenen Macht zum Ungeziefer des eigenen Grund und Bodens wird, den man säubert von den Menschen, die gestern noch auf ihm ackerten, ernteten und sich freuten . . .

Laute Gedanken. Man hat in diesem Kriege alle Waffen angewendet, die der Dämon der Zerstörung ersinnen kann. Man hat jede völkerrechtliche Vereinbarung, jeden Vertrag, der die Kriegsführung irgendwie hinderte, verletzt. Nur eine Waffe hat bisher niemand anzuwenden gewagt: die Wahrheit. Vielleicht ist das gerade die einzige Waffe, die den Frieden erkämpft.

* * *

Digitized by Google

In einer zukünftigen Menschheit wird man es nicht mehr verstehen, daß Millionen Menschen sich gegenseitig morden, weil entschieden werden soll, wie die staatlichen Grenzen über die Erde laufen. Dann wird es für ebenso gleichgültig gehalten werden, zu welchem staatlichen Verband dies oder jenes Volk gehöre, um so wichtiger aber wird es sein, daß das Volk sich innerhalb seiner Grenzen eine wahre Heimat schaffe.

* * *

Nachdem man in den Krieg geraten, sucht man begierig eine Ideologie des Kriegs, die das Furchtbare erträglich machen soll. Also fordert man Sicherung gegen zukünftige Kriege und die Freiheit der Meere. Sollte man nicht zuvor erst Sicherung gegen den gegenwärtigen Krieg und die Freiheit der Länder verlangen?

* * *

Von einem Parteigenossen las ich jüngst einen Artikel, in dem nicht ohne Selbstbewußtsein festgestellt wurde, daß „wir Sozialisten" gelernt haben, nicht politischen Spekulationen, Betrachtungen und Wünschen zu vertrauen, sondern der Macht der wirtschaftlichen Tatsachen und Entwicklungen. Danach scheinen „wir Sozialisten" uns von den Kapitalisten zur Zeit nur noch dadurch zu unterscheiden, daß wir materialistischen Sozialisten die Macht der wirtschaftlichen Tatsachen erkennen, während die ideologischen Kapitalisten es vorziehen, die Macht der wirtschaftlichen Tatsachen nicht zu erkennen, aber sie anzuwenden, auszuüben, auszubeuten!

* * *

Jedesmal, wenn die Gefahr bestand, daß ein weiterer Staat sich dem Krieg gegen Deutschland anschließen würde, las ich in deutschen sozialdemokratischen

Blättern stürmische, fast revolutionäre Betrachtungen, in denen das italienische, rumänische, griechische Volk belehrt wurde, welches Verbrechen, welchen Selbstmord sie begehen würden, wenn sie sich in den Krieg hetzen würden. Es fiel mir auf, daß diese Friedens-Beschwörungen im Falle der Türkei und Bulgarien unterblieben!

* * *

Wir hören heute oft, daß die Sonderlinge, die dem Kriegswahn trotzen, verrückt seien. Abgesehen davon, daß es mir recht barbarisch erscheint, Menschen, die geisteskrank sind, ihr Leiden ins Gesicht zu schreien und sie obendrein noch wegen ihrer Erkrankung zu beschimpfen, in welchem fürchterlichen Wahnsinn ist zu dieser Zeit die gesunde Menschheit befangen, daß man toll sein muß, um zu wagen, auszusprechen, was man denkt; daß nur der sich einbildet, durch die Macht der Vernunft wirken zu können, der unheilbar verrückt ist.

* * *

Die Schwierigkeiten des Komparativs. Der Zeitungsleser will täglich eine Entwicklung, eine Steigerung der Ereignisse, im günstigen oder ungünstigen Sinne. Die Erfüllung dieses Verlangens ist schon deshalb schwierig, wenn nicht unmöglich, weil die Zeitungsleser aller am Kriege beteiligten Völker die gleiche Steigerung ersehnen, zugunsten der eignen, zuungunsten der feindlichen Macht. Zudem ist es die Art des modernen Krieges, daß er nicht die dramatisch raschen Steigerungen kennt, die von der ungeduldigen Phantasie begehrt werden. Da die Ereignisse selbst solcher Neigung sich sträuben, begibt sich die Presse in die üppig fruchtbaren Gelände der — „Stimmungen", auf denen man täglich aufs neue mähen und säen kann. Aber auch die Steigerung der

Digitized by Google

Stimmungen erweist sich als äußerst heikel, und nur durchführbar, wenn man voraussetzt, daß das Gedächtnis des Zeitungslesers keinesfalls die Grenze von sechs Stunden überschreitet, daß man bei der Lektüre des Abendblatts bereits alles vergessen hat, was man im Morgenblatt gelesen.

Der Anfang nämlich ist allemal der dröhnende Superlativ, das Höchstmaß erreichbarer Kraftentfaltung. Will man da auf den im ersten Sturm genommenen Gipfel immer neue Erhöhungen türmen, den Superlativ des Anfangs durch nachfolgende Komparative steigern?

Als der Krieg ausbrach, konnte man in Petersburg, Berlin, London und Paris gleichermaßen lesen, das — feindliche — Volk zöge so widerwillig und verzweifelt in den Krieg, daß es gegen die Regierung revolutioniere. Vierzehn Tage später erfuhr man, wiederum gleichermaßen in Petersburg, Berlin, London und Paris, daß die anfänglich so begeisterte Stimmung (beim Feinde!) nachzulassen beginne; um nach ferneren zwei Wochen abermals zu erfahren, daß die noch vor vierzehn Tagen überschwengliche Jubelstimmung Anzeichen des Niedergangs verrate. Seitdem läßt nun in demselben Grade die Stimmung immer mehr oder auch immer weniger nach. Um dieser fortgesetzten Minderung der Begeisterung fähig zu sein, muß also die Stimmung zu Beginn nicht hoffnungslos verzweifelt gewesen sein, sondern über alle Maßen berauscht.

Ähnlich wird die Stimmung im Verlaufe einer der mehrwöchigen Riesenschlachten positiv oder negativ gesteigert. Beim Beginn der Schlacht wird die Stimmung des Gegners dahin gekennzeichnet, daß er ohne jede Erwartung, wie ein im voraus zum Tode Verurteilter, müde und widerwillig hineingetrieben werde. Acht Tage später hören wir von einem Nachlassen der anfänglichen Siegeszuversicht, und nach vierzehn

wird gemeldet, daß man nach dem prahlerischen Siegesgeschrei anfange, etwas kleinlaut zu werden.

Diesen Komparativen, die nicht mehr wissen, was ihr Positiv ist und dem vergessenen Superlativ folgen, verdanken gewisse kleinere Völker den Vorteil, daß sie immer wieder geschlagen werden können, obwohl sie längst durch Feind, Seuche und Demoralisation bis auf den letzten Mann ausgerottet sind. Wir lassen etwa folgende Entwicklungsreihe auf uns wirken: Erstens: Die feindliche Armee ist mit Hinterlassung von vielen Tausenden von Toten, Verwundeten und Gefangenen in wilder Flucht aufgelöst; sie ist nicht mehr kampffähig; sie hat drei Viertel ihres Bestandes verloren, der Rest hat die Waffen weggeworfen. Zweitens (drei Wochen später): Die feindliche Armee rückte mit starken Kräften vor; sie wurde mit schweren Verlusten — die fast die Hälfte der ursprünglichen Armee ausmachen — zurückgeworfen. Drittens (zwei Monate später): Die feindliche Armee ist über die Grenze vorgedrungen, wir gingen, um eine günstigere Stellung zu gewinnen, unbemerkt und ungestört vom Feinde langsam und in voller Ordnung zurück; im feindlichen Heere wütet die Cholera. — So wird im Laufe des Krieges solch ein merkwürdig zähes Volk allmählich zu gut fünfzehn oder zwanzig Vierteln ausgetilgt und — marschiert trotzdem immer noch vorwärts . . .

Sollte der Zeitungsleser nicht schließlich doch anfangen, weniger Stimmungen und mehr Tatsachen, weniger Superlative und Komparative und dafür lieber ganz bescheidene schlichte Positivformen des Geschehens zu verlangen? (Antwort 1918 auf die Frage von 1915: Der Komparativ wütet unermüdlich!)

Die neue Erfindung. Vier Herren sitzen beim Mittagessen im Speisesaal des vornehmen Hotels. Sie sind ältlich, glatzköpfig, die Backen und Stirnen ge-

Digitized by Google

rötet vom angestrengten Essen und Trinken. Sie reden — ein wenig fiebrig — aufeinander ein und bestärken sich in ihren Meinungen, indem sie sich, sie einander immer wiederholend, mitteilen.

Der eine, der mit der verfettetsten Herrschermiene, führt das Wort. Er ist offenbar der Erfolgreichste der Tafelrunde von Kriegslieferanten, als die ihre Gespräche sie sofort kennzeichnen.

„England, hm England — die Sache ist die, daß ein englischer Kaufmann oder Fabrikant nur 4—5 Stunden täglich arbeitet. Daher unsere Überlegenheit und ihr Neid. Sie wollen selbst nicht schuften und gönnen uns unseren Fleiß nicht. Wissen Sie, was ich täglich arbeite? . . ."

Die andern wußten es zwar, aber sie bezeugten doch ihren lebhaften Drang, es noch einmal zu erfahren.

Der Gebietende fuhr eifrig fort: „Um 8 Uhr bin ich in der Fabrik, und um 6 Uhr bin ich es noch. Ein Hundeleben! Ich weiß oft nicht, wo mir der Kopf steht. Und dann das ewige Reisen. Vor drei Wochen in Königsberg, vorige Woche in Köln und in (er zwinkert bedeutsam geheimnisvoll) Brüssel. Jetzt in München. Wissen Sie, und immer Ärger. Ich brauche für einen meiner Artikel eine Werkzeugmaschine. Ich fahre nach Leipzig, um sie zu kaufen. Früher hat das Ding 1800 M. gekostet. Raten Sie, was die Kerle jetzt von mir verlangt haben! Sie raten es doch nicht: 6400 M.! Sage und schreibe. Keinen Pfennig weniger. Ich sage zu dem Direktor: Das ist aber teuer! Was antwortet er: Wenn Sie kein Geld haben, brauchen Sie ja nicht zu kaufen . . . Was sollte ich machen. Ich blechte . . ."

Die andern waren einig in der Entrüstung über solche Übervorteilung. „Man könnte sonst jetzt noch viel mehr verdienen," klagte einer. Der bescheidenste aber der Vier, der fast ein wenig kümmerlich aussah, meinte seufzend, es wäre gleichwohl am besten, wenn

der Krieg bald aufhöre. Sein Bedarf am Krieg wäre gedeckt: „Wann glauben Sie, fällt die Entscheidung?“

Der Gebietende zwinkerte, dämpfte seine Stimme zu einem rauhen Flüstern und lockte damit die andern drei Köpfe, sich zu seinem Munde vorzubeugen. Dann sagte er:

„Wir haben eine neue Erfindung! Aber natürlich ganz im Vertrauen, meine Herren. Es wäre mir sehr peinlich, wenn etwas weitergesagt würde. Also diese Erfindung — die andern haben keine Ahnung davon — ist eine Maschine, die Stichflammen erzeugt, die auf 1000 Meter Reichweite alles versengen, alles verbrennen. So werden wir die Schützengräben ausräuchern. Auch von Zeppelinen und Fliegern werden wir die Flammen aussenden. Tausend Meter Reichweite, die bald noch vergrößert werden wird. Hunderttausend Maschinen sind fertig, Tag und Nacht wird gearbeitet. Sache, waaaasss?!...“

Einen Augenblick schweigt alles in den Schauern der neuen Offenbarung. Die Köpfe leuchten. Ihre Phantasie schwelgt in den Bildern von Menschenhaufen, die durch die Feuersglut in ihren Gräben wie zusammengelötet werden, von Städten, die plötzlich in Flammen stehen, von Kriegsschiffen, deren Mannschaft aus Angst vor den Flammenpfeilen über Bord springen; vergebens, denn auch ins Wasser dringt siedend das stechende Feuer.

Dann löst sich der Bann. Alle sind einig: „Der Feind wird schwitzen!“ — „Und niemand kann uns das nachmachen; niemand, Ehrenwort!“ schließt der Gebietende.

„Darauf sollten wir eins trinken“, meint sein Gegenüber. — „Machen wir! Ich zahle. Aber was?“ — „Natürlich Sekt!“ — „Geht nicht!“

Der Gebietende schaut sich vorsichtig im Lokal um: „Irroy könnte unangenehm auffallen.“

„Deutscher Sekt genügt auch," rät der Kümmerliche.

„Nein, nein — das geht noch weniger. Aber warten Sie ... Die Leute haben sich doch höchst anständig benommen. Trinken wir 'ne gediegene Marke — in Luxemburg auf Flaschen gefüllt" ...

Französische Gedankengänge. In der englischen Zeitschrift Harpers Weekly schreibt 1915 Norman Hapgood über die „revolutionären" Gesichtspunkte, unter denen die Franzosen einen vollkommenen Sieg über Deutschland betrachten. Der Artikel gewinnt dadurch eine gewisse Bedeutung, daß die Humanité in ihm eine sehr klare Darstellung französischer Gedankengänge findet.

In den Augen der Franzosen, schreibt Hapgood, würde der Sieg vollständig sein, der den von der oligarchischen Regierung unterdrückten Individualismus in Deutschland wiederherstellen würde; der, wie immer auch um den Preis einer Revolution, in der deutschen Politik die demokratische Kontrolle herbeiführen würde. Niemand ist so naiv zu glauben, daß die zukünftige Regierung Deutschlands von außen eingesetzt werden könnte. Sicher glaubt mehr als ein Franzose, daß Großbritannien die Waffen nicht früher niederlegen würde, als bis es sich der Person Wilhelms II. bemächtigt hätte, wie es sich Napoleons bemächtigte; aber diese Meinung hat nichts zu tun mit den über die notwendigen Änderungen des deutschen Ideals verbreiteten Gedanken. Diese Änderungen müssen vom Volk selbst gewollt sein, und es wird sie wollen, wenn die Niederlage ihm das militaristische und imperialistische Ideal verleidet hat. In seiner Industrie mehr getroffen als seine Verbündeten, grausamer leidend unter dem Verlust seiner Söhne, weil es weniger Kinder erzeugt, sieht Frankreich das Heil nur in der zukünftigen Demokratisierung Deutschlands, die ihm

Digitized by Google

erlauben würde aufzuatmen und seine Zukunft sichern würde. Ein solches Ergebnis kann nicht von einem hinkenden Frieden kommen, der nur den Hochmut des unbesiegten Deutschlands steigern und es bereit machen würde, ein neues Abenteuer vorzubereiten. Ganz Frankreich glaubt, daß eine Niederlage Deutschland viel nützen würde, während ein Sieg Deutschlands das Ende der französischen Zivilisation wäre. Deshalb ist Frankreich heute so ruhig, so tapfer, so geduldig, so verschieden von dem, was die Ignoranten draußen erwarteten. Es sagt stolz vor aller Welt, daß es den Frieden wollte, aber daß niemand von ihm erwarten könne, es würde noch einmal einer so schrecklichen Drohung die Stirne bieten müssen ... Es wünscht einen Sieg der Völker, die den Frieden lieben, über die Nation, die die Beute des Militarismus geworden ist ... Ich für meine Person weiß nicht, fügte der englische Verfasser hinzu, ob wirklich eine vollständige Niederlage nötig ist, um den Angriffsgeist Deutschlands zu ändern; ich sage nur, daß das die Meinung in Frankreich ist.

Die Verdurstung als Kriegsmittel. Bei der Belagerung von Paris 1870/71 galt es, nicht nur durch Aushungerung der Millionenbevölkerung, sondern auch durch Erschwerung der Trinkwasserzufuhr die Pariser zur Verzweiflung und zur Übergabe zu treiben. Man hatte vor Paris in der Villa des Ministers Rouher die Spezialpläne der Wasserleitungen von Paris gefunden. Einige Quellwasserleitungen und Kanäle gelang es in der Tat abzuschneiden. Unmöglich war es natürlich, Paris ganz das Wasser zu entziehen, sonst hatte man Seine und Marne ableiten müssen. Dagegen rechnete man auf die ungünstigen Wirkungen, die eine Störung der Wasserleitungen zur Folge haben mußten. In Betracht kamen besonders das aus der Marne schöpfende Dampfpumpwerk von St. Maur. Gelang

Digitized by Google

es, dieses Werk zu zerstören, so waren die Arbeiterviertel von Belleville und Neuil montant ohne Wasser. Was man damit erreichen wollte, hat der damalige Leiter der Artillerieoperationen gegen das Werk, der Hauptmann Reinhold Wagner, später so dargestellt: „Jene Stadtteile waren nicht nur die am dichtesten bevölkerten von Paris, sondern diese meist aus Arbeitern bestehenden Volksmassen auch von jeher am ehesten zu revolutionären Bewegungen geneigt ... Kam zu den sonstigen Entbehrungen dieser unbemittelten Volksmassen noch Wassermangel hinzu, so ließen sich davon füglich Rückwirkungen auf die Verteidigung der Stadt erwarten, welche deren Fall beschleunigen konnten. War hierauf auch nicht mit absoluter Gewißheit zu rechnen, so hatte doch anfänglich auch Moltke Hoffnungen auf unruhige Bewegungen in der Stadt gesetzt."

Übrigens mißlang der Plan. Die Artillerie erreichte das Werk nicht.

Und sie schrieben Briefe. In seinem Buch „Rußland und der Krieg" teilt Alexinsky den folgenden Schulaufsatz eines kleinen Chinesen über den Ursprung des Weltkriegs mit: „Gegenwärtig gerade gibt es einen großen Krieg in Europa. Der Krieg hat begonnen, weil der Prinz von Österreich mit seiner Prinzessin nach Serbien gereist ist. Ein Mann in Serbien hat sie getötet. Österreich hat sich geärgert und den Krieg gegen Serbien angefangen. Deutschland schrieb Briefe an Österreich und sagte: Ich werde dir helfen. Rußland schrieb einen Brief an Serbien: Ich helfe dir. Frankreich hatte keine Lust, sich zu schlagen, aber bereitete seine Soldaten vor. Da schrieb Deutschland einen Brief an Frankreich: Du darfst dich nicht vorbereiten, denn wenn du es tust, werde ich dich in neun Stunden schlagen. Und Deutschland begann sich mit Frankreich zu schlagen und marschierte auf

Digitized by Google

Belgien. Belgien sagt: Ich bin ein Land und nicht eine Straße für dich. Und Belgien schrieb einen Brief nach England, um ihm mitzuteilen, was Deutschland begangen hatte. Und so leistete England Belgien Hilfe." — Dieser Aufsatz eines chinesischen Knaben bildet eine furchtbare Bekräftigung der alten Mahnung: man soll keine Briefe schreiben.

Distanz. Im Waldfriedhof zu München haben die Kriegsgefallenen ihr eigenes Gelände. Jede Abteilung hat innerhalb ihres Bereichs das gleiche Marterl auf jedem Grabe als Schmuck und Namensmal; aber von Abteilung zu Abteilung wechseln die Grabzeichen Farbe, Form, Verzierung. Dieser Wechsel von Gleichheit und Mannigfaltigkeit spiegelt im Tode die Kameradschaft im selben kleinen Verband und die Verschiedenheit der Abzeichen der größeren Truppeneinheiten wieder. Der Tod hat hier unter den hohen Tannen fast etwas wie bunte einfache bäuerliche Kirmes-Freudigkeit, die ermüdet eingeschlafen ist und, still geworden, vom lustigen Tage träumt . . . Dann aber sieht man abseits vom Haufen Einzelgräber von Gefallenen, deren Marterln größer und reicher sind, auch das Personale der Aufschriften ausführlicher und ehrerbietiger mitteilen. Das ist das Totenkasino der Offiziere, das von der stummen Mannschaftskantine räumlich und sozialästhetisch streng getrennt ist.

Erhält der Friedhof der Gefallenen einmal ein Gitter und ein besonderes Portal, so wird man auf ihm die Worte aus Heinrich V. anbringen müssen:

> Daß wir dies blut'ge Feld durchwandern dürfen,
> Die Toten zu verzeichnen und begraben,
> Die Edlen vom gemeinen Volk zu sondern;
> Daß — o des Wehs! — viel unsrer Prinzen liegen
> Ersäuft und eingeweicht in Söldnerblut;
> So taucht auch unser Pöbel rote Glieder
> In Prinzenblut . . .

Digitized by Google

Was übrigens heute an der Front nicht zu befürchten wäre, soweit es Prinzen sind . . .

Märzstürme 1918. Die erhabene Begeisterungssprache vom August 1914 ist wieder erstanden. Wie damals Wilhelm II. der Welt verkündete: „Nun wollen wir sie dreschen!" und sein ältester Sohn ermunternd wiederholte: „Immer feste druff," so äußert sich jetzt in der gleichen Sprache Hindenburg: „Die Geschichte da drüben ist ins Rutschen geraten," worauf der Kriegsberichterstatter des Berliner Lokalanzeigers ins Rutschen geriet und stammelte: „Und Hindenburg sagte, als ich mich in der Abendstunde von ihm verabschieden durfte, indem er mir die Hand reichte, „in seiner wunderbaren, überwältigenden Schlichtheit der Rede: „Die Geschichte da drüben" usw. In dieser selben wunderbaren, überwältigenden Schlichtheit der Rede erzählte mir im Dezember 1917 (im Eisenbahnwagen) ein Soldat, wie sie die englischen Gefangenen truppweise abführten (besonders die Kanadier, die so unverschämt seien, sich noch zu wehren, wenn man schon bei ihnen wäre) und dann Handgranaten unter sie würfen: „So kriegen wir das Zeug's weg." (Derselbe Soldat hatte auch das weiche deutsche Gemüt; denn vorher hatte er tränenden Auges berichtet, wie er in Gotha die Sachen eines gefallenen Offiziers dessen Mutter übergeben und dabei so erschüttert gewesen sei, daß er sofort wieder weggelaufen sei, weil er den Schmerz der Frau nicht aushalten konnte.)

Auch die Kanonenhymnen leben wieder auf: teils mit Verzückung, teils mit neckischem Humor, wie bei den 42 cm-Geschützen, die die Jungfer Lüttich seiner Zeit entjungferten (wie die Dichter damals kriegserotisch anschaulich sangen). Heute weidet man sich an der witzigen Überraschung, daß aus märchenhafter Ferne plötzlich ungezählte Granaten auf Paris hageln,

Digitized by Google

spottet über die phantastischen Erklärungen der Pariser Zeitungen und jauchzt über den Triumph deutscher Wissenschaft und Technik. Auffällig aber und undankbar ist, daß man das wesentliche Mittel der deutschen Offensiverfolge nicht als die letzte höchste Eingebung germanischen Erfindergeistes und deutscher Kultur feiert: das Giftgas! Das Giftgas entscheidet die Weltgeschichte! Da man gleichzeitig mit gesteigerter Inbrunst und Häufigkeit sich in den offiziellen Kundgebungen auf den besonderen gnädigen Beistand Gottes beruft, ist nunmehr das Wesen dieses Gottes der deutschen Fürsten und Generäle endgültig festgestellt: Sie sagen Gott und vergiften die Luft. Gott ist ein Giftgas! . . . Gibt es nicht außerhalb dieser Erde irgendwo ein Zuchthaus, in das man mich von dieser großen Zeit abschließen kann?

Die „Deutsche Tageszeitung" schrieb am 25. März:

„Und hätte man vor wenigen Wochen behauptet, wir Deutsche hätten Geschütze, die 120 Kilometer Schußweite besitzen, so daß wir von unserer bisherigen Front bis nach Paris hinein langen können, man wäre zum mindesten als Phantast angesehen worden.

Wieder ist die ganze Welt durch die nun zur Tatsache gewordenen Beschießung der Festung Paris vor ein Wunderwerk deutschen Erfindergeistes, deutscher Technik und Schaffenskraft gestellt worden; und muß sich staunend fragen: Was kann und muß ein solches Volk, das solche Taten und solche Wunderwerke aus eigener Kraft hervorbringt, im Frieden einst leisten?"

Was mag man dann wohl aus 120 km Entfernung beschießen? Was mag einer, der die kühnsten, technisch glänzendsten Einbrüche verübt (aus eigener Kraft!), erst leisten, wenn er — nicht einbricht! Es ist die gleiche Frage. Übrigens hat der Dreißigjährige Krieg die Antwort gegeben.

Digitized by Google

Ein Opfer. Die arme Sonja hat sich in Stadelheim erhängt. Nicht wegen des „Landesverrats", sondern um der tiefsten Demütigung ihrer Frauenliebe zuvorzukommen. Es war ein paar Tage vor dem Termin ihrer Ehescheidung. Dieser prachtvolle deutsche Philologe, für den die Sonja gearbeitet und gerackert hatte, der sich vor mir einen Tolstoianer nannte, widerstrebte gleichwohl dem Übel, und veröffentlichte in dem Augenblick, als seine Frau unter Anklage eines mit Zuchthaus bedrohten Verbrechens verhaftet war, in den Blättern eine Erklärung, daß er schon vor einiger Zeit die Scheidungsklage eingeleitet habe. Die deutsche Öffentlichkeit nahm an dieser Handlung anscheinend keinen Anstoß; man fand sie offenbar selbstverständlich. Not kennt kein Gebot. Die Deutschen sind ja das ritterliche Volk. Außerdem war sie nur eine kleine russische Jüdin und er ein kerndeutscher Mann wenn auch Romanist. Sie schämte sich für ihn, und als sie sah, daß er es wirklich zum Scheidungstermin kommen ließ, vollzog sie freiwillig und gründlich die Scheidung. Denn sie liebte diesen Mann! Sie hatte sich während der Streikwoche mir anvertraut. Man hatte ihr eingeredet, daß politische Agitation — „Landesverrat" stand ja damals noch nicht in Frage — ein Scheidungsgrund sei. Unter dieser lächerlichen Pression hatte sie eingewilligt, die Ehe friedlich zu trennen. Als ich ihr den Unsinn auseinandersetzte, daß deshalb eine Ehe geschieden werden könnte, wollte sie zum Rechtsanwalt gehen und ihre Einwilligung zurückziehen. Das sagte sie mir am 31. Januar, während des Münchener Demonstrationszuges. Ihre Absicht wurde durch die Verhaftung vereitelt. Ich bemühte mich, sie zu trösten: Ein Mann, der so handle, sei es doch nicht wert, daß man seinetwegen leide. Da wurde sie erregt und ersuchte mich sehr energisch, darüber nicht zu reden: ihr Mann sei ein Charakter. Da wußte ich, daß sie den Mann dennoch liebte. An dieser Liebe ist sie

gestorben. Die Gefängnis-Psychose, die langen einsamen, schlaflosen Nächte vollendeten das Werk seelischer Zerrüttung. Ich sah sie seit unserer Verhaftung zweimal. Einmal begegnete sie mir noch im Polizeigewahrsam. Sie wollte auf mich zu und mir die Hand geben. Das wurde verhindert. Das zweite Mal sah ich sie im Hof des Untersuchungsgefängnisses; sie stand naß im Regen, frierend, völlig zusammengefallen, an die Mauer gelehnt, wie eine Versinnbildlichung der Obdachlosigkeit; sie endigte ihren „Spaziergang" und ich begann ihn, wir nickten uns bei dieser Ablösung stumm zu. Eine russische Märtyrerin auf deutschem Boden. Sie erlebte das Martyrium doppelt, als russische Sozialistin in der deutschen Partei und als russische Frau bei dem deutschen Universitätsgelehrten . . . Später erfuhr ich, daß ihr Mann sie während der Haftzeit niemals besucht hat.

Die Sorge um Soissons. Einer der Professoren des kaiserlichen Hauptquartiers, die unseren Weltruf als Hunnen und „gelehrte Barbaren" zu widerlegen beamtet sind, indem ihnen die durch unsere Invasion unmittelbar und mittelbar veranlaßte Zerstörung heiligsten Kunstgutes unablässig das Herz bricht und dann von ihnen wissenschaftlich-katologisch ersetzt wird, ohne zu ahnen, wie gerade diese Mischung von Gemüt, Wissenschaft und Kriegsnotwendigkeit bei den Betroffenen wirkt, — Herr Paul Clemen schrieb am 1. August 1918 im Berliner Tageblatt am Schlusse von Betrachtungen über die Zerstörung von Soissons: „Die bange Frage stellt sich ein: in welchem Zustand werden wir die Stadt einst im Frieden abtreten können? Die Vollendung der Zerstörung liegt jetzt ganz bei den Gegnern." Als der Professor seine Bangigkeit in die Presse ausströmte, räumten wir gerade Soissons. So entriß der Franzose in grausamer Tücke den deutschen Professor, der über den Kunstschätzen

Digitized by Google

Soissons zärtlich wachte, seinen Seelenqualen, der Gegner möchte, um der Kunst willen, nicht auf die Verdrängung der Deutschen aus seinem Lande verzichten, sondern lieber brutal die eigenen Kunstwerke und ihre fremden Pfleger bombardieren. Das war der feindliche Dank für den deutschen Kunstprofessor, der den Franzosen eben großmütig verheißen hatte, wir würden ihnen Soissons einst im Frieden wiedergeben! Sie konnten bis dahin nicht warten! Und die Gönner des Professors — vermutlich zu seinem fassungslosen Erstaunen — auch nicht!

Redeoffensive. Alle die Maßgebenden, die seit dem deutschen Rückzug im Sommer 1918 plötzlich rednerisch zum Volk herabstiegen, bedienten sich der aufrichtigen Versicherung: Wir haben schon schlimmere Krisen überwunden als die heutige! Das ist eine Sensation. Wie? Wir haben schon schlimme Gefahrzeiten hinter uns? Wann hat man uns ein einziges Mal während der vier Kriegsjahre gesagt, daß die Lage schwierig sei? War sie nicht immer gut, ausgezeichnet; beruhigte man uns nicht immer, daß wir's schaffen würden? Auf einmal enthüllt man uns die ungeahnten Bedrängnisse, die wir — hinter uns haben: so schlimm wie damals (als es doch nach den übereinstimmenden Pressebeteuerungen ganz prächtig war!) stünde es jetzt nicht. Man reißt von der Vergangenheit die Maske, um mit ihren Fetzen sich vor den Fragen der Gegenwart zu verbergen. Wir wissen aber jetzt, daß man uns die Wahrheit erst immer hinterher sagt und fordern Auskunft. Welch Mittel habt ihr in Zukunft bereit, um die Gefahr von heute zu bewältigen? — Wir fordern? Ach nein; wir werden erst später hören, wie wir uns heute befinden, und darauf warten wir in Geduld. Wir fordern nichts. Wir haben keine Bedürfnisse, die Dinge zu erkennen, so lange sie sind und wirken. Wir leben für die Archive ... wir Achiver!

Kleine Kriegs-Märchen.

I. Das Merkmal der Rassenzüchtung. Ein Marsgeschöpf kam auf die Erde und ließ Erscheinungen und Vorgänge sich erklären. In einer Stadt sah er viele, viele Wesen, die blind waren, denen Beine und Arme fehlten, die fortwährend zitterten, die in Atemnot keuchten und in Schmerzen sich krümmten; auch solche, die ihren Verstand verloren hatten. Arme Menschen, sagte das Marsgeschöpf, die so mißraten auf die Welt gekommen sind; aber es scheint mir grausam, daß man sie noch besonders kenntlich macht, indem man ihnen eiserne Kreuze an die Brust heftet. Ein Mißverständnis, sagte sein Führer: Das sind unsere Helden, die im Krieg verstümmelt wurden, und die Kreuze sind hohe Ehrungen. Warum führt ihr Krieg? fragte das Marsgeschöpf. Der Krieg ist ein Gesetz der Rassenzüchtung, die den Stärkeren siegen und überleben läßt, erläuterte sein menschlicher Begleiter; er dient zur Erhaltung einer starken Rasse.

Das Marsgeschöpf kam in eine Anstalt: Wieder sah er verkrüppelte, blinde, sieche, geisteskranke Menschen. Helden! rief das Marsgeschöpf in schmerzlicher Bewunderung aus. Nicht doch, erwiderte sein Führer verächtlich: Das ist ein armseliger Menschenabfall. Unrat schlechter Züchtung; das Zeug ist schon so geboren. Ah, ich begreife, sagte das Marsgeschöpf, zum Unterschied von den Helden tragen sie keine eisernen Kreuze!

Als der Marsbürger heimkehrte, erklärte er seinen Mitgeschöpfen seine Eindrücke:

Die Erdenmenschen treiben Rassenzüchtung: gute und schlechte. Die gute geschieht durch den Krieg,

Digitized by Google

die schlechte durch die Zeugung. Das sichtbare Ergebnis ist in beiden Fällen das gleiche. Nur nennt man die einen Helden, die anderen Entartete. Damit man sie nicht verwechselt, hängt man den ersteren eiserne Kreuze an die Vorderseite.

II. Arithmetischer Landesverrat. In den Angriff wurden 50000 Menschen geführt, es kamen 10000 zurück. Die übrigen lagen auf der zerrissenen Erde und konnten nicht zurückkehren, teils weil sie tot waren, teils weil sie keine Beine hatten.

Der Kriegsberichterstatter berichtete seinem Blatt: Unsere Verluste waren erschreckend gering. Er hatte sich verschrieben. Aber die Zensur merkte den Fehler und schrieb: erfreulich. Dem gedankenlosen Kriegsberichterstatter aber wurde als Strafarbeit aufgegeben, seinem Blatt zu melden: Ich ging auf dem unaufgeräumten Schlachtfeld spazieren und sah nur zwei von den Unseren als Leichen; dagegen ist der Boden buchstäblich mit feindlichen Leichen besät. Da die Toten alle nackt ausgezogen lagen, der Beute und Ausrüstung der Lebenden wegen, hatte der Kriegsberichterstatter nur zwei jüdische Leichen unterscheiden können, als er auf dem Schlachtfeld aufgeräumt spazieren ging.

Ein Soldat aber schrieb nach Hause: 50000 waren wir, als wir den Sturmangriff machten, jetzt sind wir nur 10000.

Der Empfänger des Briefes rechnete und erzählte schaudernd: Das Gefecht hat uns 40000 Menschen gekostet.

Das Reichsgericht verurteilte ihn zu sechs Jahren Zuchthaus, weil er die deutsche Heeresmacht um 39998 Mann beeinträchtigt hätte; die zwei vom Kriegsberichterstatter mit eigenen Augen gesehenen deutschen Leichen wurden anerkannt und strafmildernd abgezogen.

III. Die völkerrechtswidrige leichte Verwundung. Der Generalstabsarzt, eine wissenschaftliche Autorität, begutachtete: Alle unsere Verwundungen sind sehr leicht, wir werden 99% heilen.

Da verbreitete sich das Gerücht, wie human der Feind sei, daß er so unschädliche Geschosse verwende.

Das Gerücht kam dem Hauptquartier zu Ohren. Alsbald begutachtete der Generalstabsarzt, daß der Feind Geschosse benutze, die scheußliche Zerreißungen im Körper hervorrufen, die aller Heilkunst spotteten. Und im Namen des Völkerrechts wurde gegen das niederträchtige Verfahren des vertierten Feindes vor Gott und den Menschen Verwahrung eingelegt.

Als dieser Protest bekannt wurde, stiegen im Volke Dankgebete für den Feind auf und alle segneten ihn.

Im Hauptquartier war man ratlos. Man rief einen Feldwebel, der den besonderen Auftrag hatte, die Stimmung in den Massen zu beobachten. Ob er sich das Rätsel erklären könne. Selbstredend, sagte der Feldwebel; vor nichts haben die Leute so sehr Angst, als vor der leichten Heilung, weil sie dann gleich wieder hinausgeschickt werden.

Bei der nächsten Gelegenheit las man im Tagesbericht: Die Verwundungen, die der barbarische Feind völkerrechtswidrig den Unseren zufügte, waren ausnahmslos so leicht, daß 99 Prozent unter Verlust der Kriegsverwendungsfähigkeit rasch geheilt werden.

IV. Grenzsicherungen. Nachdem wir das Land des Feindes völlig zerstört hatten, zwangen wir ihn zum Frieden. Wer die Verwüstungen im Feindesland gesehen hat, sagte man bei uns, der begreift, wie notwendig es ist, daß wir unsere Grenzen gegen solche Gefahren schützen. Und man nahm dem feindlichen Land ein Drittel des Gebietes zur Grenzsicherung ab.

Das alte Grenzgebiet war nun gesichert, aber das neue! Also begann man, um der Sicherung der neuen

Digitized by Google

Grenze willen, abermals einen Krieg um Sein und Nichtsein, und fügte ein zweites Drittel des feindlichen Landes, nur zur Sicherung, hinzu. Worauf wir gewahrten, daß auch unsere letzte Erwerbung wieder Grenzgebiet geworden sei, das man sichern müsse. Nach einem neuen siegreichen Krieg eigneten wir uns das letzte Drittel an.

Nun standen wir am Meere. Aber das Wasser ist bekanntlich die schlechteste aller Grenzen. Also waren wir genötigt, das Land jenseits des Meeres durch einen Krieg zur Gewährung von Grenzsicherungen zu zwingen.

So ging es fort, immer westwärts, mit neuen Grenzsicherungen, bis wir schließlich ein Gebiet erreichten, das uns auffällig bekannt vorkam: wir hatten unsere eigene stark gesicherte Ostgrenze erreicht und bemerkten nun schaudernd, wie völlig ungesichert gerade deshalb unsere mit ihr jetzt zusammenfallende neue Westgrenze war. Da blieb uns nichts anderes übrig, als uns selbst anzugreifen.

In diesem Augenblick trat ein Mann auf und lehrte: Es gibt nur eine Grenzsicherung: keine Grenzen!

Utopist! — lachte man.

V. Das Leichengemüt. Von den Menschen war nach der Schlacht nicht viel übrig geblieben: ein Darmfetzen, ein Stück Herz, ein Unterschenkel, eine halbe Hand, ein mit Kot vermengter Hirnbrei. Man teilte die Haufen menschlicher Bruchstücke in möglichst gleiche Mengen, und nachdem man ungefähr ein menschliches Lebendgewicht beisammen hatte, begrub man es, errichtete ein schön gemaltes Marterl auf dem Hügel und nun konnte man lesen, daß der Kanonier Obermeyer den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei. Es mochten auch einige Bruchteile des Infanteristen Niedermeier darunter geraten sein, vielleicht sogar auch ein paar Knochen und Hautstücke

feindlichen Ursprungs — aber der Tod löscht allen Haß aus, wenn man ein menschliches Gemüt hat; und das haben wir Deutschen, Gott sei gedankt.

Nach einem Jahr besetzte der Feind das Gebiet, in dem der sinnige Friedhof lag, und voll Haß kratzten sie die Namen von den Marterln ab und nagelten einen ruchlosen Bretterzaun vor die so kunstreich errichtete Gräberstätte.

Nach einem Jahre waren wir wieder im Besitze der Friedhofgegend und sahen die Schändung. Der heilige Zorn übermannte uns. Das deutsche Gemüt ergrimmte. Die Photographen arbeiteten im Schweiß. Gibt es etwas Grausameres als eine Bretterwand und die Abkratzung von Buchstaben eines Holzkreuzes?

Von Stund an pflegten wir, wenn wir die Gefangenen abführten, Handgranaten unter sie zu werfen. Danach aber begruben wir, was übrig blieb, und schmückten ihre Gräber. Wir Deutsche ehren auch den Feind, wenn er erst einmal explodiert ist . . .

[I—V Pfingsten 1918.]

VI. Die Opposition. Die Partei war programmatisch revolutionär. Das Programm war erlaubt, die Revolution nicht. Also nahm man vom Verbotenen und Erlaubten das Mittel und gestaltete eine höhere Einheit: Man ward Opposition. Man war gegen alles und tat nichts. Die Partei wurde dabei fett, die Führer noch mehr. Und es begab sich, daß ein Krieg drohte. Da stieg die Partei auf die Schanzen und machte Opposition gegen den Krieg. Aber der Krieg brach aus. Nun war auch die Opposition verboten. In diesem Augenblick kam den Führern eine zwar schreckliche, aber doch zugleich rettende Erkenntnis. Man endteckte, daß es die Natur jeder Opposition sei, so lange nicht handeln, schaffen zu können, bis sie die Macht hätte. Da man nun die Macht nicht hatte, konnte man sterben, ohne etwas getan zu haben. Man war nie dabei, man

Digitized by Google

stand draußen. Es gab nur einen Ausweg: Man mußte die Opposition aufgeben. So geschah es. Endlich hatte man die Möglichkeit, zu schaffen. Man hatte die Freiheit, nach Herzenslust alles zu fördern, wogegen man früher Opposition getrieben hatte. Man war dabei. Man stand drinnen. Man war nicht mehr negativ, sondern positiv. Man hatte politischen Einfluß.

So trieb man es Jahr und Tag, und hielt es endlich an der Zeit, nun auch mit zu regieren, und nicht nur dabei zu sein. Das Gesuch wurde wegen Überfüllung des Berufs höflich abgewiesen. Da kam eine neue Erkenntnis über die Enttäuschten: Man kann auch nicht handeln, schaffen, wenn man dabei ist, und inzwischen geht die Partei zum Teufel.

Am nächsten Tage wurde man wieder programmatisch revolutionär, in der höheren Einheit unnachgiebiger Opposition.

VII. Der Unheilbare. Hans war seit seiner Kindheit ein Besessener der Wahrheit. Nie hatte ihn jemand lügen hören. Es kam aber eine Zeit, da alle logen; man nannte das Patriotismus. Doch Hans log nicht und sagte die Wahrheit. Als er entdeckte, daß er der einzige geblieben war, der nicht log, äußerte er in seiner Gewissenhaftigkeit schmerzlich: Alles lügt, nur ich nicht. Damit gab er ein untrügliches Kennzeichen von sich: Er war verrückt geworden. Denn nur der Verrückte hält die ganze Welt für wahnsinnig und sich für vernünftig.

Ein Freund kam zum Irrenarzt: „Unheilbar," sagte der und zuckte die Schultern. „Kann man ihm denn diesen Wahn nicht ausreden, daß er allein die Wahrheit sagt?"

„Wenn mir das gelänge," sagte der Irrenarzt, „dann wäre er wirklich verrückt. Denn er hat ja recht, daß er als einziger die Wahrheit sagt. Ihn heilen, heißt ihn verrückt machen. Er ist folglich unter allen Umständen unheilbar."

VIII. Führer an die Front! Es war die Art deutscher Kraft und deutschen Organisationsgeistes, daß die Genies des Hauptquartiers jede Offensive mit der genauesten Berechnung aller Einzelheiten vorbereiteten. Die Großkampftage waren nur die materielle Reproduktion der vorher zum Abschluß gelangten Gehirntätigkeit. Drei Monate vorher war Tag, Stunde, Minute, Sekunde des Beginns festgesetzt. Wie in einem Spezialitätenprogramm war bestimmt, wer und was um 9 Uhr 35 Minuten aufzutreten habe. Alles war vorgesehen. die Überraschung der Feinde, der unvergleichliche Angriffsgeist unserer herrlichen Truppen, die Beschuldigungen der Gefangenen, die sie teils gegeneinander, teils gegen ihre unfähige Leitung richteten, die Lippen der Franzosen mit den Clemenceau-Flüchen darauf, die fehlenden Amerikaner, die Schlachtfelder, auf denen Wälle von Feindesleichen sich türmten, die Ziele, die, wenn sie erreicht wurden, genau die waren, die man vorgesehen hatte, und wenn sie nicht gewonnen wurden, außerhalb des Planes gestanden hatten.

So wurde auch die letzte Offensive vorbereitet, die um den Endsieg Mit seiner humorhaften Ruhe hatte der gewaltige Generalissimus den aufhorchenden Kriegsberichterstattern erklärt: Meine Herren: Es kommt zum Klappen und es wird klappen.

In diesem Augenblick aber erschien es dem Hauptquartier als Pflicht und Lust, bevor der Jungbrunnen des Krieges wieder für längere Zeit verstopft würde, einmal wenigstens persönlich den aufgestellten Plan auszuführen und so alle Ehre für sich zu nehmen. Also begab man sich, nachdem alles endgültig angeordnet war und jeder in der Millionenarmee wußte, was er zu tun habe, in den vordersten Schützengraben des Frontteils, an dem der endgültige Durchbruch vorzunehmen war. Und den Feldherren und Schlachtendenkern schlossen sich an: die Fürsten und Prinzen,

Digitized by Google

die Besitzer, Leiter und Aktionäre der Rüstungsbetriebe, die Professoren der Giftgase, die Parlamentarier, die Parteiführer, die Preßhomeriden, die Reichsgerichtsräte, nachdem sie den letzten Landesverräter unschädlich gemacht.

Um 4 Uhr 23 Minuten 5½ Sekunden morgens brachen diese Elite-Stoßtruppen programmäßig vor. Der herrliche Angriffsgeist überragte alles, was man bisher gewohnt war; weil diese Sturmtruppen ja hoch über denen standen, die bisher für solche Unternehmungen verwendet wurden, und sie außerdem ihren eigenen Plan auszuführen, mithin jedes Vertrauen hatten. Sie wußten vor allem, daß meilenweit keine deutschen Leichen zu sehen sein würden, daß auch sonstige Verluste überraschend gering sein und die Wunden leicht heilen würden: Sie hatten es selbst so bestimmt!

Und sie stürmten durch das Gebiet der Meilen, auf denen vorschriftsgemäß keine deutsche Leiche gefunden werden konnte.

Da — plötzlich — klatschte etwas nieder und war nur noch ein blutiger Klumpen. Aber es war kein Zweifel möglich, die 24 Orden, die durch eine Fügung Gottes an der Stelle, die einst eine Menschenbrust war, unverletzt erhalten waren, bewiesen es: die Leiche war deutsch!

„Haaalt!“ schrie der Generalissimus: „Ein Fehler im Plan! Alles muß umgeorgelt werden!“

Die Fürsten und Prinzen sahen gleichfalls deutsche Leichen und sie beschlossen, angesichts solchen durch die Vorsehung an ihnen verübten Verrats die Führung niederzulegen.

Die Industrieherren, die Parlamentarier, die Aktionäre, die Parteiführer, die Professoren der Giftgase erkannten die Notwendigkeit, sich dem Vaterlande zu erhalten.

Die Preßdichter warfen sich verzweifelt auf die Urschriften der vorabends hergestellten Siegestelegramme

die sie bereits abgeschickt hatten. Aber meilenweit sah man immer mehr Leichen, die deutsch waren.

Im letzten Augenblick schrie noch einer: er nehme die Kriegserklärung zurück. Aber niemand hörte das Angebot.

Der Generalquartiermeister wütete: Es muß sich ein Schreibfehler in den Plan eingeschlichen haben!

Dann sah man auch ihn meilenweit still und deutsch.

So endigte die letzte Offensive und der letzte Krieg.

[Juni 1918].

Ich habe es nicht gewollt! Ein Mann schlief mit einem Weibe. Es bekam ein Kind. Der Mann sollte Alimente zahlen. Er weigerte sich. Er leugnete nicht, daß er mit dem Weibe gespielt hätte; aber andere seien in der gleichen Lage mit demselben Weibe betroffen worden. Vor allem aber schwor er: ich habe es nicht gewollt — das Kind nämlich.

Der Richter verurteilte ihn zu den Alimenten und außerdem — wegen versuchter Empfängnisverhinderung im Komplott mit anderen — zu lebenslänglichem Zuchthaus, sowie zur Adoption des Kindes, das eine kretinistische Mißgeburt war.

X. Kultur mit Wasserspülung. Ein Gewerkschafter schrieb im ersten Kriegsjahr: „Wir haben das Ausland überschätzt. Jetzt, wo ich es mit eigenen Augen gesehen, weiß ich, was Frankreich ist. Der Schmutz ist unbeschreiblich, und weit und breit nicht einmal ein Klosett mit Wasserspülung. Sollen wir uns von solchem Volke besiegen lassen? Weh uns, wenn ein solcher Feind über den Rhein käme! Aber weil wir immer nur unsere eigenen Fehler hervorgehoben und übertrieben, das Ausland dagegen verherrlicht haben, darum bildete man sich in der Welt ein, es sei für uns Deutsche von Vorteil, wenn man uns überfiele. Wir deutschen Arbeiter werden dafür sorgen, daß sie keine

Digitized

Gelegenheit erhalten werden, uns mit ihrer Sorte von Kultur zu beglücken."

Ich erkundigte mich nach dem Schreiber. Und als er später einmal auf Urlaub nach Berlin kam, nahm ich ihn mit zu Kempinski. Ich führte ihn in die unterirdischen Lokalitäten — dorthin, wo selbst in Kriegszeiten noch die Wasserspülung reichlich funktioniert, wenn auch die Handtücher aus umgearbeiteten Vossischen gewebt sind. Der Gewerkschafter war vor Wonne geneigt, Abführmittel zu gebrauchen, nur um jede der marmornen Kabinen ausprobieren zu können. Er war in der langen Zeit der Fremde kulturverhungert und äußerte: Jetzt fühlt man sich doch wieder als Mensch!

Darauf beschloß er, der Vaterlandspartei beizutreten und ein huldigendes Treuegelöbnis telegraphisch an Hindenburg zu schicken. Er wollte unter allen Umständen verhindern, daß die Franzosen nach Berlin kämen und bei Kempinski die Wasserspülung abschraubten.

[15. 6. 1918.]

Die Schule des Fliegens. Ein Mann ging einsam auf dem geschlossenen Hofe, immer rundum. Auf den Betonplatten hallten seine Schritte. Ringsum sah er graue Mauern, die aus vielen kleinen, eisern vergitterten Fenstern böse und drohend auf ihn herabblickten. Da flog ein großer Schatten über den grell besonnten Boden; wie von einem mächtigen Adler. Als er aber emporblickte, gewahrte er, daß es zwei ganz kleine Vögel waren, die hintereinander im Hofe flogen. Der Mann verstand sich nicht sonderlich auf Vogelkunde: so war er entschlossen, die beiden kleinen Vögel für ein Meisenpärchen zu halten, weil es weder Spatzen noch Schwalben, noch Amseln waren, die er kannte. Dankbar sah er ihrem Spiele zu. Es war Frühling, und die beiden Vögel flatterten lustig im Spiel der Liebe. Das Männchen flog von der Gefähr-

Digitized by Google

tin weg, als ob es ihr entwischen wollte, ließ sich aber bald auf einer der vielen Eisenstangen nieder und pfiff — schon saß das Weibchen eng neben ihm. Dann machte sich das Weibchen auf und davon, doch nicht für lange, an einem benachbarten Gitter fanden sie sich wieder.

Der Mann sprach zu ihnen: „Dumme Vögel, mußtet ihr euer Nest zwischen diesen öden Steinmauern des Schreckens bauen?“ — Denn sie hatten ihr Nest unter der Dachrinne in einer Ecke des Hofes angehängt.

Da flog der Gatte an eines der Fenster ganz unten und die Gespielin folgte ihm auf die gleiche Eisenstange. Und beide äugten nach dem Mann, der also gesprochen und seinen Rundgang unterbrechend stehen blieb, um ein Gespräch anzubandeln. Seit vielen Monaten ja mußte er schweigen.

„Pfch! Pfch!“ sagte der junge Vogelherr. „Du großes, schweres, häßliches Tier, du bist gewiß das gute Geschöpf, das alle diese Eisenstangen für uns angebracht hat, damit wir überall einen Sitz hätten, wo wir beide miteinander schnäbeln können?“ Und er zeigte, zur Beweisführung seiner Meinung, wie man das macht. Die Meisin bestätigte darauf anmutig und glücklich die Ansicht des Ehegatten. Dann flatterten beide zum nächsten Fenster und dort gab das Männchen dem Rundgänger noch eine Schlußbetrachtung auf den Weg: „Pfch! Pfch! Niiiicht? Die Welt ist doch schön und gut und zweckmäßig! Wir nennen aber auch diesen Hof das Paradies der tausend Liebesgötter! Pfiiielen Dank!“

Der Sommer kam. Der Mann ging immer noch auf dem Hofe, rundum. Im Neste unter der Dachrinne piepste es jetzt mehrstimmig Und siehe! da flog nun ein Meisenbübchen im Hof. Es war noch recht ängstlich, als ob es wüßte, daß es schwerer sei als die Luft und nach dem Naturgesetz fallen müßte, wie ein Stein oder wie das Schwesterchen, das neulich beim Gewitter-

Digitized by Google

sturmregen aus dem Nest gespült ward und auf dem Boden zerschellte. Doch die Mama paßte auf, flog in großen Bögen um das schwerfällig auf und ab tauchende Junge, und strengte die Kehle gewaltig an, um recht merkbare und erzieherische Schreck-, Warn- und Wegweislaute herauszubringen. Der Kleine flog immer nur eine kurze Strecke und dann flüchtete er sich auf eine Stange und wollte gar nicht mehr recht fort, bis er sich schließlich doch, unter den energischen Ermunterungen der alten Meisin, wieder in die gefährlich freie Luft hinauswagte und zum nächsten Gitter hupfte.

Die Meisin saß besorgt und stolz in der Nähe.

Der Menschenmann sprach zu ihr: „Ist das nicht töricht, daß ihr eure Kinder in diesen Ort der Unfreiheit verbannt?"

Da antwortete die Vogelmutter, die die Menschensprache so verstand, wie sie wollte: „Ja, ja! Mein Mann hatte recht! Pfchch! Er fliegt draußen, um Räupchen fürs Nest zu holen. Sonst würde er persönlich Ihnen seinen Dank aussprechen. Pfch! Ein wahrer Segen, daß Sie die vielen Stangen hier gebaut haben. Sonst würden sich unsere Kleinen ängstigen, sich gar nicht in die Luft hinaustrauen und niemals fliegen lernen. Sie haben gewiß viele Arbeit damit gehabt. Ja, ja! Pfchchch! Die Welt ist schön und gut und zweckmäßig. Wissen Sie, wie wir den Hof nennen? Die Schule des Fliegens!" ...

Hinter den vergitterten Fenstern aber hockten stumm und dumpf hundertundfünfzig Menschen, dachten hungrig an die nächste „Kost" — die Abendsuppe — und grübelten, wieviel ihres Daseins die Richter ihnen wohl rauben würden, diese gesetzlichen Einbrecher ins Leben: neun Monate, zwei, acht, fünfzehn Jahre? Oder bis zum Tode? Einige hatten auch darüber nachzusinnen, ob ihnen wohl der Kopf abgehackt werden würde. Der Schlimmste aber war der Mann,

der allein im Hofe ging. Der hatte versucht, festzustellen, ob die Welt nicht doch schön und gut und zweckmäßig wäre und hatte die Seelen fliegen lehren wollen — über alle eisernen Gitter und engen Höfe hinaus. Da hatte man ihn fern von der Geliebten in dem Paradies der tausend Liebesgitter eingesperrt, und weil er nach Freiheit begehrt, saß er — dringend verdächtig — nun fest in der Schule des Fliegens.

[17. Juni 1918.]

Das Kriegsziel. Kellner, Kinder und Könige werden bei den Vornamen gerufen. Heinrich — oder, ich weiß nicht — Emil war zwar kein König, aber der Sohn — oder, ich weiß nicht — der Neffe eines Königs (ich habe keine Begabung für Verwandtschaftsverhältnisse). Jedenfalls gehörte er zur Dynastie, und die Familienangehörigen genießen auch das Recht auf den rufenden Vornamen.

Dieser Heinrich oder Emil, dieser Königssohn oder Königsneffe zog gleich zu Beginn des Krieges hinaus. Vorher aber machte er sein Testament. Das bestand aus vielen, vielen Artikeln. So viele gehörten dazu, um über seine Habe zu verfügen. Es ist aber auch aus dieser Vorsorge zu ersehen, daß er nicht an eine soziale Revolution glaubte! Nachdem er also über seine materiellen Güter verfügt, empfand er das Bedürfnis, auch seine Ideale zu vermachen. Und er schrieb: Wenn der Krieg zur Wiederherstellung des Königshauses der Orleans führen wird, so soll zur Krönungsfeier ein Strauß weißer Lilien mit blau-weißem Seidenbande in meinem Namen überreicht werden. Heinrich oder Emil war nämlich mit den Orleans verwandt. Er hatte Familiensinn.

Heinrich oder Emil ist wirklich im Kriege verunglückt. Das Vermächtnis seiner irdischen Güter ist in Kraft getreten, aber das seiner Ideale harrt immer noch der Voraussetzung seiner Erfüllung. Er ist um-

Digitized by Google

sonst gefallen, wenn der Krieg nicht so lange geführt wird, bis er in seinem tiefsten Sinn und seiner letzten Ursache vollendet ist. Dieser Prinz wußte, daß es ein Ringen um ideale weiße Lilien ist . . .

Es wird Leute geben, die behaupten, daß dies kein Märchen sei.

Verlustliste. Ums Jahr 1000 nach Gründung des Völkerbundes wollte ein Gelehrter, der sich mit Prähistorie befaßte, die Sage des großen Krieges schreiben. Das war eine schwere Arbeit, weniger deshalb, weil das Welt-Museum des Krieges nebst Bibliothek — das in Jerusalem erbaut war — ein ganzes Stadtviertel einnahm, sondern weil die Veröffentlichungen der letzten Kriegsjahre nur unter Anwendung chemischer Reagentien teilweise lesbar gemacht werden konnten. Das Papier war zerfallen und gedunkelt, die Druckfarbe erloschen. So konnte der Forscher auf einem Zeitungsblatt nur noch zwei Zeilen entziffern: „Verkohlte Leiche. Bei Auffindung glaubte man Halsbinde zu sehen. Reste von Papierwäsche gefunden."

Der Gelehrte dachte lange nach. Dann schrieb er: In den letzten Jahren des Krieges war jeder Bürger Soldat. Es gab keine Uniformen mehr. Man ging an die Front, wie ins Geschäft, ins Amt oder ins Theater. Jeder wurde in seiner häuslichen Kleidung, die nur noch aus Papier zusammengeklebt war, in das Gemetzel getrieben. In den Verlustlisten wurde dann angegeben, was man an Resten der Bekleidungsstücke vorgefunden, damit die Angehörigen sich melden konnten, offenbar um diese Überbleibsel für die Familie zu verwenden. Es ergab sich in dieser unbegreiflich schauervollen Schlußzeit der menschlichen Vorgeschichte, daß Papierwäsche sich gegen die militärischen Vernichtungsmittel wiederstandsfähiger zeigte als der Menschenleib.

Ein Gegner des Gelehrten meinte zwar, es handle sich in jenen Zeilen wohl um das unbekannte Opfer

eines Eisenbahnunglücks. Aber alles, was man sonst über den Krieg ermittelt hatte, deutete darauf hin, daß es in der Tat die Aufzeichnungen einer Kriegsverlustliste war.

14. August 1918.]

Der Lebenshaß. Der große Feldherr war auch ein großer Christ. Darum haßte er dieses sinnliche Leben des Jammertales und pries den Krieg, der die Geschöpfe von der Last und Sünde des Lebens befreite. Darum zürnte er seinem persönlichen Schicksal, daß ihm zur Pflicht machte, sich im Kriege zu schonen, weit hinter der Front, um die Strategie des Todes zu leiten. Er pflegte zu sagen: Ich wünschte, ich wäre ein gewöhnlicher Soldat, in der vordersten Linie. Dann hätte ich Hoffnung, in Ehren zu sterben.

Er hatte aber einen Schüler und Gehilfen, der gleich ihm das Leben haßte und der tüchtigste Tanzmeister des Todes war. Der befaßte sich in seinen Mußestunden mit allerlei Teufelskünsten. Es drängte ihn, ein Giftgas zu erfinden, das nicht nur die Schutzmasken zerstörte, sondern auch jeden Menschen, jedes Tier, Bäume, Pflanzen, selbst Erde und Steine, die es träfe, sofort selbst in ein Giftgas auflöste, also, daß eine einzige Bombe automatisch ihre Kraft ins Unendliche sich zu vervielfältigen vermöchte. Die Vorsehung fügte es jedoch, daß er ganz etwas anderes erfand.

Der große Feldherr hatte gerade bescheiden ausreichend zu Mittag gegessen und lag behaglich-düster, mit einer gewissen schmunzelnden Verzweiflung auf dem Ruhebett, während draußen die Schlacht nach seinem genialen Plane ihren Fortgang nahm. Eben wollte er aus diesem Verdauungsdämmer in einen gediegenen Schlaf übergehen — der pflegte sich anzukündigen, indem seine tiefen Gedanken über Durchbruch, Umfassung und innere Linie in merkwürdiger Verschlingung unbemerkt einen sowohl elastischen wie

Digitized by Google

strategischen Rückzug antraten — da stürzte sein Schüler und Gehilfe mit rotem Kopf erregt in das Zimmer und konnte nichts sagen als: Wehe, o göttlicher Meister!

Der göttliche Meister gab ihm ein Glas Friedensburgunder, das er hastig leerte, und eine Zigarette, die er anzündete. Da wurde er ruhiger und vermochte zu berichten, was ihm geschehen.

O Meister, sprach er, ich habe eine grauenhafte Entdeckung gemacht. Wehe mir Sünder und Antichrist! Ich habe den Saft gefunden, der ewiges Leben verleiht.

Damit holte er ein Fläschchen hervor, in dem es wie flüssiges Gold leuchtete.

Der große Feldherr aber brauste zornig auf und rief: Und du Unglückseliger hast dein Werk nicht vernichtet, hast am Ende selbst von dem verruchten Saft gekostet?

Daß mich die Hölle behüte, sprach der andere, ich habe nicht die Absicht, mein elend-heldenhaftes Dasein zu verlängern. Aber seltsam, als ich den Saft vernichten wollte, wurde ich feig und fragte mich, ob es vielleicht nicht doch Menschen geben möchte, die Freude am Dasein hätten und gern ewig leben wollten.

Der verräterische Wille der verblendeten Sinnlichkeit, warf der Feldherr empört dazwischen, und den willst du unterstützen, du, mein Schüler! Und was sollten wir dann anfangen! Wir würden ebenso überflüssig, wie der Krieg, der unser Beruf, wenn niemand mehr stirbt. Ein Krieg ohne Tote, ein Feldherr ohne Krieg! — gibt es so Sinnloses?

Der Gehilfe erwiderte, eingeschüchtert: Das war nun einmal meine Schwäche. Mir war, als sollte ich einen Mord — einen Mord im Sinne des Strafgesetzbuches — begehen, als ich den Saft ins Feuer gießen wollte. Vollführe du das Werk, o Meister, und zerstöre den Trank, daß Unheil verhütet werde. Ein Tropfen — schauderhaft! — genügt, um ewiges Leben anzuzünden.

Digitized by Google

Der große Feldherr war schon besänftigt und versprach, rasch und gewissenhaft das Fläschchen unschädlich zu machen. Aber, meinte er, du wirst von neuem den Saft herstellen — in deinem Fürwitz.

Wie sollte ich das vermögen? antwortete der Jünger. Nur alle hundert Jahre ereignet sich die Stellung der Gestirne, die notwendig ist, um den Saft zu erzeugen Und da ich nicht von ihm trank, nehme ich das Geheimnis in den Tod.

Das ist gut, ganz ausgezeichnet, rief der Feldherr, wieder gleichmütig und schlafselig in seiner blühenden Gesundheit geworden, gib das Fläschchen, ich will's ins tiefste Meer versenken.

Der Gehilfe gab es und ging erleichtert von dannen.

Zehn Tage darauf aber geschah es, daß feindliche Flieger das Schloß des großen Feldherrn angriffen. Der lief eilig, pflicht- und instruktionsgemäß, in den Weinkeller, doch auf der obersten Stufe erwischte ihn noch ein Splitter und verwundete ihn schwer. Noch lebend zwar wurde er ins Lazarett getragen.

Sei fröhlich, sprach der Arzt, du wirst bald von der Trübsalbürde des Lebens erlöst sein.

Endlich, jauchzte der Verwundete und wurde gespensterhaft fahl . . .

Der große Feldherr atmete den letzten Hauch aus. Sein Antlitz aber war nicht friedlich und ganz und gar nicht selig, sondern wie von einer geheimen Wut verstört, die er mit hinübergenommen.

Neben seinem Lager befand sich auf dem Tisch ein leeres Fläschchen nebst einem Zettel. Der trug als Aufschrift, mit sterbender Hand mühsam gekritzelt, den Namen des Schülers und Gehilfen. Darunter aber stand nur ein Wort:

Betrüger!

[24. August 1918.]

Digitized by Google

Marx-Feier.

Karl Marx. Geschichte seines Lebens, von Franz Mehring. XII und 544 S. Leipzig 1918. Druck und Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft.

I.

An den Gedenktagen der geistigen Führer, die im klassischen Zeitalter die Befreiung des deutschen Bürgertums kündeten, pflegte die sozialdemokratische Presse zu höhnen, daß die heutige Bourgeoisie, frierend in der armseligen Öde ihres seelischen Daseins einen zugleich frechen und lächerlichen Götzendienst mit den Heroen treibe, von deren Wesen sie keinen Hauch verspürt hätte und die sie erst zu kümmerlichen Zwergfratzen verkrüppeln müßte, um nicht von der wahrhaften Größe erschreckt und erschlagen zu werden. Wir unternahmen es dann, das Bild ihres geistigen Lebens und Wirkens zu entwerfen, und nannten uns stolz ihre Erben.

Jetzt aber kam der Tag, da wir dem Denker unsers eigenen Blutes, dem deutschen kämpfenden Genius des internationalen Proletariats an dem Jahrhunderttage seiner Geburt huldigen konnten und man — wiederholte in läppisch stümpernder Nachahmung jene bürgerlichen Jubiläumsposen: eine sozial-nationalliberale Partei, die sich würdeloser und dümmer von der Sozialdemokratie losgelöst hatte, als einst die deutschen Liberalen von der Demokratie, feierte Karl Marx, der wahrlich nicht in seinen finsteren Stunden sich das Schicksal vermutet hätte, hundert Jahre nach seiner Geburt in Anspruch genommen zu werden von einer Partei seines Heimatlandes, die nach dem Sieg

der russischen Revolution, nach dem ersten Versuch, den Großgrundbesitz zu sozialisieren und Marx zu verwirklichen, keine größere Sorge hatte, als durch taktische Gerissenheit sich in dem Lager von Regierungspart ien behaupten zu dürfen, die einen unverhüllt konterrevolutionären Krieg führten. Er hätte sich unter dem Albdruck nicht träumen lassen, daß ihn dereinst Parteiführer als ihren Meister ansprechen würden, die — um mit ihm zu reden — das Mundstück für all die tapferen Worte sind, die man ruft, wenn man davonläuft, deren ganze Lebenskraft günstigstenfalls in die — gespaltene — Zunge geflüchtet ist. Aber er wurde gefeiert, mit Schriften, Artikeln, Zitaten, Reden, von Leuten, die alle Begriffe der Demokratie und des Sozialismus zu demagogischen Schlagworten erniedrigen, die die Internationalität mißbrauchten: von den Handlungen einzelner, die unter zärtlicher Berufung auf die sozialistische Kameradschaft Sozialisten des feindlichen Auslands für Zwecke der deutschen Kriegsführung zu gewinnen unternahmen, bis zu den allgemeinen parteiamtlichen Kundgebungen internationaler Gesinnung, hinter denen keine ernstliche Absicht steckte, es sei denn die, draußen kriegsgegnerische Taten zu erzeugen, die bei ihnen selbst auch nur als leere Stimmung zu verhüten sie alles aufboten. Diese Marxanbeter haben es zuwege gebracht, daß das bedeutendste Organ der französischen Bourgeoisie im Kampfe gegen eine Marx-Feier in Frankreich, der Temps, Marx den perfidesten und gefährlichsten aller Deutschen nennen durfte; denn es sei der erste und glühendste jener Sozialdemokraten gewesen, die „dem Imperialismus jenseits des Rheins auf allen Gebieten gedient, die europäische Umfassung des Militarismus begünstigt haben, indem sie systematisch die revolutionäre Gefahr in allen Ländern hervorriefen, mit denen Deutschland sich eines Tages in Konflikt befinden konnte, während sie sorgfältig dieselbe Gefahr von ihrem eige-

Digitized by Google

nen Vaterland fernhielten." Das war zwar der Aberwitz einer in künstlicher Bosheit gesteigerten Unwissenheit, und die Denunziation hat auch die französischen Sozialisten nicht gehindert, ihre Dankbarkeit für den Deutschen Karl Marx zu bekennen, mitten im grauenhaftesten und drohendsten Anprall des Krieges; aber nur die Erniedrigung jener deutschen Partei hat es möglich gemacht, daß derartige Äußerungen nicht im allgemeinen Gelächter sich ducken mußten.

Solche Entwicklung des deutschen Sozialismus ist nicht die Wirkung marxistischer Lehren, sie hat vielmehr nur an den Tag gebracht, daß Marx im deutschen Proletariat, zumal in seinen Führer-Epigonen, nicht wahrhaft lebendig geworden ist. Wir sehen heute klar, daß es wesentlich die Schulung durch eine allmählich sich entseelende ungeheuer aufgedunsene Organisation gewesen ist, deren verhängnisvolle Wirkungen wir jetzt schaudernd erleiden: Eine Partei, die sich revolutionär nennt und doch in ihrer Leitung und Politik — bei aller betriebsamen Tüchtigkeit, fleißigen Gewissenhaftigkeit und erfolgreichen Geschäftsgewandtheit — ein ängstlich kleinbürgerliches Philistergebilde geworden ist, die jede Tugend haben mag, nur gerade die nicht, die der Inbegriff von Karl Marx ist: heroische Genialität. Indem sich die deutsche Sozialdemokratie jene politische Organisation gab, deren publizistische, finanzielle und wahltechnische Leistungsfähigkeit die Bewunderung der Welt erregte, ward sie unbewußt mehr und mehr eine bis zur Komik getreue Volksausgabe des Staats, in dem sie lebt, nur daß ihr gerade die Kraft fehlte, die dem herrschenden Staat die Macht erhielt: die militärische Exekutive. Zudem wurde die Organisation die Laufbahn fähiger Proletarier, in die sie aus dem Elend der körperlichen Lohnarbeit sich retten konnten, die einzige Zuflucht für alle jene unermeßlichen gebundenen Kräfte, für die ein Staatswesen ohne jede demokratische Auslese nicht einmal ausnahms-

Digitized by Google

weise für sich selbst Verwendung hat. Das ist das Geheimnis der äußeren organischen Größe der deutschen Partei, die alle Kräfte des Proletariats für sich verbrauchen konnte, aber diese Gunst schließt auch die Ursache des inneren Verfalls in sich: die kleinbürgerlich gesicherte Existenz wurde unbewußt Ideal, Ziel und Bedingung aller politischen Erwägungen. Es war keine Partei mehr, die — mit geschäftlichen und Existenzrücksichten belastet — Welterschütterungen gewachsen war, und die zusammenbrach in der ersten großen Katastrophe, einem jener Erdbeben, in denen Karl Marx, bei allem menschlichen Entsetzen, doch, trotzig aufatmend, nur die Gelegenheit erblickt hätte, im brausenden Chaos die geschichtliche Mission des Proletariats zu erfüllen.

Und die jene Mission verrieten und zu vernichten trachteten, feierten Karl Marx!

So war es fast eine gnädige Fügung, daß wir Franz Mehrings Marx-Werk nicht zu dem Gedenktag, wie geplant, empfangen konnten, sondern daß der beschämende Feierlärm inzwischen vorübergegangen ist. Jetzt dürfen wir, unbeirrt durch äußeren zufälligen Anlaß, uns des Clara Zetkin als der „Erbin marxistischen Geistes" gewidmeten Buches freuen, in dem das Leben von Karl Marx in seiner erhabenen Tragik aufersteht, und eine neue größere Generation des deutschen Proletariats nicht nur den sicheren Führer zu den Gedanken und Schriften, den Kämpfen und Taten des Meisters, sondern auch den sicheren Weg zu sich selbst finden wird.

Marx' geistiges Lebenswerk war, die Entdeckung des Menschen, die die Revolution des 18. Jahrhunderts geleistet hat, zu vertiefen, zu erklären, zu festigen, zu realisieren. Er zeigt, wie die Menschen, die Masse der leidenden, besitzlosen Menschen, sich selbst zu entdecken, zu vermenschlichen vermöchten. Er scheucht die Köpfe und die Willen aus der Selbstmystifizierung

Digitized by Google

verworrener und verrucht diktatorischer Begriffe. Freiheit, die ganze Freiheit, die soziale Freiheit wird wissenschaftliche Notwendigkeit. Geschichte ist ihm das Gesamtleben der wirklichen Menschen in all ihren in gesetzlicher Einheit erfaßten tatsächlichen Beziehungen und Bedingungen. Wie Marx das Leben der Menschen unter der erstickenden Decke gauklerischer Ideologie hervorgeholt hat, so gilt es heute, sein Werk zu gewinnen, indem wir den Menschen erleben. Diese Aufgabe hat Mehring sich gestellt und in der ruhigen Bewegtheit und erfüllten Klarheit seines Stils vollendet. Sich dieses Lebens tätig ganz bewußt zu werden, das heißt, für das Proletariat aus einem organisierten Automaten zu einem bewußt wollenden lebendigen Organismus werden.

II.

Sternenfern ist die Persönlichkeit des Karl Marx, wie ihn Mehring nacherlebt, den Figuren, die heute behaupten, seines Geistes voll zu sein. Welch unbegreiflich unpraktisches Leben, dem so ganz die kühle Nüchternheit vernünftiger Gesinnungslosigkeit fehlt, in dem sogar die revolutionäre Leidenschaft nicht nur ein wildes Fieber der Pubertät ist — was das erfahrene Alter mit belustigter Herablassung schließlich als muntere Jugendsünde zu entschuldigen bereit ist —, sondern im Gegenteil aus jedem neu reifenden Jahrzehnt stärkere Nahrung und Kraft zieht. Ein Jüngling, von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit allen Gaben des Körpers und Geistes, ein Sonntagskind des Märchens. Sorglos, ungehemmt, in glücklichen Familienverhältnissen aufwachsend, darf er mit frei sich dehnender Lunge alle geistige Luft der menschlichen Kulturen einsaugen. Nichts verkümmert seine Entwicklung. Das meistumschwärmte, schönste Mädchen der Stadt, aus vornehmer Familie, wird dem Studenten schon die verheißene Gefährtin seines Daseins. Seit

frühen Jahren ist er ein Menschenbezwinger; ihm eignet die Fähigkeit, die Hegel die magische Kraft der Seele nennt. Er hat eine ebenso unbändige Arbeitskraft wie Arbeitslust: er bewältigt im Fluge das Schwerste sein Kopf blüht von Entwürfen. Er vereint den grübelnden peinlichen Scharfsinn des Forschers mit der künstlerisch formenden Phantasie des Dichters. Er hat den leichten funkelnden Witz, mit dem der Schriftsteller die Kämpfe des Tages behauptet, und die tiefschöpferische Größe des Denkers, der Systeme aufbaut. Alle Türen öffnen sich ihm. Jede Höhe winkt ihm, wie im Fluge erreichbar. Überall zeigen sich ihm die Pfade mühelosen Aufstiegs.

Er aber folgt dem Stern in seiner Brust, jenem Daimonion des Sokrates, das die geheimnisvolle Führung des Genies übernimmt: Er ist für immer Revolutionär, Verkünder der proletarischen Weltbefreiung. So geht er, unbeirrt, keinen Augenblick schwankend, diesen Weg des Martyriums, das er nicht ächzend beklagt, sondern faustisch als Element seiner Größe verarbeitet. Er scheitert in seiner bürgerlichen Existenz. Er wird ins Exil gehetzt. Die Revolution bricht nach einem Frühling der Hoffnung schmählich zusammen. Nun wird ihm die Verbannung das Schicksal seines ganzen Lebens. Keine Not bleibt ihm erspart, keine Hemmung, kein Fluch der kapitalistischen Ordnung. Er gleitet mit seiner Familie bis an den Rand des Pauper-Elends, aus dem es keine Erhebung mehr gibt. Im Hause herrschen Schulden, Hunger, Krankheiten, Tod. Als ein Söhnchen stirbt, fehlt das Geld für seine Bestattung. Er flüchtet sich vor den Gläubigern und dem Pfänder in die umfriedete Stille der öffentlichen Bibliothek, in die er sich vergräbt, die ihm zum Reich der Freiheit wird. Politische Betätigung, nach der sein Herz verlangt? Ein leeres, zänkisches, eitel wahnhaftes Emigrantentreiben umlärmt ihn. Jahrelang muß er sich tatenlos in die Klause seiner Studien zurückziehen.

Digitized by Google

Er arbeitet alle Tage und Nächte; die Verkürzung der Arbeitszeit, die ihm Anfang und Vorbedingung der Befreiung des Proletariats ist, hat für sein Dasein keine Bedeutung, wie das Geld nicht für den Enthüller des Kapitals. Aber seine Arbeit hat keinen Markt, keinen materiellen, kaum einen ideellen. In seinen vormärzlichen Exilzeiten muß der Schriftsteller ahnungslos Unterkunft in einem Organ suchen, das von einem Spitzel ausgehalten wird; es gehört zur politischen Polizeitechnik, daß man revolutionäre Zeitungen und Zeitschriften gründet oder unterstützt, wenn nicht zu provokatorischen oder ablenkenden Zwecken, so in der Absicht, die Verschwörer gegen Staat und Gesellschaft unter Kontrolle zu haben, sie zu kennen. Eine der genialsten Urkunden politischen Schrifttums, der achtzehnte Brumaire, verdankt nur dem Zufall die Veröffentlichung, daß in Neuyork ein namenloser Proletarier, ein Schneider, seine Ersparnisse für den Druck hergibt.

Während er für ein amerikanisches Blatt frondet, übler behandelt als ein Heimarbeiter, dem die geleistete und geforderte Arbeit häufig nicht abgenommen wird und ertraglos bleibt, muß er Zeit und Stimmung in ärgerlichen politisch-literarischen Fehden verzetteln. Zwar wird seine wirtschaftliche Lage besser, zuletzt sorgenfrei. Aber bis zu seinem Tode hat er niemals eine selbständige Existenz gehabt; aus „eigener Kraft" hat er niemals sich und die Seinen ernähren können. Ohne die Freundschaft von Friedrich Engels, der nicht nur seine Mittel hergab, sondern auch seine besten Jahre dem „hündischen Kommerz" opferte, um diese Mittel für den Freund zu beschaffen, hätte Marx nicht arbeiten können; er wäre mit den Seinen jämmerlich zugrunde gegangen. Aber selbst da sein Einfluß zu wachsen beginnt, da man seine Bedeutung erkennt, welche Mühe hat Marx auch dann noch, auch nur einen Verleger, Drucker für seine Arbeiten zu gewinnen.

Meist in geringen Auflagen erschienen, fanden sie noch weniger Abnehmer. Seine Freunde müssen sich mit rührend aufdringlichem Eifer bemühen, daß seinen Werken irgendein bescheidenes Echo in der Öffentlichkeit werde. Es ist noch nicht gar so lange her, daß einer der berühmtesten deutschen Professoren in seiner Geschichte der Nationalökonomie den Namen Marx nur in den paar Zeilen einer Fußnote erwähnt, in denen seine Wertkritik mit einer nachlässig autoritären Handbewegung als verfehlt abgetan wird. Und heute? Spekulative, kriegsmäßig „marxistische" Windbeuteleien werden in Millionen Zeitungsblättern gefeiert, und ihre Verleger haben nicht Papier und Arbeitskräfte genug, um den Bedarf neuer Auflagen zu befriedigen; und dieser ganze lärmende Erfolg nur deshalb, weil der gerissene Autor sich unter den Schutz von Karl Marx stellt, in dessen ausgeleertes Gehäuse er seine gelenkigen Glieder verbirgt. Freilich diese gescheiteren Nachfolger machen ihre Bücher auch schnell, handlich und bequem fertig. Der arme Marx aber hinterläßt sein Hauptwerk, an das er in unermüdlicher Arbeit, niemals sich selbst genügend, das letzte seiner Kraft hingegeben hat, als ein ungeheures Fragment; von den vier Büchern des Kapitals ist nur das erste bis zur Vollendung der Reife gediehen.

Ist endlich nicht auch der Politiker, der Kämpfer, der Revolutionär gestrandet? Er ist der Schöpfer der Internationale. Verging sie nicht in widrigem Streit? War es nicht alles in allem doch ein verfehltes Dasein? War es zweckmäßig, in einer stumpfen Welt die starre Aufgabe des Revolutionärs auf sich zu nehmen und von ihr nicht abzulassen?

Man hat seitdem in unsern Tagen die überraschende Entdeckung gemacht, daß revolutionäre Opposition die merkwürdige Eigenschaft besitzt, so lange von der herrschenden Gewalt auszuschließen, bis man sie nicht selbst erobert hat. Für den weltfremden Karl Marx

Digitized by Google

war das noch eine Selbstverständlichkeit. Er wußte, daß die „prinzipienreitende" Negation zwar durchaus nicht die reformerische Arbeit ausschließt, daß man im Gegenteil mit ihr alles erreichen kann, was ihr überhaupt, vor der Umwälzung von Grund aus, erreichbar ist; Marx hat ja für die Möglichkeiten wie für die Schranken der Reform erst die wissenschaftliche Grundlage und Begründung gegeben. Man könnte sogar — ich eigne mir die erschütternd prophetische Kritik der deutschen Partei an, die Jaurès in Amsterdam übte! — auf dem parlamentarischen Boden gefahrlos erheblich weiter gehen, als es bis zum Kriege geschah, sofern nur zugleich der prinzipielle Gegensatz bis zu seinen letzten Folgerungen in dem lebendigen, tätig und ehrlich entschlossenen Willen der „Führer" gesichert ist und die Bewegung und Aktion der Massen ungestüm und unmittelbar zur Entscheidung und Macht drängt. Aber Marx wußte allerdings auch, daß man in solch selbstgewählter Rolle auch auf die beglückende Möglichkeit verzichten muß, im Rate der Götter selbst den Drang nach „positiver Arbeit" ehrenvoll und angesehen schäumig zu befriedigen. Heute hat eine Partei, die ihre Abstammung von Marx durch Papiere und neuerdings auch durch zivilrechtliche Gerichtsurteile beweisen kann, eine Lösung für das Problem gefunden, den Konflikt zwischen Opposition und „positiver Arbeit" auszugleichen: man gibt die revolutionäre Überzeugung auf (wenn man auch die alten Papiere sorgfältig und stolz aufbewahrt!), und — siehe da! — nun braucht man nicht mehr abseits zu stehen, sondern kann überall dabei sein und herrlich mithelfen an der positiven Politik, die doch nur den kleinen übersehbaren Schönheitsfehler hat, daß sie gerade das positiv erstrebt, was man negierte, und das negiert, was man positiv erreichen wollte. Die Hauptsache ist gelungen, daß erlaubt wird, dabei zu sein! Man hat denn auch diese wonnereiche realpolitische Taktik des Hans

Dampf in allen Gassen (der überall und immer dabei ist) bis zu dem Grade zu steigern verstanden, daß noch Anfang 1917 das Amtsblatt der Generalkommission der Gewerkschaften dringend forderte, daß man den Kampf um das preußische Wahlrecht bis nach Beendigung des Kriegs vertage, eine Offenbarung, die augenscheinlich letzthin den Grafen Spee zu seiner unerwarteten Inspiration angeregt hat . . .

Indem ich versucht habe, das Bild von Karl Marx nachzuzeichnen, wie es Mehring in vollkommener Beherrschung und kritischer Durchdringung des Materials geformt hat, erstand in seinem irdischen Schicksal der größte Geist, der bedeutendste politische Kopf des 19. Jahrhunderts, vor dessen universaler Bedeutung all die Staatsmänner, Gelehrten, Feldherren jenes Jahrhunderts, die bei Lebzeiten vergoldet und vergöttert wurden, verblassen und versinken. Ein künftiger Forscher, der die Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts schreibt, wird Deutschland das abschließende Epigramm widmen: Es zwang seinen gewaltigsten Genius, in der Verbannung zu leben.

III.

Marx ist die vollendete Einheit von Gedanke und Tat, von Forschung und Handlung. Er ist Kämpfer und Denker, oder vielmehr, er ist Denker, um Kämpfer zu sein. So stellt Mehring mit Recht den Menschen, den revolutionären Kämpfer dem Schriftsteller, Forscher, Entdecker voran. So stark ist der Eindruck der Überfülle dieses Mannes auf den, der sein Wesen und seine Leistung zu ermessen vermag, daß Mehring, obwohl sein Buch ein zuverlässiger, kundiger und kristallen durchsichtiger Kommentar ist für alles, was Marx geschrieben, wie für die Gesamtheit seiner geistigen Entwicklung, dennoch in beinahe verzagter Ehrfurcht darauf verzichtet, auf das Titelblatt zu schreiben: Die Geschichte seines Lebens und seiner Schriften.

Digitized by Google

Nur die Geschichte seines Lebens kündigt er an, in dem Bewußtsein, daß selbst seine große Fähigkeit, das Wesentliche der Schriften aufzuspüren und lebendig anschaulich zu skizzieren, nicht mehr erreichen könne als bloße Andeutung, nicht eine erschöpfende, die Gedanken in all ihren Verflechtungen, in Ursprung und Weltwirken kritisch analysierende Darstellung.

Damit dies Leben in voller Frische erscheine, hat Mehring alle gelehrten Spuren seiner mühseligen Arbeit vieler Jahre getilgt und so jene edle Volkstümlichkeit erreicht, die jedem redlich Lesenden zugänglich ist, ohne daß die geringsten Zugeständnisse an die träge Bequemlichkeit einer abplattenden Erleichterung gemacht würden. Aber auch der Leser, der in den Urstoff vollständig eindringen möchte, findet in dem Quellenverzeichnis des Anhangs jede mögliche Förderung.

Welche Kunst Mehring in der Zergliederung der wissenschaftlicher Leistungen von Karl Marx entfaltet, mag man in den verhältnismäßig wenigen Seiten bewundern, auf denen es ihm gelingt, den Gedankengang des „Kapitals" aufzuzeigen. Für den zweiten und dritten Band wird er hier durch einen Beitrag von Rosa Luxemburg unterstützt, die mit leichter Hand in anregendster Form den spröden Stoff meistert. Natürlich können diese Anleitungen zum Lesen nicht das Studium des Werks selbst ersetzen, wohl aber erleichtern. Frau Luxemburg kann zwar die Lösung des vor dem späten Erscheinen des dritten Buches des Kapitals undurchdringlichen Problems der „durchschnittlichen Profitrate" geben, aber es ist undenkbar, auf einer knappen Seite den mühseligen Weg vom Mehrwert zu jener Ausgleichung der Profitrate nachzuschreiten, den Marx gehen mußte, um die letzte Erklärung zu finden, wie es möglich ward, daß sich das kapitalistische System in das dunkle Tyrannenreich mystischer Fetischgewalten verselbständigte, in dem

seine Existenzbedingung, die Aneignung unbezahlter Arbeit, der als Marktware gekauften Arbeitskraft völlig ausgelöscht schien. Wenn hier für eine künftige Auflage noch ein Wunsch übrig bleiben möchte, so der, einige Erläuterungen über die angewandte wissenschaftliche Methode der Marxschen Untersuchung (abgesehen von der „Dialektik") hinzuzufügen. Diese Methode ist zwar das klassische Verfahren aller Wissenschaft, wird aber noch immer nicht begriffen und ist der Ausgangspunkt aller gedankenlosen Einwendungen gegen ihre Ergebnisse. Ich meine vor allem die Aufklärung, was die „Gesetze", die — philosophisch gesprochen — reinen Gesetze bedeuten, die ihre Wahrheit in der Wirklichkeit der Erscheinungen nicht sowohl durch Bestätigungen wie durch Abweichungen beweisen: „Es ist," sagt Marx, bei der ganzen kapitalistischen Produktion immer nur in einer so verwickelten und annähernden Weise, als nie festzustellender Durchschnitt ewiger Schwankungen, daß sich das allgemeine Gesetz als die beherrschende Tendenz durchsetzt."

Die Geschichte des Lebens von Karl Marx und die Weltgeschichte seiner Zeit ist untrennbar. Mehring verfolgt die politisch-soziale Gesamtentwicklung der Jahrzehnte, die sein Leben umspannt, die geistigen Strömungen, die auf ihn einwirken, das Emporwachsen und die Konflikte der proletarischen Bewegung. Im Schatten Hegels, im Berliner Vormärz radikaler Eingänger und Sonderlinge, ringt sich gewaltig das geistige Bewußtsein des Jünglings zur ersten Klarheit durch. Das Alter sieht das Erstarken der nationalen sozialistischen Parteien, die nationalen Verfolgungen, das Sozialistengesetz. Von Anbeginn aber bis in die letzen Jahre lugt Marx scharfäugig und sehnsüchtig nach den Anzeichen der Erscheinung aus, die ihn intellektuell und gefühlsmäßig sein Leben lang beherrscht: der Weltrevolution. Zuletzt erhoffte er aus dem russisch-

türkischen Krieg von 1878 und aus der erwarteten Niederlage Rußlands dessen sozialen Zusammenbruch und soziale Umwälzung, von wo aus dann der Umschwung in ganz Europa sich fortpflanzen würde.

Die persönlich-literarischen und parteipolitischen Händel, in die Marx eingriff, versteht Mehring nicht nur in ihrer vergessenen, verwickelten Zusammenhängen zu entwirren und in einfachen Linien dem heutigen Leser durchsichtig und interessant zu machen, er steht auch seinem Helden in freier Unbefangenheit gegenüber. Der Historiker hat die Aufgabe, die Kant einmal in der Würdigung seiner Vorgänger dem Philosophen zuweist: Platon besser zu verstehen als dieser sich selbst. So übt Mehring Gerechtigkeit, indem er Männer, die Marx parteipolitisch bekämpfte, gegen Übermaß und Grundlosigkeit des Angriffs verteidigt. Ein Kämpfer, der in rastlos ringender Arbeit Klarheit gewonnen hat, wird notwendig zu Zeiten mit heftigerer Leidenschaft als die Gegner jene Freunde niederzuschlagen suchen, die gerade, weil sie dasselbe Ziel verfolgen oder vorgeben, ihm als die gefährlichsten Schädlinge der Sache erscheinen; denn deren Unklarheiten, Illusionen, Beschränktheiten, Torheiten drohen die gemeinsame Bewegung von innen heraus zu verderben und zu zerstören. Es ist zugleich die schlimme Eigentümlichkeit aller solcher Bruderkämpfe, daß sie selbst den Reinsten und Stärksten gelegentlich herabziehen. Sind diese Fehden aber geschichtlich geworden, so hat der Historiker die Pflicht, über dem Triumph des Siegers nicht das Recht des Besiegten zu vergessen. Mehrings ritterliche Unparteilichkeit, die im Buch des Siegers den von Marx Überwältigten gerechte Würdigung widerfahren läßt, verdient auch dann Anerkennung, wenn die Ergebnisse seiner Forschung nicht immer überzeugen. So bleibt für mich, im Gegensatz zu Mehring, die Politik des letzten Lassalle und noch mehr die Schweitzers auch in ihrer geschicht-

lichen Bedingtheit heute mehr denn je unannehmbar. Mir scheint ein nicht zu erklärender Widerspruch zwischen dem elften Kapitel des Marxbuches, das die preußische Politik der sechziger Jahre behandelt, und dem vierzehnten zu bestehen, das die Kriegsprobleme von 1870 darstellt. Mehring interpretiert auch die Äußerungen von Marx und Engels in ihrem Briefwechsel zu wohlwollend zugunsten Schweitzers, dessen Fähigkeiten die beiden stets anerkannt, dessen Charakter und Politik sie aber, ohne jede Schwankung, schroff abgelehnt haben. Was sie über die Politik Lassalles dachten, hat Marx in dem jüngst von Kautsky veröffentlichten Brief an Kugelmann endgültig zusammenfassend ausgesprochen. Noch im Jahre 1894 hat Engels den Lassalleanern den sozialistischen Charakter abgesprochen; weil sich in Deutschland die Lasselleaner Sozialdemokraten nannten, hätten Marx und er sich stets als Kommunisten bezeichnet; obwohl die Masse der Parteianhänger Lassalles „mehr und mehr die Notwendigkeit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel einsah, blieben die spezifisch lassalleschen Produktionsgenossenschaften mit Staatshilfe doch der einzig öffentlich anerkannte Programmpunkt. Für Marx und mich war es daher rein unmöglich, zur Bezeichnung unsres speziellen Standpunkts einen Ausdruck von solcher Dehnbarkeit zu wählen." Immerhin, man kann heute wenigstens jene Politik Lassalles und seines Nachfolgers begreifen als die Verzweiflungstaktik der Ungeduld von Männern, die in einem industriell noch wenig entwickelten Lande mit einem sehr geringen Anhang aufgeklärter Arbeitermassen die Welt aus den Angeln zu heben suchten, indem sie den damals tatsächlich tiefgehenden Konflikt zwischen der Bourgeoisie und dem Junkertum ausnutzten. In ihrer Politik war doch Überlegung, Energie und die Möglichkeit unmittelbarer Erfolge. Welch Absturz der sozialdemokratischen Staatsmänner von heute, die,

Digitized by Google

in einem durch die Industrie sozial beherrschten Reiche, verfügend über große organisatorische, parlamentarische, journalistische und finanzielle Mittel in der Wende geschichtlicher Entscheidung das Proletariat in das Lager der Gegner überführten, deren innere Gegensätze nur noch die Oberfläche kratzen, während ihre politische Einheit und Richtung seit Jahrzehnten durch den Pakt des feudalen Agrariertums mit der feudalisierten Industrie gegeben ist. Erwägt man diese beispiellos unfähige und verdächtig zersetzende politische Führung, die sich unmäßig weise in ihrer illusionsfreien Realpolitik dünkt und den alten Grundsätzen dabei treu geblieben zu sein behauptet; eine Führung die mit nachtwandlerischer Sicherheit an allen Fenstern entlang gleitet, wo ergiebige Güsse für den zudringlichen Liebhaber bereitstehen, — so ist man heute fast geneigt, gegenüber dieser opportunistischen Irrealpolitik von Tölpeln die alte wirkliche Realpolitik der Lassalleaner zu verteidigen.

IV.

Mit besonderer Aufmerksamkeit wird man in Mehrings Marx-Buch die Seiten über den Krieg 1870/71 lesen. Mehring hat die Auffassung von Marx in vollkommener und umfassender Sachlichkeit geklärt. Man vergleiche mit dieser Zeichnung geschichtlicher Wahrheit, was neue Marxschriften von Autoren sozialistischer Vergangenheit und über diese Angelegenheit zu sagen wissen. In dem mageren, aber deshalb nicht inhaltschweren Heft eines der zynischen Angestellten der Parvus-Wumba wird diese offenbar ganz unwesentliche Episode mit Schweigen übergangen, abgesehen von der bedeutsamen Mitteilung, daß Sedan am 2. September gewesen ist; außerdem wird Marx zitiert, wie er den französischen Freunden riet, die neu entstandene Republik, angesichts des Feindes, nicht durch ein soziale Revolution zu erschüttern. Noch schlimmer

steht es um ein Marx-Brevier, das im Vorwärts-Verlag erschienen ist; hier geben die gewählten Zitate scheinbar ein objektives Bild, in Wirklichkeit aber sind sie eine Lappenverkleidung gegenwärtiger regierungssozialistischer Kriegspolitik, und müssen den Nichtkenner der Materie gründlich in die Irre führen.

Marx begnügt sich nicht mit der aufregenden Enthüllung, daß der Krieg in den kapitalistischen Gegensätzen verursacht sei (er enthüllt es nicht einmal); daß die Herrschenden drüben wie hüben gleich schuldig seien, und daß deshalb das Proletariat jeden Landes die Kriegspolitik der eigenen Schuldigen — zu bekämpfen? nein, — zu unterstützen habe. Marx prüft den geschichtlichen Sachverhalt in allen Einzelheiten und Zusammenhängen. Er verkennt niemals die Bedeutung leitender Persönlichkeiten (in deren Charakteristik er vielmehr seine höchste literarische Kunst bewährt; man lese seine Palmerston-Aufsätze der fünfziger Jahre!) Er nimmt eindeutig Partei — immer bestimmt von seinem obersten Leitgedanken: der proletarischen Revolution. Er hält die Kriegsaufgaben des Proletariats auch nicht damit erledigt, daß es die Regierungen in Wort und Schrift ersucht, die Friedenshand aus zustrecken — wobei denn darauf zu sehen sei, daß auf keinen Fall die nationale Friedenshand ärmer in die gewohnte Faustlage zurückkehrt —, sondern er züchtigt im Gegenteil die französischen Friedenshandausstrecker, die Thiers, Jules Favre, Trochu als Verräter an der nationalen Verteidigung, deren Vorkämpfer zu sein sie sich vor der Öffentlichkeit rühmten. Das Sonderbarste aber ist, daß sich in allen Kundgebungen und Äußerungen von Marx über die 1870er Kriegs- und Friedenspolitik (mit einer Ausnahme!) kein einziges wirtschaftliches Argument findet; er ahnt nicht, daß es, im Geiste der Marxschen Lehre, die Aufgabe des Proletariats sei, national die durch die gewerkschaftliche Tätigkeit erreichte Lohnhöhe zu

Digitized by Google

verteidigen, oder die Beschaffung von Rohstoffen und handelspolitische Interessen zu schützen oder gar die „höhere Entwicklungsform des Kapitalismus", die in der Verbindung von Finanzkapital und Industrie liegt, zum Siege zu führen, und daß es deshalb die marxgewollte Sendung des deutschen Proletariats sei, zunächst einmal die rückständige englische Weltherrschaft durch die auf dem Wege zur sozialen Weltrevolution vorgeschrittene Macht Deutschlands zu ersetzen. Aber einmal spricht Marx doch von wirtschaftlichen Interessen, in jenen Sätzen nämlich, da er sich mit dem französischen Großindustriellen Pouyer-Quertier beschäftigt, der als Friedensbote mit Jules Favre zu Bismarck nach Frankfurt wallfahrtete, mit dem festen Entschluß, im Interesse seiner Baumwollspinnerei Schutzzölle gegen — Elsaß-Lothringen bei Bismarck durchzusetzen. Marx nennt ihn einen Mann, „der die Konterrevolution als ein Mittel ansah, um den Arbeitslohn in Rouen herunterzudrücken, und die Abtrennung französischer Provinzen als ein Mittel, den Preis seiner Waren in Frankreich heraufzuschrauben". Welche Verkennung eines Menschen, der offenbar als einziger (Marx inbegriffen!) damals die Gabe besessen hat, über Krieg und Frieden — marxistisch zu denken! Im übrigen, es gibt gegenwärtig keine Marxsche Schrift, die eifriger verdiente gelesen zu werden, als der Bürgerkrieg in Frankreich aus dem Mai 1871.

Mehring würde nicht die Eignung haben, eine Natur wie Karl Marx zu erfassen, wenn er nicht selbst auch die Kraft des Grollens, Zürnens, Hassens hätte. Im Text des Buches führt er freilich kein Fehden gegen Zeitgenossen, die ihm sonst parteigenössisch verbunden sind, nur in ein paar Nebenbemerkungen flackert rasch die Erinnerung alten Unmuts auf. Aber in der Vorrede und den Anmerkungen wetterleuchtet es grell, ein Nachfeuer polemischer Gewitter, die mit der Spannung, aus der sie entstanden, vorübergegangen

und vergessen sind. Hier wird der unbefangene und kritische Leser sich genau so zu dem Verfasser verhalten, wie Mehring selbst gegen Marx verfährt: er wird sich selbst die Freiheit historischen Schlichtens nehmen, in diesen persönlichen Kämpfen Recht und Unrecht abzuwägen und sich die eigene Meinung über den Grad und die Ausdehnung des Mehringschen Urteils auch dann vorbehalten, wenn er selbst in dem besonderen Streitfall das Recht auf seiten Mehrings sieht . . .

Die Welt hat jetzt die erste wissenschaftliche Biographie von Karl Marx. Ein Werk strengster wissenschaftlicher Forschung, ist es aber und soll es sein, ein Buch für das Proletariat. Der heillose Aberglaube, daß Arbeiter mit den Suppenwürfeln dürrer Broschüren abgespeist werden müssen, daß sie vor dicken Büchern eine Scheu haben, wird hoffentlich an dem Buche Mehrings zuschanden werden. Die Arbeiter, die die besten Stunden ihres ganzen Lebens an die sinnlose Arbeit für den Profit des Kapitalisten vergeuden müssen, haben wahrhaftig mehr Anlaß als irgendeine andere Klasse, die karge Zeit ihrer Muße der höchsten geistigen Erhebung hinzugeben. Nur dann haben sie, auch in dem Grauen heutigen Elends, ein lebenswürdiges Dasein, nur dann können sie auch zur Höhe und Reife ihrer geschichtlichen Aufgabe emporwachsen. Die großen Probleme des menschlichen Geistes, der Wissenschaft und Gesellschaft in mageren Bettelsuppen hastig hinunterschlingen wollen, heißt sich mit intellektuellem Nahrungsschwindel aufblähen, ohne einen Gran echter Kraft zu genießen.

Ich weiß nicht, ob an der älteren Generation noch viel zu erziehen ist. Die Stunde wird ja in gar nicht ferner Zukunft kommen, wo sich die „bewährten Führer" nicht genug werden beeilen können, die verlernte Sprache der „internationalen, revolutionären, völkerbefreienden" Sozialdemokratie wieder zu proben. Aber niemand wird das mehr ernst nehmen. Ich wünsche

Digitized by Google

Mehrings Buch vor allem die junge Generation (in die ich die jung gebliebene einrechne) als Leser; — die Generation, die sich nicht mehr damit bescheiden wird, in frühem Vereinsdrill schnellfertig und gefügig ihre Jugend bloß für die spätere Einreihung in die verödeten Organisationen der „Erwachsenen" herzugeben, sondern die in ihrem eigenen Rechte lebt, die Sturm und Gärung, Kraft und Begeisterung in sich fühlt, die herrlichen Regungen jener gütigsten und wunderbarsten Naturgewalt: der ewigen Regeneration des Menschen in der Jugend, die es vollbringt, daß — trotz der gesellschaftlichen Zustände — immer wieder Leben da ist, das zum Höchsten langen will.

Karl Marx, dessen Jugendfeuer erst an dem Tage schwand, da sein Leben erlosch, und sein greiser Biograph, dessen Daimonion in ihm die Altarflammen unzermürbter, tapferer und freier Menschlichkeit hütet, sind berufen, diese neue Generation des Proletariats zu hellerem Wesen, größeren Aufgaben, kühneren Wagnissen und reichsten Erfüllungen zu führen.

Denn wir bedürfen der Genialität der Klasse!

Die Heerstraße zum Abgrund

Das gelbe Zeichen.

„Glücklicherweise hängt das Wohl Deutschlands nicht von seinen Fürsten allein ab."

Herzog Ernst II an den Prinzgemahl Albert am 26. März 1850.

„Unsere Fürsten kommen mir wie die egyptischen Pharaonen vor, die nach jeder Plage, die über sie und Egypten gebracht worden, sogleich wieder verstockten Herzens wurden. Leider hat Deutschland noch nicht den rechten Moses gefunden."

Aus der Antwort des Prinzgemahls.

Als die Juden noch ihre separierten Stadtviertel besaßen, da war ihnen vergönnt, als Symbol ihres gesonderten Menschentums ein gelbes Zeichen am Haupte zu tragen, das den heiligen Orden der Ausgestoßenen in sich einte und schied gegen die Träger des gemeinen Glücks. Mit den Ghettos ist das gelbe Zeichen geschwunden; es gibt keine Orden mehr, die von Geburt an sichtbarlich getragen werden. Nur ein Rest noch jener Weltanschauung ist geblieben, die in der Geburt das ganze Dasein fixiert; nur ein gelbes Zeichen noch wird in die Wiege als unveräußerliches Patengeschenk gelegt. Das Zeichen ist nicht von grobem Zeug, es ist von dem edelsten gelben Metall, von Gold, und die Träger sind die höheren Ausgestoßenen, die Kultusgemeinde des Herrschertums: es ist die ummauerte Welt des Fürstenghettos und der gelben Königskronen.

Gleichartig ist das Schicksal der Fürsten und Juden; ihre Geburt ist ihr Fatum: abgesperrte Kontroll-

menschen, die vom ersten bis zum letzten Tage der unermüdlichen Neugier der freien Mischlinge geopfert sind. Durch Inzucht pflanzen sie sich fort, und enge, nicht erwählte Beschäftigung prägt ihren Geist. Auch die Fürsten sind von Geburt an auf das politische Gewerbe gedrängt, auch sie haben sich einen äußerst lebhaften Geschäftssinn erworben, der von nichts anderem erfüllt ist als von Vorteilen und von Nachteilen, von feinen und faulen Abschlüssen. Die fortgesetzte Inzucht züchtet extreme Geschöpfe im guten und schlimmen, Genies der Tugenden und Laster, der Kraft und der Schwäche. Freilich bleibt stets zu erwägen, ob die grellen Kontraste die Folgen der scharfen Beleuchtung oder der intensiven Leuchtkraft sind. Aber selbst physiognomisch ähneln sich die beiden Gattungen von Ghettomenschen. Die Fabel von dem jüdischen Blut, das in den Fürstengeschlechtern fließt, ist entstanden aus dem „jüdischen" Äußeren; und diese physiognomische Ähnlichkeit entspringt den verwandten Entwicklungsbedingungen. Das Jüdische ist nicht die Rasse der Juden, sondern des Ghettos, die Dekadence der Abgesperrten, der Inzuchtmenschen, der Berufsbeschränkung.

Das Fürstenghetto hat das Judenghetto überdauert. Die jüdische Emanzipation steht hart vor der Vollendung, die fürstliche beginnt schüchtern und ratlos tastend. Und doch dürfte die Öffnung des Fürstenghettos weniger Schwierigkeiten zur Folge haben, als die Judenemanzipation. Während durch diese die Judenfrage sich entzündet hat, dürfte die Fürstenemanzipation die Fürstenfrage lösen.

Herzog Ernst II. von Sachsen Koburg-Gotha, dessen Hinscheiden jüngst die Zeitungen zu beklagen verstanden, gehört zu den, noch seltenen, Fürsten, die, unbewußt zwar, begannen, sich auf ihre Menschenrechte zu besinnen und den Weg aus dem Ghetto zu suchen. Er hat weite Exkursionen in die Freiheit unter-

Digitized by Google

nommen; aber er kehrte stets und — gern in die Absperrung zurück, und das gelbe Zeichen löste sich nicht von seiner Stirn. Wer dereinst die Geschichte der Fürstenemanzipation schreibt, wird mit Fug Ernst den Zweiten unter den Vorkämpfern nennen; und in dieser Geschichte wird sein Platz länger belegt sein, als in der Historie der deutschen Einheit, obwohl er sich in den krausen Irrgängen dieser Entwicklung als unermüdlicher Kavalier rüstig getummelt hat.

Herzog Ernsts Glanzzeit fiel in die dunkelste Epoche Deutschlands; so ward es leicht, eine Leuchte zu scheinen. Er war ein Liberaler in Politik und Kirche, und er war stolz auf diesen aufgeklärten Liberalismus, der ihn emporhob über die politischen Nekrophilen, die auf den Thronen Deutschlands saßen. Bei allen Schützen, Sängern und Turnern war er ein Radikaler, und dieses Lob des Radikalismus machte ihm Spaß, da es ja so ganz und gar nicht berechtigt war. Es bedurfte gar nicht englischen Einflusses, daß sich der Herzog für Konstitutionalismus begeisterte; politische Unterhaltungen gehörten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen und so förderte er ehrlich die Schaffung eines Instituts, daß derartiger Tätigkeit ausschließlich gewidmet war. Aber der Herzog war ein Idealist; nicht umsonst war der Mörder einer „Klytämnestra", Herr Tempeltey, sein Vertrauter. Die Forderung konstitutioneller Freiheit durfte nicht durch plump materielle Wünsche entweiht, hinabgezogen werden in das Gemeine, das uns alle bändigt. Sein Liberalismus schwelgte in reiner Freiheit und Humanität, er trug eine Rose im Knopfloch, lächelte liebenswürdig und glitt geräuschlos und aufgeklärt in zierlichen Lackschuhen auf wohlgeglättetem Parkett. Und dieser Gentleman-Liberalismus, diese Nektar- und Ambrosiahumanität erschrak mit Fug und Recht vor dem Ansturm der 48er Revolution, die sich nicht mit dem enterdigten Begriff Freiheit begnügte, sondern durch nichtsnutzig praktische Inter-

essen die selbstlose Begeisterung befleckte. „Allein wenn in den ersten Tagen des März dieser — man möchte sagen ideale — Zug noch vorherrschte, so stellten sich doch auch in den kleinen thüringischen Ländern alsbald Einflüsse von ganz anderer Art hervor, und antimonarchische, sozialistische und anarchistische Bestrebungen traten an die Oberfläche ... Schon kamen die bedenklichsten Dinge zum Vorschein: man verlangte alsbald die Ablösung aller Feudallasten in bezug auf die Hütgerechtsame, Beseitigung der Ständeunterschiede und des erblichen Rechts bei der Landesvertretung, Einverleibung des Domanialvermögens in das Staatsgut, Besetzung aller Staatsämter mit „volkstümlichen Männern", Durchführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in der gesamten Verwaltung, Sicherstellung der Holzbedürfnisse des Volks, Aufhebung der Verbrauchssteuern, Ermäßigung der Stolgebühren, Abschaffung des Jagdrechts usw." So schreibt Herzog Ernst (oder läßt es durch seinen Professor U. Lorenz schreiben) schmerzlich in seinen Memoiren: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit". Und gewiß, es war zum mindesten unhöflich und undankbar, dergleichen zu fordern von einem Fürsten, der stets bürgerlich gesonnen war und die Freiheit in freigebigster Weise dem Volke zur Verfügung stellte. Besonders rücksichtslos war die Forderung der Abschaffung des Jagdrechts, kannte man doch die Jagdleidenschaft des hochherzigen Fürsten, die so gedieh, daß sein Nachfolger nichts Eiligeres zu tun hatte, als eine Amnestie für Forstvergehen zu erlassen.

Die erwähnten Memoiren sind in gewisser Beziehung das Widerspiel zu den Büchern Julius Cäsars, in denen Cäsar in der dritten Person eingeführt wird, obwohl er selbst der Autor der Taten und ihrer Schilderungen ist; Herzog Ernst bedient sich in seinen Darlegungen der ersten Person. Seine Erinnerungen haben den ausgesprochenen Zweck, seine Bedeutung

Digitized by Google

richtig einzuschätzen, und seine Deklaration ist nicht die eines Hinterziehers. „In den Erzählungen der Nachgeborenen wird nur derjenige hoffen können, einen sicheren Platz zu behaupten, welcher dafür Sorge getragen hat, daß von seinen Bestrebungen schriftliche Kunde bestehe“ — heißt es in der Einleitung. Und weiterhin: „Ich kann mich nicht bestimmt finden, mir mein Recht verkümmern zu lassen, die Dinge darzustellen, wie ich dieselben erlebt, empfunden und mitbewirkt habe. Mir war ein halbes Jahrhundert hindurch Gelegenheit geboten, im Vordertreffen zu stehen, ich habe vieles erfahren, die Ereignisse scharf beobachtet, und kein wirklicher Kenner der Zeit dürfte meinen bescheidenen Anteil an den Gestaltungen unseres Vaterlandes in Zweifel ziehen wollen.“ Historische Forschungen haben manches von seinen mit der Feder erworbenen Verdiensten korrigiert. Der Sieg bei Eckernförde zum Exempel ist nicht sein Werk, er kam zu spät an, sonst wäre er gewiß der Sieger geworden. Er war aber immerhin in der Nachbarschaft des bedeutenden Kampfes, wie er überhaupt stets der Nachbar des Bedeutenden war. Er hospitiert in allen Wissenschaften und Künsten, auch in der Kunst, verheiratet und doch glücklich zu sein. Er ist Meister in allen Arten des Sports, sein Gemütsleben ist reich an den edelsten Ausflüssen zärtlicher Liebe und Freundschaft, zwischen ihm und dem Prinzgemahl Albert ist ein geradezu klassischer Herzensbund, er ist ein tapferer Soldat, ein großer Gelehrter, ein vollendeter Weltmann, ein humaner Volksfreund von aristokratischen Manieren, ein freier Geist und heller Kopf und alles das nicht etwa von Gottes Gnaden, sondern nach koburg-gothaischem Hausgebrauch aus eigener Kraft. Er betätigte sich in allen hochherrschaftlichen Bestrebungen selbst im Bauernlegen, und ist doch zugleich ein echter Bürgerherzog, der einen Gustav Freytag den höchsten Trägern des gelben Zeichens vorzieht.

Digitized by Google

Trotz aller Einwendungen der Historiker haben seine Memoiren eine merkwürdige Akustik, welche die falschen Töne dem feinen Ohr in richtige verwandeln. Wir lernen den Wert jener Zeit nach 1848 kennen, welche die deutsche Einheit ausbrüten half, jene verlorene Zeit der diplomatischen Belustigungen des Verstandes und Witzes — der Zuschauer.

Den einzelnen befällt in Gespensterstunden das Grauen der verlorenen Zeit: Wie viel hätte man tun können und wie wenig hat man getan! Schon tropft das Leben ab, in furchtbarer Stetigkeit, Tropfen auf Tropfen, und bald ist's vorüber, unwiederbringlich die Zeit der Kraft vergeudet! Gibt es auch für die Verantwortlichen der Weltgeschichte solche Gespensterstunden? Wohl kaum! Wahnsinnig müßten sie insgesamt werden, wenn sie sich der nutzlos verstrichenen Zeit bewußt würden. Die Weltgeschichte kennt nicht nur vertrödelte Stunden, sie kennt vertrödelte Jahrhunderte. Aber die Verantwortlichen kennen nicht die wilde Pflicht peinlicher Zeitausbeutung. Sie sind stolz, wenn sie die Zeit ausfüllen.

Wir Jüngeren haben leicht die Anschauung, als sei das Werk der Blut- und Eisenmänner die Erfüllung der Sehnsucht gewesen, die die Deutschen seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, seit den Heidelberger Tagen der jungen Romantik erfüllte. Das ist mehr sedantesk als historisch gedacht. Die offiziellen Machtleute haben dem wachsenden Drängen dreier Generationen nachgegeben, haben eine Abschlagszahlung dem Volke geleistet und zugleich den Ruhm dieser Abschlagszahlung für sich in Anspruch genommen. Auch die deutsche Einheit bedeutet nichts als ein Entgegenkommen „berechtigten" Wünschen gegenüber.

Etwas Ähnliches hat sich bei der späteren Sozialreform ergeben. Die Urheber dieser Sozialreform gaben, gedrängt, ein paar Prozent dessen, was man von ihnen begehrte. Nichtsdestoweniger ließen sie sich für diese

Digitized by Google

Initiative preisen. Wir wissen alle, daß das Arbeiterschutzgesetz z. B. nicht dem gleich ist, das die Schutzbedürftigen forderten.

Nicht aus tiefstem Herzensdrange haben die Fürsten die Einheitsbestrebungen poussiert, die „deutschen Angelegenheiten" gefördert. In ihren Köpfen nistete die Furcht vor den neuen Gedanken, die aus Frankreich kamen. „Deutschland muß vor der neuen Republik gerettet werden," schrieb der Prinzgemahl Albert an seinen Bruder. Von dem „kommunistischen Aufruhr und den drohenden Aufständen" sprach Friedrich Wilhelm IV. in seiner Schlußrede auf dem Berliner Fürstentag.

Der Parallelismus mit gegenwärtigen Strömungen ist augenfällig. Die aus der Begeisterung des deutsch-französischen Krieges geborene Einheit ist kein Abschluß gewesen, und die Volksstrebungen von 1870 sind nach den kriegerischen Lorbeeren ruhig weitergesponnen worden, als hätte es nie die pompöse Einigung gegeben. Die Memoiren des Herzogs zeigen, wie es manche hohe Persönlichkeiten gab, die die deutsche Einheit lediglich auffaßten als Präservativ gegen die „kommunistische" Seuche gleichwie später die Sozialreform. Der Berliner Fürstentag von 1850 ist in der Tendenz durchaus verwandt dem vierzig Jahre später vom deutschen Kaiser zusammenberufenen Sozialkongreß. Eine geheime Befürchtung saß den fürstlichen Schwärmern für einiges Deutschland im Nacken und trieb sie vorwärts. Wie deutlich spricht dies unruhige Gewissen aus den zornigen Worten des Herzogs von Braunschweig, der dem widerhaarigen Kurfürsten von Hessen auf dem Berliner Fürstenparlament zurief: „Sie sind schon einmal daran gewesen, aus dem Lande hinausgejagt zu werden, Sie wünschen dies Verhängnis auf alle deutschen Fürsten auszudehnen."

Die Überwindung des Radikalismus durch Entgegenkommen, dieses liberale Lieblingsdogma, beseelte

Digitized by Google

auch Ernst II. „Auch die dunkle Macht der Demokratie habe ich bei Licht gesehen und meine Ansicht bestätigt gefunden, daß sie an sich nur eine negative, daß sie aber eine gewaltige ist, wenn es zur positiven Wahrheit wird, daß die Völker falsch regiert werden. Die Demokratie als Partei hat sich selbst vernichtet; ihr schwaches Glimmen wird durch die fehlerhaften Bemühungen der extremen Gegenpartei erhalten.“ Also schrieb Herzog Ernst an Friedrich Wilhelm IV. in dem denkwürdigen Memorandum, in dem er Friedrich Wilhelm IV. vom Osten gen Westen, von Rußland nach England ziehen wollte. Ebenso bezweckte der Verein, der 1853 unter G. Freytags entscheidender Mitwirkung zur Hebung des konstitutionellen Sinnes gegründet war, „sowohl der herrschenden Reaktion als auch den fortdauernden demokratischen Bewegungen entgegenzuwirken.“ Noch bemerkenswerter ist in dem erwähnten Memorandum der folgende Passus: „Wenn auch von so vielen, die ich nicht näher bezeichnen will, versucht werden wird, Ew. Majestät den Glauben beizubringen, daß ein Abwenden von dem Osten Ew. Majestät dem Lager jener imaginierten Macht der Demokraten näherführen würde, so mögen Sie mir glauben, daß es geradezu die entgegengesetzte Richtung haben wird. Die Demokratie ist besiegt, sobald jener ausländische, von allen gefühlte und gehaßte Druck vom Volke und den Regierungen genommen wird.“ Also auch hier die Erscheinung: bestimmend für die Bündnispolitik der Diplomaten bleibt einzig und allein die Furcht vor der Demokratie. Die Real- und Gewaltpolitiker schließen sich an Rußland an, nicht aus irgendwelchen patriotischen, geschichtsphilosophischen oder machtstatischen Erwägungen, nicht aus staatsmännischem Tiefsinn und weltweiser Hellseherei, sondern einfach deshalb, weil man im Osten den Hort gegen die Revolution erblickt. Umgekehrt suchen die Liberalen des Ungeheuers Herr zu

Digitized by Google

werden, indem sie aus dem Westen konstitutionelle Freiheit importieren. Jene wollen die Bestie mit der Knute bändigen, diese sie in der Freiheit dressieren. Dort arbeitet man mit dem Totschläger, hier mit milden Purganzen. Es ist derselbe Gegensatz, der die Geister beim Sozialistengesetz schied. Die Junker suchen die Gefahr durch Knebelung zu ersticken, die Liberalen durch liebenswürdige Unterredung fortzudisputieren. Die gleiche Erscheinung in der äußereren wie in der inneren Politik: Bestimmend wirkt nicht die Phrase vom europäischen Gleichgewicht, sondern im Grunde die Sympathie und Antipathie der Weltanschauungen. Kein Zweifel, daß sich die Anhänger des Ostens lieber eine Eroberung durch den Zarismus als eine freie Etablierung, eine demokratische Republik hätten gefallen lassen. Ein östlicher Buonaparte hätte gewiß den Enthusiasmus der preußischen Reaktionäre zu derselben Leidenschaft entflammt, wie der westliche seiner Zeit die Liberalen begeistert hatte. Die äußere Politik ist nur eine Konsequenz der inneren. Gegen die demokratische Seuche sollten — nach der Sehnsucht der Reaktion — innerlich Soldaten und Polizei, äußerlich Rußland angewendet werden, während die Liberalen innerlich Konstitutionalismus und äußerlich England verordneten. So lösen sich die Inspirationen schöpferischen Tiefblicks auf in gewöhnliche Emanationen des Willens, der Begierde, — wenn man will — der Sehnsucht. Wer mag ermessen, welchen Weg die Entwicklung Europas genommen hätte, wenn der Herzog Ernst einmal das Vergnügen gehabt hätte, Preußen für sein Denken, das immer über Vlissingen ging, zu gewinnen, wenn er Friedrich Wilhelm IV. in der Tat zum Westen hinübergezogen, wenn Europa Rußland isoliert hätte. Wenn 1854 ein westeuropäischer Staatenbund zustande gekommen wäre, ob wohl dann heute noch das bei der Einigung vergessene Fürstentum Lichtenstein das glücklichste deutsche

Digitized by Google

Land wäre, schwelgend in dem dreifachen Genuß der Steuerfreiheit, der Soldatenlosigkeit und eines dauernd abwesenden Fürsten? Das, was damals Demokratie genannt wurde, wäre weder auf die eine noch die andere Weise bewilligt worden, die rein politische Verfassung Europas aber hätte vielleicht ein freundlicheres Aussehen. Mag sein, daß englisches Geld durch Koburg floß, die Tatsache, daß Bestechungen verübt wurden, diskreditiert nicht die Sache eines westeuropäischen, Bundes. Auch die gute Sache bedarf der Bestechungen, die Pessimisten sagen: mehr noch als die schlechte. Es ist anders gekommen, als Ernst II. plante. Rußland und die Reaktion hat gesiegt. Die deutsche Einheit ist mit dem Osten gegen den Westen zustande gebracht. Der gegenwärtige politische Zustand Europas ist die Folge davon, daß in der deutsch-demokratischen Frage die östlich-reaktionäre Gewalttheorie die Oberhand gewonnen hat. Der Eindruck von 1848, als das entscheidende Jugenderlebnis, hat die Gründer der deutschen Einheit stets geleitet. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nichts als die siegreiche Reaktion gegen 1848, eine Reaktion, die größtenteils die konservative Repressionstheorie, zum kleinen Teil das liberale Prinzip des Entgegenkommens handhabte.

Die Zeit vor Bismarcks intensiver Einheitschweißung ist die Epoche der westeuropäisch geträumten Einheitssuche: die Verkörperung ihrer emsigen Ratlosigkeit ist Herzog Ernst. Unruhig geschäftig ist Ernst wie der Causeur und Moralist des französischen Dramas, überall und immer zugegen. In jeder Türe, die sich öffnet, erscheint dieser internationale Unterhändler, er ist in London, Wien, Paris, Berlin schier zu gleicher Zeit, wenn zwei Unterhaltungen, Unterhandlungen pflegen, der Herzog ist stets der eine Partner, er regiert dabei noch unentwegt volkstümlich sein Sachsen-Koburg-Gotha, hält Schützenreden, komponiert, schriftstellert, leitet den Nationalverein, und fährt gelegent-

lich nach Afrika hinüber. Selbst die Orsinibombe darf nicht platzen, ohne daß der Herzog Zeuge der Schreckenstat gewesen wäre. Sein Geist weht panspermistisch über Europa, aber — seltsam — sei es, daß Europa einem schnöden Malthusianismus huldigte, oder ob das Geistessperma der zureichenden Kraft entbehrte — gewiß ist, daß nirgends süße Pfänder dieser feurigen Aktionsliebe zu spüren sind. Alle seine Erfolge haben keine Folgen, all seine Anstrengungen, Ausstreuungen, Anregungen blieben ohne greifbaren Effekt. Er war kinderlos auch in der Politik, zum Glück sagen die einen, zum Schaden glauben die andern. So versandete der Fürstentag in Berlin, so zerwehte das westeuropäische Bündnis. Freilich betrieb er die verschiedenartigsten Geschäfte mit gleichem Eifer zu gleicher Zeit. Wenn er 1854 zu Paris Napoleon III. für seine politischen Zwecke zu gewinnen sucht, so vergißt er nicht, nebenher seine Oper „Santa Chiara" der Großen Oper anzuhängen, und freudig konstatiert er die sechzigmalige Aufführung.

Es war im Jahre 1866, als Herzog Ernst mit der osteuropäischen Einheitsbewegung seinen Frieden schloß. Die Kriegskosten wurden ihm vergütet. Herzog Ernst, der Mann der deutschen Einheit und des Liberalismus, blieb seitdem verschollen.

In den letzten Jahrzehnten führte Herzog Ernst das Dasein eines Rentiers, der sich von den Geschäften zurückzieht und nur noch seinen Liebhabereien lebt. Aus einem unverantwortlichen Regenten wurde er — ohne Not! — verantwortlicher Autor. Trotz der eigenen Produktion förderte er Kunst und Wissenschaft — natürlich mit Auswahl. Daneben entwickelte sich in dem kleinen Ländchen die Blaufärberei zu bedeutender Blüte. Gar mancher, dessen Vater, noch bürgerlich und produktenbörslich gesinnt, den „Börsenkurier" las, wurde durch die Koburger Veredelungsindustrie ein staatsmännischer Abonnent der „Post" und ein

Digitized by Google

hochadliges Mitglied des Unionklubs. Mit dem Tode des veredelnden Fürsten sind die Freiherren und Barone in die Hausse gekommen; sie standen vorher infolge der Koburger Überproduktion unter pari.

Politisch hörte man allerlei Seltsamkeiten aus dem thüringischen Ländchen. Die Gefängniszustände in Ichtershausen konnten den ausschweifendsten Ansprüchen verwöhnter Sibirier genügen. In Koburg-Gotha war der Kriegsschauplatz des Streits um die vielberufene Broschüre: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen." Man hat heute das Gefühl, daß der Verfasser dieses Pamphlets, das den Freisinn einer Konspiration gegen Bismarck unter Kaiser Friedrich beschuldigte, jemand war, der den Sturz Bismarcks bereits ahnte und ihn verhindern wollte, indem er angebliche Verschwörungen einer dem Kanzler verhaßten Partei gegen Bismarck ausheckte. Wilhelm II. würde, so nahm man etwa an, das Odium scheuen, Intrigen zu erfüllen, die an seines Vaters Totenbett von der Opposition gesponnen wurden. Die Broschüre trägt das Kennzeichen der meisten politischen Fehdeschriften: Die Wirtschaft mit weitverzweigten dunklen Verschwörungen. Ist Herzog Ernst wirklich der Verfasser gewesen — und die Behauptung ist unwiderlegt geblieben — so muß sich der alte Herr aus einem zahmen Liberalen zu einem sehr ungebärdigen Reaktionär entwickelt haben. Es muß hinter dieser Broschüre eine sehr seltsame Geheimgeschichte stecken, deren Aufklärung noch heute interessieren würde.

Auch der schmerzlichen Enttäuschungen barg sein Lebensabend. Er, der doch allezeit das Beste des Volks in freiheitlichem Geist erstrebt, mußte es erleben, daß Gotha durch einen Sozialdemokraten im Reichstag vertreten wurde. Kein Wunder, daß er sich lieber auf die Kunst zurückzog, die er allezeit zu kommandieren verstand, wenn auch nicht ganz im Goethischen Sinn. Zuletzt lockten ihn die Erfolge

Digitized by Google

Sonzognos und er veranstaltete Opernpreisausschreiben und Mustervorstellungen. Bei einer dieser Aufführungen erlitt er einen Unfall, der die Ursache seines Todes geworden sein soll. So ist er gleichsam auf dem Felde der Kunst gestorben.

An seine Stelle ist ein englischer Fürst getreten. Gegen diese englische Einfuhr hatte man in manchen Kreisen Bedenken. Bisher ist aber kein Unglück geschehen, auch keine Annexion. Die Anglophoben trösten sich wohl mit der Aussicht, daß demnächst ein Russe in Oldenburg thronen und so der englische Einfluß paralysiert wird. Inzwischen scheint die finanzielle Zerrüttung des Herzogtums dringlicher der Heilung zu bedürfen als die nationale.

Die Gefahr, daß die thüringischen Fürsten ausstürben, ist wieder in die Ferne gerückt, und damit auch die Gefahr, daß es statt der thüringischen Fürstentümer eine Provinz Thüringen mit einem Regierungspräsidenten in Erfurt gäbe. Fürwahr, es wäre ein unermeßlicher Schaden. Verloren auf einmal der Duft jahrhundertelanger Lebensüppigkeit, zerronnen das Gedächtnis kunstvoller Filigranintrigen, schwül verknoteter Liebesgeschichten. Statt märchenschöner Frauengestalten von geheimnisvollem Reiz und unergründlicher Tugend, von abenteuerlichem Heißblut und herrschfroher Hingebung, eine biedere, brave, deutsch-keusche Hausfrau, eine Geborene, welche die Küchenbücher der Mägde kontrolliert, deren Lebenszenith erreicht ist bei der Verheiratung der letzten Tochter und deren höchste Tragik die Übergehung des geliebten großen Mannes beim Ordensfest bedeutet; statt einer chronique scandaleuse aus rosafarbenen parfümierten kokett gekritzelten Blättchen blaue steife Aktendeckel mit starkem Kanzleipapier in Folio gefüllt und in der Mitte gescheitelt wie das Haupt des Chefs; vorbei all die teilnahmsvollen Erkundigungen nach der libido und potentia der Durchlauchtigen, kurz:

preußische legitime Prosa für prickelnde Poesie mit einem Stich ins Konfiszierte. Fern noch möge die Zeit mitleidsvoller Humanität sein, welche die Emanzipation des Menschengeschlechts auch diesen letzten Abgesperrten bringt, die Tore öffnet und das gelbe Zeichen liebevoll von der gedrückten Stirne nimmt.

(September 1893.)

Digitized

Wir haben genug!

„Aber seine (Börnes) Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen", diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird." Der fünfzehnjährige Lassalle.

„Man muß sich hüten, den Notstand öffentlich anzuerkennen, weil dadurch nur die Arbeitsscheu und die Begehrlichkeit gesteigert wird. Das Niveau der Menschen im allgemeinen und der Arbeiter im besonderen sinkt herab, wenn sich eine übermäßige Hilfsbereitschaft gegenüber Arbeitslosigkeit zeigt."
Herr Stadtbaurat Hobrecht-Berlin.

Am 23. Januar 1894 war's im Sprechsaal des allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen und deutschen Volkes, genannt Reichstag, recht langweilig. Es roch förmlich nach Wärmehallen, drei-Pfennig-Kaffee und zehn-Pfennig-Diners, und der schweißige Dunst der Vielzuvielen, der von irgendwoher sich eingeschlichen hatte, wurde nur mäßig aromatisiert durch den urkräftigen Duft polizeilicher Gummiartikel, dieser fürtrefflichen schlauchförmigen Präservative gegen die üblen Folgen des Hungers.

Es war, wie gesagt, sehr langweilig: der zweite Tag der allwinterlich wiederkehrenden Notstandsdebatten. Ich bitte, kann man wirklich von einem seit Jahren verhungernden Agrarier verlangen, daß er sich in anderer Leute private Angelegenheiten mischt, wo ihm selbst das Dach unter der Last der Hypotheken zusammenzustürzen droht? Nein, das wäre sträflicher Fürwitz, ein unberechtigter Eingriff in fremde Familienverhältnisse. Und überdies ist der Notstand genau das,

was Frühling und Liebe in der Lyrik ist. Es läßt sich nichts Neues über diesen Gegenstand sagen, und deshalb wird ein gebildeter und intelligenter Mensch das Thema vermeiden. Höchstens den Auserwählten des Himmels beschert fromme Spezialerleuchtung ein neues Sprüchlein, wie das des braven Zentrumsmannes Fuchs, der da sehr richtig und originell bemerkte: „Die Geschichte lehrt, daß, solange es Menschen gegeben hat, auch Notstände existieren. In der Tat, die Menschheit liegt krank und elend am Wege aller Zeiten, auch der unserigen, — und daran werden auch Sie nichts ändern; denn es ist eben Gottes Wille, daß dem so sei. Die Erde ist eben kein Paradies, und wir können uns auch selbst hienieden keins schaffen. Not und Elend füllen das Dasein des Menschen aus; indem wir sie mit Ergebung in Gottes Willen ertragen, sollen wir uns den Himmel verdienen.“ Womit freilich das Sträuben gegen den — nach der Ansicht des Herrn — teuflischen Zukunftsstaat unerklärlich wird, dessen verbessertes, d. h. vergrößertes Elend doch eine um so tüchtigere Vorbereitungsschule zur Erlangung des Reifezeugnisses für die himmlische Karriere sein dürfte.

Während so böse Umstürzler um ein bißchen Hunger und Frost mit der Vorsehung und der Ordnung des Diesseits haderten, schritt draußen in gewaltigem Gang die Weltgeschichte und rüttelte an den Morseapparaten und an den Redaktionshirnen, und nachdem sie sich genistet in der dämmerigen Einsamkeit eines edlen Weingewölbes, türmte sie aus Briefen und Lokomotiven, aus Empfangsentwürfen, Ernennungen, Diners, Wacht am Rhein, Flaggen, gebildeter und besitzender Begeisterung, Gruppenbildern, Leitartikeln und Telegrammen ein Riesenwerk des Reinmenschlichen: Versöhnung zwischen Bismarck und Wilhelm II.! Und die Menschen gingen hin in den hehren Kartendom der Versöhnung, in dem die Legende die Festpredigt hielt, und lauschten andächtig den Worten

Digitized by Google

des Friedens, und es war alles wie ein historischer Aktschluß mit schöner bedeutender Gruppenbildung und gutem Notausgang.

Selbst die gerecht verbitterten Agrarier, auf deren Existenz — ich weiß es nicht recht, ist es durch das alte Rom oder durch die französische Revolution historisch erwiesen — das Dasein der Welt beruht, entdeckten, nachdem sie sich zuvor fürsorglich vergewissert, daß das Ganze nicht etwa eine Intrige zugunsten des russischen Handelsvertrages sei, ihre jauchzende vom Alp befreite Volksseele . . .

Im Sprechsaal des allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen und deutschen Volkes sprach der Sozialdemokrat Kühn gerade über das sogenannte Weberelend in Schlesien. Es wohnen dort nämlich jene unangenehmen Leute, die zu faul sind, um sich ordentlich satt zu essen, denen deshalb die Haut — und noch dazu eine schmutzige, fleckige Haut — direkt ohne jeden Zwischenhandel von Fleisch und Fett über das Knochengerüst gespannt scheint, das sich überdies noch in wunderlichen Windungen und Wendungen gefällt; nirgends sieht man die Köpfe in so mannigfacher Weise an den Rumpf genietet wie in jener unangenehmen Gegend. „Also eine Familie von zwei Erwachsenen und einem arbeitsfähigen Kinde verdient bei voller Arbeit die Riesensumme von 6½ M. pro Woche im günstigsten Fall — sagt dieses Zentrumsblatt . . . Die Häuser sind so, daß vorne und hinten so viele Risse in der Lehmwand sind, daß, wenn man gegen die Vorderwand einen Stein wirft, er hinten wieder hinausfliegt . . . Das Stückchen Land, das einzelne haben, ist an den Berglehnen und Steinrücken so herumgelegen, und von den mühseligen paar Halmen, die sich da mit unendlich vieler Mühe die Arbeiter früh morgens und abends nach ihrer regelmäßigen Erwerbsarbeit erzeugen, müssen sie nicht etwa den zehnten Teil, sondern oft die Hälfte und in einzelnen Fällen

das Ganze wieder opfern, und zwar für die gräflichen Hirsche, Rehe und Hasen, die in den angrenzenden Forsten ihren Sitz haben, und die natürlich nicht erst um Erlaubnis fragen, ob sie etwas abfressen oder zertrampeln dürfen . . ." Derlei abgedroschene Dinge führte Herr Kühn in eintöniger Breite vor, in dem welthistorischer Moment, da das hochgespannte Empfinden der Nation die Chamade umjubelte, die aus der Fanfare: „Le roi me reverra!" gezähmt worden war, wie es schien; solche triste Sentimentalitäten wagte Herr Kühn auszuspinnen, obwohl Herr v. Kardorff — einer von denen, ohne die der Staat nicht leben kann! — bereits seine jauchzende Volksseele entdeckt und in stolzem Mut offen bekannt hatte. Da ließ sich die mißhandelte Volksseele nicht länger bändigen. Hatte Herr Kropatscheck zuerst in höflicher Verwarnung die Volksstimme eines Bekannten vorgeführt, der zu ihm geäußert: „Heute wird es wohl große Radaureden hier im Reichstag geben!" so mußte jetzt etwas deutlicher gegen die die Feierstimmung der Nation schnöde entweihenden Radaureden protestiert werden und mit einem kräftigen: „Wir haben genug!" verließ ein Teil der Rechten demonstrativ das Haus. Das parlamentarische Elendsschauspiel schloß mit grellem, höhnischem Klang, während das hochpoetische, großzügige Historiendrama, das sich gleichzeitig abspielte, schön und befriedigend endete, in vollendeter Technik und mit meisterhafter Wahrung der Einheit der Zeit. Ein schneidendes: „Wir haben genug!" dort, ein sehnsüchtiges: „O, währte es ewig!" hier, ungemilderte, unveredelte Wahrheit im ersten, glänzende Stilisierung, Glättung, Beleuchtung im anderen Fall. Aus den Tiefen der Volksseele stammt nur die Bewunderung, die weiß, daß eigentlich alles nicht wahr ist, was sie bewundert. Das Unwahre allein ist das Befriedigende, das Begeisternde, man betet das Unwahre an, indem man das Unmögliche möglich denkt. Selbst historische Fa-

Digitized by Google

miliendramen sind nur dann wirksam, wenn sie nicht von Menschenkennern geschrieben sind und keine Menschenkenner als Publikum verlangen. Vor einigen Jahren ereignete sich einmal im Berliner Residenztheater ein seltsamer Vorfall. Herrn Daudets „Kampf ums Dasein" wurde aufgeführt. Auf dem Zettel standen vier Akte vermerkt, aber der dritte Akt war hinterlistigerweise durch eine Verwandlung halbiert. Als nun am Schlusse des dritten Aktes der Held, der bis dahin ein röher, gemütloser, vor keinem Verbrechen zurückscheuender Streber war, in einer reinmenschlichen Aufwallung vor einer edelmütigen Dame auf die Knie stürzte, da war das Publikum hocherbaut und tiefergriffen und — eilte nach der Garderobe. Es kostete einige Mühe, die Leute zu überreden, sich noch den vierten Akt zu beschauen, der minder versöhnlich war. Es geschieht öfters, daß wir das zweite Bild des dritten Aktes mit dem vierten Akte verwechseln, weil wir alles Menschliche für möglich zu halten wünschen, ausgenommen das Menschenmögliche, was zumeist das Unversöhnliche und Unbefriedigende ist.

Wir haben auch keine Lust, das Wahre, das Wesentliche würdig zu bewältigen, aber die Anekdote in Galauniform wissen wir zu feiern und zu genießen. Ergreifend ist es zu lesen, wie ein blonder Mann aus der Provinz unlängst, beim Einzug des Fürsten Bismarck in Berlin, zwei Leute von peinlich gekrümmtem Äußeren barsch zurechtwies, weil sie, anstatt „Deutschland, Deutschland über alles" mitzusingen, von Kreditaktien sich unterhielten. Welch feiner Takt für das in geweihten Höhenzeiten Schickliche spricht aus dieser national-blonden Zurechtweisung. Und nun vergleiche man dieses vielleicht übertriebene zarte Taktgefühl mit der Art, wie man die reichstäglichen Notstandsdebatten erledigte. Wenn man bei Notstandsdebatten, anstatt in feierlicher Ergriffenheit unserer Regierung, unseren Ersten, unseren Verhältnissen, unserer Zeit

ein Vertrauensvotum auszustellen, die Herrlichkeit des Erworbenen preisend, von Arbeitslosigkeit, Elend und so weiter spricht, so ist das genau so, wie wenn ein Hebräer am deutsch-nationalen Versöhnungstag von Kreditaktien spricht. Selbst Herr v. Boetticher hat etwas von seinem alten schönen Pathos eingebüßt, auch er sprach gelegentlich von Kreditaktien — will sagen von Arbeitslosigkeit, und es kostete ihm einige Mühe, an statistischen Rettungsseilen auf den Boden der idealen Zustände zu klettern. Doch besaß er wenigstens so viel Ritterlichkeit, sich auf banausischen Abhilfgedanken nicht einzulassen. Mehr Lob verdient Herr v. Stumm. Sein sehnsüchtiges Ringen nach einem neuen Sozialistengesetz zeigt, daß es immer noch Männer gibt, die eine schönere, von der Misere des kleinen erbärmlichen Alltagslebens unbefleckte Zeit heraufzuführen beflissen sind. Und in welch hochherziger Weise wehrte er die Würde germanischer Standesart, als er die Hetzer und Volksbeglücker auf die Schmach hinwies, daß sie sich für ihre Tätigkeit bezahlen ließen. Bisher haben die Führer der deutschen Nation von Industrie-, Landwirtschafts- und Gottesgnaden, die Minister, Staatssekretäre, Landräte, Regierungspräsidenten niemals sich für die Leistung ihrer Ehrenpflicht besolden lassen, und selbst die Landbriefträger, Weichensteller und Volksschullehrer, die in ihrem Pöbelsinn von Haus aus soldgieriger sind, werden durch die weise Einwirkung einer ethischen Regierung zur Abgewöhnung dieses schmutzigen Triebes erzogen. Es gab dann wohl noch einige Lichtpunkte: die herrlichen Worte, die man dem Christentum gewidmet hat, der freisinnige Gedanke, daß nur wenn die Menschen Engel wären, sie für das Zuchthaus des Zukunftsstaates befähigt sein würden; doch kann dieser Lichtpunkt auch eine optische Täuschung sein. Aber immerhin war das Herrenwort: „Wir haben genug!“ wie eine Erlösung.

Digitized by Google

Sonderbar ist es nur, daß selbst die Herren Sozialdemokraten, trotzdem man ihnen zuliebe das schöne Thema in die Niedrigkeit verkommenen Menschentums gezogen hat, so ganz und gar nicht zufrieden mit dem Verlauf der Verhandlungen sind. Es ist immer der alte Jammer, daß sie sich, statt einfach begeistert zu fühlen, in allerlei grauen Abstraktionen rationalistisch denken. So erreichte mich, während ich gerade die großen Begebnisse der letzten Tage berauscht — ich hoffe, daß ein wenig von dieser Stimmung noch in diesen Zeilen zu spüren ist — auf dem Sofa nachträumte, ein bitterböser Brief aus der Provinz, der u. a. folgende Stelle enthielt: „Während die guten Leute die Regierung für unfähig halten, auch nur einem Hungernden ein Stückchen Brot, einem Frierenden einen Rock, einem Obdachlosen eine Stube zu verschaffen, glauben sie mit fanatischer Inbrunst an die gewaltige Kraftwirkung, die eine rein menschliche Impression eines Fürsten, der Frieden schließen will — oder zu schließen scheint — mit einem entlassenen Diener (die Schulgeschichte wird das einst unter die schönen Züge buchen!) auf die Gestaltung der Dinge zu üben vermag. Nie ist mir so klar geworden, wie klein doch eigentlich der Größenkultus ist: niederige politische Sinnlichkeit, die kläglich absticht gegen die reine Geistigkeit, die an Gedanken glaubt, die Ideen in Taten zu verwandeln strebt. Wehe denen, die all ihre Leidenschaft für politisches Operngepränge vergeuden, und nichts übrig haben für das Wesentliche der modernen Kultur, für die eigentliche Mission der Zeit!“

Pfui, sind diese Provinzialen nüchtern, abstrakt, gemein!

Ich aber schwärme, und mein Kopf tanzt wie ein lachender Löwe.

Deutschland, Deutschland über alles!

(Februar 1894.)

Der goldene Magnetberg.

Karl Kautsky hat unlängst einmal die Bemerkung gemacht, das unterscheidende Merkmal der Sozialdemokratie gegenüber allen bürgerlichen Parteien sei gar nicht mehr die Auffassung über den Kapitalismus, sondern das Verhältnis zum Militarismus. Der Ausspruch wirkte beim ersten Aufnehmen überraschend wie eine unerhörte und dazu unbegründete Ketzerei. Überlegte man sich aber das Paradoxon näher, so entdeckte man nicht ohne Erstaunen, daß Kautsky, wenigstens soweit die Entwickelung der deutschen Parteien und Richtungen in Betracht kommt, ein kluges Wort der Selbstbesinnung über den gegenwärtigen politischen Tatbestand gefunden hat.

In Wahrheit, wir sehen heute innerhalb der bürgerlichen Parteien das ganze Spektrum antikapitalistischer und sozialistelnder Nuancen vertreten. Das reine Manchestertum, das als solches gegenüber dem grundsatzlosen, erweichten Eklektizismus den nicht verächtlichen Wert einer zwar falschen, aber wissenschaftlich strebenden Lehrmeinung beanspruchen darf, hat die gewaltige Geltung, die es noch vor dreißig Jahren als Erkenntnislehre wirtschaftlicher Gesetzmäßigkeit besessen, bis auf den letzten Rest eingebüßt. Auch die paar Azteken des großen Irrtums wagen nur noch verstohlen von dem wundertätigen Spiel der freien Kräfte zu schwärmen, und der durch die Gesetzgebung überall eingeschnürte Kapitalismus — ohne daß diese bemühte Oberaufsicht des Staates imstande wäre, irgendwelche ernstliche Schranken seiner Entfaltung entgegenzusetzen — wird nirgends und von niemandem mehr für eine ewige, unantastbare Einrichtung mensch-

Digitized by Google

licher Organisation gehalten. Der bürgerliche Staat hat das Prinzip des Manchester-Kapitalismus längst preisgegeben. Er selbst stümpert in sozialistischer Pfuscherei. Die bürgerliche Gelehrsamkeit liefert im systemlosen Kathedersozialismus Viertel-, Halb- und Dreiviertelfabrikate des Sozialismus. Es gibt keine Partei mehr, die sozialistische Argumente verschmäht, und kleinere bürgerliche Richtungen sind bereit, sogar den Klassenkampf des sozialistischen Proletariats zu unterstützen. Die gewaltige Arbeiterbewegung hat eben alle zu Konzessionen gezwungen. In dem vor ein paar Jahren zum agrarischen Feldgeschrei erhobenen Antrag Kanitz, der eine Art Verstaatlichung des Getreidehandels und eine fixierte Rente für die Großgrundbesitzer anstrebte, versuchte sich endlich selbst der Feudalismus in einer Fratze sozialistischer Gedanken.

So ist allerdings kaum zu leugnen, daß die Grenzen zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Richtungen, namentlich wenn man die Bemühungen radikaler Eingänger mit berücksichtigt, einigermaßen zu verschwimmen beginnen, wenn auch das eigentliche sozialistische Ziel, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, noch ausschließlich von der Sozialdemokratie erstrebt wird. Die Kluft der Anschauungen, die vor einem Menschenalter unüberbrückbar war, hat sich, vornehmlich in der theoretischen Meinung, minder in der praktischen Übung, unzweifelhaft verringert.

Genau den entgegengesetzten Weg haben die Auffassungen über den Militarismus genommen. Die deutsche liberale Bourgeoisie ist im Kampfe gegen den Militärstaat erwachsen, der ihre Entwickelung hemmte. Bismarck überwand die Abneigung der liberalen Doktrin und des liberalen Interesses gegen den Militarismus, indem er Gegenbeweise der Tat provozierte, und da diese Gegenbeweise — die drei Bismarckschen Kriege — erfolgreich waren, ging ein großer Teil des

Bürgertums, der noch eben im wilden Konflikt gegen den feudal gerüsteten Militärstaat gekämpft, mit stramm durchgedrückten Knien zur Religion des Säbels über: Beethoven wurde durch Militärmusik überwunden. Immerhin blieben auch nach 1870 bedeutende Parteien Gegner der Gewalt- und Rüstungspolitik. Das durch den Kulturkampf gestählte Zentrum blieb in leidenschaftlicher Opposition, Freisinnige und Demokraten stritten, immer noch ein bißchen grundsätzlich, gegen das gefährlichste Machtmittel der nationalen und internationalen Reaktion.

Dies Verhältnis hat sich nun im letzten Jahrfünft von Grund aus geändert. Das Zentrum ward regierende Partei und verfolgte jetzt die Taktik, ein paar Monate unwirsch über die unersättlichen Opfer des bewaffneten Friedens zu schimpfen, um sie dann zu bewilligen. 1893 gab es die letzte Reichtsagsauflösung wegen der Ablehnung einer Militärvorlage; seitdem sorgten die Klerikalen dafür, daß jede Forderung der Art — wenn auch mit einigen Anstandsabstrichen — durchgesetzt wurde. Den gleichen Weg ging der Freisinn, der hinfort entweder gar keine oder doch nur finanzielle oder konstitutionelle Bedenken geltend machte. 1898 begann dann auch mit der ersten großen Marinevorlage der gleichmütige Verzicht auf das jährliche Budgetrecht, und es ist ein offenes Geheimnis, daß bei der Fünf-Milliarden-Marinevorlage dieses Jahres die beiden demokratischen Fraktionen der äußersten Linken, die zwar gegen diese konstitutionelle Monstrosität stimmten, ihre Wähler nicht hinter sich hatten; prinzipielle Gegnerschaft gegen die Zumutungen des Militarismus und Marinismus wurde von bürgerlichen Vertretern überhaupt nicht mehr geltend gemacht.

So ist es denn in Wirklichkeit allein die Sozialdemokratie, die in altem Trotz gegen den kulturwidrigen Militarismus der staubigen und der wässrigen Spielart

Digitized by Google

verharrt. Die grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Militarismus ist, wie Kautsky richtig erkannte, das Trennende zwischen dem Proletariat und der gesamten Bourgeoisie.

In dieser Gegnerschaft aber steckt zugleich die Differenz der sittlichen Weltanschauung, für die der Militarismus den Prüfstein bildet.

Wenn die Sozialdemokratie den Militarismus prinzipiell bekämpft und die Bourgeoisie ihn hätschelt, so heißt das mit anderen Worten: Das Proletariat hat von der liberalen Bourgeoisie die von ihr verratene und verlassene kulturelle Weltanschauung weltbürgerlicher Humanität übernommen, die sonst nirgends mehr eine Stätte findet. Die Stellung zum Militarismus ist in erster Linie das Bekenntnis einer sittlichen Weltanschauung, in ihr scheiden sich die Wege der Barbarei und der Sittlichkeit; die Sozialdemokratie geht den Weg menschheitlicher Sittlichkeit.

Die militaristische Frage ist im tiefsten Gehalt ein ethisches Problem. Ethisch denken und handeln aber heißt nicht ins Blaue schwärmen, heißt nicht nach rauhem Werkeltag für ein paar Feststunden mit glitzerndem Flitter sich aufputzen, sondern Ethik bedeutet die wissenschaftliche Erkenntnis der einzigen Lebens- und Entwickelungsmöglichkeit der Völker und der Menschheit. Die humane Weltanschauung ist in Wahrheit die wirkliche Realpolitik, weil sie die kulturelle Notwendigkeit möglich macht — die Aufgabe allen menschlichen Handelns ist, nicht das Mögliche notwendig, sondern das Notwendige möglich zu machen — weil sie in tiefschauendem Verständnis den Weg und das Mittel weist zu dem, was notwendig ist. Der überpfiffige Realpolitiker aber, der über das humane Narrentum höhnt, ist, weltgeschichtlich betrachtet, der eigentliche Utopist, der in verbrecherischem Aberwitz sich gegen die Notwendigkeit auflehnt und die Bedingungen des Daseins zu würgen

sucht. Der Realpolitiker der landläufigen Maulwurfsgattung ist der geprellte Preller, der gemeingefährliche Geisteskranke.

Hat man aber diese Bedeutung des Militarismus erkannt, so wird die Lächerlichkeit derer offenbar, die der Sozialdemokratie den Rat geben, doch auch „national" zu werden. Das würde nichts weniger als die Selbstentmündigung und den Selbstmord des Proletariats bedeuten, und die ganze Menschheit verlöre darüber die Vernunft.

In dem Problem des Militarismus erscheint überdies auch in anderer Form wieder das alte kapitalistische Manchestertum, das, aus den nationalen Verbänden vertrieben, sich auf den Weltmarkt geflüchtet hat: Weltpolitik, Kolonialpolitik ist die roheste, verderblichste und zweckwidrigste Entartung des kapitalistischen Manchestertums, es ist das vom Kapital ausgehaltene freie Kraftspiel der See- und Landräuberei, das alle Schranken kultureller Satzungen mißachtet, die fessellos tobende Barbarei. Weil aber humane Sittlichkeit, zweckmäßige Vernunft und notwendige Entwickelung identische Begriffe sind, darum bedeutet die sittliche Verurteilung dieser Politik zugleich ein Urteil über ihre Möglichkeit überhaupt. Der Ethiker ist nicht ein müßiger Phantaist, der die realen Verhältnisse nicht berücksichtigt, sondern er ist im Gegenteil der Mann der wissenschaftlichen Erkenntnis der Realitäten, er ist der prophetische Mahner, der weiß, daß der Weg der kurzsichtigen „Weltkenner" in den Abgrund führt. Alles politische Geschehen an den Grundsätzen sittlicher Weltanschauung messen heißt nicht spielen und träumen, sondern die Zukunft schaffen, die werden muß, wenn anders die Menschheit nicht in krystallinischer Erstarrung an ihrem Wahn zersplittern soll.

* * *

Digitized by Google

Weltpolitik ist Weltmanchestertum. Sie bedeutet den ungeheuerlichen Versuch des Kapitalismus, auf einem Umwege wieder die Schranken zu zerstören, die von der Macht der Arbeiterbewegung und, unter ihrem Zwange, von den nationalen Gesetzgebungen in den modernen Industriestaaten seinem ungezügelten Ausleben gesetzt wurden. Das Kapital will wieder mit freier Willkür über die ganze Kraft von Arbeitermassen verfügen. So erklärt sich die tiefe Sehnsucht nach China, nach seinen Millionen willfähriger, fleißiger bedürfnisloser Kulis. Darum drängt das europäische Kapital nach diesem Paradies der unerschlossenen Bodenschätze und der unerwachten Sklaven. Das Kapital bringt nicht die Kulis nach Europa, wo sie leicht politisch infiziert werden könnten, es geht vielmehr selbst zu ihnen — in der Sache aber bleibt es derselbe Versuch, durch die Konkurrenz der Kulimassen der Begehrlichkeit der zum Kraftbewußtsein erwachten Arbeiter der modernen Industriestaaten Schach zu bieten; es ist der Kuliimport in anderer, wirksamerer Form, es ist das Unterfangen, moderne Industrie ohne moderne Arbeiter zu produzieren, es ist — in der Tendenz — eine Generalaussperrung des gesamten organisierten Proletariats.

Aber indem das kapitalistische Weltmanchestertum sich mit der rohen Rückständigkeit des feudalen Militarismus verbündete, wurde es utopisch. Als der weltpolitische Flottenwahn die Köpfe, namentlich der „Intellektuellen", benebelte, wies die Sozialdemokratie auf den Widersinn, die innere Unmöglichkeit dieses Weltmanchestertums hin. Gerade vom Interessenstandpunkt des Kapitalismus war diese Weltpolitik mit Panzerschiffen und Kanonen utopisch, ein Taumeln zur Katastrophe. Die Nomaden des Kapitalismus bedürfen des Friedens, um die Weideplätze des Erdballs abzugrasen. Der Kapitalismus kann nur als stiller Einschleicher kommen, der sanfte Goldregen er-

öffnet den Schoß, den die brutale Vergewaltigung zum Widerstand reizt.

Unerwartet schnell haben die Tatsachen diesem Urteil recht gegeben. Die reichsdeutsche, imperialistische Weltpolitik, der deutsche Bonapartismus, „in dem" — um mit Marx zu reden — „der Staat zu seiner ältesten Form zurückgekehrt ist, zur unverschämt einfachen Form von Säbel und Kutte", ist bei ihrer ersten Ausfahrt furchtbar gescheitert, sie ist in einem blutigen Abenteuer zusammengebrochen, von dem sie sich — bei allen äußeren militärischen Erfolgen — so leicht nicht erholen wird. Und nicht nur das Deutsche Reich, die ganze europäische Politik des Wettrüstens, der gepanzerten Faust, der Völkerausraubung ist vom Krach erfaßt, der dadurch noch verschärft wird, daß er zusammentrifft mit einer jähen wirtschaftlichen Krisis nach dem ungeheuren Aufschwung, den man für endlos halten wollte: die chinesischen Boxerfäuste haben in wunderbarer Fernwirkung die Denkerstirnen der europäisch-amerikanischen Börsianer mit Beulen geschmückt, die Kugeln der Krieger Tuans sind in den papiernen Eiffelturm der Aktienkurse gefahren — der ganze Bau ist geborsten, und die Marktverweser der internationalen Spekulation haben in besinnungsloser Panik die Trümmer im Stich gelassen.

Hat der Burenkrieg gelehrt, wie ohnmächtig innerlich die englische Weltmacht gegenüber einem Volk ist, das an Zahl von deutschen Großstädten um das Vielfache übertroffen wird, so hat der Aufstand der Boxer unbarmherzig die Fäulnis des ganzen herrschenden Systems, des militärisch-marinistisch bewehrten Raubkapitalismus bloßgelegt.

Europa hat seit 1870 etwa 40 Milliarden für den Kultus des bewaffneten Friedens ausgegeben. Gegenwärtig werden in schnell steigender Progression alljährlich $4^1/_2$ Milliarden von den Staaten Europas für Heer und Flotte ausgegeben — ungerechnet die Kriegs-

Digitized by Google

mittel der Vereinigten Staaten und Japans. Jedes neue Dutzend Panzerschiffe, das die deutschen Regierungen fordern, wird mit der Notwendigkeit begründet, den deutschen Handel und die Deutschen im Auslande zu schützen. Deutschland allein begehrte nach einem Kaiserwort, stark genug zu sein, um der ganzen Welt den Frieden zu gebieten — und jetzt sind die vereinigte Militärstaaten der ganzen Erde wochenlang nicht imstande gewesen, 150 km von der chinesischen Küste entfernt wohnende Fremde vor der Wut eines lange mißhandelten Volkes zu schützen, jetzt vermochte dies Riesenaufgebot von Machtmitteln nicht die Vernichtung des Handels, die Zerstörung von Eisenbahnen zu hemmen. Die Kanonen haben sich nicht als Agitatoren des Welthandels und der Großindustrie erwiesen, sondern als deren Zerstörer. Und dieser innere Bankerott bleibt bestehen, wenn sich auch die chinesische Affäre vielleicht minder gefährlich gestalten sollte als es zuerst schien. Europa hat seine Ohnmacht erwiesen, Europäer im Auslande zu schützen, und es ist den Chinesen, nicht Europa zu verdanken, wenn die Fremden nicht den Untergang gefunden haben. Endigt das weltpolitische Abenteuer für Europa noch einigermaßen glimpflich, so ist das nicht das Verdienst Europas, sondern der Erfolg chinesischer Zerrissenheit und Unschlüssigkeit, es ist die zufällige Wirkung militärischer Minderwertigkeit, die kulturelle Überlegenheit ist.

In dieser, an grauenhaft humoristischen Zügen reichen chinesischen Blutfarce, die aus keinerlei staatsmännischen Berechnungen geschaffen und geleitet, sondern aus lauter Überraschungen zusammengesetzt ist, war der plötzliche glorreiche Vormarsch der vereinigten Truppen nach Peking ein abenteuerlicher Witz. Ruhig blieben die tapferen Krieger in Tientsin, obwohl Tag für Tag die schlimmsten Nachrichten über die Lage der Fremden in Peking verbreitet wurden.

Digitized by Google

Die militärischen Fachleute bewiesen die Unmöglichkeit eines Vormarsches. Als dann aber Deutschland seine rasselnden Prahlereien in alle Winde schrie — da war das Unmögliche plötzlich ausführbar. Deutschland sollte nicht dabei sein, wenn die flatternden Kulturfahnen in Peking den Frieden diktierten. Man rückte vor, und die Rettung gelang ohne erhebliche Anstrengung.

Vielleicht ist auch das plötzliche Erlöschen des militärischen Widerstandes der Chinesen, deren heldenmütige Wehr zuerst das Erstaunen und die sinnlose Angst der vereinigten „Kultur" erregt hat, nicht auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von Anfang an russisch-amerikanische Geheimverhandlungen mit China gesponnen wurden, und daß diese in dem Augenblick zum Ziele führten, als Deutschland seine Weltverblüffungsmission — Marke: Uns kann keiner! — proklamierte. Das schöne Fastnachtsspiel vom Weltgeneralissimus Grafen Waldersee mit dem transportablen Asbesthaus, den delikaten Konservenbüchsen und dem Pränumerando-Triumphzug sollte dann den gesalzenen Hohn noch mehren, der Deutschland auf dem Weltmarkt des bestialischen Ulks zum unüberwindlichen Konkurrenten gemacht hat.

* * *

Als im November 1897 Kiautschou den ahnungslosen Chinesen mitten im tiefsten Frieden fortgenommen worden war, träumte der deutsche Kapitalismus von ungemessenen, zauberhaften Herrlichkeiten endloser Beute. Welche weitschauenden Pläne die deutschen Staatsmänner mit diesem Welttheatercoup verfolgten, ist bis zur Stunde unaufgeklärt. Des Grafen Bülow, des Heißgeliebten der Journalisten beider Welten, tieferes Gedankenleben ist ja bisher nicht von seinen zahlreichen Zeitungsgönnern entschleiert worden, und seine eige-

Digitized by Google

nen Kundgebungen sind plumpe Variationen über ein fehlendes Thema. Aber der Verdacht ist nicht abzuweisen, daß hinter der ganzen großen Aktion nichts steckte, wie ein Bedürfnis der inneren Politik; man wollte Beweismaterial für die Notwendigkeit jenes ersten Marineplanes beibringen, der damals den guten Deutschen noch sehr wenig einleuchtete; man hielt sich zu jener Zeit noch für ein Landvolk. Das ist der ewige Kreislauf der Dinge: Man braucht Schiffe, um Kolonien zu schützen, dann braucht man wieder Kolonien, um Schiffe fordern zu können. Kiautschou war notwendig, sonst hätten die deutschen Regierungen ihre Flottenvorlage nicht durchgebracht.

Und dies gefällige Unternehmen war ja äußerst erfolgreich. Die Chinesen liefen davon und verstanden sich freudig zu der Pachtung auf 99 Jahre. Überhaupt wußte man von den Chinesen nichts anderes, als daß sie davonlaufen — so im chinesisch-japanischen Kriege, so bei dem Einbruch in Kiautschou. Merkwürdigerweise hatte man ganz vergessen, welche blutigen Opfer Jules Ferry in den achtziger Jahren unter dem Fluch des französischen Volkes brachte, als er den Bankerott seiner Politik durch die Ablenkung des Gloire-Bedürfnisses im Tonking-Abenteuer zu verschleiern suchte. Niemand freute sich so sehr über diese Vergeudung französischer Kraft, wie Bismarck, und noch heute erfordert Tongking, weit entfernt, die ungeheuren Opfer der Erwerbung zu verzinsen, bei lächerlich geringem Handelsverkehr fortgesetzte Aufwendungen seitens Frankreichs. Daran dachte man in Deutschland in den Flitterwochen der Weltpolitik nicht. Kiautschou ward beliebt. Die schnelle, glückliche Pachtung imponierte auch außerhalb der jugendlichen Kreise, die ihre Phantasie an Piratenromanen erziehen. Man bewunderte die Durchschlagskraft der europäisch-deutschen Kultur und erwartete allerlei märchenhafte Profite. Und damals vollzog sich auch zum erstenmal

in aller Schroffheit jene Scheidung sozialdemokratisch-proletarischer Weltpolitik und bourgeoiser Weltmachtpolitik. Einzig und allein die Sozialdemokratie verurteilte entschieden den völkerrechtswidrigen Gewaltakt, der in unübersehbare Abenteuer führen und dessen erhoffter Nutzen sich leicht in eine schwere wirtschaftliche Gefahr für Deutschland verwandeln könnte, wenn erst das erschlossene China als unterbietender Konkurrent auf dem Weltmarkt erscheinen würde. Die bürgerlichen Parteien lachten ob der doktrinären Bedenken und gingen freudestrahlend und hoffnungselig nach Kiautschou.

Seitdem hörte man allerdings wenig Erfreuliches von der Pachtung. Kurz nach dem Einbruch ermordete ein Chinese einen deutschen Wachtposten — ein früher Beweis, wie irrig die Annahme war, daß die scheinbare Ruhe, mit der die Chinesen die Eroberung hinnahmen, eine wirkliche Ruhe war. Der Übeltäter wurde ergriffen, gefoltert, enthauptet, und der Kopf an das Tor befestigt. Unsere europäischen Kulturpioniere besitzen ja die ertsaunliche Fähigkeit, wenn sie wirklich einmal im fremden Land auf eine Barbarei stoßen, die man in der Heimat nicht mehr kennt, sich sofort solchen Sitten anzupassen; sie bringen alles Barbarische vom Vaterlande mit und mehren diesen Schatz dann durch die Grausamkeiten, die sie in dem Lande vorfinden, das sie zivilisieren wollen.

Weiter erfuhr man, daß die nach Kiautschou deportierten deutschen Soldaten durch klimatische Krankheiten in erschreckender Zahl dahingerafft wurden. Endlich legte in neuester Zeit eine in einer Wochenschrift verbreitete photographische Aufnahme Zeugnis ab von der raschen Ausbreitung deutscher Kultur: auf ödem Felde in gleichen Abständen sechs Pfähle, an jedem Pfahl ein Chinese angebunden, und zwanzig deutsche Soldaten zielend auf die der Hinrichtung Verfallenen. Ich weiß nicht, was die Chinesen ver-

Digitized by Google

brochen hatten, das aber weiß ich, daß wir damit einen erhebenden Kulturfortschritt nach China gebracht haben; denn bisher war es dort nicht üblich, solche Szenen der höheren Zivilisation zu — photographieren! . . . Die bürgerlichen Parteien äußerten ihre Freude an der gedeihlichen Entwickelung der Pachtung, und die letzte Denkschrift der Regierung veranschaulichte in Lichtbildern die Reize des Bülowschen Platzes an der Sonne.

* * *

Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Boxeraufstand, wie immer er mit sozialen und antidynastischen Beweggründen kompliziert sein mag, im entscheidend erregenden Motiv nach Kiautschou zurückführt. Die weiteren Pachtungen, Port Arthur und Weihaiwei, das schneidige Gerede der Weltmachtpolitiker von der Aufteilung Chinas, das Evangelium der gepanzerten Faust, das Wilhelm II. seinen Bruder in China zu verkünden hieß, mußten den nationalen Widerstand herausfordern. Die christlichen Missionare, deren Lehren den wißbegierigen Chinesen früher vielfach als interessante Spekulationen des menschlichen Intellekts nicht unwillkommen waren, mußten jetzt als hinterlistige Spione der europäischen Eroberungsgier erscheinen; denn welch normaler Kopf hätte sich anders den Widerspruch erklären können, daß die Verkündung christlicher Nächstenliebe sich mit Raub und Gewalt paarte. Und die Chinesen erfüllten die christliche Lehre, daß, wer das Schwert ziehe, durch das Schwert umkomme — europäische Waffenfabrikanten und militärische Instruktoren lieferten das Schwert und erwiesen in seinem zweckdienlichen Gebrauch. Der nationale Freiheitskrieg der Chinesen brach aus — in einer plötzlichen Explosion, die allem Anschein nach in seiner akuten Phase durch den Einbruch in Taku veranlaßt wurde.

Digitized by Google

Abermals vollzog sich in der öffentlichen Meinung Deutschlands jene schroffe Scheidung. Alle bürgerlichen Parteien rasten in chauvinistischen Schmähungen der verruchten gelben Teufel, die sich die Segnungen der europäischen Kultur nicht gefallen lassen wollten — niemals hat die deutsche Presse einen solchen Grad sittlicher und intellektueller Verwahrlosung erreicht, wie in diesen Wochen. Dabei verbarg sich hinter dem sinnlosen Toben nur die schlotternde Angst des schlechten Gewissens vor ungeheuerlichen Konsequenzen, die man nicht zu übersehen vermochte.

Der europäische Kannibalismus der Kulturbestien nahm in Deutschland eine unsagbar verrucht-groteske Form an. Deutschland schrieb, redete und handelte nach der Moral und der Intelligenz eines blutrünstigen Hintertreppenromans. Das erhebende Bewußtsein, daß man unerschöpflich viele totschlagsfähige Soldaten und unzählige Kanonen habe, hat die Intelligenz des herrschenden Deutschland zerstört. Was hat man nötig, den Kopf, das Denken zu bemühen, wenn man die Fäuste für sich hat! Die ausschweifendste Räuberromantik wurde zum leitenden Prinzip. Die epileptische innere Politik erschien — zum Erstaunen und boshaften Gelächter der Welt — auf der internationalen Diplomatenmesse, und wenn ein Kulturhistoriker einmal über den „Sadismus in der Politik" schreiben sollte, so wird er in dem Studium des Khaki-Sommers 1900 reiche Anregung finden. Dieses Chaos von Kinderei, Roheit, Mordsucht, Ruhmredigkeit, Kulturheuchelei, Verlogenheit und frömmelnder Mystik, das in der deutschen Presse orgiastisch tollte, stellte die tiefste sittliche und intellektuelle Erniedrigung Deutschlands dar — fast hätte man Sehnsucht nach einem neuen gründlichen Jena, aus dem die Möglichkeit einer humanen Wiedergeburt erwüchse.

Wir dürfen den Boxern dankbar sein, daß ihre vielleicht heroischen, vielleicht nur unbesonnenen Auf-

Digitized by Google

lehnungsversuche mit einem grausamen Griff den schimmernden Schleier zerrissen, der über der politischen Barbarei Deutschlands liegt. Wir kennen jetzt — dank den Boxern — die unsägliche Gemeinheit und Dummheit dieses kapitalistischen Parvenustaats, der die verwegenen Roheiten des militärischen Feudalismus und die Unbarmherzigkeiten der Kapitalmagnaten mit der Stupidität eines um seine Ersparnisse zitternden Kleinkrämers und der Narrheit einer wild schweifenden unbehausten Romantik zu vereinigen weiß.

Die Panik eines Bankruns, Gebeteleiern und Flüchelallen, blindwütiges Umherfahren mit geballter Hand, völlige Besinnungslosigkeit und Unfähigkeit politischen Denkens, grauenhaft lächerlicher Mangel an grundsätzlicher und kritischer Überlegung — so stellte sich der Gemütszustand der bürgerlichen Presse dar. Wir haben Äußerungen abgrundtiefer Infamie gehört, wie man sie in deutscher Sprache bisher für unmöglich hielt. Der Vorschlag, eine Verbrecherarmee gegen China zu entsenden, war weder der niedrigste noch der dümmste Gehirnexzeß aus dieser Zeit. Man hat noch weit schlimmere Äußerungen gehört, ohne daß man sich auch nur groß verwundert hätte.

Es ergab sich, daß sich die Bourgeoisie, namentlich die liberale, überhaupt jeden politischen Urteils entledigt hat. Die Angst um die in China angelegten Millionen deutschen Kapitals und die Gier nach neuen Profiten beherrschte ausschließlich die Christenmenschen der weißen Rasse. Im übrigen blökten sie als verängstigte Schafe geduldig, wie die liberalen, freisinnigen und demokratischen Hämmel des Grafen Bülow blökten. Man vertraute in rührender Unschuld dem Geistreichtum des ministeriellen Hofbeamten, der durch eine blasse Programmlosigkeit die leidenschaftlichen Impressionen der Krone zu wässern und zu meistern bemüht war. Aber man vertraute auch zugleich der Energie des preußischen Bundesfürsten —

man ließ sich bewundernd von jeglichem Licht erleuchten, sofern es nur von oben kam.

Dabei äußerte sich das politische Denken der bürgerlichen Presse im grellen Spielzeugstil kindischer Naivetät. Man wirtschaftete mit den primitivsten Instinkten und trieb den psychologischen Aufwand eines Küchenromanziers. Die Heerscharen der Engel kämpften gegen die dunklen teuflischen Mächte. Das Khakitum wurde mit einem schön vergoldeten Heiligenschein ausgestattet. Man spielte Räuber und Prinzessin mimte den Kampf mit dem Drachen, schwärmte für Blutrache, den Kreuzzug der Hunnen zu einer Vendetta-Ausstattungsburleske gestaltend. Der deutsche Michel wurde zum Kasperle der Puppenkomödie, der den leibhaftigen Gottseibeiuns tot drischt und selbst den Tod tapfer und keilefreudig über das Knie legt. Aus Neu-Ruppin bezog man die historisch-geographischen Anschauungsbilder, und Ammenmärchen wurden zur Bibel der Staatsweisheit. Dem deutschen Volk wurde tatsächlich von der bürgerlichen Presse angesonsen, in Heldenpossen Lauffschen Stils ernsthaft mitzuspielen — nur daß das Spiel, das die blöde Phantasie der Presse ausgeheckt, auf Tod und Leben ging. Darum konnte der spottende Beobachter keine reine Freude an der Mobilisierung des Narrentums haben; die Narren wateten in echtem Menschenblut, und ein ekelhafter Ludergeruch sentimentaler Bestialität, die sich als Patriotismus deklarierte — ließ das Lachen verstummen.

Zugleich aber hat das deutsche Zeitungsgebaren das Ausland ermuntert, seinen unverschämten Spott mit Deutschland zu treiben. Was anderes ist es als Spott, wenn die englische Presse fortwährend die absurdesten Chinatelegramme erfindet, um durch eine pfiffige Mischung von haarsträubenden Greueln und rohen Schmeicheleien die in Deutschland herrschende psychologische Stimmung zu beeinflussen, um für

Digitized by Google

England, das durch den Transvaalkrieg militärisch geknebelt ist, in China einen zu allem willigen tölpelhaften Bravo kostenfrei zu gewinnen!

Die deutsche öffentliche Meinung hat Ruchlosigkeiten das Wort geredet, denen gegenüber die Raubzüge eines Louis XIV., in deren Verabscheuung unsere Jugend erzogen wird, leuchtende Kulturtaten darstellen. Und zugleich hat die Bourgeoisie in ihrer jämmerlichen Angst um die bedrohten, in China angelegten Millionen wider ihre eigenen Interessen gewütet, indem sie sich bedingungslos der Lorbeersucht der militärischen Streber ausliefert, denn die besondere fratzenhafte Form der China-Weltpolitik ist nicht sowohl aus den wohlverstandenen Interessen der Bourgeoisie zu erklären, als vielmehr aus den absolutistischen Tendenzen des modernen christlichen Ritters à la Waldersee und dem Ruhmbedürfnis des friedensüberdrüssigen Offiziers.

Die im System des Militarismus angehäufte Zerstörungskraft sucht einen Ausweg. Aber dieser internationale Militarismus ist nicht nur brutal und grausam, sondern auch feig, und so tobt er seine Begierde, praktische Experimente zu versuchen, möglichst an Wehrlosen aus: die allzu stark gerüsteten Völker Europas scheinen ihm zu gefährliche Gegner, darum wählt er sich China zum Exerzierplatz für seine Scharfschießübungen und veranstaltet mörderische Menschenjagden auf ein von Haus aus friedfertiges Kulturvolk. Der chinesische Raubzug ist nicht einmal ein Krieg, er ist eine Treibjagd auf ohnmächtige Menschen.

* * *

Die Kulturehre Europas inmitten dieses wüsten Tobens zu wahren, übernahm die Sozialdemokratie, das organisierte Proletariat, nicht minder beschimpft als die Boxer. Mit schneidender Schärfe wies sie auf die Folgen einer abenteuerlichen Politik hin, die sie stets

bekämpft hat und deren Verantwortung sie allein daher ablehnen darf. Sie höhnte über die groteske Heuchelei, daß Europa nichts wolle, als mit seiner vereinigten russisch-galizisch-ostelbisch-abruzzisch-spanischen Zivilisation die — einer tollen Zeitungslegende zufolge — „erstarrte" chinesische Kultur flüssig machen. Sie erkannte das Recht der Chinesen an, sich gegen die Vergewaltigung ihrer nationalen Selbständigkeit mit allen Mitteln zu wehren, und sie wies auf die völlige Sinnlosigkeit eines Krieges hin, den untereinander todfeindlich zerklüftete Staaten gegen ein Volk von 400 Millionen unternehmen.

Dabei führten die bürgerlichen Blätter des Inlands, sowie die Korrespondenten, die die ausländische Presse bedienten, über die wirkliche Stimmung der Massen des Volkes völlig irre. Die Wahrheit ist, daß das Volk keinerlei Begeisterung für den Krieg der Rache und des Christentums hegt. Ebensowenig hat man sonderliches Vertrauen zu der Geschicklichkeit und der Weisheit unserer Staatsmänner. Wenn sich herausgestellt hat, daß die kostspieligen Diplomaten in Peking selbst keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen hatten, warum soll man da annehmen, daß der durch eine sechswöchentliche Seereise von China entfernte glatte Graf Bülow über die dortigen Zustände wohl erleuchtet sei. Talleyrand hat die Diplomaten gewaltig überschätzt, deren Sprache doch nur dazu dient, die Gedankenlosigkeit zu verbergen.

Gleichermaßen ist das Ausland über die Aufnahme getäuscht worden, die den verschiedenen Reden Wilhelms II. beschieden gewesen ist. Sie haben in Deutschland weder so überraschend, noch so stimulierend gewirkt, wie man draußen annimmt. Wir wissen, daß der Kaiser sich in allen Fragen als der leidenschaftliche Held eines heroischen Schauspiels fühlt, der mit seiner überlegenen Kraft die Widerstände der Kleinlichen und Engherzigen überwindet. In dem gleichen ener-

Digitized by Google

gischen Stil seiner Chinareden hat er einst der Bismarckschen Fronde die Zerschmetterung angekündigt, hat er die Sozialdemokratie auszurotten versprochen, denen, die zum Streike anreizen, das Zuchthaus in Aussicht gestellt, und den kanalfeindlichen Agrariern seinen unbeugsamen Willen erklärt, den Mittellandkanal zu bauen. Mit so impulsiver Wucht hat der Kaiser auch im Januar 1896 den durch den Jameson-Einfall belästigten Buren seine Sympathien ausgesprochen. Gleichwohl existiert die Bismarcksche Fronde noch heute, die Sozialdemokratie ist stärker als je, die Zuchthausvorlage ist schroff abgelehnt worden, ohne daß Weiterungen erfolgt wären, der Mittellandkanal ist immer noch nicht gebaut, und im Burenkrieg hat der Kaiser England seine Sympathie geliehen.

Freilich findet die Politik des Kaisers in den internationalen Fragen nicht den gleichen organisierten Widerstand, wie im Innern, und darin liegt die schwere Gefahr, die verstärkt wird durch die listigen, zielbewußten Provokationen des Auslandes, den byzantinischen spekulativen Kretinismus einer gewissen Presse und die geistige Bedeutungslosigkeit der verantwortlichen Beamten. Wenn der Kaiser den Chinesen eine Rache ankündigt, wie sie die Welt noch nicht gesehen, wenn er wünscht, daß für jeden ermordeten Deutschen eine chinesische Stadt zu bombardieren sei, wenn er den deutschen Soldaten als oberster Kriegsherr verbietet, Pardon zu geben und Gefangene zu machen, wenn er für unser Volk den Weltruhm der Hunnen heischt und zugleich die Erfolge christgläubiger Kreuzfahrer vom Himmel erfleht — so sind das für den Kenner deutscher Zustände keinerlei überraschende Erscheinungen, haben doch solche Grundanschauungen — in der notwendigen formalen Modulierung — auch die innere Politik bestimmend beeinflußt. Aber in der inneren Politik hat die Rhetorik des Kaisers, diese in Kontrasten stürmende dramatische Auffassung der

Vorgänge, niemals Anspruch auf buchstäbliche Umsetzung in Handlungen erhoben. Der Kaiser will immer nur der große Anreger und Ansporner sein, mag dann die Politik der verantwortlichen Regierung die nötige Abschwächung vornehmen.

Anders in der auswärtigen Politik. Hier wagt die verantwortliche Regierung nicht den ausreichenden Widerstand gegen die wörtliche Auslegung der kaiserlichen Anregungen, wie sehr immer der Salontragikomiker der Weltpolitik, Graf Bülow, seine ratlose Verlegenheit in diplomatischen Kundgebungen abschwächend stilisieren mag. Die deutsche Regierung hat weder die kriegerischen Racheaktionen, noch die umfangreichen Truppensendungen, die das Völkerrecht und die Verfassung in die Luft sprengten, zu verhindern gewußt. Deutschland hat durch seine Chinapolitik sein europäisches Prestige schwer erschüttert, blind unübersehbare Konflikte heraufbeschworen, die wirtschaftlichen Hoffnungen, die man auf den Handelsverkehr mit China setzen durfte, für Jahre hinaus vernichtet — ganz abgesehen von den demoralisierenden Wirkungen des Hunnenkults der Presse und dem Staatsstreich wider die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung.

* * *

Die gewalttätige Weltmachtpolitik des Kapitalismus ist bei ihrem ersten Ausflug furchtbar gestrandet. Die in Interessengegensätzen hadernden Militärstaaten haben ihre Unfähigkeit zu gemeinsamer Aktion bewiesen.

Der Raubkrieg in China, zu dem die Weltpolitik der gepanzerten Faust geführt hat, verschlingt Ströme von Menschenblut und opfert nutzlos die Ernte der wirtschaftlichen Völkerarbeit. An seinem Horizont droht der Weltbrand.

Bei alledem wird der Kapitalismus, gleichgültig,

Digitized by Google

wie die chinesische Wirrnis ausgehen möge, um die erhofften Früchte geprellt werden. Die Sehnsucht der europäisch-amerikanischen Kapitalisten wird sich nicht erfüllen, daß sie in China mit den billigen und willigen Arbeitskräften und den reichen unerschlossenen Schätzen des Bodens Waren produzieren. Wird China der modernen Industrieentwicklung erschlossen, so wird der Chinese selbst als gefährlicher Konkurrent auf dem Weltmarkt erscheinen. Als hervorragend begabter Kaufmann hat er sich längst erwiesen. Daß er eine dem Japaner ähnliche Gelehrigkeit besitzt, haben die neuesten Ereignisse gezeigt. Mit behender Schnelligkeit hat er sich die Geheimnisse der europäischen Mordtechnik, wenn auch noch nicht vollkommen, angeeignet, und wir wissen, daß in den großen Waffenfabriken, die in China bereits bestehen, nicht nur chinesische Arbeiter, sondern auch ausschließlich chinesische Ingenieure beschäftigt werden. Der Chinese wird sich den Profit, den die industrielle Entwicklung mit sich bringt, nicht von den Fremden aus der Hand nehmen lassen. Die grauenvollen Opfer der Weltpolitik werden sich nicht bezahlt machen.

Zwar nicht in allen Ländern ist die Chinapolitik so sinnlos, wie in Deutschland. Von Anfang an behandelten Rußland und die Vereinigten Staaten Amerikas die chinesische Frage mit ausgesuchter Behutsamkeit und Höflichkeit. Man erbittert nicht Leute, mit denen man handeln will; man mißhandelt nicht Menschen, an deren Beeinflussung man interessiert ist. Gerade Amerika und Rußland haben aber auch ein besonderes Zukunftsinteresse: Entwickelt sich China industriell im modernen Sinne, so wird das dichtbevölkerte Reich, wenn nicht alles trügt, zu einem Industrieartikel exportierenden und Lebensmittel importierenden Land. So hat Rußland und Amerika Anlaß, ihrer überschüssigen Lebensmittelproduktion den neuen großen Markt zu gewinnen, und dieser Um-

stand dürfte die Beflissenheit hinlänglich erklären, mit der die beiden Staaten sich als Freunde und Retter Chinas empfehlen.

Müßte man aber ganz im allgemeinen zugeben, daß die Weltpolitik in weiser Zweckmäßigkeit, wenn auch mit abscheulichen Mitteln, den Notwendigkeiten der kapitalistischen Entwickelung, ja dem Augenblicksinteresse einzelner oder auch der gesamten Arbeiter diene, so würde aus solchem Zugeständnis für die Sozialdemokraten nur die Aufgabe folgen, um so eifriger und konsequenter diese Politik der kapitalistischen Exzesse zu bekämpfen; man scheint sich hier und da noch immer nicht ganz klar darüber zu sein, daß der Sozialismus nicht der Agent, sondern der Feind des Kapitalismus ist, daß er ihn also unter allen Umständen und in jeder Entwicklungsform zu bekämpfen hat, wie immer er als weltgeschichtliche „Notwendigkeit" anerkannt werden mag.

* * *

Im alten deutschen Volksbuch vom Herzog Ernst wird das orientalische Märchen vom Magnetberg erzählt, der die eisernen Teile der Schiffe unwiderstehlich anzieht, daß sie zerschellen. Schiffstrümmer, verwesende Leichname und gebleichte Knochen umkreisen den Berg des Schreckens.

Ein goldner Magnetberg — das ist die Weltpolitik des Kapitalismus, die militärisches Ruhmbedürfnis und abenteuernde Romantik in Blut, Grauen und Gelächter taucht.

(August 1900.)

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Staatsform.

Eine öffentliche Diskussion
zwischen
Kurt Eisner und Karl Kautsky
1904.

Die Aufnahme dieser Diskussion, die mir mein Freund Kautsky gestattet hat, geschieht nicht, um alten persönlichen Streit zu beleben — denn heute besteht zwischen Kautsky und mir in fast allen Fragen der politischen Theorie und Praxis Übereinstimmung — sondern wegen der urkundlichen Bedeutung jener Debatte für die Erkenntnis der Parteientwickelung. Ich stand 1904 in der Partei, als Vorwärts-Redakteur, gefährlich isoliert, auf der Seite Jaurès'.

I.

Die deutsche bürgerliche und vor allem die reaktionäre französische Presse hat die Äußerungen Bebels*) über den plutokratischen Klassencharakter auch der bürgerlichen Republik dahin mißzuverstehen gesucht, daß Bebel oder gar die ganze deutsche Sozialdemokratie die Vorzüge der Monarchie gegenüber der Republik anerkannt habe, ja, zum Apostel der sozialen Monarchie geworden ist.

In der letzten Nummer der Neuen Zeit weist Genosse Kautsky diese tendenziösen Mißdeutungen der Bebelschen Bemerkungen schlagend zurück und gelangt dann zu folgenden Betrachtungen:

*) Auf dem Internationalen Sozialistenkongreß in Amsterdam, 1904.

„Aber die Republik ist uns sympathisch nicht bloß mit Rücksicht auf den mehr oder weniger entfernten Zukunftsstaat der sozialen Republik. Auch als bürgerliche Republik muß sie dem sozialistischen Proletariat wertvoller sein als die Monarchie, so daß es sich für die Republik entscheidet, wo immer es die Wahl zwischen den beiden Staatsformen hat. Denn die bürgerliche Republik ist die Staatsform, in der der Entscheidungskampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie am ehesten und besten ausgefochten werden kann. Das wird aber bewirkt dadurch, daß der Klassengegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie in der Republik am schärfsten und klarsten zum Ausdruck kommt.

Wohl steht die Monarchie dem um seine Befreiung ringenden Proletariat notwendigerweise feindselig gegenüber, denn diese Befreiung erheischt die Aufhebung der Klassen, also die Aufhebung der Grundbedingung der Monarchie. Aber diese hat kein Interesse daran, eine andere Klasse zur Alleinherrschaft kommen zu lassen; die Macht der Monarchie ist am größten dort, wo die verschiedenen Klassen sich die Waage halten. Das kann eine monarchische Regierung unter Umständen dazu veranlassen, das Proletariat gegenüber der Bourgeoisie in Schutz zu nehmen.

Andererseits kann sich in einer Monarchie die Bourgeoisie unter Umständen durch die Regierung, die nicht direkt ihre Klassenregierung ist, mehr beengt fühlen als durch das Proletariat; sie kann es zur Schwächung der Regierung aufrufen und zu diesem Zwecke stärken.

Endlich findet in einem monarchischen Lande das Proletariat selbst zwischen sich und der Bourgeoisie die Monarchie, als einen von jener verschiedenen Gegner. Dadurch wird seine Aufmerksamkeit geteilt, die Schärfe des Klassengegensatzes vermindert, die Intensität des Klassenkampfes geschwächt.

Ganz anders in einer bürgerlichen Republik unter

Digitized by Google

entwickelter kapitalistischer Produktion. Hier herrscht die Bourgeoisie direkt, hier stehen sich Proletariat und Bourgeoisie unvermittelt gegenüber, hier hat das Proletariat nicht die trennende Wand einer monarchischen Regierung zu übersteigen, will es der Bourgeoisie an den Kragen gehen.

In monarchischen Ländern — und das gilt um so mehr, je absoluter die Monarchie, alo am meisten für Rußland — ist das Proletariat oft gezwungen, seine ganze Kraft auf die Bekämpfung der Regierung zu konzentrieren. Gelingt es ihm dort, die Staatsgewalt niederzuwerfen, so steht es nicht am Ende seiner Kämpfe, sondern nur am Beginn einer neuen, intensiveren Phase des Klassenkampfes. Gelingt es ihm dagegen in der bürgerlichen Republik, die bestehende Staatsgewalt zu stürzen, so hat es damit endgültig über die Bourgeoisie gesiegt, ihre politische Expropriation vollzogen und ihre ökonomische Expropriation unabwendbar gemacht.

Deshalb die große Bedeutung, welche schon die bürgerliche Republik für das Proletariat hat. Aber gerade deswegen ist auch in der Republik das Klassenbewußtsein und der Klassenhaß der Bourgeoisie gegenüber dem Proletariat mehr entwickelt, und ist dort die Bourgeoisie um so skrupelloser in ihrem Klassenkampfe gegen das Proletariat, unbedenklicher in der Wahl ihrer Mittel, sei es brutaler Niederwerfung, sei es heimtückischer Überlistung und Korrumpierung.

So hoch uns daher die Republik, auch die bürgerliche, steht, so wichtig sie uns für den Befreiungskampf des Proletariats erscheint, so darf uns das noch nicht blind machen gegen den arbeiterfeindlichen Charakter, den jede bürgerliche Republik und jede Regierung einer bürgerlichen Republik entwickeln muß. Gerade in dieser Erkenntnis unterscheiden wir uns von der bürgerlichen Demokratie, die der Republik eine geheimnisvolle Kraft der Schwächung der Klassen-

gegensätze zuschreibt und wähnt, der republikanischen Bourgeoisie wohne eine weit größere Neigung inne, die Befreiung der Arbeiterklasse zu fördern, als der Monarchie und der monarchistischen Bourgeoisie.

Dieser republikanische Aberglaube gehört aber auch zu den Illusionen, die dank dem Revisionismus selbst in unsere Reihen hier und da Eingang gefunden haben. Da war es sehr am Platze, wenn Bebel demgegenüber wieder unseren Standpunkt darlegte, der den des Republikaners mit dem des proletarischen Klassenkämpfers vereinigt."

Indem Kautsky hier zutreffend darlegt, daß auch die bürgerliche Republik ihren Klassencharakter beibehält, sind doch zugleich seine Darlegungen über den — wie man aus einzelnen Wendungen schließen könnte, nach seiner Meinung — abgestumpften oder doch wenigstens verwischten Klassencharakter in der Monarchie und sein Wort vom republikanischen Aberglauben geeignet, neuer Verkennung Bebelscher und sozialdemokratischer Auffassungen wider die Absicht Vorschub zu leisten.

Es könnte der Anschein entstehen, als ob Bebel tatsächlich der Meinung wäre, daß in der Monarchie die Klassen nicht so unmittelbar und so brutal aufeinanderstoßen, wie in Republiken. Solche Meinung, die natürlich Bebel nicht hat und haben kann, wäre aber eine Konzession an jene grundverlogene „Theorie" dynastischer Hauslehrer des Staatsrechtes, die der Monarchie die geheimnisvolle Wunderkraft des Über-den-Parteien-Stehens und der zwischen den Klassen ausgleichenden Gerechtigkeit zuschreiben. Tatsächlich lehrt die geschichtliche Erfahrung und zeigt die innere Logik der gesellschaftlich-staatlichen Organisationsform, daß keine herrschende Klasse eine mit starker staatsrechtlicher Machtvollkommenheit ausgestattete Monarchie erträgt, die sich ihr nicht mit Haut und Haaren verschreibt. Deshalb gleicht eine Monarchie, sofern sie

Digitized by Google

nicht zur bloßen dekorativen Formalität verflüchtigt ist, sondern mehr oder minder tief im Absolutismus stecken geblieben ist, nicht, in wenn auch noch so bescheidener Form, die Interessen zwischen den beherrschten und den herrschenden Klassen aus, sondern sie sucht lediglich die verschiedenen Interessen zwischen den herrschenden Klassen selbst auszugleichen. Sie muß fortwährend bedacht sein, die diversen „Stützen des Thrones" bei guter Laune zu erhalten, und deshalb muß sie ihnen — auf Kosten der proletarischen Masse — abwechselnd alle erdenklichen Vorteile zuschanzen — Die Notwendigkeit, sich auf die herrschenden Klassen zu stützen und die innerhalb der besitzenden Gesellschaft infolge der wirtschaftlichen Entwickelung vielfach ausbrechenden Gegensätze zu versöhnen, damit sie nicht selbst zwischen den herrschenden Klassen zerrissen wird, zwingt die Monarchie zu immer verstärkten Anstrengungen in der Verleihung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Privilegien.

Auf der anderen Seite werden die herrschenden Klassen im Wettstreit um die Gunst der Krone immer reaktionärer und, indem sie sich der höfischen Natur und der Art der für die dynastischen Bedingungen tauglichsten und stärksten Klasse anzupassen suchen, offenbart sich der Klassencharakter nicht nur in der rohesten, sondern auch oft in der ihren eigenen wirtschaftlichen Interessen zuwiderlaufenden unsinnigsten Form. In keiner Republik ist deshalb der Klassenkampf brutaler und zugleich absurder, wie in dem monarchischen Preußen und in dem monarchischen Sachsen.

Während so auf der einen Seite die absolutistische oder halb absolutistische Monarchie ihre Politik auf den Ausgleich der Interessen der herrschenden Klassen zuungunsten des Proletariats richten muß, fühlen sich andererseits die herrschenden Klassen hinter dem

Schutzwall einer starken Monarchie so sicher, daß sie gar keine Notwendigkeit einsehen, sich mit dem Proletariat zu verständigen, es durch Konzessionen zu befriedigen. Und wenn die Monarchie es für gut hält, dem Proletariat für den auf seinem Rücken vermittelten Ausgleich der Interessen der herrschenden Klassen untereinander auch einige Scheinkonzessionen zukommen zu lassen, so widersetzen sich solchen Versuchen die herrschenden Klassen aufs hartnäckigste. So wird schließlich nur so viel „monarchische Sozialreform" gewährt, als die herrschenden Klassen es gestatten. Es gibt deshalb nirgends so rückständig bornierte Klassenherrschaft, wie sie das Junkertum und der mit ihm versippte bürgerliche Fabrikfeudalismus wiederum in dem monarchischen Preußen und in dem monarchischen Sachsen ausübt.

Umgekehrt sind in demokratischen Republiken und in den konstitutionellen Scheinmonarchien, wie England, die herrschenden Klassen genötigt, in ihrem inneren Interessenstreit das Proletariat durch Zugeständnisse auf ihre Seite zu locken. Die sozialen Konzessionen in diesen Staaten mögen nicht immer so aufdringlich sichtbar werden, wie die bureaukratisch-selbstgefällige Sozialreform in monarchischen Staaten, aber ihr innerer Wert ist vielfach überlegen. Und vor allen müssen die herrschenden Klassen in der Demokratie durch politische Freiheiten sich die Sympathie und Hilfe der für ihre Herrschaft unentbehrlichen Massen zu gewinnen trachten.

Es widerspricht den Tatsachen und stellt das wirkliche Verhältnis auf den Kopf, daß die reinere und schroffere Form des Klassenkampfes in den Republiken zur Geltung komme. In der bürgerlichen Republik und verwandten Staatsformen versucht man die Arbeiter durch Geschenke zu korrumpieren, in der absolutistischen Monarchie durch Gewalt einzuschüchtern. Der „republikanische Aberglaube" ist

Digitized by Google

sonach eine recht revolutionäre, sehr radikale und in allen Fällen eine unbedingt notwendige Anschauung.

Der beste und einzige Interpret seiner Anschauung ist schließlich Bebel selbst. Gerade vor einem Jahre hat Bebel in seinem Aufsatz über die Vize-Präsidentenfrage mit großer Schärfe und durchaus zutreffend gegen die Genossen polemisiert, die nach seiner Meinung sich gegenüber der fundamental wichtigen Staatsform zu gleichgültig verhielten. Er führte in der Neuen Zeit vom 5. September 1903 unter der Kapitelüberschrift „Die Staatsform mehr Nebensache für die Sozialdemokratie" aus:

„Wir sollten nicht das Hauptgewicht auf die Staatsform legen und nicht annehmen, daß man durch eine Audienz bei dem Kaiser eine Art Reverenz vor ihm mache. Nicht auf die Staatsform, auf den sozialen Inhalt der Gesellschaft komme es nach unseren eigenen Grundanschauungen hauptsächlich an, rufen übereinstimmend Vollmar und Göhre. Letzterer widmet diesem Thema in der Chemnitzer Volksstimme einen ganzen Leitartikel, aus dem ich die Überzeugung gewann, daß dem Genossen Göhre der Nationalsoziale noch sehr im Nacken sitzt.

Es fällt mir nicht ein, die Staatsform zu überschätzen. Aber sie ist sehr wesentlich. Es gibt allerdings Monarchien, wie zum Beispiel die englische, die ich mancher Republik vorziehe, zum Beispiel den südamerikanischen. Aber auch zwischen den Monarchien ist ein gewaltiger Unterschied. Eine starke Monarchie bedeutet ein schwaches Parlament. Und wenn das Königtum durch Heer und Flotte und Beamtenhierarchie usw. schon stark ist und durch die herrschenden Klassen noch besonders gestützt wird, dann ist es für jede Demokratie eine ganz besondere Gefahr! Daher ist die Monarchie in Preußen die Monarchie par excellence, die es in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male gibt. Und der jeweilige preußische

Digitized by Google

Monarch, der zugleich deutscher Kaiser ist, ist auch der systematische Stärker des Junkertums, in dem er seine vornehmste Stütze sieht. Er ist es auch, an dem das Dreiklassen-Wahlsystem mit all seinen Ungleichheiten in Staat und Kommune für die Arbeiterklasse seinen Grund- und Eckstein findet, der alles billigt, was bisher die Sozialdemokratie in Preußen rechtlos gemacht und geschädigt hat ...

Wäre dagegen Preußen-Deutschland eine Republik und wäre sie noch so blau, so besäßen wir höchst wahrscheinlich das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle Vertretungskörper, Diätenzahlung an die Abgeordneten, eine gerechtere Einteilung der Wahlkreise, womöglich das Proportionalwahlsystem, ein viel freieres Vereins- und Versammlungsrecht, eine größere Preßfreiheit, eine vollkommenere Sozialreform, für die dann unsere Macht ganz anders in die Wagschale fiele wie jetzt, ein demokratischer gestaltetes Militärsystem, eine dem Parlament verantwortliche Regierung, kurz, es wäre eine Reihe unserer nächsten Programmforderungen erfüllt, um die wir jetzt noch lange und voraussichtlich sehr schwere Kämpfe zu bestehen und große Opfer zu bringen haben.

Wollen Vollmar und Göhre auch jetzt noch behaupten, daß die Staatsform mehr nebensächlich sei? Was werden die belgischen, französischen, österreichischen, italienischen Genossen denken, wenn sie ihre Ausführungen lesen?"

Man braucht nur an diese Darlegungen zu erinnern, um ein- für allemal der Legende der deutschen und französischen bürgerlichen Presse ein Ende zu machen, die der deutschen Sozialdemokratie monarchische Neigungen, republikanischen Skeptizismus oder auch nur Gleichgültigkeit gegenüber der Staatsform zuschreiben möchte.

Gewiß, es läßt sich denken, daß die Monarchie

Digitized by Google

keine direkte Klassenregierung ist, es läßt sich denken, daß in der Monarchie der Klassenkampf minder rauhe Formen annimmt wie in der Republik; es läßt sich denken, daß in der Monarchie dem Proletariat ein größerer Schutz zuteil wird — und niemand wäre so zufrieden, wenn die Monarchie diese Eigenschaften hätte, wie die deutsche Sozialdemokratie. Aber, nach einem Philosophenwort: Ein gedachter Taler ist kein wirklicher Taler. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil. Und Bebel, der vor einem Jahre den monarchistischen Aberglauben der Revisionisten oder doch den der monarchistischen Indifferenz bekämpfte, hat sich besser gegen falsche Interepreten gesichert, als sein heutiger Verteidiger, der vor dem Revisionismus des „republikanischen Aberglaubens" warnt. Beiderlei Aberglauben ist vom Übel — aber einstweilen steckt in dem „republikanischen Aberglauben" noch ein so schweres und unumgängliches Problem, daß es uns gar nicht wichtig genug sein kann.

Im übrigen scheint uns die binnen Jahresfrist so seltsam veränderte Umschreibung revisionistischer Ziele — vom monarchischen zum republikanischen Aberglauben — die Einsicht dafür zu schärfen, ob es der tieferen Erkenntnis und der fruchtbaren Klärung parteigenössischer Streitfragen dient, mit dem Stempel fester „Richtungsworte" allzu eifrig zu arbeiten.

II.

K. E. bringt im Vorwärts vom 30. August eine Polemik gegen meine Ausführungen in der Neuen Zeit über die Bedeutung der Republik für den proletarischen Klassenkampf. Ich hatte diese Darlegungen im Anschluß an Bebels Äußerungen in Dresden gemacht, K. E. aber glaubt nachweisen zu können, daß ich, statt Bebel zu interpretieren, mich in Widerspruch zu ihm gesetzt habe, der vor einem Jahre in

der Neuen Zeit über die Republik ganz anders geurteilt habe, wie ich in meinem letzten Artikel.

Ich muß darauf bemerken, daß ich nicht den Artikel vom vorigen Jahre, sondern die jüngste Rede Bebels zu interpretieren suchte. Will K. E. behaupten, meine Ausführungen ständen im Widerspruch zu dieser Rede?

Ich glaube kaum; dann aber liefe seine ganze Darlegung auf den Versuch hinaus, indirekt einen Widerspruch zwischen dem Bebel von heute und dem vom vorigen Jahre zu konstruieren. Und allerdings, wer nur nach Äußerlichkeiten urteilt, mag leicht auf die Idee kommen, zwischen den beiden Darlegungen bestehe ein Gegensatz. Ganz anders, wenn man näher zusieht.

Es ist ein großer Fehler, der sich aber immer wiederholt und der namentlich bei den Beweisen für angeblich vollzogene Mauserungen der Sozialdemokratie eine bedeutende Rolle spielt, daß man Sätze aus einzelnen polemischen Reden oder Artikeln ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, in dem sie stehen, und die Situation, der sie entstammen, gebraucht. Es ist klar, daß man in der Polemik stets diejenigen Seiten hervorhebt, in denen man sich vom Gegner unterscheidet. Wenn ich heute mit einem Anarchisten und morgen mit einem Konservativen polemisiere, werde ich jedesmal ganz andere Argumente gebrauchen, und wer diese ohne weiteres nebeneinanderstellt, kann dann oft Widersprüche konstruieren, wo in Wirklichkeit völlige Einheitlichkeit des Denkens besteht.

So auch hier. Was als Widerspruch zwischen dem Bebel vom September 1903 und dem vom August 1904 erscheinen mag, ist in Wirklichkeit ein Widerspruch zwischen den Genossen, gegen die er seinen Standpunkt zu verfechten hatte — Vollmar und Göhre einerseits, die da meinten, die Staatsform sei ziemlich

Digitized by Google

gleichgültig, und Jaurès, der die Bedeutung der Republik überschätzt. Bebel bekämpft, und mit Recht, die eine Anschauung ebenso, wie die andere. Es ist jedoch klar, daß man nicht beide mit den gleichen Argumenten bekämpfen kann.

Sind aber seine Argumente in dem einen und dem anderen Fall verschieden, so sind sie nicht miteinander unvereinbar; auch mit dem, was ich jetzt in der Neuen Zeit entwickelt habe, ist der Standpunkt, den dort Bebel vor einem Jahre darlegte, sehr wohl zu vereinigen.

Wie Bebel damals, erkläre ich jetzt, daß die Republik für das kämpfende Proletariat von äußerster Wichtigkeit ist, daß es dort seiner Befreiung näher steht als in der Monarchie. Was ich „republikanischen Aberglauben" nenne, ist der Wahn, „der republikanischen Bourgeoisie wohne eine weit größere Neigung inne, die Befreiung der Arbeiterklasse zu fördern, als der Monarchie und der monarchistischen Bourgeoisie".

Man muß scharf unterscheiden zwischen republikanischer Bourgeoisie und republikanischer Staatsform. Die Anerkennung der Wichtigkeit der einen für den Befreiungskampf des Proletariats darf uns nicht blind machen gegen die große Tatsache, daß, gerade weil die Republik diesen Befreiungskampf begünstigt, die Bourgeoisie in der Republik dem Proletariat gegenüber nervöser und skrupelloser verfährt als in der Monarchie — unter sonst gleichen Umständen, das heißt, bei gleicher politischer und ökonomischer Kraft des Proletariats.

In der Republik entwickeln sich bei gleicher ökonomischer Höhe die Klassengegensätze zwischen Bourgeoisie und Proletariat früher und schärfer als in der Monarchie. Nichts ist irriger, als die Behauptung K. E.s:

„Es widerspricht den Tatsachen und stellt das

wirkliche Verhältnis auf den Kopf, daß die reinere und schroffere Form des Klassenkampfes in den Republiken zur Geltung komme. In der bürgerlichen Republik und verwandten Staatsformen versucht man die Arbeiter durch Geschenke zu korrumpieren, in der absolutistischen Monarchie durch Gewalt einzuschüchtern."

Ein Blick auf die Geschichte genügt, diese Schablone über den Haufen zu werfen. Es war die französische Republik, die Baboeuf köpfte, die die Blutbäder vom Juni 1848 und Mai 1871 auf dem Gewissen hat. Auf die Praxis der Schweiz, bei jedem erheblichen Streik Militär gegen die Streikenden aufzubieten, hat der Vorwärts erst jüngst aufmerksam gemacht. Und einen Kampf, wie er sich seit Monaten in Colorado abspielt, haben wir bei uns noch nie gekannt.

Es war andererseits die Monarchie, die versuchte, die deutschen Arbeiter durch die Geschenke des allgemeinen Wahlrechts und der Arbeiterversicherung zu gewinnen. Und wir haben in Preußen eine Steuergesetzgebung, die hoch über der französischen und amerikanischen steht.

Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Monarchie dort, wo sie sich bedroht fühlt, gegen ihre Widersacher weniger brutal vorgeht als die bürgerliche Republik gegen die Arbeiter. Es fällt uns nicht ein, die Unterdrückungsmethoden der Monarchie beschönigen zu wollen. Nur den Glauben an die Arbeiterfreundlichkeit der republikanischen Bourgeoisie wollen wir erschüttern und zeigen, daß mit gleicher Rücksichtslosigkeit, mit der die Monarchie den Republikanern aller Klassen, die republikanische Bourgeoisie dem Proletariat gegenübersteht, daß der Klassenkampf in der Republik daher ein energischerer, der Klassengegensatz ein schrofferer ist als in der Monarchie, wo er vielfach durch den Kampf gegen das monarchische System verschleiert wird. Das be-

Digitized by Google

zeichnet keineswegs die Bedeutungslosigkeit, sondern vielmehr die große Bedeutung, welche die Staatsform für den Sozialismus hat.

Wenn aber der angebliche Widerspruch zwischen Bebel und mir oder zwischen dem Bebel, der Vollmar und Göhre kritisiert, und dem, der Jaurès kritisiert, sich in Wirklichkeit in einem Widerspruch zwischen Jaurès und seiner deutschen Gesinnungsgenossen auflöst — beweist das nicht, daß man unter dem Wort „Revisionismus" sehr verschiedene Anschauungen zusammenfaßt, die gar nicht zusammengehören? In der Tat meint K. E. am Schlusse seines Artikels:

„Im übrigen erscheint uns die binnen Jahresfrist so seltsam veränderte Umschreibung revisionistischer Ziele — vom monarchischen zum republikanischen Aberglauben — die Einsicht dafür zu schärfen, ob es der tieferen Erkenntnis und der fruchtbaren Klärung parteigenössischer Streitfragen dient, mit dem Stempel fester ‚Richtungsworte' allzu eifrig zu arbeiten."

Diese „Einsicht" wurde bei mir leider nicht „geschärft", denn ich bin der Meinung, daß auch der Widerspruch zwischen dem „monarchischen und dem republikanischen Aberglauben" — um diese Terminologie beizubehalten — nur ein äußerlicher ist und bei „tieferer Einsicht" sich in eine höhere Einheit auflöst. Vor allem ist der Widerspruch kein zeitlicher, sondern ein räumlicher. Wir haben nicht vor Jahresfrist den „monarchischen Aberglauben" des Revisionismus und heute den republikanischen, sondern wir haben in monarchischen Ländern, so am auffallendsten in Italien und England, den monarchischen, in republikanischen den republikanischen „Aberglauben" des Revisionismus, das heißt, wir finden überall bei ihm den gleichen „Aberglauben", daß mit dem bestehenden Staatswesen sich auskommen lasse. Ja, wie finden, daß der Republikaner Jaurès

selbst seinem „republikanischen Aberglauben“ nur für die Republik huldigt, an deren Regierung er Anteil nimmt.

Derselbe Jaurès, der jetzt in seiner Humanité die Einigungsaktion damit einleitet, daß er als ihre Vorbedingung verlangt, die sozialistische Partei Frankreichs solle die Ausführungen über die bürgerliche Republik desavouieren, die Guesde in Amsterdam getan, er hat vor Jahresfrist die wärmsten Sympathien für die in Deutschland beantragte Hofgängerei an den Tag gelegt, er hat den König von Italien als Vertreter des italienischen Volkes begrüßt und hat Teil an seiner Tafelrunde genommen — im Gegensatz zu den Republikanern Italiens.

Löst sich also der anscheinende Gegensatz zwischen republikanischem und monarchischem Aberglauben im Revisionismus in die höhere Einheit auf, daß er trachtet, sich mit jeder jeweiligen Regierung abzufinden, so löst sich auf der anderen Seite der anscheinende Gegensatz zwischen der Bekämpfung des monarchischen und des republikanischen Aberglaubens dahin auf, daß wir überall am schärfsten jene bürgerliche Regierung bekämpfen, die uns gerade gegenübersteht, daß wir daher in der bürgerlichen Republik dem republikanischen Aberglauben ebenso zu Leibe gehen müssen, wie in der Monarchie dem monarchischen. Wenn Bebel in Dresden anders sprach als in Amsterdam, so erklärt sich das nicht daraus, daß er binnen Jahresfrist seine Auffassung vom Revisionismus geändert hat, sondern daraus, daß er das eine Mal zur deutschen, das andere Mal in erster Linie zur französischen Sozialdemokratie sprach. Der Gedanke, von dem er ausging, war aber jedesmal derselbe: Kampf gegen jedes bürgerliche Regime, Zerstörung aller Illusionen über die Möglichkeit, durch ein Abkommen mit einer oder der anderen Art bürgerlicher Regierung dem Proletariat größere Kraft zu verleihen.

Digitized by Google

Ich hätte mir gern diese Erneuerung einer Revisionistendebatte erspart, nach der ich nicht das geringste Verlangen trage. Nachdem K. E. sie aber einmal aufs Tapet gebracht, war es notwendig, jedem möglichen Mißverständnis vorzubeugen. K.

III.

Kautsky stellt also eine „höhere Einheit" her, welche die von ihm als scheinbar, als äußerlich zugegebenen Widersprüche zwischen der schroffen und unbedingten Verherrlichung der Republik im Vorjahre und der neuerlichen seltsamen Neigung, der Monarchie sogar einige Vorzüge gegenüber der Republik zuzugestehen, auflösen soll.

Eine „Einheit" mag Kautsky zustande gebracht haben, eine, höhere" aber ist sie sicher nicht. Denn wenn die Einheit lediglich darin bestehen soll, daß sowohl der republikanische wie der monarchische Aberglauben vom Übel ist, so wäre das ein sehr mäßiger Ertrag dieser und der Amsterdamer Debatte. Daß die bürgerliche Demokratie keine sozialistische Demokratie ist, bedarf unter Parteigenossen ebensowenig einer Debatte, wie etwa die Weisheit, daß der Kapitalismus kein Sozialismus. Und daß die Monarchie nicht die Vorzüge hat, die etwa Nationalsoziale ihr beimessen, ist doch auch keine lohnende Erörterung für Sozialdemokraten. Es handelt sich vielmehr darum, ob es noch richtig ist, was Bebel vor einem Jahre schrieb, daß „eine Republik und wäre sie noch so blau", das heißt noch so kapitalistisch, aus unzähligen Gründen einer Monarchie von der Art der preußisch-deutschen vorzuziehen und als proletarische Lebensfrage zu erstreben sei. Es handelt sich darum, ob in den demokratischen Republiken, zu denen auch England zu rechnen ist, oder den absolutistischen Monarchien der Klassenkampf schärfer und brutaler ist.

Nun meint Kautsky, im Dienste der „höheren Ein-

heit“ des scheinbaren Widerspruches, es sei ja selbstverständlich, daß man in der Polemik je nach dem Gegner die Argumente wähle und wechsle. In der Tat: selbstverständlich. Aber welche Argumente man auch immer vorzieht, das jeweilige Argument selbst muß richtig, eindeutig sein. Ein Argument ist entweder wahr oder falsch, niemals aber kann es im Kampf mit einem Gegner heute wahr, und im Kampf mit dem anderen morgen falsch sein. Würde man nicht nur die Argumente, sondern auch Wert und Inhalt der Argumente wechseln, so lassen sich mit dieser Methode vielleicht Augenblickserfolge in polemischen Schlachten erringen, aber sie wäre auch das Ende einer prinzipiellen und aufrichtigen Aufklärung und der Anfang geistiger Verwirrung und Meinungsvergiftung. Zum Glück wird niemand eine solche Methode anwenden und empfehlen.

Ich habe nun behauptet und nachzuweisen versucht, daß Kautskys jetzige Argumente mit denen Bebels vom Vorjahre nicht zu reimen sind, daß die jetzigen falsch, die damaligen der alten richtigen sozialdemokratischen Tradition entsprechen. Kautsky freilich meint, dann liefe die Polemik eigentlich auf die Behauptung von Widersprüchen zwischen dem Bebel von Dresden und dem Bebel von Amsterdam hinaus; er habe ja nur Bebels Amsterdamer Darlegungen interpretiert.

Ich gebe zu — weil ich das ehrlicher- und offenerweise muß —, daß einzelne Wendungen Bebels in Amsterdam befremdend klangen. Aber jedes Mißverständnis wurde durch die weiteren Ausführungen Bebels ausgeschlossen, in denen er vollständig seine Überzeugungen vom Vorjahre vertrat. Es wäre kleinlich gewesen, jene im Feuer des Geisteskampfes allzu stark geschmiedeten Bemerkungen — nichts begreiflicher als dies — hervorzuzerren, da an der Tendenz des Ganzen kein Zweifel war. Nachdem aber

Digitized by Google

Kautsky gerade jene auffallenden Äußerungen in eine Art festes, wenn auch — ganz gegen Kautskys sonstigen Charakter — sonderbar schillerndes und schwankendes System gebracht hat, fühlte ich aus gewichtigen Gründen, die ich weiter unten erörtern werde, die Pflicht zum Widerspruch.

Ich habe in meinem ersten Artikel den Unterschied zwischen der bürgerlich-republikanischen oder auch nur parlamentarischen Demokratie und der im Absolutismus stecken gebliebenen Monarchie dahin präzisiert, daß in der bürgerlichen Demokratie aus ihren eigenen Existenzbedingungen heraus das Proletariat von den verschiedenen Gruppen der herrschenden Klassen weit intensiver umworben werden muß als in der Monarchie, daß daher in ihr der Klassenkampf verschleierter erscheint. In einer Demokratie, in der das allgemeine Wahlrecht für alle Körperschaften Grundbedingung ist, würde natürlich keine Gruppe der herrschenden Gesellschaft auch nur einen Tag an der politischen Macht bleiben, wenn sie nicht auf die Stimmen des Proletariats rechnen könnte. Daher das Interesse am Arbeiterfang! Welches Interesse aber hätte Junkertum und Bourgeoisie in Preußen oder Sachsen mit ihrem Dreiklassen-Wahlrecht, um die Freundschaft der Arbeiter durch Konzessionen zu buhlen? Andererseits ist die Monarchie gerade, sofern sie von starker staatsrechtlicher Machtvollkommenheit ist, der Gefangene dieser borniertesten Klassen, die es nicht dulden können, daß diese Macht gegen sie gerichtet sei.

Ich weiß nicht recht, ob Kautsky die Anschauung nicht auch hat; aber einzelne Ausführungen über militärische Aufgebote gegen Streiks usw. scheinen meiner Auffassung doch zu widersprechen. Man braucht aber nicht bis zur französischen Revolution, auch nicht bis zur Kommune zurückzuschweifen, um die Tatsache zu erhärten, daß es keine borniertere und

grausamere Klassenherrschaft gibt, als in der absolutistischen Monarchie. Das Erfahrungsmaterial der Gegenwart reicht vollständig aus, um den Beweis zu führen.

Es ist immer dasselbe Argument der militärischen Streikbekämpfung und der preußischen Steuer-Gesetzgebung, welche gegen die französische Republik und für die preußische Monarchie angeführt werden. Es ist begreiflich, wenn solche dürftigen Schaustücke in dem französischen Parteistreit von französischen Genossen vorgetragen werden; aber es ist unverständlich, daß man in dem Deutschland des Sozialistengesetzes, der Zuchthausvorlage, der Gesindeordnung, des Kontraktbruchsgesetzes, in dem Deutschland von Löbtau und Laurahütte solche Argumente ausspielt. Hat man denn ganz vergessen, daß es der ewige Traum Bismarcks war, in einer blutigen Militärschlacht das deutsche Proletariat niederzuwerfen? Wenn in Deutschland gegen Streiks in der Regel kein Militär aufgeboten wird, so ist das das Verdienst des Polizeistaates und der wunderbaren Disziplin des sozialdemokratischen Proletariats. Die Polizei nimmt so rechtzeitig schon den ersten Demonstranten fest, daß das Militär gar nichts mehr zu tun haben würde. Auf wen sollte das Militär schießen? Es würde höchstens demonstrierende Arbeitgeber und Streikbrecheragenten treffen. Und die Sozialdemokratie hat das deutsche Proletariat dazu erzogen, sich dieser Polizeidisziplin zu unterwerfen und auf Demonstrationen zu verzichten. Wenn in Deutschland ähnlich wie in Chalons demonstriert werden würde, wie viele Jahre Zuchthaus und wie viele Tote würde es dann geben? Es ist keine Eigentümlichkeit der Republik, auf Streikende zu schießen und kein Vorzug der Monarchie, die Soldaten in der Kaserne zu lassen. Nirgends wird soviel Arbeiterblut vergossen wie in der österreichischen Monarchie.

Digitized by Google

Aber weiter. Hat man denn wirklich ganz vergessen, wieviel Hunderte von Jahren Zuchthaus und Gefängnis deutsche Gerichte über Arbeiter verhängen, die im Kampf um ihre Existenz kaum auch die schärfste Polizeiverordnung nur ein wenig übertreten, wenn sie sie überhaupt übertreten. Hört man von solchen Bluturteilen aus Frankreich? Im Gegenteil. Man hört vom „guten Richter". Diese blutrünstige französische Bourgeoisie hat ihre Richter so schlecht erzogen, daß sie ihr im Kampf gegen streikende Arbeiter nicht helfen und diese monarchisch abgeschwächte deutsche Bourgeoisie hat ihre Richter so vorzüglich ausgebildet, daß jede Strafkammer ein Regiment ersetzt. Mit dieser neuesten Legende sollte man also schnell aufhören. Das zweite Schaustück ist die französische Steuergesetzgebung, auch eine ganz neue Entdeckung. Eine Eigentümlichkeit der bürgerlichen Demokratie ist es nicht, sich gegen die direkte Einkommenbesteuerung zu sträuben. Das englische Bürgertum besteuert sich gegenüber dem deutschen in einer geradezu bewunderungswürdigen Weise. Es ist richtig, daß Frankreich eine starke Abneigung gegen die direkte Einkommensteuer hat, aber das ist nicht die Schuld der Republik, auch nicht der demokratischen Bourgeoisie, sondern die Folge der eigentümlichen sozialen Struktur Frankreichs. Ein wesentlich kleinbürgerliches Land, dessen Bürger den Ehrgeiz haben, Rentner zu werden, haben naturgemäß keine Vorliebe dafür, von ihrer Rente bare Abzüge an den Staat zu entrichten; und gar so schlimm ist die Besteuerung auch nicht.

Man bedenke, daß die Grundsteuer außerordentlich hohe Beträge in Frankreich liefert, während in Preußen die Grundsteuerregulierung auf eine Liebesgabe für die Großgrundbesitzer hinausläuft. Ferner ist zu bedenken, daß Frankreich große Erträge aus der Erbschaftssteuer zieht, jährlich etwa 200 Millionen

Franks, in Preußen 15 Millionen Mark. Der Ertrag der französischen Erbschaftssteuer ist also größer als die berühmte preußische Einkommensteuer, die im Jahre 1901 185 Millionen Mark eingebracht hat, genau so viel wie in Frankreich die Grundsteuer ergibt.

Aber, so sagt Kautsky, die deutsche Monarchie versucht, die Arbeiter durch die Arbeiterversicherung zu gewinnen. Auch dieser Hinweis ist eine bedenkliche Revision unsrer bisherigen Anschauung. Bisher pflegten wir zu sagen, daß die ganze Arbeiterschutz-Gesetzgebung nicht so viel wert ist, wie ein freies Koalitionsrecht und eine Verkürzung der Arbeitszeit. Beides haben wir in Preußen und Deutschland nicht, dagegen erfreut sich das französische Proletariat des freien und geschützten Koalitionsrechts, das auch auf die Staatsbetriebe ausgedehnt ist. Die französischen Arbeiter haben zum größten Teil den Zehnstundentag gesetzlich festgelegt erhalten und für die Staatsbetriebe ist der Achtstundentag durchgeführt. Ich meine, Bebel hat recht, daß auch die blaueste Republik in Hinsicht der sozialen Reform unendlich der Monarchie überlegen ist. Was die Monarchie, was der Imperialismus oder Cäsarismus leisten kann, das ist einmal sehr lebendig gezeichnet worden: Die widerspruchsvolle Aufgabe einer solchen Monarchie erkläre die Widersprüche ihrer Regierung: „Das unklare Hin- und Hertappen, das bald diese, bald jene Klasse bald zu gewinnen, bald zu demütigen sucht und alle gleichmäßig gegen sich aufbringt, dessen praktische Unsicherheit einen hochkomischen Kontrast bildet zu dem gebieterischen kategorischen Stil der Regierungsakte . . ."

Die Monarchie „möchte als der patriarchalische Wohltäter aller Klassen erscheinen. Aber sie kann keiner geben, ohne der andern zu nehmen" . . . „Von den widersprechenden Forderungen ihrer Situation gejagt, zugleich wie ein Taschenspieler in der Not-

Digitized by Google

wendigkeit, durch beständige Überraschung die Augen des Publikums auf sich . . . gerichtet zu halten . . ., bringt sie die ganze bürgerliche Wirtschaft in Wirrwarr, tastet alles an, was der Revolution von 1848 unantastbar schien, macht die einen revolutionsgeduldig, die andern revolutionslustig und erzeugt die Anarchie selbst im Namen der Ordnung, während sie zugleich der ganzen Staatsmaschine den Heiligenschein abstreift, sie profaniert, sie zugleich ekelhaft und lächerlich macht."

Das ist ungefähr das Höchste, was die Monarchie, „die keine direkte Klassenherrschaft ist", leisten kann. Karl Marx hat das Bild im 18. Brumaire gezeichnet. Ich ziehe mit Bebel auch die blaueste Republik diesem „Interessenausgleich" vor.

Ich glaube ja nicht, daß für Deutschland es sehr notwendig ist, über das Wesen der Monarchie und der Republik Diskussionen anzustellen. Die Monarchie der deutschen Gegenwart läßt eine Konfusion der Vorstellungen über die Staatsform nicht aufkommen, eine Konfusion, die entweder zu Naumann oder — Friedeberg führen müßte. Was die bürgerliche Presse über unsere monarchistischen Anwandlungen sagen mag, ist gleichgültig. Vereinzelt ist auch ein Parteiblatt aus dem Gleichgewicht geworfen worden, wenn es Bebel in Amsterdam fälschlich dahin verstand (am 14. August):

„Die bürgerliche Republik ist eine unverhüllte Klassenherrschaft der Bourgeoisie; sie würde die Schandzustände, die heute der Berliner Kommunalfreisinn in der Residenz und die Sonnemannokratie in Frankfurt am Main geschaffen hat, zu deutschen Staatseinrichtungen erheben; sie würde in Deutschland ein Ministerium Richter-Sonnemann-Bassermann mit einem Ministerium Richter-Sonnemann-Spahn abwechseln lassen und die beispiellose Niedertracht des

deutschen Unternehmertums bei Arbeitskämpfen mit blauen Bohnen und Kartätschen bewaffnen."

Wenn die Dinge allerdings so stehen, wenn das der einzige Fortschritt einer deutschen Republik ist, daß sie zur bisherigen Niedertracht des Unternehmertums noch die blauen Bohnen fügt, dann wäre es ja ein Frevel, auch nur republikanisch zu denken, geschweige eine Republik zu erstreben. Auch Kautskys Kunst der höheren Einheit würde es nicht fertig bringen, diese Wendung mit Bebels Meinung zu vereinigen, daß auch die blaueste Republik unendlich besser sei als die deutsche Monarchie. Solche momentane Verwirrung ist schon deshalb nicht tragisch zu nehmen, weil dasselbe Blatt gleichzeitig sich bereits korrigierte, indem es wieder zu der Erkenntnis der Wahrheit gelangt ist: „Wo die politische Demokratie ausgebildet ist, wie in England, in der Schweiz, auch in Frankreich, ist der Einfluß des Unternehmertums auf die Staatsorgane durch zahlreiche Einrichtungen anderer Art abgeschwächt und durchkreuzt."

Aus einem anderen sehr ernsten Grunde habe ich diese Auseinandersetzung begonnen. Ich halte für die wichtigste Frage der Zukunft des Sozialismus die Bildung einer starken und einheitlichen französischen Sozialdemokratie. Hiervon hängt das nächste Schicksal der proletarischen Bewegung ab. Eine starke, einheitliche deutsche und eine starke einheitliche französische Sozialdemokratie ist unüberwindlich und von unermeßlichem Einfluß auf die Entwickelung der europäischen Verhältnisse.

Um dies Ziel zu erreichen, müßten die Mißverständnisse zwischen der deutschen und der französischen Arbeiterbewegung beseitigt werden. Und um die Mißverständnisse zu beseitigen, ist es notwendig, daß wir im Interesse der französischen Einheit nicht eine individuelle Richtung unterstützen, deren Taktik in jedem Punkte der deutschen Taktik widerspricht

Digitized by Google

und die sich doch mit einem Schein von Recht auf die deutsche Sozialdemokratie berufen kann.

Kautsky gilt, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, als der Sachwalter der Guesdisten für Deutschland. Kautskys Darlegungen über Monarchie und Republik stimmen nun zwar nicht überein mit denen Guesdes in Amsterdam, aber gerade in ihrer unsicheren Zwiespältigkeit sind sie geeignet, Guesdes Theorien wieder zu bestärken, und deshalb glaubte ich eine bestimmte und unzweideutige Antwort auf die Frage veranlassen zu sollen.

Guesde sagte in Amsterdam:

„Sie — zu den Jaurèsisten gewandt — haben gar nicht das Gefühl des Klassenkampfes, von dem Sie sprechen, Sie haben ihn niemals praktisch geführt. Man sieht das sehr gut, wenn Sie auf das Gebiet der historischen Entwickelung der Völker abschweifen, auf Ihre ‚Rettung der Republik'. Nehmen wir einen Augenblick an, daß die Republik durch Ihre Freunde gerettet worden sei, wieso, frage ich Sie, würde die Form der Republik die Befreiung des Proletariats um einen Tag beschleunigen? Bebel sagte Ihnen gestern, daß die republikanische Form das Gebiet sei, auf dem alle Fraktionen der bürgerlichen Klasse sich vereinen, und daß in gewissem Sinne die Monarchie, sofern sie über den Klassen steht, ihr überlegen ist. Er hätte vielleicht auch an das Wort Thiers' erinnern können, das der Ausdruck des Empfindens einer ganzen Klasse ist: ‚Die Republik ist diejenige Regierungsform, welche uns am wenigsten trennt'. Also selbst wenn Sie die Republik gerettet hätten, so würden sie damit nichts für das Proletariat getan haben. Wenn das Proletariat, um sie zu retten, wenn sie in Gefahr ist, jedesmal seine Forderungen aufgeben muß, dann ist die Republik die schlimmste der Regierungen ... Schauen wir uns einmal die Reformen an, mit denen Sie das Proletariat beglückten. Sie rühmen die Ver-

weltlichung der Schule, die Trennung von Staat und Kirche? Nehmen wir an, daß die republikanische Bourgeoisie alles das durchführen würde, so würde dies keine Wirkung haben. Schauen Sie nach Amerika, wo die Kirche vom Staate getrennt ist! Der Unterricht ist trotzdem konfessionell, weil eben keine geistige Befreiung möglich ist vor der völligen Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft. Jaurès hat uns weiter gesagt, daß die Majorität Herrn Combes vielleicht nicht fragen werde, da beginne dann die Komödie des Antiklerikalismus wieder von vorn. Soll ich noch vom Zehnstundengesetz sprechen, von dem Sie sich das Verdienst zuschreiben? Das Gesetz ist mitten in der Reaktion 1892 beschlossen worden, und Sie haben nur die Ausführung um zehn Jahre verzögert. (Zwischenruf: Das stimmt nicht! Vaillant hat das Gegenteil in der Kammer erklärt.) Sie haben angekündigt, daß eine Arbeiter-Invalidenunterstützung in Vorbereitung sei; aber sie gewährt den Arbeitern nur den zehnten Teil dessen, was die Monarchie der Hohenzollern den Arbeitern gewährt hat. (Zwischenruf: Sie wissen, daß das nicht wahr ist.) Und was den Krieg anbetrifft, so haben wir ihn 1877 und 1880 vorausgesehen, Sie aber bereiten ihn vor, indem Sie das Militärbudget bewilligen. (Zwischenruf: Das ist wiederum falsch!) Es ist übrigens nichts Wunderbares, daß Sie so handeln. Ihr Irrtum ist ein fundamentaler. Sie verbinden den Sozialismus mit der Republik und mit der französischen Revolution. Wir aber sagen, daß der Sozialismus das Resultat rein wirtschaftlicher Erscheinungen ist, und diese Grundauffassung steht in unversöhnlichem Gegensatz zu Ihrer Auffassung. Sie machen aus der Republik das erste Kapitel oder das Vorwort des Sozialismus. Wenn das wahr wäre für Frankreich, dann wäre es auch wahr für alle Länder, deshalb bringen wir eben diese Frage vor das Proletariat aller Länder. Glaubt man,

daß die Eroberung der Republik die Lebenslage des Proletariats verbessern würde? Aber Ihr habt so wenig sozialistisches Verständnis, daß Ihr annehmt, es gebe in dem historischen Ursprung und in der Augenblickssituation begründete Unterschiede, die dem Gedanken widersprechen, daß es eine einheitliche sozialistische Praxis, eine gleichmäßige internationale Aktion des Sozialismus gebe."

Man braucht diese Bemerkungen nur zu lesen, um sofort zu erkennen, daß die deutsche Sozialdemokratie nichts mit diesen Anschauungen gemein hat. Bebel zieht die blaueste Republik der Monarchie vor, Guesde hält die Staatsform für gänzlich gleichgültig. Ja, wenn die Republik nur gerettet werden könne, wenn die Arbeiter ihre Forderungen aufgeben, dann ist sie ihm die schlechteste Staatsform. Welch unsinnige Hypothese! Die demokratische Republik bleibt die beste bürgerliche Staatsform in jedem Fall, und wenn zu ihrer „Rettung" die Arbeiter ihre Forderungen aufgeben, dann würde nicht die Republik die Schuld tragen, sondern die mangelhafte Aufklärung der Arbeiter oder die schlechte Führung der Sozialdemokratie.

Guesde hält den Kampf gegen den Klerikalismus für wertlos, eine gute Schule könne erst in der sozialistischen Gesellschaft hergestellt werden. Insofern ist das richtig, als unsere Ideale erst mit Vollendung unserer Mission erreicht werden können. Aber hat jemals die deutsche Sozialdemokratie deshalb unterlassen, auch die kleine positive Verbesserungsarbeit des Tages zu leisten? Guesdes Konsequenz ist der völlige Verzicht auf den Parlamentarismus, auf die Beeinflussung des Gesetzgebers, sie ist das Warten auf den einen großen Tag. Mit einem solchen Guesde könnte, wenn er in Deutschland wirkte, die Sozialdemokratie niemals einig werden, er würde sich unter anarchistischen Eingängern verlieren. Kann man es

da für möglich halten, daß auf Grundlage dieses Programms eine Einheit in Frankreich zustande kommen kann?

Das ist unmöglich, und deshalb sollten wir im Interesse der französischen Einheit ernst und nachdrücklich gegen derartige Auffassungen Stellung nehmen, anstatt sie scheinbar zu unterstützen. Damit dienen wir der Einheit des französischen Sozialismus, andernfalls wirken wir mit an der Spaltung.

Gerade wenn wir diese guesdistischen Meinungen ablehnen, können wir dann um so fruchtbarer auch die jaurèsistische Taktik kritisieren. Es ist ja der Fluch jeder Sozialdemokratie, die sich spaltet, daß im Gegensatz der Richtungen jede über sich selbst hinaus entartet. Um diese Bemerkungen nicht ins Ungebührliche auszudehnen, verzichte ich für heute auf eine Auseinandersetzung mit dem Jaurèsismus, dessen schlimmster Fehler mir zu sein scheint, daß er die Block-Politik nicht als der Übel verhältnismäßig geringstes widerstrebend mitmacht, sondern sie überschwenglich als der Güter höchstes preist.

Wir sollten unsere französischen Genossen nicht in ihren Irrungen bestärken, weder die einen noch die anderen. Dann fördern wir unsererseits den Weg zur Einheit, die — wie Bebel in seinem begeisternden Schlußwort zu Amsterdam prophetisch kündete — der größte Glücksfall der internationalen Sozialdemokratie wäre. Ich halte die Dresdener Resolution für ein Manifest der richtigen Taktik, aber es widerspricht dieser Taktik, wenn man — wie Guesde es tut — den Kampf um die Republik, gegen den Klerikalismus für ein Nichts erklärt. Deshalb wollte ich dem möglichen Mißverständnis vorzubeugen suchen, daß die Ausführungen Kautskys wieder im Bruderzwist der französischen Genossen verschärfend und verwirrend benutzt werden könnten. E.

Digitized by Google

IV.

Daß eine Reihe bürgerlicher Blätter aus Bebels Äußerungen über den republikanischen Aberglauben den Schluß zogen, er wolle für den monarchischen Aberglauben Propaganda machen, war sonderbar genug. Nun fühlt sich aber gar der leitende Kopf unseres Zentralorgans genötigt, die Republik vor mir zu retten, der ich den gleichen Gedankengang wie Bebel entwickelt, und mir die Idee zu unterschieben, ich wollte für die preußische Monarchie gegenüber der französischen Republik eine Lanze einlegen.

Ein wenig mehr Verständnis für den Einfluß, den wir der Staatsform auf den Klassenkampf zuschreiben, hätte ich allerdings an dieser Stelle erwartet, namentlich angesichts meiner wiederholten ausdrücklichen Anerkennung der Wichtigkeit der republikanischen Staatsform für den Befreiungskampf des Proletariats.

Ich sehe jetzt, daß ich zu viel vorausgesetzt, und muß daher, um jedes Mißverständnis auszuschließen, nochmals den Gegenstand eingehender behandeln. Dazu erscheint mir aber der Vorwärts nicht geeignet; ich werde mich darüber in der Neuen Zeit äußern, und zwar nach dem Bremer Parteitag, wo für diese theoretische Frage in der Neuen Zeit mehr Platz und bei den Lesern mehr Interesse vorhanden sein dürfte als jetzt, wo der nahende Parteitag andere Dinge in den Vordergrund drängt.

Aber eines möchte ich nicht bis dahin verschieben.

Ich hatte die Empfindung, Genosse K. E. habe den Streit mit mir ohne jeden ersichtlichen Zweck vom Zaune gebrochen. Er belehrt mich eines Besseren. Eine sittliche Pflicht habe ihn dazu gedrängt im Interesse — der Einigung des französischen Sozialismus. Dieser dienten wir am besten dadurch, daß wir „ernst und nachdrücklich“ gegen Jules Guesde Stellung nehmen und ihn entschieden desavouieren, der nur

Digitized by Google

eine „individuelle Richtung“ vertritt und dessen „Taktik in jedem Punkte der deutschen widerspricht“.

So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten.

Guesde sprach in Amsterdam nicht im Namen einer „individuellen Richtung“, sondern im Namen der stärksten sozialistischen Organisation Frankreichs. Nichts falscher als die Angabe, die Jaurèsisten bildeten die stärkere Fraktion. Der Parti socialiste de France hat seine Mitgliederzahl im letzten Jahre von 15000 auf 17000 wachsen sehen, während die Mitgliederzahl der jaurèsistischen Organisation von 11000 auf 8000 zurückging. Vor der Öffentlichkeit freilich erscheint die letztere Organisation als die mächtigere, weil ihr die Mehrzahl der sozialistischen Abgeordneten angehört und sie über genügend Geldleute verfügt, um sich den Luxus zweier täglicher Blätter in Paris erlauben zu können, ganz abgesehen davon, daß die bürgerliche Presse ausschließlich von ihr Notiz nimmt und die andere Fraktion totschweigt. Aber als Organisation ist diese weitaus die stärkste.

Mit dieser soll nun die deutsche Sozialdemokratie einen Streit beginnen, mit derselben Leichtigkeit, mit der K. E. seinen Streit mit mir begann — im Interesse der Einigkeit des Proletariats!

Und der gewichtige Grund, der ihm diese „sittliche Pflicht“ auferlegt? Seine Deutung der Rede, die Guesde in Amsterdam gehalten hat. Ich sage, seine Deutung, denn ihr Inhalt ist ein anderer als die Deutung besagt.

Vor allem ist der Wortlaut des Berichtes, nach dem K. E. zitiert, keineswegs einwandfrei. Einige der am anstößigsten klingenden Wendungen erinnere ich mich nicht gehört zu haben, obwohl gerade sie hätten auffallen müssen, und auch der Bericht der Rede, den der Socialiste, das Zentralorgan des P. S. de F. gibt, enthält diese Wendungen nicht.

Was aber den Inhalt der Rede anbelangt, so muß

Digitized by Google

man zu ihrem Verständnis wissen, daß die Frage, um die es sich damals handelte, nicht etwa die war, ob wir die Republik wollen oder nicht, ob wir die Trennung der Kirche vom Staate wollen oder nicht; das erschien allen als selbstverständlich. Sondern es handelte sich darum, ob die Taten der bürgerlichen Republik für das Proletariat wirklich so immense Erfolge bedeuteten, wie Jaurès behauptete. Wenn man das in Betracht zieht, erhält die Rede einen ganz anderen Sinn, als K. E. ihr gibt.

So läßt z. B. K. E. Guesde sagen:

„Selbst wenn sie die Republik gerettet hätten, so würden sie damit nichts für das Proletariat getan haben. Wenn das Proletariat, um sie zu retten, wenn sie in Gefahr ist, jedesmal seine Forderungen aufgeben muß, dann ist die Republik die schlimmste der Regierungen."

Darauf erwidert K. E. entrüstet:

„Guesde hält die Staatsform für gänzlich gleichgültig, ja, wenn die Republik nur gerettet werden kann, wenn die Arbeiter ihre Forderungen aufgeben, dann ist sie ihm die schlechteste Staatsform Welch unsinnige Hypothese! usw."

Nach dem Berichte im Socialiste hat Guesde in Wirklichkeit gesagt:

„Wenn es wahr wäre, daß Ihr die Republik gerettet habt, was habt Ihr dann durch Rettung der Bourgeoisrepublik zur Befreiung des Proletariats getan? Ihr habt die Idee des wahren Klassenkampfes verdunkelt, der darin besteht, daß dem Block des Proletariats der Block der Bourgeoisie gegenübersteht. Wenn man die Republik so auffaßt, dann wird sie zum schlimmsten Bankerott der Demokratie."

Hier wendet sich Guesde nicht gegen die Republik, erklärt sie nicht für gleichgültig, stellt keine Hypothese auf, sondern er erklärt: Um die Republik zu retten, habt Ihr den Klassenkampf verdunkelt, einen

Block mit der Bourgeoisie gebildet, also ein Mittel erwählt, das die Vorteile aufhebt, welche die Republik für das Proletariat haben kann.

War Guesde nicht berechtigt, das zu sagen? Wie darf man daraus schließen, die Republik sei ihm gleichgültig?

Man denke sich einen analogen Fall in Deutschland. Nicht die Republik, wohl aber das allgemeine Wahlrecht ist bei uns gefährdet. Nehmen wir nun an, ein kluger Staatsmann erstünde in unserer Mitte und riete uns, um das Wahlrecht zu retten, sollten wir mit der Regierung Frieden machen, auf jede Opposition verzichten und dem Proletariat raten, von der Verfechtung seiner Forderungen abzustehen. Und nun wendete sich dagegen ein deutscher Guesde und riefe: „Nein, wenn das Wahlrecht nur gerettet werden könnte durch den Verzicht auf unseren Kampf und unsere Forderungen, dann würde der Versuch, es auf diese Weise zu retten, uns mehr schädigen, als der Verlust des Wahlrechtes selbst.“ Würde dann wohl K. E. mit derselben Logik behaupten, diesem deutschen Guesde sei das Wahlrecht etwas Gleichgültiges, seine Taktik widerspreche in jedem Punkte der deutschen Taktik und es sei unsere sittliche Pflicht, einen Mann, der uns so kompromittiert, entschieden abzuschütteln?

Wie mit der Staatsform, ist es mit der Trennung von Kirche und Staat. Guesde hat nirgends behauptet, daß „das keine Wirkung haben würde“, wie K. E. ihn sagen läßt; er hat bloß Jaurès gegenüber, der von der „Befreiung der Gehirne“ sprach, darauf hingewiesen, und mit Recht, daß man auch die Wirkungen einer so entschiedenen Maßregel, wie die Trennung von Kirche und Staat, in der bürgerlichen Gesellschaft nicht überschätzen und nicht erwarten dürfe, daß daraus schon die Entchristianisierung des Volkes hervorginge. In den Vereinigten Staaten sei das

Digitized

Christentum ebenso mächtig wie in Frankreich. Ist das etwa nicht auch richtig?

Was macht K. E. mit flinker Hand daraus?

„Guesde hält den Kampf gegen den Klerikalismus für wertlos, eine gute Schule könne erst in der sozialistischen Gesellschaft hergestellt werden. Insofern ist das richtig, als unsere Ideale erst mit Vollendung unserer Mission erreicht werden können. Aber hat jemals die deutsche Sozialdemokratie deshalb unterlassen, auch die kleine, positive Verbesserungsarbeit des Tages zu leisten? Guesdes Konsequenz ist der völlige Verzicht auf den Parlamentarismus, auf die Beeinflussung des Gesetzgebers, sie ist das Warten auf den einen großen Tag. Mit einem solchen Guesde könnte, wenn er in Deutschland wirkte, die Sozialdemokratie niemals einig werden, er würde sich unter anarchistischen Eingängern verlieren. Kann man es da für möglich halten, daß auf Grundlage dieses Programms eine Einheit in Frankreich zustande kommen wird?"

So wird Jules Guesde feierlich in der Lindenstraße aus der Sozialdemokratie ausgeschlossen, um die Einheit in Frankreich zustande zu bringen. Vergeblich fragt man, welche Worte Guesdes diese große Entrüstung K. E.s rechtfertigen. Sie sollen ein Programm sein, wo sie tatsächlich eine Kritik sind. Wenn aber Genosse K. E. das Programm Guesdes kennen lernen will, braucht er bloß das der sozialistischen Partei Frankreichs von 1903 anzusehen, an dem Guesde mitgearbeitet. Er findet da in 45 Paragraphen eine sehr ins Detail gehende Liste von Forderungen „für die kleine positive Verbesserungsarbeit des Tages", und gleich im 3. Artikel findet er die Forderung: Trennung des Staates von der Kirche, Aufhebung des Kultusbudgets.

Oder will K. E. Guesde lieber nach seinen Taten beurteilen? Nun, Guesde kämpfte für die Republik,

Digitized by Google

als dies in Frankreich noch eine revolutionäre Tat war, nicht ein Kampf um Konservierung der bestehenden Regierung. Die erste seiner vielen Gefängnisstrafen erlitt er unter dem Kaiserreich, 1870, wegen eines Artikels, in dem er die Bevölkerung aufforderte, sie sollte lieber, statt gegen die Deutschen, gegen das Kaiserreich zu Felde ziehen.

Als nach der Niederschlagung der Kommune in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wieder eine Arbeiterbewegung in Frankreich begann, da war Jules Guesde einer der Ersten, der seine ganze Energie und Begabung einsetzte, um Theorie und taktische Prinzipien der deutschen Sozialdemokratie nach Frankreich zu verpflanzen und im Gegensatz zu Anarchismus, Nurgewerkschaftlerei und Putschmacherei eine parlamentarische sozialdemokratische Partei zu begründen. Es waren schwere Kämpfe, die er zu führen hatte, nicht bloß gegen die Bourgeoisie, sondern auch gegen die eben gekennzeichneten Richtungen der französischen Arbeiterbewegung. Die einen wie die anderen hielten ihm gern als vernichtendes Argument den deutschen Charakter seiner Agitation entgegen. Seine Haltung war damals die gleiche wie heute, Marx und Engels haben sie mit Freuden begrüßt — sie wußten freilich wahrscheinlich nicht so gut, wie K. E., welches die Taktik der deutschen Sozialdemokratie sei, und konnten weniger scharf als er einen vollkommenen Sozialdemokraten, für den sie Guesde hielten, von einem „anarchistischen Eingänger" unterscheiden.

Als Guesde endlich ins Parlament kam (1893), da war er unermüdlich im Einbringen von Reformregeln zum Schutze der Arbeiterschaft. Ebenso großen Wert, wie auf diese parlamentarische Reformarbeit, legte er auf die Gewinnung von Majoritäten in den Gemeinden und deren Ausnutzung für die „kleine positive Verbesserungsarbeit". Die besten Leistungen

Digitized by Google

des sogenannten Munizipalsozialismus sind in Frankreich mit dem Namen Guesdes und seiner Partei verknüpft. Endlich hat er die Gewerkschaftsbewegung stets gefördert soviel er konnte.

Wenn diese seine Tätigkeit seit einigen Jahren gehemmt ist, haben wir das nicht einer Veränderung seiner Anschauungen über die Reformarbeit zuzuschreiben, sondern einfach den Wechselfällen des Wahlglückes, das z. B. auch einen Viktor Adler hartnäckig vom Parlament fernhält.

Sollte die Schroffheit und Kürze der Guesdeschen Rede von Amsterdam wirklich einem Leser ihre Deutung im Sinne von K. E. nahelegen, so muß dies für jeden ausgeschlossen sein, der Guesde und seine Geschichte kennt. Wenn K. E. sie nicht kennt, so ist diese Unkenntnis ein schlechter Grund, einen der verdientesten Parteigenossen vor dem deutschen Proletariat herunterzureißen.

Ist auch Guesde nicht mehr in der Kammer, so steht er doch auf gleichem Boden mit seinen Genossen dort, deren Anschauungen und Taktik er völlig billigt. Da ist nun bemerkenswert die Tatsache, daß derselbe Jaurès, der jetzt die Wirkungen einer Trennung von Kirche und Staat so enorm übertreibt, diese Trennung erst praktisch fördert, seitdem die Regierung sich nicht mehr ablehnend dagegen verhält. Ich habe im vorigen Jahre in einem Artikel der Neuen Zeit über „Jaurès' Kirchenpolitik" dargelegt, wie zweideutig seine Haltung 1902 war, als es sich in der Kammer darum handelte, die Regierung zur Anerkennung dieser Forderung zu zwingen.

Als im Oktober 1902 in der Kammer der Kulturkampf gegen die Kongregationen verhandelt wurde, suchte die sozialistisch-revolutionäre Gruppe — die Freunde Guesdes — den Kampf zuzuspitzen und brachte eine Resolution ein, welche die Regierung einlud, das Konkordat aufzuheben und die Trennung

von Staat und Kirche herbeizuführen. Jaurès aber, weit entfernt, sich dieser Resolution anzuschließen, wußte die Abstimmung über sie zu vereiteln, indem er eine andere einbrachte, die einfach, ohne ein Wort über die Trennung von Staat und Kirche zu enthalten, der Regierung ihr Vertrauen aussprach. Ich habe aber noch nie vernommen, daß K. E. deswegen Jaurès seine Mißbilligung ausgesprochen hätte. Noch mehr. Guesde wird von K. E. aus dem Rahmen der Sozialdemokratie ausgeschlossen, weil er sich über die Wirkungen einer Trennung von Kirche und Staat skeptisch äußert. Was tat aber Millerand? Er stimmte für das Kultusbudget, lieferte der Priesterschaft 40 Millionen Staatsgelder jährlich aus. Das vermochte aber den warmen Sympathien keinen Eintrag zu tun, die Jaurès und K. E. für diesen würdigen Sozialisten empfanden.

Und derselbe K. E., der sich vor Entrüstung nicht fassen kann, weil Guesde meinte, die bürgerliche Republik wäre durch Preisgebung der Forderungen und der Selbständigkeit des Proletariats zu teuer erkauft, er trug es Millerand nicht nach, als dieser dem absoluten Despoten Rußlands die Hand küßte, und ich habe auch nicht mehr gesehen, daß er sich entrüstete, als Jaurès dem König von Italien seine Reverenz erwies. Derartiges hätte Guesde nie zustande gebracht, dazu ist er ein zu guter Republikaner. Er bekämpft das bürgerliche Regiment auch in der Republik, aber er bleibt der unversöhnliche Feind jeglicher Monarchie.

Man kann nach alledem ermessen, wie tief die sittliche Pflicht empfunden war, die K. E. zwang, gerade jetzt wegen einiger, wahrscheinlich nicht richtig berichteten, sicher falsch gedeuteten Worte jede Einigung eines Sozialdemokraten mit Guesde für unmöglich zu erklären. Das Wesen dieser sittlichen Pflicht wird aber noch deutlicher, wenn man erfährt, daß

Digitized by Google

der Ausfall des K. E. gegen Guesde nichts ist als der getreue Abklatsch des Ausfalles, den wenige Tage vorher Jaurès in seiner Humanité gemacht.

In Amsterdam hatte Renaudel, ein Angehöriger der Minorität der Jaurèsisten, die in Opposition zu Jaurès steht, erklärt, seine Freunde seien bereit, die Einigung mit der Gegenseite, also Guesde und seinen Freunden, anzustreben. Er gab diese Erklärung ohne jede Einschränkung ab unter dem frischen Eindrucke der Guesdeschen Rede. Vaillant antwortete entgegenkommend in seinem und seiner Partei — also auch in Guesdes Namen. Jaurès hatte den Kongreß schon verlassen, als diese Erklärungen ausgetauscht wurden. Aber nach Paris zurückgekehrt, beeilte er sich, in der Humanité zu erklären, nach der Guesdeschen Rede sei eine Einigung unmöglich, solange nicht Guesde von seiner Partei desavouiert werde. Das heißt, indirekt, er lehnt die Einigung ab, die er direkt freilich nicht gut ablehnen konnte. Das ist nicht sehr erfreulich, aber begreiflich, denn für Jaurès steht viel auf dem Spiele, wenn sich die Einigung auf den in Amsterdam geschaffenen Grundlagen vollzieht.

Weniger aber ist es begreiflich, daß nun K. E. in dasselbe Horn stößt und die Jaurèssche Beweisführung für das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie kopiert, wodurch er dieses zum Werkzeug von Bestrebungen macht, die mühsam angebahnte und schwer durchzuführende Vereinigung der französischen Sozialisten zu durchkreuzen. Das ganze große Ansehen, das der Vorwärts, dank der Bedeutung der deutschen Sozialdemokratie, bei den Parteigenossen des Auslandes genießt, wird so von seinem Chefredakteur in den Dienst der Gegner der Einigung gestellt.

Das ist trotz aller sittlichen Pflichten, die er empfindet, die notwendige Folge seines Eingreifens in die französische Einigungsaktion. Es bedeutet eine ganz grundlose, ja geradezu mutwillige Störung des Kon-

solidierungsprozesses der Sozialdemokratie Frankreichs, wogegen man nicht energisch genug Front machen kann.

Friedenau, den 4. September 1904.

K.

V.

Die Leser werden mit Verwunderung bemerkt haben, welchen Gang die Debatte genommen hat. Sie begann mit dem Protest gegen die Kautskysche „Interpretation", daß die Monarchie „keine direkte Klassenregierung" sei — daß aus tiefsinnigen Gründen die Bourgeoisie in demokratischen Republiken einen noch brutaleren Klassenkampf führe als in Monarchien —, sie endigt mit dem liebenswürdigen Hinweise, daß ich die Partei und den Vorwärts „kompromittiere". Da ich aber in dieser Kompromittierung beim besten Willen kein neues Argument für die relativ größere sozialpolitische Aufgeklärtheit der Monarchien und für die Verruchtheit der demokratischen Republik anerkennen kann, ist in diesem Punkte jede weitere Erwiderung überflüssig. Kautsky redet nicht mehr von der preußischen Steuergesetzgebung — er wird sich inzwischen überzeugt haben, daß der französische Etat weit antikapitalistischer ist als die preußisch-deutsche Steuerschröpfung — und er erinnert auch nicht mehr an die französischen Streikmetzeleien. Ich bin so optimistisch, anzunehmen, daß er sich von diesen verzweifelten Argumenten hat abbringen lassen.

Dafür unterhält er sich nur noch über Guesdismus und Jaurèsismus. Er erweist mir die Ehre, mich für einen „Jaurèsisten" zu erklären, obwohl ich ausdrücklich meine Gegnerschaft bekannt habe, ja, er schreibt mir einstige Sympathien für Millerand zu, die ich zwar nicht für kompromittierend halten würde — denn warum sollte ich mich nicht aus der Ferne über den Charakter eines mir persönlich unbekannten Mannes

Digitized by Google

irren dürfen? —, aber Kautsky ist doch wohl Leser der Neuen Zeit, und er weiß also, daß ich das einzige Mal, wo ich mich über die Frage des Ministerialismus geäußert habe — in Ausführungen, die ich noch heute in jedem Wort aufrecht erhalte —, rein theoretisch argumentiert und ausdrücklich jedes Urteil über den besonderen Fall Millerand abgelehnt habe.

Freilich, wie soll Kautsky noch richtig meine Ausführungen vom Jahre 1901 wiederzugeben imstande sein, wenn er nicht einmal korrekt wiederholt, was ich gestern geschrieben habe. Ich habe mit keiner Silbe die Ausschließung Guesdes aus der Partei verlangt; mir ist es fremd, solche Bannflüche für Beweise zu halten. Ich habe einfach festgestellt, ohne über Guesdes Vergangenheit ein Wort zu sagen, daß Guesde unter dem psychologischen Drucke, den Spaltungen immer bewirken, gegenwärtig Anschauungen vertritt, die mit der deutschen Auffassung nicht übereinstimmen. Ich habe gemeint, daß auf der Grundlage solcher Ansichten sich keine Einheit in Frankreich verwirklichen ließe. Darin hat Jaurès vollkommen recht, der — wie ich glaube, wieder mit Recht — gegen Guesdes Intransigenz sich auf Vaillants Anschauungen beruft. Schließlich hat ja auch die deutsche Delegation in Amsterdam ganz entschieden jenen „Guesdismus" zurückgewiesen, der auf dem merkwürdigen Wege der Übersetzung — „nicht erstreben" wurde in „nicht annehmen" übersetzt — die Dresdener Resolution grundsätzlich zu verschärfen suchte. Mein „Ausschlußantrag" aber beschränkt sich auf die ebenso bescheidene wie dringlich notwendige Mahnung, man solle Guesdes unmögliche Meinungen von gewisser deutscher Seite nicht noch unterstützen, ihn nicht in Äußerungen bestärken, die eine Einheit in Frankreich aussichtslos machen mußten. Die offenbare Tendenz dieser meiner Darlegung war, Guesdes deutsche Freunde selbst müßten ihn dahin beeinflussen,

daß er sich den klaren Anschauungen der deutschen Partei nähere, auf deren Basis eine Einigung auch in Frankreich möglich wäre. Guesdes Anschauungen, die er in Amsterdam vortrug, stehen — ohne Übersetzungskünste — nicht auf dem Boden der Dresdener Resolution und der Pariser Resolution Kautskys. Er war tatsächlich ebenso isoliert wie Jaurès.

Es wäre leicht, aus den letzten Jahren reiches Material zusammenzubringen, um zu erhärten, daß Guesde neuerdings nicht die deutsche Taktik vertritt; man denke z. B. an die Frage der Staatsschule, die Guesde ablehnt, weil man dem Bourgeoisiestaate jegliche Herrschaftsmittel verweigern müsse. Solche Unklarheit ist denn auch die Ursache, daß man auf dem letzten Liller Guesdistenkongresse die eigene guesdistische Fraktion arg gescholten hat, weil sie in der Kammer ganz — jaurèsistisch sei. Daher auch die bedenkliche Erscheinung, daß heute die französischen Scharfmacher, welche die „Kanaille", die in Marseille ausgesperrt ist, zu füsilieren auffordern, dem ehrlichen Guesde, gegenüber dem Geschäftssozialisten Jaurès, die Brüderschaft antragen. Bebel hat in Dresden gesagt, wenn er von den Gegnern gelobt werde, fürchte er immer, eine Dummheit begangen zu haben. Das trifft nicht immer zu, bleibt aber doch eine goldene Regel. Man wende sie nur — unbeschadet aller verständlichen und zu billigenden Kameradschaft — auf den Fall Guesde an!

Noch ein Wort über mein Zitat aus Guesdes Taktikrede. Kautsky, der übrigens meine Kritik der guesdistischen Äußerungen an der entscheidenden Stelle abbricht, bezweifelt den von mir gegebenen Wortlaut. Ich habe allerdings das Verbrechen begangen, wörtlich aus dem Manuskript — des amtlichen Protokolles des Amsterdamer Kongresses zu zitieren. Ich finde aber, daß der Text, wie ihn Kautsky gibt, noch viel kompromittierender für Guesde ist. Danach hätte

Digitized by Google

Guesde in Amsterdam gemeint, wenn man die Republik nur durch einen „Block" mit der Bourgeoisie retten könne (d. h. doch nur mit gewissen Gruppen der Bourgeoisie), so sei diese „Verdunkelung des Klassenkampfes" die ganze Republik nicht wert. Und Kautsky fügt hinzu, wenn wir nur durch solch einen „Block" mit der Bourgeoisie das Wahlrecht in Deutschland retten könnten, so wäre das auch verwerflich. Der Vergleich ist schon deshalb sinnlos, weil es in Deutschland gar keine demokratische Bourgeoisie gibt, die sich auf einen „Block" mit der Sozialdemokratie einlassen würde. Gäbe es aber solche Hilfe, so würde nur der sie zurückweisen, „der dem Wahlrecht keine Träne nachweint".

Aber freilich, Kautsky macht sich das Beweisen leicht. Als Bedingung des „Blockes" setzt er den Verzicht des Proletariats auf seine Forderungen voraus. Warum geht er nicht weiter und nimmt als Bedingung solchen Zusammengehens an, daß sich alle Sozialdemokraten aufhängen sollen; dann ließe sich noch leichter beweisen, daß dann das Wahlrecht für die Sozialdemokraten keinen Wert habe. Ich gestehe, daß ich solche Scherze für kompromittierend halte. Selbstverständlich muß man unter allen Umständen die Republik retten, selbstverständlich muß man mit allen Mitteln das Wahlrecht retten. Solche Verzichtleistungen, wie sie Kautsky an die Wand malt, sind weder jemals in Frankreich vorgekommen, noch sind sie sonst denkbar — nur ein Tollhäusler von Bourgeois könnte solche Verpflichtungen auch nur fordern, weil er ja genau weiß, daß keine Macht der Welt ihre Erfüllung erzwingen könnte.

Um schließlich noch zu dem ernsten Ausgang der Debatte zurückzukehren. Will man den Unterschied zwischen der Sozialpolitik in einer demokratischen Republik und der Monarchie, „die keine direkte Klassenregierung" ist, so braucht man nur an Krimmitschau

Digitized by Google

zu erinnern, wo, obwohl es sich um eine von den Unternehmern provozierte Machtprobe handelte, die Regierung durch alle Organe nicht nur nicht zugunsten der Arbeiter vermittelte, sondern mit gepanzerter Faust jede öffentliche Ausübung des Koalitionsrechtes verhinderte, sogar die Weihnachtsfeier unterdrückte.

Gegenwärtig spielt sich in Marseille ein gewaltiger Konflikt zwischen Arbeitern und Unternehmern ab. Die ganze reaktionäre Presse fordert unablässig zur gewaltsamen Niederschlagung der Hafenarbeiter und Matrosen auf. Im monarchischen Staate der deutschen Sozialreform ist es unseren Genossen auch gelungen, das Koalitionsrecht für die Matrosen der Handelsmarine zu erringen. In diesem „brutalen" Frankreich aber, das sogar ein Koalitionsverbot für Matrosen aus dem Kaiserreich bewahrt hat, verhält sich die Regierung nach der Schilderung eines bürgerlichen Blattes, des Hamburger Korresp., wie folgt:

„Der Präsident der Pariser Handelskammer, der mit unermüdlichem Eifer eine Verständigung zwischen den Reedern und den ausgesperrten und streikenden Hafenarbeitern und Handelsmatrosen herbeizuführen sucht, hat sich nach der Unterredung mit den Vertretern der Reeder und Spediteure überaus entmutigt gezeigt, da alle seine versöhnlichen Bemühungen abgelehnt wurden. Die Reeder verlangen als Grundbedingung für den Eintritt in weitere Unterhandlungen erstens die strenge Durchführung des Dekrets von 1852, das die ein Schiff verlassenden Handelsmatrosen den Deserteuren hinsichtlich der zu verhängenden Strafen gleichstellt. Die Reeder beharren bei dieser Forderung, obwohl der Marineminister Pelletan erklärt hat, daß er sich nie und nimmer dazu verstehen würde, jenes absolut undurchführbare Dekret anzuwenden, wie dies übrigens auch sein direkter Vorgänger im Amte, Herr de Lanessan, auf Grund eines Gut-

Digitized by Google

achtens einer Kommission von Admirälen getan hat. Unter den Hafenarbeitern und Matrosen hat die Haltung der Reeder eine sehr gereizte Stimmung verursacht, die bereits in dem Beschlusse der Hafenarbeiter zutage getreten ist, von der Föderation in Cette zu verlangen, daß diese den allgemeinen Ausstand aller Hafenarbeiter der französischen Mittelmeerhäfen des Festlandes und Algeriens anordne, falls den Marseiller Arbeitern nicht sofort die verlangte Genugtuung gewährt wird. Die Ausdehnung der Arbeitseinstellung auf die anderen französischen Häfen des Mittelmeeres würde so schwere wirtschaftliche Folgen nach sich ziehen, daß man denn doch noch auf eine gütliche Beilegung des Konfliktes zählen zu dürfen glaubt. Die Aussichten darauf sind aber sehr gering, zumal die Reeder als zweite Bedingung für eine Verständigung mit den Arbeitern und Matrosen von der Regierung ernstliche Bürgschaften dafür verlangen, daß die zukünftigen Abmachungen von den Arbeitern vollinhaltlich respektiert werden. Derartige Bürgschaften wird die Regierung aber kaum bieten können. Sehr energisch verwahren sich die Reeder gegen das Schreiben des Handelsministers Trouillot, der sie bekanntlich an die in den abgeschlossenen Verträgen enthaltenen Strafbestimmungen erinnerte. Die Reeder glauben in dem Schreiben des Handelsministers einen nicht zu rechtfertigenden Einschüchterungsversuch der Regierung erblicken zu müssen."

Zu bemerken ist dazu, daß trotzdem de Pressensé in Jaurès' Humanité die Schwäche und Halbheit der Regierung gegenüber den Unternehmern sehr entschieden tadelt.

E.

Der Sultan des Weltkrieges.

I.

Auswärtige Politik in der deutschen Sozialdemokratie. Persönliche Erfahrungen.

Am 30. Mai 1905 wurde der Reichstag plötzlich in die Ferien geschickt. Der deutsche Sommerschlaf begann, der von der Fortsetzung im gewohnten Winterschlaf sich dadurch unterscheidet, daß man in jenem schweigend träumt, in diesem aber sehr redselig aus dem Schlafe spricht.

Bald darauf erhielt ich von französischen Parteifreunden einen angstvoll beschwörenden Brief, der mir erklärte, warum der Reichstag vom Grafen Bülow beseitigt worden war: Der Kanzler wünschte ungestört mit dem Weltkrieg zu spielen. In solchen Zeiten kann man das Parlament nicht brauchen (auch 1914 nicht!). In Berlin wußte niemand — außerhalb des engen Zirkels der Pangermanisten, der hohen militärischen „Domköpfe", der führenden Rüstungs- und Schwerindustriellen —, daß sich irgend etwas Besonderes auf der Weltbühne vorbereitete. Der Pariser Brief, der mir die unmittelbare Gefahr des Ausbruchs eines Weltkrieges bewies und aus dem schaudernden Gewissen der Humanität das deutsche Proletariat um Hilfe anflehte, war für mich eine furchtbare Erschütterung. So also kam für uns der Weltkrieg, wie der Einbrecher in der Nacht, während wir ahnungslos uns im Bette streckten. In jenem Augenblick stand es für mich fest, daß die deutsche Weltpolitik nicht nur rhetorische Romantik sei, nicht nur schwärmende Ägirlogik und dilettierendes

Digitized by Google

Nibelungen-Ästhetentum, auch nicht nur unerschöpfliches Lieferungsgeschäft.

Auf meine Anregung luden die Berliner Parteigenossen Jaurès zu einer Versammlung ein. Jaurès sagte sofort zu. Aber Bülows Ausweisungsdrohung sperrte dem Sendboten des Völkerfriedens die deutsche Grenze. Die gleichzeitig geplante Reise August Bebels nach Paris scheiterte an dem Widerstand des deutschen Parteiführers; er war Aktionen abgeneigt, die ohne sein Zutun unternommen waren: er rebellierte zwar gern gegen „Instanzen", vorausgesetzt, daß er nicht selber diese Instanz war, in der ihm die Identität von Person und Sache mehr und mehr unlösbar verkörpert schien. Im Vorwärts erschien dann Jaurès' ungehaltene, aber auch im gedruckten Wort überwältigende Berliner Rede.

Seit jenen erregenden Wochen wußte ich, daß der Weltkrieg wie ein unentrinnbares Verhängnis sich heranwälzte, ungeschlacht, unbemerkt, unaufhaltsam. Ich war mir klar, daß das im eigenen Lande insgeheim gemästete Ungeheuer ein völlig ahnungsloses Volk eines Tages überfallen würde. Ich bemühte mich, die Gleichgültigkeit der deutschen Arbeiterschaft gegen die auswärtige Politik, soviel an mir lag, zu überwinden. Das war ein hoffnungsloses Beginnen. Das ganze deutsche Volk wußte nichts von auswärtiger Politik, wollte nichts wissen. Die Presse verarbeitete und verbreitete lediglich das Vorzimmergewäsch des auswärtigen Amtes wie Theaterreklamen der Direktorenbureaus; diese Dramaturgen der auswärtigen Politik und ihre gefälligen Preßhelfer sitzen zu oberst auf der Bank der Verantwortlichen. Im deutschen Reichstag wurde niemals eine Rede über Probleme der internationalen Politik gehalten, die von selbständigem Studium der Probleme zeugte. Als bester Kenner galt grundloserweise Herr v. Hertling, der es freilich verstand, nicht ohne elegante Bosheit den

Herrn v. Bülow kasuistisch in seiner Marokko-Blöße zu demonstrieren, aber gerade in dieser wirksamen Rede bewies, daß ihm die Kenntnis elementarer Dinge abging. Als einmal ein Parteijournalist in fremden Parlamentsakten las und einiges übersetzte als Material für die Etatsrede eines sozialdemokratischen Vertreters, erschien dieser Redner den Regierungskommissaren als ein unheimlicher Kenner und unterirdischer Inspirister, den sie fortan staunend und beklommen schätzten und fürchteten; diese zwar leicht beschaffte, aber unerhörte Aktenkenntnis wurde der Beginn seines späteren Aufstiegs.

Mit dem November 1905 verlor ich den Vorwärts als Tribüne für meine Bestrebungen; die bekannten Vorgänge veranlaßten mich, die Redaktion niederzulegen. Das französische Gelbbuch über die Marokkoaffäre war erschienen und enthüllte die possenhaften Teufeleien der deutschen Diplomatie. In Berlin kannte und besaß niemand das Heft; auch die Parlamentarier nicht. Ich bemühte mich umsonst, mir das Gelbbuch zu verschaffen. Schließlich nahm ich die Dienste des französischen Botschafters Bihourd in Anspruch, der mir dann aus Paris ein Exemplar beschaffte. Anfangs des Jahres 1906 veröffentlichte ich die Geschichte der Marokkokrisis unter dem Titel: „Der Sultan des Weltkrieges. Ein marokkanisches Sittenbild deutscher Diplomatenpolitik.“ Es war wohl, in der neueren Zeit der deutschen Sozialdemokratie die erste Broschüre, die sich mit den konkreten Vorgängen der auswärtigen Politik beschäftigte. Jaurès interessierte sich für die Arbeit, in Deutschland blieb sie gänzlich unbeachtet. Der Vorwärtskonflikt ward Anlaß, daß mein Name und meine Sache wochenlang durch die gesamte Presse geschleift wurde; mein Bemühen, zu gleicher Zeit die Hirne und Gewissen zu den katastrophalen Weltfragen der Gegenwart aufzuraffen, zerrann spurlos — innerhalb und außerhalb

Digitized by Google

der Partei. Der Broschürenballen blieb in ungestörter Ruhe beim Verleger liegen. Zehn Jahre später, im Weltkrieg, begann man das Pamphlet zu lesen; es brachte manchem jähe Aufklärung. Heute ist es vergriffen.

Mir genügte aber nicht das gedruckte Wort. Als ich sah, daß sich niemand um diesen düster drohenden Verhängnisprozeß kümmerte, entschloß ich mich, meine Scheu vor öffentlichem Zurschaustellen zu überwinden. So kam es, daß ich mit vierzig Jahren meine erste Volksversammlungsrede hielt. Ich sprach über die Marokkopolitik. Vom ersten Wort fühlte ich den passiven Widerstand der Hörer. Das waren alles Dinge, die weit außerhalb ihres Interesses lagen. Und daß es mal Krieg geben würde, nun das wußte man ja ohnehin längst; übrigens hatte das noch Zeit, sich damit zu beschäftigen: der Krieg gehört zu den vielen Glaubensartikeln, an die man — nicht glaubte, oder vielleicht richtiger: an die man sich so als Versammlungs- und Zeitungsphrasen gewöhnt hatte, daß sie wesenlos geworden waren. In den Jahrzehnten der sozialdemokratischen Agitation war auch der Krieg, wie vieles andere in unserer Parteitätigkeit, zum bloßen dekorativen Wort verblaßt, das die Phantasie und den Willen nicht mit seiner Realität erfüllte. Man nahm nichts mehr ernst außer die allernächsten und allergröbsten Sorgen. Das radikal-ideale Bedürfnis befriedigte man in der Schwärmerei für Revolutionen, die andere Völker machten. Dafür bezahlte man auch begeistert und saß auch mit leidenschaftlicher Hingabe im Theater, um sich Revolutionsstücke vorspielen zu lassen. Ich gab gelegentlich das Rezept für eine deutsche Revolution: Man solle einige Zehntausend ausländischer Proletarier beschaffen und sie bei uns gegen anständige Diäten — unsere Kassen waren ja immer in Ordnung und Fülle — Revolution machen lassen. Es ist doch ein sehr merkwürdiges Kapitel der

Völkerpsychologie, wie ähnlich die geistige Entwicklung des deutschen Proletariats der des deutschen Bürgertums in seiner idealistischen Periode war.

Als ich dann die Leitung des Nürnberger Parteiblattes übernahm, ging ich mit zäher Konsequenz daran, es zu einem Organ weltpolitischer Aufklärung zu machen. Das ging eine Weile ganz gut. Eines Tages aber gab es eine — sehr wohlwollende und freundschaftliche — Auseinandersetzung in der Preßkommission: Man sei doch ein deutsches, insbesondere ein bayrisches und ganz speziell ein Nürnberger Blatt, was sollten da die ewigen Artikel über auswärtige Politik. Es war die allgemeine Meinung. Ich antwortete, ich könnte keine Besserung versprechen, ich würde so fortfahren. Bald darauf trat die bosnische Annexionskrisis ein. Die Weltkriegsgefahr reckte sich blutig und nah empor. Jetzt fühlten auch die Massen seine Schauer. In der Preßkommission gab es für mich eine Überraschung. Es erhob sich einer und stattete mir den einmütigen Dank der Parteigenossen ab. Man habe eingesehen, daß die frühere Kritik an meiner Redaktionsführung falsch gewesen sei, sie hätte einen weiteren Blick bewiesen als sie selbst gehabt hätten. Diese ehrliche Bekehrung und ihr offenes Geständnis gehört zu meinen liebsten Parteierinnerungen, wenn auch mit dem Vorübergehen der Katastrophe das Interesse an der auswärtigen Politik wieder erlosch. Auf dem Leipziger Parteitag der Sozialdemokratie aber wurde ein Ulkblatt verbreitet, in dem die Nürnberger diplomatische Weltpolitikasterei und Kriegsprophetie verspottet wurde; der leitende Redakteur der Leipziger Volkszeitung war damals Herr Lensch!

Ich erzähle diese persönlichen Erfahrungen nicht, um mich zu rühmen, als ob ich in diesen Dingen eine besondere Leistung vollbracht hätte, sondern um aus der Kenntnis der inneren Vorgänge und Verhältnisse

Digitized by Google

begreiflich zu machen, wie die Partei dann, als die Katastrophe eintrat, jene Politik trieb, die zum Weltverhängnis wurde. Der Krieg überraschte sie, traf sie unvorbereitet, geistig völlig ungerüstet. Schließlich konnte es gar nicht anders sein. Die deutsche Verfassung ist eine Fiktion. In ihr leben, sie dulden, heißt auch die Massenpolitik zur Fiktion werden lassen. Erst wenn das Volk über sich selbst bestimmt und verantwortlich über sich entscheidet, können die Probleme der Politik zum triebkräftig bestimmenden Inhalt des wirklichen Lebens werden, des lebendigen Wirkens der Köpfe, Willen und — Arme.

Als urkundlicher Beleg für diese persönlichen Erinnerungen seien aus meiner Marokko-Broschüre von 1906 das Vorwort und das Schlußkapitel wiedergegeben.

[September 1918.]

II.

Vorwort.

Diese Flugschrift ist bestimmt, dem deutschen Proletariat und der deutschen Öffentlichkeit den Inhalt des französischen Gelbbuchs über Marokko zugänglich zu machen. Ich kenne keine Sammlung von diplomatischen Aktenstücken, die auf so erbarmungslose Weise das gemeingefährliche Wesen aller Weltpolitik bloßlegt, einer Weltpolitik, die aber zugleich in der deutschen Fassung den Schrecken mit dem Unsinn vereinigt. Keine Regierung eines zivilisierten Staates, in dem das Volk sein Geschick leitet, wäre nach derartigen Enthüllungen nur eine Stunde möglich. Bei uns hat es die durchweg von Galopins des Auswärtigen Amtes korrumpierte bürgerliche Presse erreicht, daß man in Deutschland nicht einmal ahnt, was geschehen ist; nur in der „Zukunft“ wurden etliche Notwendigkeiten scharf gesagt. Die Lächerlichkeit des deutschen Weißbuchs hat vollends die Un-

geheuerlichkeiten dieser Politik der Wirrnis und des Verderbens entblößt. Wenn es nicht mehr zu bezweifeln ist, daß Europa in den letzten zwölf Monaten zweimal, vielleicht dreimal, vor der unmittelbaren Gefahr eines Krieges stand, in den die Proletarier gegeneinander gehetzt werden sollten, ohne daß sie wußten, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck, so ist es wahrlich Zeit, daß die Sozialdemokratie hüben und drüben rücksichtslos die Tollheiten einer frevelhaften und dabei zwecklosen Politik brandmarkt, die die inneren Tendenzen des Kapitalismus in blinden und perversen Leidenschaften ausprägt. Wir wollen uns endlich ein Vaterland erobern, indem wir es von der Tyrannei des blutigen Zufalls erlösen.

Die internationale Politik ist in Deutschland der Beeinflussung, ja selbst der Kontrolle und Kritik der Nation entzogen, die auf dem Proletariat ruht. Der Bundesrat versagt stets gegenüber der preußischen Barbarei, die Einzelstaaten, insonderheit Preußen und Sachsen, schließen das Volk von der politischen Mitarbeit aus, auch die Reichsverfassung ist immer noch nur eine Verkleidung des Absolutismus, in der man ein wenig das Recht hat, die eigene Ohnmacht zu kritisieren. So ist auch der Marokko-Skandal letztes Endes für Deutschland eine Wahlrechtsfrage, und es erhebt sich immer bedrohlicher die Entscheidung: Freie demokratische Selbstbestimmung oder Völkerkrieg.

Unsere Parteigenossen in Frankreich halten mit bewunderungswürdiger Selbstentsagung und großem Erfolg ihre Diplomatie, als die Sachwalter des republikanischen Kapitalismus und Militarismus, am Zügel. Es ist unsere Pflicht, im Deutschen Reiche endlich die Hand zu legen auf die Entscheidung über unser Leben.

[Am preußischen Wahlrechtssonntage,
21. Januar 1906.]

Digitized by Google

III.

Ergebnis.

Wie eine läppische Phantasie aus Grauen und Gelächter ist dieser Marokkohandel in nüchternen Aktenstücken an dem Leser vorübergezogen, und er wird des öfteren den Zweifel nicht haben zurückdrängen können, ob denn das wirklich alles wahr sei.

Drohte wirklich der blutigste Völkerkrieg, den Europa jemals gesehen? Und warum? Wegen Marokko! Ja, nicht eigentlich einmal wegen Marokko, sondern wegen — ja, das ist nicht so einfach zu sagen.

Die deutsche Marokkopolitik hätte vom Standpunkt eines abenteuernden und brutalen Imperialismus wenigstens noch Zweck und Sinn, wenn Deutschland wirklich beabsichtigte, auf irgendeine Weise über Marokko in den Kreis der Mittelmeerstaaten einzudringen, wenn der Admiral des atlantischen Ozeans ein realer Begriff zu werden begehrte, nachdem freilich der Admiral des stillen Ozeans ganz still geworden ist. Eine solche Politik würde eine internationale Revolution bedeuten, wäre aber dann wenigstens aus den Tendenzen der kapitalistischen Weltraubpolitik zu begreifen. Aber Deutschland denkt ja, so schwört es, an nichts dergleichen, es tut auch nichts, um solche Pläne zu verwirklichen.

Warum also hat die deutsche Regierung nun das Schwert aus der Scheide ziehen wollen? Erinnern wir uns:

Erstens: Weil sie den französisch-englischen Vertrag nicht in einem besonderen an sie adressierten Briefe erhalten hatte. Aber sie kannte ihn schon vor der Veröffentlichung.

Zweitens: Weil die Souveränität des Sultans von Marokko auf alle Fälle geschützt werden muß. Aber der Sultan ist niemals Souverän im Vollbegriff des Wortes gewesen, sein Rest von Souveränität dient

nur zum Verderben des Landes, und Deutschland selbst wollte, wenn es sein müßte, durch einen Krieg, den Sultan unter die Vormundschaft einer — internationalen Konferenz stellen.

Drittens: Weil Herr Taillandier ein europäisches Mandat behauptet habe. Aber er hat es bestritten und maurische Despoten sind schlechte Zeugen.

Viertens: Weil die Handelsfreiheit und die deutschen Interessen in Marokko geschützt werden müssen. Aber diese Handelsfreiheit ist garantiert, und diese Interessen existieren nicht.

Fünftens: Weil dem Sultan von Deutschland Versprechungen gemacht worden sind. Aber diese Versprechungen, wenn sie wirklich erfolgt sein sollen, sind von keinem verantwortlichen Vertreter der Reichsgewalt gegeben worden. Die Nation haftet nicht für persönliche Zusicherungen eines einzelnen.

Sechstens: Weil nicht geduldet werden könne, daß Frankreich in Marokko eine singuläre Stellung beanspruche. Aber die deutsche Regierung hat schließlich wiederholt dieses Recht anerkannt.

Siebentens: Weil Frankreich erst die Konferenz annehmen und dann über ihr Programm verhandeln sollte, während Frankreich meinte, sie müsse erst den Zweck der Konferenz kennen lernen, ehe es für die Konferenz sich erklären könnte. Aber auch hier hat Deutschland schließlich durch die Tat den französischen Anspruch anerkannt.

Achtens: Weil Deutschland für Gleichberechtigung aller Nationen, für die Integrität in Marokko und gegen alle Annexionspolitik ist. Aber was liegt ihm dann überhaupt an Marokko? . . .

* * *

Das sind die Gründe, die von der Regierung des Fürsten Bülow öffentlich und amtlich als einzige Motive und einzige Zwecke ihres, selbst zum Kriege

Digitized by Google

entschlossenen Vorgehens bezeichnet wurden. Kann man sich vorstellen, daß irgendein Ausländer an solche Art zu regieren glaubt? So niedrig mag auch der Feindseligste nicht von der Regierung eines großen Kulturvolkes denken. Weltkriege provozieren, fortwährend mit den Waffen drohen, ohne irgendein Machtziel — nein, das ist selbst der Regierung des Fürsten Bülow nicht zuzutrauen. Nein, die reichlich albern ersonnenen deutschen Vorwände müssen nur machiavellistische Kniffe sein — so ist man überall überzeugt. Wozu baut sich Deutschland denn auch sonst seine Riesenflotte! Und man studiert die alldeutschen Marokkopläne, und diesen Text legt man den friedlichen Flötenliedern der deutschen Regierung unter, um zu erklären, warum die harmlosen und idyllischen Hirtengesänge auf einmal ohne sichtbaren Grund in wildem Schlachtenlärm endigen.

„Marokko verloren?" — so betitelt sich im Sommer 1904 „ein Mahnwort in letzter Stunde" von einem alldeutschen Rechtsanwalt Claß.

„Wir sehen uns übergangen," schrie der Germane schmerzbewegt. „Auf eine Stufe mit Spanien gestellt, sehen wir uns betrogen um einen Besitz, auf den wir ebenso viel Anspruch hatten wie Frankreich — dies alles, obgleich dereinst verkündet wurde, keine große Entscheidung darf mehr fallen in der Welt, ohne daß der deutsche Kaiser mitredet."

Was ist das Ziel?

„Die deutsche Staatsleitung ist verpflichtet, von sich aus sofort die marokkanische Frage dadurch für uns zur Erledigung zu bringen, daß sie alles südwestlich der Wasserscheide liegende Land einschließlich der ganzen atlantischen Küste Marokkos für das Deutsche Reich in Besitz nimmt." Das sei unbedingt zu verlangen, „kraft des sittlichen Rechtes der Notwendigkeit, die am letzten Ende allein der richtige Maßstab im Völkerleben ist und bleiben wird."

Digitized by Google

Und das Mittel?

Auf die Frage des im Frühjahr 1904 noch harmlos friedfertigen Bülow, ob wir denn um Marokko einen Krieg führen sollten, antwortete der Alldeutsche mit der Gegenfrage, „ob er den Frieden haben wolle, koste es, was es koste“:

„Wenn die Ehre des Reiches angetastet wird, sollen wir dann vor einem Krieg zurückschrecken? Wir werden behandelt wie Spanien, greift das nicht an unsere Ehre? Das letzte Volksansiedelungsgebiet wird uns entrissen — verstößt das nicht gegen ein Lebensinteresse? Für was geben wir ungeheuere Summen jahraus jahrein für unser Heer, für unsere Flotte aus, wenn man von vornherein entschlossen ist, keinen Krieg zu führen? Dazu sind wir nicht reich genug, um beide für Paradezwecke zu unterhalten.“

Schluß: Wir sollen unverzüglich den Südwesten Marokkos besetzen; um aber den Franzosen zu zeigen, daß wir auch noch da sind und daß man uns doch nicht ungestraft auf der Nase herumtanzen darf, heben wir auch gleich noch die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens auf.

Noch lauter forderte der Graf Pfeil zum Kriege auf, dem wir nebst Karl Peters durch eigenmächtige Flaggenhissung die erste deutsche Kolonie und damit den Anfang unserer Kolonialpolitik verdanken. „Warum brauchen wir Marokko?“ fragte dieser immer noch frei umherlaufende, die Sicherheit nicht von ein paar Straßen, sondern von ganz Europa bedrohende Pizzarro in einer gleichfalls alldeutschen Flugschrift. Wir brauchen Marokko: was soll sonst uns eine Marine ohne Flottenstationen nützen! Wir brauchen es, weil es das Idealland zur Besiedelung mit Deutschen sei. Wir brauchen es, weil — man höre den grausamen Schwärmer für Steuergerechtigkeit in — — Marokko! — „die Bevölkerung durch ein rücksichtsloses Steuersystem ausgebeutet (wird), so daß ihre

Digitized by Google

Kaufkraft sich jährlich mindert statt zu steigen". Weil wir Marokko aber brauchen, müssen wir es haben, und erhalten wir es nicht gutwillig, dann „tausendmal ja": Krieg! „Wir sind von Hammergottes-Geschlecht und es ziemt uns, mit dem Hammer Land zu erwerben." Unter dem Hammer meint der Wotangläubige aber nicht die produktiv schmiedende Arbeit, sondern Granaten, Maschinengewehre, Kavallerieattacken! Ohne kriegerische Unternehmungen würde es nun einmal nicht gehen: „Aber was schadet das?" Alles ist „seit langem vorbereitet" — also los!

Krieg! Krieg! Krieg! Während das offizielle Deutschland für die Souveränität des Sultans die Menschen und Kanonen übers Meer fahren lassen will, heischen die Kolonialpolitiker den blutigen Hammer-Gottesdienst, um die Herrschaft Abd-el-Aziz durch die des befreundeten Wilhelm II. zu ersetzen, wobei freilich dann die neuen Untertanen ein nicht sehr viel besseres Steuersystem eintauschen, dafür aber nach südwestafrikanischem Vorbild Gelegenheit erhalten könnten, ausgerottet, und mit Prämien auf ihre Köpfe (auch nach sultanischer Sitte) beschenkt zu werden.

Wenn nun das Ausland sieht, daß die Regierung des Fürsten Bülow tatsächlich im Laufe eines Jahres wiederholt mit dem Hammer politisiert hat, kann irgend jemand noch glauben, das Wort: Deutschland steht hinter Marokko, bedeute nur, daß wir für Abd-el-Aziz und für die 2 bis 3 Millionen deutschen Export sterben wollen? Oder wird man nicht vielmehr folgern, daß, wo die vom großen Pfeil angekündigten Mittel offenkundig angedroht werden, auch die Pfeilschen Zwecke vorhanden sein müssen!

Daher vermutet man blutigen Ernst hinter den wirren Kreuz- und Querzügen der deutschen Diplomatie. Man glaubt, daß Deutschland nach Marokko, nach Kleinasien, ja nach Brasilien und Indien die Hände ausstreckt!

. Und das ist der drohende Quell steter Katastrophen. Wir haben gesehen, wie aufmerksam der französische Vertreter in Berlin die russische Krisis in die weltpolitische Rechnung setzt.

Der ostasiatische Krieg und die russische Revolution hat das europäische Gleichgewicht gestört. Solange die ungeheuere russische Masse scheinbar unbeweglich durch die Gravitation des Kosakentums die Staaten Europas im Bann hielt, fühlt sich Deutschland und Frankreich sicher zugleich und gefesselt. Seitdem die russische Militärmacht ausgeschaltet ward, geriet alles in eine tolle Bewegung lüsterner Begierden und banger Furcht. Das Deutsche Reich hat so lange mit dem Dreizack drohend gefuchtelt, daß England ernstlich für seine Weltherrschaft bangt. Soll es ruhig zusehen, wie Deutschlands Flotte üppig wächst? Oder ist es nicht billiger, dem Spuk mit einem Male ein Ende zu machen? Auf dem Grunde des Meeres haben ebensoviel, wie auf seinem Spiegel wenige Panzerschiffe Platz! Nur der Tod kennt keine Konkurrenz.

Die französische Demokratie hat ihren Delcassé davongejagt. Der deutsche bürgerliche Scheinparlamentarismus sprach zu Beginn der Reichstagssession seinem Bülow das vollste Vertrauen der Nation aus, nachdem ihre schreibenden, telegraphierenden und telephonierenden Zeitungsritter vorher einen vergnügten parlamentarischen Abend bei ihrem Kanzlerfürsten angeregt verschwatzt und in gesegnetem Appetit verschmatzt hatten!

Nachdem die Welt die wilden sinnlosen Kriegsdrohungen um Marokko willen erlebt hat, kann kein Vertrauen und Frieden mehr werden. Geht Marokko vorüber, irgendwo taucht aufs neue eine Frage auf, bis einmal doch die verheerende Katastrophe losbricht. Der Hunnenzug und Südwestafrika, das waren schon Erdbeben der Weltpolitik. Marokko wäre beinahe

Digitized by Google

ein Weltbrand geworden. Was birgt nun das Morgen und welche Macht haben wir, um dem wahnwitzig schaltenden Ungefähr entgegenzuwirken?

Die Sphinx der Weltpolitik gibt uns nur das ungelöste Rätsel der inneren Politik dräuend auf. Lösen wir dies Rätsel, so stürzt jene sich in das Nichts.

Die französische Demokratie, die unter dem befruchtenden Einfluß der Sozialisten sich in der Geschichte wieder einmal als stärkste Kulturmacht behauptete, hat gegenwärtig den Kampf gegen die Maffia der Diplomatie aufgenommen. Auch die Volksvertretung der Republik hat bisher gar keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß auf die auswärtige Diplomatenpolitik nehmen können, für welche der kriminelle Begriff der Verschleierung höchstes Gesetz und Wurzel ihrer Existenz ist.

Die bürgerliche Öffentlichkeit Deutschlands hat vollends den ganzen Marokkokonflikt tatenlos und unwissend verschlafen. Von irgendeinem obskuren Geheimrat läßt sich die ganze Presse der Bourgeoisie narren, der ihnen selbst die Traumtexte für den Schlaf fertig liefert. Aber das ist schließlich nur eine jammervolle Teilerscheinung der einen großen Tatsache, daß es in Deutschland überhaupt noch kein öffentliches, kein aktives politisches Volksleben gegeben hat. Deutschland ist noch lange kein Verfassungsstaat, und was die Bourgeoisie versäumt hat, wird erst das Proletariat erobern müssen. Die Marokkoaffäre hat gezeigt, was wir von einer in Klassen-Inzucht entarteten Bureaukratie zu erwarten haben, die nicht einmal fähig ist, das niedrige Handwerk einer kapitalistischen Geschäftspolitik mit leidlichem Anstand und rechnender Voraussicht zu bewältigen. Selbst mit dem rohen Appell an die Gewalt der Zerstörung hat sie nichts erreicht und viel verloren! Indem das deutsche Proletariat um die politischen Elementarrechte, um die Eroberung des Parlaments, um das demokratische Wahl-

system in allen gesetzgebenden Körperschaften ringt, arbeitet es zugleich für den Frieden und die Kultur Europas!

* * *

Und schon genug deutsches Blut hat dieses Land der Ruinen und des Schutts, der versandenden Häfen und verfallenden Mauern, der Verwesung und des Kots getrunken. Mit dem Gestank menschlicher und tierischer Ausscheidungen, den jeder Regen wie aus den Tiefen und Anlagerungen von Jahrtausenden aufwühlt, scheint sich der Ludergeruch des nutzlos vergossenen Menschenbluts zu mengen. Alles, was eine unbewegte tausendjährige Herrschaft des weltlichen und geistlichen Despotismus an Entartung und Greueln hervorbringen kann, ist in diesem verfluchten Boden erstanden und versunken. Bei Alcazar brach 1578 Portugals Weltmacht zusammen; an diesem von der Dichtung versponnenen Kreuzzug Dom Sebastians nahmen auch 3000 Deutsche teil; sie verwesten unbeerdigt auf dem Felde der Dreikönigschlacht von Alcazar. Deutsche würden ja immer für fremde Zwecke als Kriegstiere verkauft; auch die Weltpolitik von heute ist fremder Zweck! Hier sind ungezählte Deutsche in den Jahrhunderten marokkanischer Seeräuberherrschaft als Sklaven verreckt; Sultan Ismael, der Bluthund, hat allein in den ersten Jahren seiner Regierung 20 000 seiner Sklaven — welch herrliche Strecke! — mit eigner Hand erlegt. Von den Zinnen dieser westlichen Veste des Islam grinsen gerade deutsche Häupter! . . .

Von dem bei Tanger*) kraft des ersten internationalen Marokkovertrags — von einem Franzosen — erbauten Leuchtturm bei Kap Spartel erzählt ein Marokkoforscher, wie die Vögelzüge, die im Herbst

*) Beiläufig: Sprich „Tandscha".

Digitized by Google

Europa verlassen, an ihm zugrunde gehen. In dichten Massen richten sie ihren Flug auf jenen hellen Punkt, und werfen sich in voller Wucht gegen den Turm, den sie umkreisen, einhüllen und an dessen starkem, die Laterne schützenden Drahtgitter die Vögel zerschellen, geblendet von dem großen und ungewohnten Lichte. Das Geschrei und die dumpfen Töne des Massenanpralls, die das Toben des Meeres selbst übertönen, hält stundenlang an, bis zuletzt die erschöpften Tiere weiterziehen. Ein furchtbares Schauspiel, am nächsten Morgen die entsetzliche Verheerung anzusehen; zu hunderten liegen die Vögel mit zerstoßenen Köpfen, gebrochenen Flügeln und zersplitterten Schnäbeln überall umher, oder hängen noch in den Drahtgittern. . . .

Im Laufe dieses Marokkohandels hat es wiederholt geschienen, als ob es wirklich das Los europäischer Völker sei, an dem die Weltmeerstraßen des Kapitalismus lockend bestrahlenden Leuchtturm von Cap Spartel das Leben zu zerschellen! Schon glaubte man das Unheil zu sehen, wie diese wirren, ins Licht des fernen Gewinns treibenden, flatternden, taumelnden Zugvögel heranstürmen, nur daß es nicht freie Vögel waren, die den Sommer suchen und an Lichtgittern zerschellen, sondern wehrlose Schwärme, die blindlings hinausgestoßen —, gegen den Turm geschleudert werden sollten. . .

Proletarier Europas,
schützt die heiligsten Güter der Völker!

Die Tragikomödie des deutschen Liberalismus.

„Geist genug zu allen Fragen und Zweifeln
und kein Genie zu ihrer Lösung."

Rudolf v. Bennigsen an seine Mutter.
17. September 1847.

I.

Vom deutschen Liberalismus, der immer und überall dabei war und doch niemals zur Macht gelangte, erzählt Hermann Oncken auf fast anderthalbtausend großen Lexikonseiten, indem er aus den nachgelassenen Papieren Rudolf v. Bennigsens das Leben des liberalen Führers schreibt und die von ihm selbst nicht aufgezeichneten Memoiren eines im Vordergrund geschäftigen Daseins zu rekonstruieren versucht. Hermann Oncken hat damit ein Quellenwerk ersten Ranges für die deutsche Parteigeschichte geliefert und reiche Beiträge zu der Durchdringung des Problems gespendet, warum wir in Deutschland immer nur einen zugrunde gehenden, sich verlierenden, faulenden Liberalismus gehabt haben.

Wir kannten aus persönlicher Anschauung nur den Bennigsen des neuen Deutschen Reiches und des Reichstages. Auch damals unterschied sich der Führer der älteren nationalliberalen Generation noch wesentlich von seinen Epigonen, den platten politischen Geschäftsleuten von der Rasse der Paasche, Bassermann, Semler. Er hatte doch etwas von einem gebildeten europäischen Politiker, er hatte Kenntnisse, ein idealistisch gerichtetes Wollen, oder besser Wünschen, und durch seine blasse, ein wenig müde Rhetorik schimmerte doch zuweilen eine vornehme Gesinnung

Digitized by Google

und feinere Geistigkeit durch, die sich an allerlei Schätzen der Kultur genährt hatte. Aber dieser Mann war schon zugrunde gegangen, als er im Deutschen Reich zu wirken begann, ein Liberaler, der am deutschen Liberalismus verkommen war. Er war von Haus aus in Wahrheit eine politische Natur. Der bei uns so seltene politische Dämon wohnte und wirkte in ihm, wenn auch ein deutsch temperierter Dämon. Aber diese Zeit politischer Kraft und geschichtlicher Charaktere lag längst hinter ihm, als wir ihn in der Nähe agieren sahen. Auch er war zerschellt an dem unpolitischen Krämer- und Philistersinn des deutschen Bürgertums. Er wollte kein Verbannter sein, wie die großen Vorkämpfer deutscher Freiheit, er wollte das Mögliche, das Erreichbare durchsetzen, und so riß er vom Liberalismus Stück für Stück los, bis er nur noch ein wirres Gefüge treibender Trümmer war.

Von zwei Klippen ist die deutsche bürgerliche Politik niemals losgekommen: von einem starren Doktrinarismus, der seine Feigheit tätiger Verantwortung hinter die Pflicht verschanzt, unantastbare Grundsätze in voller Reinheit zu erhalten, und von seinem Gegenspiel, wirklich grundsätzliches Handeln in eine überzeugungs- und richtungslose leere Betriebsamkeit aufzulösen, die immer siegt, indem sie nie eine Schlacht wagt. Bennigsen hatte in jungen Jahren diese beiden Todsünden der Politik erkannt, dann aber, um nicht doktrinär zu sein, ward er der machtpolitisierende Opportunist der Ohnmacht, der echte Irrealpolitiker im Wahne realistischer Politik.

Rudolf v. Bennigsen stammt aus einem uralten niederdeutschen Adelsgeschlecht. Die Bennigsen — nach einem Dorf, südlich von Hannover — sind schon als Herren von Bennucheshusen im 14. Jahrhundert nachweisbar; sie gehörten zu den 80 herrschenden Rittergeschlechtern, die Hannover als ihre Domäne ausbeuteten, wenn auch nicht zu dem Kern der 20

Familien, die die Minister- und alle höheren Posten im Staate einnahmen. Sie waren mäßig begütert, leisteten vielfach Kriegsdienste im Ausland; der russische General v. Bennigsen gab 1801 das Signal zur Familienermordung des Zaren Paul I. Bennigsens Großvater war preußischer Offizier, der den ruhmlosen Feldzug gegen die französische Revolution mitmachte und dann 1806 zu den Kapitulanten von Magdeburg gehörte; eine in jeder Hinsicht zerrüttete und verbitterte Existenz, unglücklich in seinem Familienleben, gebrochen in seiner Laufbahn, von Schulden belastet, das Familiengut dem Konkurs ausliefernd. Sein Sohn, Rudolfs Vater, baute dann in zäher Hingebung die verfallene Familienexistenz auf, auch er ein Militär, in Wahrheit mehr eine humane Gelehrtennatur, beschaulich und philosophisch gestimmt, kein Sklave seiner Kaste und voll zärtlicher Sorgfalt für seine Söhne, deren freie Entwicklung er opfernd und verständnisvoll förderte. Von mütterlicher Seite hat Rudolf v. Bennigsen Hugenottenblut ererbt.

Die englische Fremdherrschaft ersparte Hannover das Schicksal der anderen deutschen Vaterländer, von ihren angestammten Fürstenhäusern ausgesogen zu werden; die fremde Monarchie kostete Hannover durchschnittlich nur 12542 Taler jährlich. Auch gestattete die englische Herrschaft eine größere geistige Freiheit. Auf der hannöverschen Universität Göttingen wirkte der erste liberale deutsche Publizist, Schlözer, der die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts mit seinem Ruhm erfüllte, und freilich auch gleich „nationalliberal“ gesinnt war, mit seinem Kultus des „gemäßigten Fortschritts“ und seiner Angst vor radikalen Forderungen und Taten als Teufeleien, die nur die „Reaktion“ fördern. Aber die liberale Gesinnung war doch nur ein zartes Pflänzchen literarischer Zivilisation. Sonst drückte auf dem Staat eine extrem

Digitiz

konservative Adelsherrschaft; zwei Drittel aller Rittergüter waren in den Händen des Adels, der alle Staatsstellen als seine Majorate erblich inne hatte.

Rudolf verbringt seine Kindheit in Hameln, Lüneburg, Hannover. Er ist eine „Primus"-Natur, ein ausgezeichneter Schüler, der in einem freien, geistigen und innigen Familienleben seine Gaben entfalten kann. Er ist ein Büchervertilger und Schillerschwärmer; Wilhelm Tell ist sein Held. Aber in dieser später so glatt harmonisch erscheinenden Natur geht doch ein Gespenst jäher Leidenschaft um: Der sechzehnjährige Knabe unternimmt einen höchst ernsthaften Selbstmordversuch, vermutlich in der Zerrissenheit einer jungen Liebe. Mit einem Reifezeugnis „erster Klasse" verläßt er das Lyzeum. Vier Jahre später nennt er die Schulmethode „geistestötend" und spricht von seiner „glänzenden Oberflächlichkeit", die für Genie gehalten worden sei. Er studiert in Göttingen die Rechte. Die Universität stand noch ganz unter dem Eindruck der Maßregelung der „Sieben" im Jahre 1837. Was da noch lehrte, war öde Mittelmäßigkeit; so bezog Bennigsen seinen ersten volkswirtschaftlichen Unterricht von dem jungen Roscher, dem Begründer der „historischen Schule", dem ebenso platten wie erfolgreichen übervulgären Kompendienschreiber der Nationalökonomie, der in seiner „Geschichte der Nationalökonomie" noch 1874 Karl Marx in einer Fußnote erledigte.

Bennigsen wird aus rein persönlichen Gründen Korpsstudent, obwohl er politisch zu den Burschenschaften neigt. Er ist lebenslustig, auch wild und stürmisch, macht Schulden, aber niemals roh und gemein. Als die Familie 1842 — der Vater wurde militärischer Bundesbevollmächtigter beim Bundestag — nach Frankfurt a. M. übersiedelt, gerät der Student in die liberale Luft der Heidelberger Universität, wo Gervinus und Schlosser wirkten. Er vertieft sich

hier in politisch-radikale Schriften, ist empfänglich für den Romansozialismus Eugene Sues, dessen „sehr anregende Diskussionen über jetzige soziale Verhältnisse, besonders über die Erleichterung des traurigen Loses der arbeitenden Klassen" ihn mächtig bewegen.

Er verbummelt ein wenig, bleibt nicht ohne studentische Disziplinarstrafen, mit einem schlechten Zeugnis, der Wirkung eines alsbald von ihm selbst beklagten „wilden und leidenschaftlichen Studentenlebens" tritt er in die hannöversche Beamtenlaufbahn ein, die er unruhig und unzufrieden sofort wieder aufgeben will. Er denkt an den akademischen Beruf, er träumt von dem Professor als Schöpfer und Former eines neuen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens: „Die Wissenschaft muß sich vom Schulstaub immer mehr befreien und nur in einer höheren Auffassung und Gestaltung des Lebens ihr Ziel suchen, dann hört sie aber von selbst auf, reine Theorie zu sein, und wird gewiß in edlerem Sinne „eine praktische" genannt werden können als die gesamte Beamtenschreiberei", schreibt er 1846 an den Vater. Er sieht den Sturm kommen, der alle europäischen Verhältnisse aufzuwühlen droht und schwärmt: „Soll nicht zum zweiten Male in Europa eine jahrhundertelange Barbarei, folgend auf eine ebenso lange dauernde Umwälzung an die Stelle einer dem Untergange nahen Kulturepoche treten, so ist das nur durch eine Vereinigung der im Volke liegenden schöpferischen Kraft und noch ungebrochenen Leidenschaft und des wärmsten, aufopferndsten wissenschaftlichen Eifers aller derer aus unseren sogenannten gebildeten Klassen möglich, die für das Wohl der Menschheit noch einer Begeisterung fähig sind und die an einer glücklichen Entwicklung zu einer besseren Epoche noch nicht verzweifelt haben." Schon regt sich in solchen Wendungen ein radikaler Geist.

Aber Bennigsen ist schon früh ein Mensch von

Digitized by Google

schnellem Verzicht. Die nebensächliche Hemmung, daß er als Beamter keinen Urlaub erhält, um sich auf die Universitätskarriere vorzubereiten, bestimmt ihn, den Plan überhaupt aufzugeben. Doch er geht von der Verwaltung in die freiere Richterlaufbahn über. Noch hat er einen Hang zur goldenen Mitte der Lebensauffassung. Er verabscheut in seiner religiösen Weltanschauung Atheismus und Materialismus, aber ebenso den Katholizismus und die protestantische Orthodoxie, und erwartet eine neue Reformation. Ein Besuch im Kölner Dom erfüllt ihn mit Widerwillen: „Kein Ende nahm das Knien und Knixen und Räuchern und Klingeln. Bequem ist die katholische Religion wahrlich, aber wo bleibt die menschliche Würde bei diesen Spielereien?“ Und er sehnt sich nach einem Befreier: „Wann wird endlich der für das schwer ringende Deutschland so notwendige Genius erstehen, der an die Stelle des verfallenden, in dem Bewußtsein der größeren Menge der gebildeten Männerwelt wenigstens verloren gegangenen Christentums einen Ideenkreis von gleicher Fülle und Innerlichkeit und gleicher Gestaltungskraft für alle Lebensverhältnisse zu setzen imstande ist?“

II.

Die tolle Wunderkraft des Jahres 1848 läßt Bennigsens Ideen rasch zum äußersten Radikalismus klären. Er bleibt Zuschauer der Ereignisse, aber ein tief hingerissener Zuschauer. Er ist Republikaner, Demokrat, ein wenig selbst Sozialist. Er findet die bittersten Worte über die Monarchen und Monarchien, die herrschenden Klassen und Parteien. Aber er verbindet mit dem Enthusiasmus für die Ideen ein helläugiges Mißtrauen für die Menschen, die sie verwirklichen wollen — bis zur verzweifelnden Menschenverachtung, die ihn zugleich scharfsichtig macht und ihn bald den

Zusammenbruch der überschwenglichen Hoffnungen voraussehen läßt.

Der Anfang des Jahres 1848 findet Bennigsen als Auditor in Osnabrück, wo mit ihm Windthorst und Planck, der spätere Hauptschöpfer des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, wirken. Mit 23 Jahren erlebt er die Revolution. Er neigt zum linken Zentrum in Frankfurt a. M. und dilettiert in sozialistischen Gedanken französisch-utopistischer Herkunft. Und am Anfang des Jahres erwartet er naiv die unblutige deutsche Revolution, die Deutschland die Einheit und Freiheit bringen soll, von den Fürsten, die sich freiwillig durch die Parlamente auf die Stellung englischer Lords herabdrücken lassen. „Wäre eine Politik, die freiwillig den Übergang von der Monarchie zur Republik herbeiführt, indem sie sich mit der Rolle eines konstitutionellen Königs begnügt, eines deutschen Königs nicht würdig . . .!" (6. März.) Er hofft auf Männer wie Lamartine und Louis Blanc, deren Partei „durch den Sozialismus den Kommunismus und mit ihm die Anarchie" bewältigen könnte. Eine „großherzige Politik" vermöchte das mittlere und westliche Europa vor Kriegen zu bewahren, „die endlich zu einem furchtbaren Prinzipienkampfe zwischen Dynastien und Völkern nicht bloß — da wäre der Sieg schon entschieden —, sondern auch zwischen Besitz und Arbeit führen, wo der geistige Kampf erst begonnen hat — also zur Barbarei". So trübe werde es jedoch nicht werden. Deutschlands Werk wäre es vielmehr, „nachdem ihm durch Frankreichs letzte Revolution die politische Entwickelung gesichert ist", jene „Einheit von Altertum und Christentum" heraufzubeschwören, die neue Religion einer praktischen Liebe, die von dieser Welt wäre und die die Aufgabe durchführte, „das physische und geistige Elend der arbeitenden Klassen durch die Energie der Vernunft und der Liebe in dem neuen sozialen Staate zu bewältigen".

Digitized by Google

In dem Wirbelsturm der rasenden Ereignisse verwehen schnell solche Illusionen und Phantasien. Ganz anders schreibt Bennigsen wenige Tage später, nach den deutschen Märztagen, am 22. März: „Schwarz-rot-goldene Fahnen wehen von vielen Häusern, die deutsche Kokarde trägt beinahe jeder. Alle paar Tage große Volksversammlungen, sogar auf offenem Markte... Mit Freiheit und Gleicheit wird man in den Schlaf gesungen und wieder aufgeweckt." Er berichtet begeistert der Mutter von der einstimmig angenommenen Petition um ganz allgemeines Wahlrecht und um sofortige Beeidigung des Militärs auf die Verfassung. Er interessiert sich für das Landproletariat: „Die Lage der hiesigen Heuerleute (Zeitpächter) den Kolonen (Grundeigentümer) gegenüber soll sehr drückend sein, die französischen sozialistischen Zusicherungen sind in gedruckten Proklamationen von der äußersten Partei auch hier schon unter das Volk geworfen." Er zeichnet mit unverhohlener Genugtuung dieses revolutionäre Erlebnis, das seinem Standesgenossen Schele-Schelenburg passierte. Der hat einem seiner bäuerlichen „Untertanen" einen Hund totgeschossen. Die Bauern lassen einen großen schönen Sarg für den Hund zimmern, legen ihn hinein, tragen ihn in feierlicher Prozession vor das Erbbegräbnis des Herrn v. Schele. Eine Deputation erscheint vor dem Herrn und fordert ihn auf: „Er möge diesen Hund zu den anderen Hunden in die Gruft stellen lassen."

Der ganz unwiderstehliche Zug der Bewegung werde nun auch dem Blindesten klar: Deutschland einig und das Volk frei! Eine Demonstration vor dem Schloß dünkt Bennigsen recht angenehm: „Tausende hatten das Schloß belagert. Als der König nicht nachgeben wollte, ist ein Zettel mit den Konzessionen dem Herrn v. Münchhausen (dem Kabinettsrat des Königs) übergeben worden mit dem Bedeuten, „wenn nicht binnen

fünf Minuten alle diese Punkte bewilligt seien, so würde man das Schloß und Palais an allen Ecken anzünden". Diese Drohung hat durchgeschlagen. Zwei Jahrzehnte später durfte Graf Münster, der spätere Pariser Botschafter, an jene Hannöversche Schloßszene von 1848 in folgender Weise zu erinnern wagen — in einem Brief an Bennigsen: „Ich sehe den Mann (Münchhausen) noch immer, wie er .... sich auf der Leinestraße durch zwei Hoflakaien auf einen Stuhl heben ließ und dem versammelten Pöbel, den hundert Bummlern, zweihundert Straßenjungen und einigen Zuschauern ... die verlangten Konzessionen... in langer Rede im Namen des Königs zugestand". Pöbel, Bummler und Straßenjungen waren nach der Bismärckischen Restauration aus dem Volk von 1848 geworden, dessen Kundgebung damals Bennigsen so gewaltig schien, daß er die Frage aufwirft: ob der König, „überzeugt von dem Recht dieses übereinstimmenden deutschen Willens, die gänzliche Rettungslosigkeit seines Systems eingesehen und aufgegeben habe, um seinem Enkel den Thron zu sichern? Armes Kind! Wenn du erwachsen bist, wird es keinen Thron mehr zu besteigen geben". Eine Prophezeiung, die freilich nur für die Welfen, nicht für die Throne in Erfüllung ging. 1848 aber dachte Bennigsen über das Schicksal der Hohenzollern nicht anders, wie über das der Hannoveraner:

Über das schändliche Verfahren des Königs von Preußen ist auch bei allen Konservativen nur eine Stimme. Diese unselige Nacht hat aber den großen Erfolg, daß keine freie Nation ihr Schicksal ferner dem Zufall der Geburt anvertrauen wird und einem solchen frömmelnden, unfähigen Scheusal die Macht gibt, ein Volk in den Abgrund zu stürzen. Während einer solchen Nacht hat sich seine Eitelkeit und Frömmelei endlich in ihrer wahren Nacktheit gezeigt. Die gezwungene Demütigung war aber auch

Digitized by Google

eine furchtbare Rache für einen Frömmler.“ (Brief vom 22. März.)

Über das Recht der Revolution wird in diesen Frühzeiten Bennigsens nicht diskutiert; mit keiner Silbe wird darüber vernünftelt, die ganze Rechtsfrage fehlt so völlig in seinem Bewußtsein, daß er gar nicht an sie denkt. Alle Lügen des feudal-absolutistischen Zeitalters sind auf einmal zerstoben, die bewährten germanischen Gefühle für Thron und Altar, für Ordnung und Sitte entkleidet und verloren. Selbst der alte Vater bereitet sich ernsthaft auf den neuen Zustand der Dinge vor, er, der Militärbevollmächtigte des Deutschen Bundes, macht Vorstudien für eine Verbindung des stehenden Heeres mit der Volksbewaffnung. Seine Vorschläge wurden auch gedruckt, sie zielen zugleich auf höhere Wehrhaftigkeit, Beseitigung des militärischen Kastengeistes und eine innigere Verbindung zwischen Volk und Heer ab (Linie mit stark verkürzter Dienstzeit, Bürgerwehr, militärischer Unterricht in den Schulen, Abschaffung der Garde und der Kadettenhäuser). Der Sohn grübelt derweilen über die Demokratisierung der Rechtsinstitute. Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafprozesses ist nur ein Anfang. „Das Recht, wie es doch seine Natur verlangt, wieder vollständig in Volksbewußtsein und Sitte wurzeln, daher sein lebendiges Bestehen und seine gute Fortbildung nehmen zu lassen, das ist freilich das Ziel, in welchem alle einig sind.“ Die beginnende Wiederbelebung des Adels ist ihm ein Abscheu. Er ist mit den Demokraten, „die durch Eifer und Talent ihre Zahl verdoppeln“, erbittert über den „krassen Egoismus der hiesigen Patrizierfamilien“, und er legt das Bekenntnis ab: „Ich glaube jetzt an den Sieg der Freiheit in der Demokratie so fest wie an mein eigenes Dasein und nicht minder daran, daß wir nicht wie Frankreich 58 Jahre mit fünf Revolutionen mit Strömen von Blut

zu demselben werden nötig haben." (16. Mai 1848.) Einen Monat später ist er mit der Politik der äußersten Linken in Frankfurt höchst unzufrieden, deren Ziele er sich doch zu eigen macht:

„Schade ist es immer, daß sich so kräftige Persönlichkeiten wie Hecker und Ruge bislang so traurige Rollen auferlegt haben, um so mehr, als man doch jede Stunde mehr sich überzeugt, daß das Prinzip der linken Partei Deutschlands, die reine Demokratie, und damit die frühere oder spätere Errichtung der Republik siegen muß. Was ist aus der Kaiseridee geworden? Was überhaupt aus den Doktrinen von Gervinus und Dahlmann? Ohne Diskussion sind diese Gedanken eines konstitutionellen monarchischen Oberhauptes zu Boden gefallen, und doch ist es an sich klar und von der doktrinellen Partei evident bewiesen, daß ein republikanisches Haupt und monarchische Fürsten sich gegenseitig nicht dulden können. Wer aber da siegen wird, scheint mir trotz aller äußerer Eventualitäten bei der in geometrischer Progression täglich wachsenden Energie des demokratischen Geistes keinen Augenblick zweifelhaft. Umsonst hat die Nemesis der Geschichte nicht auf fast alle Throne Europas und speziell Deutschlands Fürsten gesetzt, entweder an Geist oder an Willen oder auch an beiden unfähig für die Bewältigung, und wäre es auch nur eine momentane, der heutigen Bewegung." (23. Juni 1848.)

Er eilt im Sommer 1848 nach Frankfurt, hört in fiebernder Erregung die Verhandlungen in der Paulskirche und denkt daran, in das Reichsministerium des Äußeren zu treten, wie der junge Chlodwig von Hohenlohe, ohne sich doch ganz die Laufbahn in Hannover verderben zu wollen. Der Septemberaufstand zerstört den Plan Bennigsens; er kehrt im Herbst in die Osnabrücker Gerichtsstube zurück. In Hannover vollzieht sich eine radikale Beseitigung der Junkerherrschaft. Die erste Kammer, bisher die unumschränkte Domäne

Digitized by Google

der Ritter, wird eine „zweite zweite“ Kammer, in der die Bauern die Mehrheit haben. Trotzdem ist sein Radikalismus nicht befriedigt. In verzweifelnder Resignation und doch zukunftsgläubig sieht er die neue Erde wieder im Nebel verschwinden. Sein enger Beruf ekelt ihn; wird er doch täglich, stündlich daran erinnert, „daß eine Welt in Trümmer geht, in der man doch lebte, wenn man sie auch haßte“. Der Sieg kommt nicht so rasch. „Sind wir doch nur die vordersten Linien eines stürmenden Heeres, und erst wenn wir mit unseren Leibern den Graben ausgefüllt haben, wird es der nachdringenden Generation gelingen, über uns hinweg die Bresche zu nehmen. Den Staat der Liebe sollen wir gründen helfen, und unsere Waffen sind der Haß, unser Ziel die Vernichtung. Und alle träumten doch so schön, die Alten von ihrer demokratischen Monarchie, die alles versöhnen, und die Jungen von der sozialen Republik, die den Himmel auf Erden verwirklichen sollte. Aber das Register hatte ein Loch.“ Den deutschen Fürsten und Aristokraten sei es ebensowenig ernst mit einer konstitutionellen Monarchie, wie Ludwig XVI., und trotz Louis Blanc und G. Sand sei der gemeine Mann ebenso roh wie die mittleren und höheren Klassen. Seine Bekannten wollten von seinen radikalen Grundsätzen nichts wissen, und mit den Osnabrücker Radikalen möchte er wieder nichts zu tun haben, da sie an Engherzigkeit und Roheit ihresgleichen suchen, klagt er der Mutter am 4. November 1848.

In düsterster Volksfeindstimmung beendigt er das Jahr der zertrümmerten Verheißungen:

„In unseren deutschen Angelegenheiten sehe ich auch täglich schwärzer. Der Enthusiasmus ist überall verflogen, und der Bodensatz, der geblieben, stinkt. Trunkene Reformatoren und jugendliche Helden haben wir gehabt, und den Intriganten und Jesuiten sind wir wieder in die Hände geraten. Nüchtern ist

man geworden; aber der Katzenjammer ist noch keine Klarheit. Und dazu als breiteste demokratische Basis unser deutsches Gelehrten- und Philistertum! Man könnte rasend werden ... Wenn uns nicht bald große Ereignisse packen und zusammenschütteln, daß wir etwas munter und frisch werden, so liefern wir mit allen Märzerrungenschaften nichts als den allerelendesten Abklatsch des 16. und 17. Jahrhunderts. So ein Stück dreißigjährigen Krieges, im Lichte der neuesten Zeit. Wie würden unsere Nachbarn Chorus machen: Hot Österreich, hü Preußen, faß ihn, Protestant, pack ihn, Katholik! Für diese dicken, dummen deutschen Schädel ist nichts unmöglich."

Im März 1849, nach der Frankfurter Kaiserwahl, zuckt die Hoffnung wieder empor, um bald wieder für immer zu verlöschen. Schon taucht das nationalliberale Dogma auf „von dem Grundübel der Deutschen, dem eigensinnigen Beharren auf der sofortigen und vollständigen Verwirklichung ihrer Prinzipien". Noch aber ist er gegen die Gemäßigten. Unerbittlich werde die Geschichte die ins Deutsche übertragenen Girondiers richten, die sich so jämmerlich in der Natur der deutschen Fürsten getäuscht, die in feiger Verzweiflung den Platz verlassen, auf den das deutsche Volk sie gestellt. „Ich hasse diese Männer, und doch sehe ich klar, daß nur mit ihrer Hilfe Deutschland zu retten ist." Und zum erstenmal schaut er klarer in den sozialen Urgrund der Dinge: „Was bedeuten heutzutage das absolute Veto, die Monarchie selbst, wo in der nächsten Zukunft ein zufälliges Ereignis, ein paar Mißernten oder irgendein an sich gänzlich äußerlicher Umstand einen sozialen Kampf hervorrufen kann, in dem, so roh und aller oragnisierenden Kraft bar, wie die sozialen Lehren bis jetzt noch sind, alle Kultur und Menschlichkeit zugrunde gehen müßte." (22. Mai 1849.) „Auf die niederträchtigen preußischen Mittelklassen mit ihrer besonnenen Bettel-

Digitized by Google

weisheit“ kann er im Juni 1849 nicht mehr rechnen, und wie in einer Ahnung seines eigenen späteren Schicksals spottet er über die „politischen Handlanger, die ewig nur von einem Tage zum anderen leben“, über die „Politik des fait accompli“. Ja, er weiß auch die letzte Ursache des Scheiterns der Revolution: „Da kam die Furcht vor der roten Anarchie, und die ewige Halbheit und süßliche Gutmütigkeit, alles läuft davon; die großen liberalen Blätter liebäugeln mit der Frankfurter Verfassung links und den Berliner Projekten rechts.“

Sein Abschied von der Revolution ist bitter. Er sagt allen Hoffnungen auf Freiheit und politische Macht in Deutschland Lebewohl. „Denn was die Regierungen von geschenkter Freiheit halten, wenn an die Stelle der Furcht bei ihnen die Verachtung getreten ist, haben wir doch zur Genüge gesehen.“ (9. Juni 1849.)

III.

Auf den unerhörten Aufschwung des Revolutionsjahrs — mehr ein Aufschwung des Gefühls als der Tat — folgt die trostlose Zeit der reaktionären Starre, in der alles Hoffen versiegt und alles Handeln polizeilich verboten ist. Der unpolitische Deutsche pflegt sich in politischen Perioden, ohne sonderliche Ungeduld und Qual, in Philosophie, Kunst und Familienkultus zu flüchten. So folgen auch bei Bennigsen auf revolutionäre Ergüsse gänzlich unpolitische Liebesbriefe an die Verlobte, die bald sein Eheweib ward; Briefe von einer eigentümlichen kühlen Zartheit, ohne leidenschaftliche Ausbrüche, mehr Umschreibungen des bürgerlichen Rechts als Offenbarungen innerster Empfindungsglut. Es sind — fast möchte man vorausnehmend sagen — nationalliberale Liebesbriefe. Sie kennzeichnen in der Tat auch den Politiker und seine Partei: Die große revolutionäre Phantasie, die Grund-

bedingung des starken, geschichtlich wirkenden Geistes, das Ungestüm, das brennende Hirn in der Verwirklichung seiner verzehrenden Gebilde zu löschen, ist ihm fremd. Der Mann, der einmal Raimunds Märchen- und Zauberspiele „scheußlichen Unsinn" nennt — nach zwei Akten vom „Bauer als Millionär" wurde ihm übel und er ergriff die Flucht —, hatte nichts von einem Romantiker. Aber vielleicht gerade deshalb war er auch niemals das, was er sein wollte, ein Realpolitiker. Indem er immer auf Gelegenheiten lauerte, ergriff er keine. Sein jugendlicher, demokratisch und selbst sozialistisch gefärbter Radikalismus wandelte sich schnell in einen staatsmännischen Liberalismus, der idealer Zielgedanken nicht entbehrte.

Bennigsen wird der Gründer der ersten großen Parteibildung in Deutschland, des Nationalvereins, er ist sein Präsident von Anfang bis zum Ende, und er steht an seinem raschen, ruhmlosen Grabe, wie an seiner hoffenden Wiege. Der deutsche Liberalismus vor den Bismarckschen Kriegen hat noch politisches Feuer, aber es genügt gerade nur, um die öffentliche Meinung ein wenig anzuwärmen und im übrigen seinem Todfeind, Bismarck, damit das Brennmaterial zu liefern, mit dem er Deutschland anzündete, um Preußen auszubauen; mit dem er das liberale Bürgertum ausräucherte, um die dynastische Junkerherrschaft des Ostens zu verewigen.

Von allem geschah das Gegenteil des Erstrebten: Das war das Schicksal des deutschen Liberalismus und Bennigsens. Einmal — 1866, am Vorabend des deutschen Krieges — trat an ihn das Angebot regierender Macht heran, aber in der Form einer schamlos entehrenden Bismarckschen Aufforderung zum Hoch- und Landesverrat; für solche Dienste war Bennigsen nun wieder zu wohlanständig. Und als schließlich der Traum seines Lebens sich erfüllte, die deutsche Einheit, da war es doch gerade nur das verhaßte und be-

Digitized by Google

kämpfte Großpreußen ohne Freiheit, und Bennigsen selbst und seine Nationalvereinler waren, wie er in einem Brief vom 26. Juli 1866 schrieb, in dem entscheidenden Augenblick nicht die Sieger, sondern unter den Zuschauern.

In den wirren, ohnmächtigen und zielzittrigen Strebungen des Nationalvereins erkennt Bennigsen wohl bisweilen die Ursache aller Mißerfolge, und er sehnt sich nach der Hilfe der großen starken Volksmasse der Besitzlosen, aber er beruhigt sich doch immer gleich wieder bei jener redefrohen und kongreßlustigen Politik, die nicht einmal bürgerliche Klassenpolitik ist, sondern nur betriebsame Honoratiorenpolitik. Er schilt über dieses feige, unlustige, zu keinem Opfer fähige deutsche Bürgertum, aber er geht über seine Grenzen nicht hinaus. Er sieht wohl das schnelle Ende aller rein demonstrativen Politik, die bald die Grenze der Steigerungsmöglichkeit und damit des Erfolges erreicht, aber er stürmt doch nur — von Demonstrationen zu Demonstrationen. So ist der Liberalismus von Anbeginn der Lärm eines Dinges, das im Grunde nicht existiert. Nur eins mag ihm in seinen Anfängen zum Ruhm dienen: seine Anhänger wurden verfolgt und sie hielten den Verfolgungen stand . . .

Die preußische Reaktion, die nach Hannover übergreift, begleitet Bennigsen zunächst mit brieflichen Flüchen. Er versteht die Schandtaten der preußischen Machthaber; „der Ärger, vor einem so feigen Gesindel — den „konstitutionellen Helden" —, das freilich die Peitsche täglich verdient und freudig empfängt, jemals gezittert zu haben, mag groß genug sein", schreibt er Anfang 1850 an die Mutter. Eher werde der Prinz von Preußen eine Palastrevolution machen, „als die preußische konstitutionelle Partei mit ihrer langweiligen Philisterhaftigkeit und überklugen Feigheit das Verständnis erhält, daß man nach einem

jahrelangen Nachgeben wenigstens in der einen Stunde eine so wohlfeile Festigkeit zeigen muß, wo es . . . alles zu gewinnen und gar nichts zu verlieren gibt". Aber man brauche ihnen nur mit dem Arnim und Gerlach zu drohen: „Wartet nur! Seid artig, oder der Butzemann kommt! Und sie waren artig." — Die ewige liberale Furcht vor der noch schlimmeren Reaktion! Bald sollte Bennigsen selbst mit dem „Gesindel" Politik treiben müssen.

Noch sieht er bisweilen den Sieg der freilich schon geläuterten Revolution voraus. Der fürstliche Wahnwitz wird in wenigen Jahren auch die ruhigsten Männer zur Verzweiflung und Leidenschaft und an die Seite der Partei treiben, welche vor Jahren allerdings zum großen Teil aus unreifer Jugend, blinder Wut und entfesselter Roheit zusammengesetzt war, die aber dann auch gewiß durch äußere und innere Erfahrungen gekräftigt und geläutert den Kampf beginnen und den Sieg festhalten wird. (1. Juli 1850.)

Drohender klingt es am Ende des Jahres aus Bennigsens Briefen: „Die Ruhe unserer europäischen Königsgeschlechter über so viel Gräbern soll nicht durch böse Erinnerungen und Träume allein gestört werden. In höchstens einem Dutzend Jahren wird es ja wohl wieder gewittern und dreinschlagen, und von uns Jüngeren schwören täglich mehrere im stillen, daß man, einerlei ob Konstitutioneller oder Radikaler, durch elende Versprechungen im Augenblicke der Furcht sich nicht wieder täuschen lassen wird. Man wird die ganze Gesellschaft nach Amerika schicken und nachher sich zu einigen suchen, ob man sich einen König oder Präsidenten setzen will."

Doch diese königsmörderischen Stimmungen verebben mit den Jahren, und ein halb Jahrhundert später, beim Jubiläum der Revolution, war es Bennigsen, der gegen Bebels Verherrlichung der Märztage im deutschen Reichstage auftrat!

Digitized by Google

Die äußeren Schicksale Bennigsens zeigen den Mann von Charakter. Er wird Richter und Staatsanwalt (1850—1856); einsam und unbefriedigt in kleinstädtischer Enge. Die Reaktion lastet auf seinem Gemüt. Scharf erkennt er im konterrevolutionären Preußentum den klerikalen Grundzug. Alle Reaktion in der modernen Zeit ist irgendwie klerikal. „Tut Buße, kreuzigt eure Vernunft und fallet vor uns nieder, predigen die Jesuiten schon am Rhein, in Münster, in Osnabrück. Das protestantisch pietistische Gesindel, welches freilich der Kreuzigung der Vernunft überhoben bleibt, drängt sich zu ihren Predigten . . . Und der preußische Minister lächelt blödsinnig über die Niederlagen der Revolution und bereichert die Literatur mit albernen Gleichnissen und Noten, während die „Kreuzzeitung" lehrt, daß die Zeit erfüllt ist und die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche kommt. Die Träume der Romantiker und die Phantasien von Radowitz erhalten Form und Wirklichkeit. In dem einen Jesuitenorden ist wieder mehr Wille und Kraft als in sämtlichen protestantischen Regierungen . . . Was seine Macht nicht tut, bewirkt der entsetzliche Taumel und jene angstvolle Verblendung, die in einer Zeit, wo die Reiche zerfallen, die Kirchen sich auflösen, wo den Gesetzen die Furcht und dem Glauben die Hoffnung genommen ist, alle Menschen überwältigte, welche den festen Halt nicht in sich, sondern nur in äußeren Schranken und Mächten tragen." So schreibt er 1851 an die Mutter. Aber solche briefliche Geständnisse eines aufrechten Liberalismus hindern ihn doch wieder nicht, recht peinliche Adelsvorrechte für seine hannöversche Laufbahn eifrig nutzbar zu machen. Staatsanwalt in Hannover, geht er aus Gründen politischer Unabhängigkeit in das Richtertum über — nach Göttingen. Er neigt zur Menschenfeindschaft, verliert die Lust an Leben und Wissenschaft. Er tritt

nicht öffentlich hervor. Die hannöversche Reaktion begleitet er zunächst nur als zorniger Beobachter. Dann aber wird er in die Verfassungskämpfe seines Heimatstaates hineingestoßen, unfreiwillig, und nun wächst er rasch zum tapferen Vorkämpfer des Liberalismus empor, wird der anerkannte Führer im Parlament und in der Parteibewegung, gehört zu den volkstümlichsten Gestalten der bürgerlichen Opposition in Deutschland und gewinnt europäischen Ruf. Als die Regierung ihm nicht erlaubt, sein Mandat in der Ständeversammlung auszuüben — das soeben oktroyierte Wahlgesetz forderte für die Beamten solche Erlaubnis —, zieht er entschlossen die letzte Konsequenz, scheidet aus dem Staatsdienst aus (1856) und widmet sich der Bewirtschaftung seines Familiengutes. Seitdem ist er ein unabhängiger Landwirt.

Die hannöversche Reaktion ist ein Werk des deutschen Bundes, der dort die vorher beseitigte Adelsherrschaft gewaltsam wiederherstellte, gerufen von einem geistig verwirrten Gottesgnädling auf dem Throne! Es ist der Fluch der deutschen Einheit, daß ihre Form immer ohnmächtig zu allem Guten und Freien war, dagegen stets brutal in der Exekution der Unterdrückung und des Rückschritts. Der preußische Bundesrat des Deutschen Reichs hat in dieser Hinsicht das Erbe des seligen Bundes angetreten: Die nationale Konzentration als Werkzeug reaktionärer Absonderung!

In den parlamentarischen Kämpfen verteidigt Bennigsen mit besonderer Energie die völlige Unabhängigkeit der Beamten. „Man will diesen unteren Organen" — ruft er dem Minister v. Borries entgegen — „alle eigene Meinung, Freiheit und Selbständigkeit nehmen und sie unbedingt der Willkür der konzentrierten Organe, speziell des Ministerii, preisgeben." Er weist auf das Beispiel Frankreichs hin: „Was nutzten die Maschinen, zu denen man die Staatsdiener herab-

Digitized by Google

gewürdigt hatte, als es ernstlich darauf ankam, die Monarchie zu stützen?" Die Charakterfestigkeit, die freudige Erfüllung der schwierigen Pflichten müsse für den Beamtenstand verloren gehen, wenn man von ihm verlange, sich den Ansichten, den wechselnden Ansichten der Regierung stets unterzuordnen, wenn man ihm den Stolz nehme, selbständig zu handeln, wenn man ihn darauf hinweise, politische Belohnungen zu suchen, politische Strafe zu fürchten. Er fordert die Vereidigung der Beamten auf die Verfassung, die nicht Bediente des Königs sein dürfen.

Bennigsens hannöversche Opposition ist durchaus radikal. Er verweigert dem Staat 1857/58 die Ausgaben für Kasernenbauten, weil es sich bei derartigen Bewilligungen um die Gesamtheit des politischen Systems handelt, dem das Volk Opfer zu bringen hat. Er greift die Politik der Pfaffen, der „kleinen Nachfolger eines großen Apostels" an, die sich als diejenigen darstellen, „welche allein den Zorn und das Gericht Gottes zu verwalten haben". Er verteidigt das Recht auf Revolution: Die Inhaber der Gewalt verzichten nie freiwillig auf sie. Man muß sie ihnen entreißen. Wenn man derartige zwingende Verhältnisse als ein Unrecht auffasse, so hebe man damit die Möglichkeit aller geschichtlichen Entwicklung der rechtlichen und politischen Verhältnisse auf, man gebe sich dem Dogma unpraktischer Stubengelehrter hin, demzufolge lediglich die Gewalt der Stärkeren über den Schwächeren bestimmend sei. Bennigsen tritt für die Bürgerwehr ein. Wenn die Regierung so wenig Vertrauen im Volke genieße, daß man sich scheuen müsse, Waffen in den Händen der Bürger zu sehen, dann werde doch alles gar nichts helfen.

IV.

Die große europäische Krisis des Jahres 1859, in der die Marx, Engels, Lassalle den Weg des Sozialis-

mus und der Demokratie kündeten, gedeiht für Bennigsen zur Schöpfung der Partei des Liberalismus. Der Nationalverein wird begründet.

Die große Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Österreich im Jahre 1859 brachte alle deutschen Fragen in Fluß. Die aufsteigende Bourgeoisie bedurfte für wirtschaftliche Zwecke der politischen Einheit. Darüber herrschte Übereinstimmung. Nur über Form und Mittel gingen die Meinungen immer weiter auseinander. Sollte Österreich ein- oder ausgeschlossen werden? Sollte es die Führung übernehmen? War Süddeutschland einzubeziehen? Oder mußte man sich vorerst mit der Einigung Norddeutschlands begnügen? Einheitsstaat oder föderative Verfassung? Monarchie oder Republik? Preußische Spitze oder rheinbundähnliche Organisationen mit süddeutschem Übergewicht? Einheit oder Freiheit oder beides zugleich oder in welcher Rangordnung, erst die Freiheit, dann die Einheit oder umgekehrt? Zwei Strömungen sonderten sich: Die großdeutschen Einheitsbestrebungen, demokratisch süddeutsch, alle deutschen Stämme umfassend. Die großpreußische Bewegung, nord- und mitteldeutsch, liberalisierend, bundesstaatliche Verfassung mit gemeindeutschem Parlament und preußisch-monarchischem Oberhaupt. Die großpreußische Bewegung fand in der 1859 erfolgten Gründung des Nationalvereins ihre Parteiorganisation. Aber unter den Leuten des Nationalvereins war man wiederum in keiner Frage einig. Nur das Ziel irgendeiner Einheit stand fest. Mit den Vokabeln Einheit und Freiheit wurde jongliert, und die Freiheit ließ man gern auf den Boden rollen — Jongleur und Parodist komischen Ungeschicks zugleich. Auch über die preußische Vormachtstellung war man sich ziemlich einig, nur wollte man mit dieser Ehre nicht das wirkliche, das reaktionäre, verjunkerte und verpfaffte Preußen betrauen, sondern ein ideales Preußen, das man aus Illusionen auferbaute.

Der Nationalverein begann seine die Gründung vorbereitende Tätigkeit mit jener Erklärung, die Preußen mit allen schönen Aufgaben vertrauensvoll belehnte: „Möge Preußen nicht länger zögern, möge es offen an den patriotischen Sinn der Regierungen und den nationalen Geist des Volkes sich wenden und schon in nächster Zeit Schritte tun, welche die Einberufung eines deutschen Parlaments und die mehr einheitliche Organisation der militärischen und politischen Kräfte Deutschlands herbeiführen, ehe neue Kämpfe in Europa ausbrechen und ein unvorbereitetes und zersplittertes Deutschland mit schweren Gefahren bedrohen." Eine Erklärung, die auf Preußen den Eindruck machte, daß der Versuch unternommen werden könnte, ein paar einflußreiche nichtpreußische Politiker für Preußen zu kaufen; Preußen treibt ja seit jeher den Ankauf nichtpreußischer Geheimagenten im großen Stil. Mit Bennigsen wurde durch den Staatsrechtslehrer Karl Aegidi verhandelt, der bis in unsere Tage als zählebiges, preußisches Reptil wirkte. So viel wurde erwirkt, daß man mit den preußischen Liberalen Fühlung bekam. Zudem wendete das herrschende Preußen den anderen, immer wiederholten Trick an, liberal zu schillern. Auf die wilhelminische „neue Ära" und den „völligen Umschwung" nach den Tollhauszeiten Friedrich Wilhelms IV. fielen alle liberalen Gründlinge gründlich herein. In der hannöverschen Ständeversammlung feierte damals Bennigsen das neue Preußen, das die Ideale von 1848 praktisch durchführe. Schon seien Konstitutionelle und Demokraten einig. Aber auf diese radikalen Preußenträume antwortete der Minister v. Borries (nicht mit Unrecht), das seien alles Utopien, und dazu strafwürdige Utopien, weil man an die Massen bis zu den „unteren Handwerkerklassen" hinab appelliere.

Der Koburger Herzog Ernst, der dem Nationalverein als gefürsteter „Volkstribun" betriebsam,

eitel und ungeschickt voranmarschierte, wollte ursprünglich einen straff zentralisierten Geheimbund organisieren. Aber die Männer des Nationalvereins wollten in der Mehrzahl loyale Untertanen bleiben. So wurde er als öffentlicher Verein gegründet. Mit Bismarck, dem Erzjunker, versuchte man vergebens anzuknüpfen. Bald sollte der Sturz Bismarcks, als Vorbedingung jeden Einheitskampfes, die lauteste und wirksamste Losung der Nationalvereinler werden. Und Bismarck hatte man in Verdacht, daß er bereit sei, die nationale Todsünde zu begehen und das linke Rheinufer an Frankreich auszuliefern, um sich in Norddeutschland zu arrondieren. Der bekannte Professor Biedermann beruft sich in einem Brief an Bennigsen vom Februar 1860 auf derlei Pariser Informationen. Es sei darüber schon mit „gewissen diplomatischen Persönlichkeiten (nicht unmittelbar im Ministerium, aber demselben nahestehend) korrespondiert worden". Damit war Bismarck gemeint. Bismarck selbst hat das als eine vom Koburger Herzog ausgehende Verleumdung bezeichnet. Bennigsen jedoch war von der Richtigkeit der Meldung überzeugt, sie hätte übrigens auch nur der hundertjährigen Tradition preußischer Politik entsprochen.

Die großdeutschen Demokraten bekämpfen die Gothaer: „Uhland ist mehr für Österreich und hat den Beitritt abgelehnt . . . Auch jetzt spukt die rote Demokratie wieder allenthalben. Vogt in Genf . . . empfiehlt jetzt einen Bund der Republiken und arbeitet gegen den Nationalverein, bei dem es ihm zu gesetzlich zugeht. Er, der mit fremdem Gelde nur aufwühlt, um keine Saat aufkommen zu lassen, findet aber Glauben bei vielen . . ." So klagt es aus einem Briefe an Bennigsen. Aber ebensowenig Vertrauen haben die Regierungen zum Nationalverein. Warnend kündigt Gustav Freytag, zugleich Vertrauter des Koburgers, preußischer Agent und Nationalvereinler,

Digitized by Google

die Exekution des Vereins durch den Bund an. Tatsächlich hat es ihm nie an Verfolgungen gefehlt, vor allem nicht von Preußens Seite, obwohl die leitenden Männer des Nationalvereins immer aufs neue zur „strengsten Legalität" auffordern und die „radikalen Elemente" zurückscheuchen.

Die Illusionen von preußischer Freiheit zerstieben bald, doch bleibt die „preußische Spitze" als Dogma des Nationalvereins. Man entwirft Programme und Resolutionen: Deutsche Einheit unter der Führung eines befreiten Preußens. Auf ein Ideal mehr oder weniger kam es so genau nicht an. Schon 1860 schreibt Bennigsen von dem „beschränkten spezifischen Preußentum", von seiner „unfähigen, erbärmlichen Diplomatie". In Berlin findet er das „alte Lied oder Leid, Überweisheit oder Beschränktheit des politischen Gesichtskreises bei den älteren, Mangel an Selbstvertrauen, an Beruf, selbständig aufzutreten, seinen Ruf, seinen Einfluß einmal zu riskieren, bei den jüngeren Politikern, das Interesse für die preußischen Krisen ganz vorherrschend, das Verständnis und Pathos für Weltfragen kaum vorhanden oder zu gering, um zur Tat zu treiben". Die angestammte Regierung Bennigsens aber verhängte die Acht über alle Männer des Nationalvereins und spielte geraume Zeit hindurch mit dem Gedanken, Bennigsen wegen Hoch- und Landesverrats zu verfolgen. Das gelang nicht. Dafür ließ man den strebsamen, ehemaligen preußischen Regierungsassessor Oskar Meding (den späteren Verfasser vielgelesener „zeithistorischer" Kolportageromane) eine Schmähschrift gegen Bennigsen verfassen, die ihm den ewigen deutschen Vorwurf wider jede radikale Politik entgegenhielt: er habe sich „in dem Dienste der Negation" einen wohlfeilen Ruhm zu erwerben gesucht. Bennigsen wurde darin als blutiger Umstürzler behandelt: „Wenn Sie . . . mit daran arbeiten, dem Bauernstande seine innere und äußere

Grundlage zu zerstören und an die Stelle dieses gesunden Kerns der staatlichen Gliederung ein faules und nichtsnutziges Proletariat zu setzen, so werden Sie freilich — im Falle des Gelingens — ein vortreffliches Material der Revolution geschaffen haben . . . Sie haben die misera contribuens plebs (die besitzlose, steuerzahlende Masse) gegen Adel und Beamtentum ins Feld geführt." Meding, der eben erst Hannoveraner geworden war, wütete ebenso als streng hannöverscher Legitimist wie die vielen Nicht-Preußen, die preußisch wurden, dann sich schwarz-weiß überschrien; man denke an den Sachsen Treitschke.

Wie bürgerlich gemäßigt immer der Nationalverein begann — er radikalisierte sich erst in der Konfliktszeit —, so erweckte er doch die Angst der deutschen Fürsten. Das Jahr 1848 war noch nicht vergessen, und das Verlangen nach Wiederherstellung der Frankfurter Reichsverfassung von 1849 dünstete für die höchsten Herrschaften den Ludergeruch der Revolution aus. Als der ehemalige preußische Minister Heinrich von Arnim 1860 eine Zusammenkunft aller Abgeordneten deutscher Landtage in Heidelberg anregte, schrieb der Prinzregent von Preußen, Wilhelm, in einem Brief an den Koburger Herzog, er würde solchem Plane einer Art von Vorparlament bestimmt entgegengeschritten sein, „weil dies die Repetition des schmählichen Anfanges von 1848 gewesen wäre und wir keine Repetition der Volksbeglückung von unten herauf brauchen können". Das schrieb der Heros liberaler Hoffnungen Dabei trat das Verlangen nach der Reichsverfassung von 1849 erst später in den Vordergrund, als sich der Nationalverein dem Kampf gegen Bismarck anschloß. 1860 ersuchte Bennigsen seine Freunde noch dringend, „in dieser Sache sich nicht zu weit avancieren". Das Zustandekommen der Reichsverfassung ist mit so erbärmlichen Intrigen verknüpft. Von der preußischen Regierung zurück-

Digitized by Google

gewiesen, von der Partei, welche sie schuf, im Stich gelassen, von der demokratischen als Vehikel benützt zur Erreichung anderweitiger Parteizwecke, durch Kot und Blut geschleift, hat sie der trüben Erinnerungen und gefährlichen Bedenken zu viel, um große Chancen zu bieten, unter ihrer Form eine Einigung zustande zu bringen."

Von den deutschen Fürsten hofften die Nationalvereinler nichts. Sie sind österreichisch und preußenfeindlich gesinnt. Bei der Zusammenkunft der deutschen Fürsten mit Napoleon III. in Baden-Baden (Sommer 1860) machen die deutschen Potentaten vor dem kleinen Napoleon, als ob er der große gewesen wäre, den „untertänigen Katzenbuckel, wie denn zum Beispiel der König von Sachsen im Wagen aufstand, um zu grüßen", schreibt Rochau an Bennigsen. Dafür bemühten sich die deutschen Fürsten um Einschränkung des Nationalvereins und seiner „bouleversierenden Zwecke".

Doch worauf stützte sich denn nun der Nationalverein? Verfolgt man seine Tätigkeit an der ausführlichen Darstellung des Oncken-Werkes in all seinen Kreuz- und Querzügen, so büßt diese erste bürgerliche Parteibewegung Ruhm und Glanz völlig ein. Es sind die eifrigen Leute mit Namen, die der Reporter bei großen Leichen zu bemerken pflegt, die ihre Unterschriften unter gemeinnützige Aufrufe zu setzen pflegen: Höhere Beamte, Professoren, Publizisten, einzelstaatliche Parlamentarier, Industrielle bearbeiten unter duodezfürstlicher Protektion die öffentliche Meinung. Sie veranstalten Kongresse, Demonstrationen, Versammlungen; halten Reden und inspirieren Zeitungsartikel (für 3500 Gulden jährlich bearbeitete man auch die ausländische Presse!). Weder haben sie die Einheit der Überzeugung und des Ziels, noch irgendeine Klarheit über die Mittel. Das Ganze ist redselige Ohnmacht. Bennigsen selbst fühlt tief die

politische Unfruchtbarkeit. Was seien Verfassungen, die man durch Verordnungen umwerfen könne! Der neue Versuch, den Kampfplatz auf das nationale Gebiet zu verlegen, sei recht schwächlich geblieben, „und der Rest des politischen Kampfes ist — selbst Preußen nicht ausgenommen — so durchaus unwahr und verlogen und so bar allen Ernstes, welcher Entscheidungen nicht scheut und herbeizuführen imstande ist . . .“, schreibt Bennigsen Weihnachten 1860, zugleich eine Kritik über die Tätigkeit seines Nationalvereins, für den er doch unermüdlich arbeitet. Schon zeigt sich auch bereits die liberale Klage über den schlechten Ton der Leute, der ein Zusammengehen hindere. Diese Klassengegensätze innerhalb der liberalen Schichten verkleiden sich von Anbeginn gern als Anstandsregeln. „Wir können mit Leuten nicht umgehen,“ schreibt ein Frankfurter Gesinnungsgenosse an Bennigsen, „die uns fortwährend feig, Kretin, Eunuch usw. benennen . . . wir halten uns für zu gut, um mit derartigen Leuten innig zusammenzugehen.“ Und dabei waren die Nationalvereinler zum Teil Barrikadenkämpfer von 1848!

Schließlich erwartete man alles Heil von irgendeinem Umschwung draußen, in der Ferne, der ohne ihr Zutun wie ein Göttergeschenk kommen sollte. Irgendein äußeres Ungefähr mußte helfen. Deshalb hatte man kriegerische Stimmungen, man wollte einen nationalen Krieg. Waren einmal die Waffen losgebunden, so würde es sich auch im Innern wandeln; im Kriegstaumel brauchte man sich dann auch nicht vor Schutzmann und Staatsanwalt zu fürchten. Es kam ja dann auch die Umwälzung von einem Kriege, aber gerade einem, den sie nicht wollten, von dem Bruderkrieg 1866, in dem nicht der deutsche Liberalismus, sondern die preußische Reaktion triumphierte.

Der Nationalverein, als Organisation von Besitz und Bildung, widerstrebte der Masse; das wurde sein Ver-

Digitized by Google

hängnis, wie das des deutschen Liberalismus. Und diese Massenscheu behauptete sich selbst in den Zeiten radikalster Opposition!

V.

Die liberale Furcht vor der Masse nahm dem Nationalverein die Macht. Wir finden in dieser Partei neben Radikalen wie Johann Jacoby und dem (später sozialdemokratischen) Schweriner Hofbaurat Demmler Großindustrielle wie Werner Siemens, Hermann Gruson, Georg Egestorff, den Begründer des Norddeutschen Lloyd H. H. Meier, Graf Henckel von Donnersmarck, Schriftsteller, Advokaten, Gutsbesitzer, Studenten und als breite Staffage den bürgerlichen Mittelstand. Aber die Masse fehlte und sollte fehlen, obwohl man sie doch wieder zu gewinnen begehrte als anspruchslose Gefolgschaft für gutbürgerliche Zwecke. Der hannoversche Industrielle Egestorff, der aus geschäftlichen Gründen für den anrüchigen Verein mit seinem Namen nicht hervorzutreten wagte, gab insgeheim Unterstützungsgelder zur Gründung eines Blattes für Bauern, Handwerker und Arbeiter; „denn in den Massen liegt die Macht". Der Nationalverein hat 1862 die höchste Zahl der Mitglieder erreicht, nicht viel mehr als 25000; mit der Unterdrückungs- und Abtreibungspolitik Bismarcks schmolz die Zahl rasch und unaufhaltsam zusammen — nach den kriegerischen Erfolgen Bismarcks war es mit Verein und Liberalismus gleichermaßen aus. Immerhin war es bis dahin in Deutschland unerhört, daß ein Agitationsverein über so große Geldmittel verfügte, die freilich an heutigen Verhältnissen gemessen, lächerlich gering waren: er nahm 1861 bis 1867 300000 Gulden ein. Die Presseunternehmungen gediehen nur kümmerlich.

Man sehnte sich nach den Massen und hielt sie doch künstlich fern. Deshalb lehnte man den Antrag

ab, den Vereinsbeitrag von einem Taler jährlich in monatlichen Raten zahlen zu lassen.

Das sperrte die Arbeiter aus, die man dann wieder durch so läppische Mittel zu ködern versuchte, daß man auf Kosten des Vereins zwölf richtige Proletarier zur Londoner Weltausstellung sandte.

So kam es, daß der Nationalverein in demselben Maße, als er sich während der Konfliktszeit radikalisierte — so daß ihn Gustav Freytag in einem Briefe an Treitschke aus dem Jahre 1865 „eine Kleinkinderbewahranstalt für zuchtlose Demokratie" nannte —, zerbröckelte statt zu erstarken. Zwar hielt es Bennigsen persönlich für erwiesen und erfreulich, daß der intelligente Arbeiterstand Deutschlands fähig und bereit sei, an den nationalen Bestrebungen teilzunehmen, aber er drang bei den Freunden nicht durch, denen vor einer Überflutung durch „Handwerksgesellen" bangte; und wenn ihm selbst eine Sache am Herzen lag, wie etwa die Angliederung von militärischen Turnvereinen an den Nationalverein (als eine Art Volkswehr), so möchte er am liebsten sogar den verdächtigen Nationalverein im Hintergrund halten. Bei solcher Gelegenheit schreibt er zum Beispiel einmal an den Sekretär des Herzogs von Koburg: „Soll die Sache in größerem Umfange ermöglicht werden, so müssen außer den Geldern, die der Verein zahlt, um die Sache in Gang zu bringen, Gemeindebehörden, reiche Privaten, womöglich auch wohlmeinende Regierungen sich der Sache öffentlich annehmen. Letzteres hat den großen Vorteil, der Sache in den Augen der Piepmeier jeden bedenklichen revolutionären Beigeschmack zu nehmen." Mit diesen Piepmeiern aber wollte Bennigsen Politik treiben, obwohl er über das deutsche Bürgertum keine Illusionen hatte. In einem Briefe vom Jahre 1862 schreibt er über den „empörenden Mangel an wirklichem Verständnis für das, was zu politischen Erfolgen nötig ist und an wahrer Opferwilligkeit". Er hält es

Digitized by Google

für fraglich, „ob das deutsche Bürgertum für die Dauer zur politischen Herrschaft berufen ist", und er beweist sich als ein wahrer Prophet, wenn er dieses Zukunftsbild des deutschen Liberalismus malt: „Inmitten der kirchlichen und politischen Reaktion auf der einen Seite und der drohenden Arbeiterfrage auf der anderen, wird der deutsche Bürger sich bald entschließen müssen, die unendliche Wertschätzung seiner kostbaren Person und des nervus rerum etwas herabzusetzen, sonst wird er dem wohlverdienten Schicksal des französischen Bourgeois schwerlich entgehen. Feigheit und Geiz sind die verderblichsten Laster für jede politische Partei. Für eine Partei aber, die es darauf angelegt hat, durch ihre allgemeine Haltung — vorläufig also jedenfalls durch bloße Worte — ihren Gegnern zu imponieren, könnte schon der bloße Verdacht solcher Untugenden tödlich werden."

Aber es war doch wieder nur ein Ausdruck solcher bürgerlicher Angstpolitik, wenn Bennigsen selbst in den hannöverschen Parlamentskämpfen an der Spitze einer festen liberalen Majorität nichts Durchgreifendes zu unternehmen wagte, um nicht durch vorzeitigen Sturz des lauliberalen Ministeriums Erzreaktionäre von der Art des Grafen Borries wieder ans Ruder zu bringen. Damals — 1864 — verleidete ihm diese seine höchst fatale Stellung noch die ganze Politik. Er findet solche Diplomatie aufreibend und verzweifelt, und doch erscheint ihm die Politik des ewigen Abwartens als das einzig mögliche. So trieb man im Grunde doch nur von einer großartigen, aber wirkungslosen Versammlung zu einer noch großartigeren und noch wirkungsloseren. Nicht als ob man dem Aberglauben der unbedingten Gesetzlichkeit gefrönt hätte. Besonders war es Miquel, der nächste Gefährte Bennigsens, der die jugendlichen Aufstandsstimmungen seiner Briefe an Karl Marx durchaus noch nicht überwunden hatte und immer wieder leidenschaftlich mahnte, es

käme nicht auf Resolutionen, sondern aufs Handeln an: „Ehe wir an dem Erfolg der gesetzlichen Mittel verzweifeln, müssen wir mit nachhaltiger Kraft sie gebrauchen; schlägt dann ohne unsere Schuld der Versuch fehl, scheitert derselbe . . . dann . . . findet sich das andere.“ Aber das andere fand sich eben nicht, sondern es fanden sich nur abermals Resolutionen, Versammlungen, Kongresse, und zur Abwechslung höchstens Volksfeste. Deutsche Politiker sollten die Seiten 494 und folgende des ersten Bandes des Onckenschen Werkes gründlich studieren.

Es war ein Zusammentreffen von symbolischer Bedeutung, wie damals der künftige Massenführer August Bebel flüchtig an den schwankenden Kahn des Nationalvereins streifte. Von ihm als dem Vorsitzenden des Leipziger Arbeiterbildungsvereins unterschrieben, aber nicht verfaßt ist jener Brief vom 24. Juli 1865, in dem der Leipziger Verein den Ausschluß des Nationalvereins um 200 Gulden zur Unterstützung gegen die Agitation Lassalles bittet: „Denn das Gift jener Irrlehren schleicht sich unvermerkt in die Massen ein, und die grellen Farben, mit denen man das Elend der arbeitenden Klassen gegenüber der Tyrannei derer schildert, „die sich auf ihren Geldsäcken wälzen“, der ewige Refrain, daß man „nicht dafür könne, wenn man zur Revolution gezwungen werde“, dürften uns deutlich zeigen, daß die Fahne des roten Kommunismus nur auf die Gelegenheit harre, um mit all ihren Schrecken entfaltet zu werden.“ Bebels Dankschreiben für die Bewilligung der Summe stammt von ihm persönlich und enthält dergleichen Phrasen nicht, vielmehr versichert Bebel in taktvoller Klugheit dem Präsidenten des Nationalvereins, daß „eine solche Unterstützung der guten Sache das beste Mittel sein wird, diese häufig ausgesprochenen Vorwürfe und Verdächtigungen gegen den Nationalverein zu entkräften und dafür Hochachtung und Anerkennung zu verbreiten“.

Digitized by Google

Bald war Bebel Führer der Masse, während Bennigsen an der Spitze liberaler Piepmeier von der preußischen Gewaltpolitik elend zerbrochen wurde. Mit welchen Mitteln aber die Politik Bismarcks arbeitete, daran zu erinnern ist nicht unnütz in unseren Tagen, da die preußischen Junker und das liberale Bürgertum schon darüber aus den Fugen geraten, wenn Sozialdemokraten den Verfassungseid der Abgeordneten nicht höher einschätzen als was er ist: eine erzwungene Formel und Formalität.

VI.

Für Bennigsen ward mehr und mehr Bismarck das Hemmnis aller nationalen Einheits- und Freiheitsbestrebungen. Preußen, die einzige Macht, die er für fähig hielt, Deutschland zu einigen, mußte zunächst von Bismarck befreit werden. Die militärische Diktatur Preußens genügte ihm nicht; mit der Machtentfaltung müsse die freiheitliche Entwicklung Hand in Hand gehen. Er mißtraut auch den Rechten, die monarchisches Wohlwollen schenkt und die durch keine Anstrengung des Volks erworben. 1863 schreibt einmal Gustav Freytag an Bennigsen: „Das ganze Unglück der Preußen läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß sie nach dem Eintritt der Bewegungszeit für Deutschland das große Unglück gehabt haben, zwei Fürsten zu erhalten, die in der öden Zeit Metternichs und der Karlsbader Beschlüsse aufgewachsen sind. Das hatte auch das Volk zurückgehalten. Der Kampf gegen eine abgestandene Generation, die gespensterhaft alle wichtigen Stellen des Staates besetzt hält, ist wie ein Kampf gegen Tote.“ Drohend antwortet Bennigsen auf diesen im Grunde doch byzantinischen Seufzer: „Wenn nicht in wenigen Wochen das Bismarcksche Regiment beseitigt ist und König Wilhelm oder sein Nachfolger sich für die Einberufung eines wirklichen (deutschen) Parlaments erklärt und wirksam

auftritt, so steht für Preußen das Äußerste auf dem Spiele und der Verlauf der deutschen Geschichte wird auf Jahre hinaus ganz abnorm und unberechenbar. Halbe Maßregeln und Verbesserungen in Preußen würden höchst nachteilig sein."

Auf diesen Ton sind alle Äußerungen Bennigsens über Preußen und Bismarck in jenen Jahren gestimmt. Aber Bennigsen drohte doch wieder immer nur mit der Revolution, die andere machen würden, wenn man die Wünsche der Gemäßigten, die selber durchaus keine Revolution machen wollen und können, nicht berücksichtige. Das waren Wendungen, die den Hohn Lassalles in seiner (sonst höchst bedenklichen und offenbar krankhaft erregten) letzten Solinger Rede rechtfertigten, wenn er auch fälschlich den Anschein zu erwecken suchte, als ob der Führer des Nationalvereins mit seiner verhüllten Revolutionsankündigung für immer die Revolution abgeschworen habe: „Erheben wir also unsere Arme" — rief Lassalle den Arbeitern zu — „und verpflichten wir uns, wenn jemals dieser Umschwung, sei es auf diesem, sei es auf jenem Wege, käme, es den Fortschrittlern und Nationalvereinlern gedenken zu wollen, daß sie bis zum letzten Augenblicke erklärt haben: sie wollen keine Revolution! Verpflichtet euch dazu, hebt eure Hände empor." Der jähe Tod hat Lassalle vor dem furchtbaren Schicksal bewahrt, die demokratische und sozialistische Sache mit Bismarck gewinnen zu wollen; sein Zusammenbruch wäre noch verheerender gewesen als der des Liberalismus, der die Einheit und Freiheit gegen Bismarck zu erringen versuchte! Dennoch erkannte Lassalle durchaus richtig die Neigung Bennigsens zur „realpolitischen" Halbheit. Mußte doch selbst Miquel den Freund vor Konzessionen bei einem klerikalen Synodenentwurf warnen, indem er — Oktober 1863 — ihm schrieb: „Man ist im Volke durchaus nicht mehr auf dem alten, starren Glaubensgrunde,

Digitized by Google

der in der Kirche noch zu Recht besteht. Wenn die Bewegung dies auch nicht laut proklamiert hat, so ist dies nur die Folge des richtigen Instinkts in den Massen, daß man erst die Pfaffenherrschaft brechen, sich selbst zum Herrscher machen und dann weitergehen müßte."

„Ist es nicht geraten, gegen diesen gemeingefährlichen Menschen alle Minen springen zu lassen," schreibt Bennigsen im Herbst 1863, als ihm kompromittierende Enthüllungen über Bismarcks Verhalten in der Holsteinschen Sache angekündigt werden. Der gemeingefährliche Mensch war Bismarck. Im Nationalverein war man damals dafür, in Schleswig-Holstein einen Aufstand zu entfesseln, ein Freikorps für einen Handstreich zu werben, und in der nationalen Begeisterung Bismarck zu stürzen. „Es gilt einen Generalsturm auf die Regierungen, vor allen anderen auf die preußische und hannoversche. In Preußen muß der Schrei: ‚Nieder mit Bismarck!' organisiert werden," heißt es in einem Brief Rochaus an Miquel. „Preußische Spitze unter allen Umständen ist unser Programm nicht." — „Im Norden nimmt die Bismarcksche Richtung, das ist die Anbetung der militärischen Macht und diplomatischen Erfolge, in erschreckender Weise überhand." — „Eine militärische Vergewaltigung Nord- und Mitteldeutschlands von Berlin aus (wird) um so sicherer eintreten und um so länger die allgemeine Einigung Deutschlands aufhalten, je träger und gleichgültiger das Bürgertum den Akten und Erfolgen preußischer Gewalt zusieht oder je mehr eine feige Überklugheit dem Altpreußentum speichelleckt und auf Süddeutschland verzichtet" — so tönt es aus Bennigsens Briefen im Jahre 1864. Und selbst als Bismarck, am Vorabend der kriegerisch-dynastischen Revolution von 1866, plötzlich das Ideal des Nationalvereins, das deutsche Parlament auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, zu seinem eigenen Programm

erhebt, meint Bennigsen, er wolle der Frontveränderung Bismarcks, angesichts der Vergangenheit des Mannes, eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen, „eine Großartigkeit, die aber zum Ridikülen (Lächerlichen) doch in einer näheren Beziehung zu stehen scheint als zum Tragischen". Am 15. April 1866 prophezeit Bennigsen: „Treibt Bismarck die deutschen Fürsten auf das unbeschiffte Meer, zerstört er die Fundamente und alle Prinzipien der konservativen Parteien, so kann sich daraus eine ungeheure Entwicklung gestalten, in der nicht allein Bismarck, sondern auch ganz andere Existenzen schleunigst verschwinden." Ja sogar nach 1866, als Bennigsen sich im treuesten Gefolge Bismarcks befand, konnte er über seine zu inneren Zwecken angestifteten Kriegstreibereien gegen Frankreich schreiben: „Er hat die Franzosen in einer ganz fabelhaften Weise hinters Licht geführt. Napoleon, früher in den Augen der Welt sein eigentlicher Lehrmeister, ist wie der dümmste Junge von ihm genarrt. Die Diplomatie ist eins der verlogensten Geschäfte, aber wenn sie im deutschen Interesse in einer so großartigen Weise der Täuschung und Energie getrieben ist wie durch Bismarck, kann man ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen." (Bennigsen an seine Frau, 8. April 1867.) Ein hübsches Beispiel zu dem unergründlichen Kapitel bürgerlicher Heuchelei: Ethik und Politik!

Für Bismarck gab es in der Tat keinerlei Skrupel in der Wahl seiner Mittel: er schoß wirklich nicht mit öffentlicher Meinung, wie die Liberalen, sondern mit Pulver und Blei, und obendrein mit Bestechung, Verrat, Treubruch, Lüge und jeglichem Verbrechen. Bismarcks plötzliche Bekehrung zum deutschen Parlament erregte gradezu eine Panik unter den Vorkämpfern dieses Ideal von 1849. War es nur ein listiger Trick, um die Gemüter für seine andern Zwecke preußischer Machterweiterung zu gewinnen? Das glaubten die

meisten, und die wenigsten ahnten, daß es ihm ernst war, ganz ernst — mit dem Parlament des demokratischen Wahlrechts: Das Aufgebot der unaufgeklärten Masse gegen die bürgerliche Opposition, die pommerschen Grenadiere nicht nur gegen Österreich, sondern auch gegen die liberale Intelligenz!

Bennigsen aber begann, mit Bismarck zu rechnen. Und so wagte der hannoversche Politiker, nach dessen Vaterland Preußen bereits die Hand ausstreckte, im Mai 1866 den zwar nicht unehrenhaft gemeinten, aber höchst zweideutig wirkenden Besuch bei Bismarck, einer Einladung folgend. Bismarcks Absicht war, den Führer der hannoverschen Opposition für Preußen zu gewinnen. Zwar bot Bismarck ihm damals nicht die persönliche Mitwirkung an der preußischen Regierung an, aber er unterließ diese direkte Aufforderung zum Landesverrat nur deshalb. weil er an dem Verhalten Bennigsens merkte, daß er dafür nicht zu haben sei. Am 16. Mai 1866 „beruhigte" Bennigsen seine Frau mit der Mitteilung, „daß ich zwar bei meiner Ankunft eine bestimmte Nachricht aus dem kronprinzlichen Lager bekam, Bismarck beabsichtige mich und Herrn N. N. (der ursprünglich hier geschriebene Name des Badener Staatsmannes Roggenbach ist durchstrichen) ins Ministerium zu nehmen, daß mir Bismarck selbst aber in der langen Besprechung . . . kein solches Anerbieten gemacht hat". Jedenfalls gelang es Bismarck, durch diese Unterredung Bennigsen schwer zu kompromittieren. Als jedoch das Los Hannovers entschieden war, schreckte Bismarck auch davor nicht mehr zurück, dem Hannoveraner das äußerste Verbrechen anzusinnen.

Bennigsen lag ernstlich an der Rettung der hannoverschen Selbständigkeit. Nur war es eine Illusion, wenn er glaubte, sein Vaterland könnte sich durch neutrales Wohlverhalten retten. Die Frucht war längst reif für den preußischen Hunger — so oder so.

Die hannoversche Regierung wußte es besser, als sie sich, gegen Bennigsens Rat, entschloß, an der Seite Österreichs das Waffenglück zu probieren; Bennigsens Neutralitätspolitik hätte Hannover nicht erhalten können, es wäre doch — unter irgendeinem Vorwand — verschluckt worden.

Unmittelbar vor der Katastrophe Hannovers bemühte sich Bismarck, den Führer der hannoverschen Opposition zu gewinnen. Zunächst beauftragte er den preußischen Gesandten, Prinzen Ysenburg, mit Bennigsen über die Übernahme der Verwaltung Hannovers nach dem Einmarsch der preußischen Truppen zu verhandeln; der wich, unter allerlei Vorwänden, der Aufforderung aus, den Kuppler solchen Hoch- und Landesverrats zu spielen. Dann schickte Bismarck den Bürgermeister Duncker aus Berlin zu Bennigsen. Der brachte ihm die Botschaft, die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen und Errichtung einer preußischen Regierung stünde unmittelbar bevor. „Bismarck machte mir," so skizziert ein Jahrzehnt später Bennigsen seinem Freunde Lasker die Darlegungen Dunckers, „den Vorschlag, an die Spitze dieser Regierung zu treten. Ich erwiderte Herrn Duncker in continenti, daß ich die Proposition ablehnen und mir jede weitere Verhandlung darüber verbitten müsse. Nachdem . . . Herr Duncker sich entschuldigt hatte, daß er mir den Vorschlag überbrachte, da er den Auftrag nicht gut habe ablehnen können, bat er um Erlaubnis, noch mit einem anderen Auftrag herauskommen zu dürfen, wogegen ich natürlich nichts einwendete. Bismarck wünschte eine Erklärung von mir, ob ich bereit sei, meinen Einfluß dafür zu verwenden, daß in Deutschland zu einem Reichstage mit allgemeinem Wahlrecht gewählt werde, wenn Preußen, in dem Kriege gegen Österreich siegreich, dazu auffordere."

Die Absichten der Bismarckschen Niedertracht

Digitized by Google

waren offenbar. Einmal wollte er durch den Verräter im feindlichen Lager sich den Sieg erleichtern und dann zugleich in dem Verräter, nach dem Siege, die liberale Opposition für immer unschädlich machen! Bennigsen aber widerstand dem äußeren Verrat, jedoch nicht der inneren Unterwerfung.

Österreich wurde besiegt, Hannover wie Hessen-Nassau, Frankfurt a. M. von Preußen aufgezehrt. Bennigsen und seine hannoverschen Freunde waren Preußen geworden. Sie wußten, was bevorstand. Noch während des Krieges schrieb Planck an Bennigsen: „Daß Preußen, welches unter diesem Junkerregiment gesiegt hat, nach dem Siege von selbst eine liberale Regierung erhalten sollte, ist mir innerlich höchst unwahrscheinlich, und wir werden, wenn auch die Einheit erreicht wird, aber mit jenem bitteren Zusatze (des preußischen Junkerregiments), der der Masse des Volkes sofort fühlbar wird, während sie Segnungen der Einheit nicht so bald fühlt, einen schweren Stand haben. Indessen . . .“ Ähnlich äußerte sich Bennigsen selbst; und auch er fügte das „indessen“ hinzu, das heißt, den Entschluß nach dem Scheitern aller liberalen Jugendträume nun mit Bismarck im Tauschhandel den Liberalismus sacht in den Junkerstaat einsickern zu machen. Und während Bismarck nun die erste Probe jener echt preußischen Blockpolitik unternahm, die den Liberalen gestattete, konservative Politik zu treiben, begannen die deutschen Liberalen jene verhängnisvolle Taktik, ihre unvermeidlichen Siege zu organisieren, indem sie den Liberalismus Stück für Stück preisgaben. Jeder neue Erfolg der liberalen Führer ward eine neue Niederlage der liberalen Idee!

VII.

Es gehört zu den eisernen Geschichtslegenden, aus denen in Deutschland die Geschichtswissenschaft be-

steht, daß die Gründung des Deutschen Reiches sich seit 1866 unter liberalem Gestirn vollzogen. Auch Oncken huldigt diesem Märchen, das ihm ja allein ermöglicht, seinen Helden — wenn zwar unter starkem Vorbehalt — liberale Siege gewinnen zu lassen. Das liberale Gestirn stand in der Tat prangend am Himmel. Aber es hatte ebensowenig Einfluß auf die Geburt des Deutschen Reiches, wie sonst ein Zusammenhang zwischen Sternen und Geburten besteht — trotz Horoskop und Hokuspokus.

Der Liberalismus in Preußen-Deutschland bestand zu jener Zeit genau in derselben Erscheinung wie vorher und seitdem: daß sich die preußische Politik durchsetzt im Kampfe gegen die Junker der rabiaten Färbung. Aber deshalb, weil die Regierung in Preußen stets mit den wilden Männern der feudalen Welt sich raufen muß, ist sie niemals liberal. Im Gegenteil: die Reibereien mit den Junkern, die Verweigerung ihrer blödesten Tollheiten hat doch stets nur den Zweck und stets den Erfolg, das konservative preußische System zu erhalten. Dem deutschen Liberalismus ist die Aufgabe zugefallen, die konservative Sache gegen die Konservativen, das Junkerwesen gegen das Junkertum zu retten. Das war der liberale Sieg, der mit so viel staatsmännischer Selbstentäußerung erkauft wurde. Die Liberalen wurden Sieger, indem der Liberalismus besiegt wurde, und die liberalen Führer blieben, nach einem ebenso hübschen wie boshaften Wort Bismarcks — Bennigsen teilt die Äußerung seiner Frau in einem Brief vom 2. Dezember 1867 mit — „die Minister des Kronprinzen". In Wahrheit, das war die Rolle des deutschen Liberalismus: sie blieben immer die Minister des zukünftigen Herrn, und um diese große Gunst nicht zu verscherzen, opferten sie für die Gegenwart ein Stück des Liberalismus nach dem anderen. Die endlosen Reibungen Bismarcks mit seinen junkerlichen Standesgenossen, deren

Digitized by Google

klügster er war, hinderten ihn ebensowenig, deren sonst verlorene und verfallene Sache zu restaurieren, wie er auch die kirchliche Reaktion stärkte, obwohl er die Pfaffenmacht, persönlich ein Ungläubiger — trotz seiner angeblichen Jugendbekehrung nach wüster Gottlosigkeit — bekämpfte; wie er endlich die hoffnungslos erschütterte Monarchie wieder belebte, wenngleich er vor den Trägern der Krone nicht die mindeste Achtung hatte und weder vor dem Großvater, noch vor dem Sohne, noch vor dem Enkel, seinen drei königlichen Herren, Achtung hatte! Auch vor dem Heldengreis nicht! Bennigsen sagt die Wahrheit, wenn er 1867 seiner Frau schreibt: „Der König und er haben eher Haß wie Freundschaft gegeneinander; mit dem Nachfolger hat Bismarck ein ganz kaltes Verhältnis."

Die liberale Konzessions- und Kompromißpolitik blieb also ohne jede Frucht. Man erntete nur liberale Atrappen, die wie Früchte aussahen. Das zeigte sich sofort, als Bennigsen seine Wirksamkeit im Reichstage des Norddeutschen Bundes und im preußischen Landtag begann. Er und die Seinen hatten von vornherein alle weiterstrebenden liberalen Grundsätze als Ballast über Bord geworfen, um vorerst wenigstens ein paar „unveräußerliche" liberale Forderungen zu sichern. Aber auch diese setzen sie nicht durch, Bismarck bewilligte ihnen allenfalls einige personale Liebenswürdigkeiten — Sturz eines besonders dummreaktionären Ministers und dergleichen mehr! —, aber die konservative preußische Sache ließ er im Kern nicht antasten. So scheiterten die Liberalen sofort mit ihren beiden dringendsten Forderungen: mit den konstitutionellen Sicherheiten in der Reichs-(Bundes-) verfassung und bei der Regelung des Verhältnisses von Preußen zum Reich. Und wenn sich die Liberalen damals trösteten, das augenblicklich „Unerreichbare" werde durch die innere Naturgewalt der Dinge sich

doch bald durchsetzen, so sind auch jene bescheidensten liberalen Forderungen von 1866 bis 1870, jenes liberale Mindestprogramm, bis zur Stunde so wenig der Erfüllung auch nur angenähert, daß es die Liberalen heute selbst nicht mehr fordern.

„Bismarck ist jetzt der Damm gegen das Hereinbrechen der Reaktion" — das ist der große Wahn (er ist schon im Herbst 1866 in einem Brief an Bennigsen in diese Formel gefügt!) —, mit dem die Liberalen unmittelbar nach dem preußischen Kriegserfolg ihr gründliches Umlernen rechtfertigen. „Die Zeit der Ideale ist vorüber. Die deutsche Einheit ist aus der Traumwelt in die prosaische Welt der Wirklichkeit hinuntergestiegen. Politiker haben heute weniger als je zu fragen, was wünschenswert, als was erreichbar ist," rief Miquel 1867 aus. „Das Erreichbare" — das ist seitdem die Begräbnisformel geblieben, mit der jeder liberale Grundsatz zur Ruhe bestattet worden ist. Unerreichbar dünkte Bennigsen natürlich die parlamentarische Verfassung. „Die Physiognomie des Parlaments wird von der des achtundvierziger außerordentlich abweichen und dasselbe, nach dem damaligen Maß gemessen, eine sehr bescheidene Rolle spielen." Die Nation könne „vorerst gar keinen begründeten Anspruch erheben, von der preußischen Krone und dem deutschen Richelieu den Parlamentarismus und den ganzen Komplex von Freiheiten in Gnaden verliehen zu erhalten". Für die Durchsetzung des Erreichbaren wurde die nationalliberale Partei gegründet, deren Mission es wurde, das „Nichts" zu erreichen, weil sie das „Alles" schreckte. Nach den Wahlen für den konstituierenden Reichstag schrieb Bennigsen an seine Frau: „Sehr befriedigend wird das Resultat für die verfassungsmäßigen Rechte nicht werden. Dazu sind die Wahlen in Preußen viel zu konservativ ausgefallen." Aber als später die Wahlen ganz nationalliberal ausfielen, wurde der Liberalismus erst recht

Digitized by Google

aussichtslos. Was man in der Ohnmacht nicht konnte, traute man sich nicht in der Macht. Zum Überfluß begann Bismarck gleich mit der Politik, durch Einfädelung auswärtiger Verwicklungen die innere Politik zu fesseln. Seit 1867 begann er die Kriegshetze gegen Frankreich. Er hatte immer eine Affäre bei der Hand, hieß sie nun „Luxemburg" oder sonstwie, und vor lauter Eifer, in so kritischen Augenblicken national zu blasen, hatten die Liberalen keine Zeit und Kraft, liberal zu pfeifen. Die ganze Arbeit an der Verfassung des Norddeutschen Bundes — der heutigen Reichsverfassung — wurde durch auswärtigen Lärm eingeschüchtert. Bennigsen kannte die Triebfedern dieser Politik: „Hier (in Berlin) ist, wie überall, die Politik zu neun Zehnteln persönliches Interesse, was man auch, wenn man die Politik anders auffaßt und betreibt, sich stets klar und gegenwärtig halten muß, um nicht düpiert zu werden" (an seine Frau, 10. März 1867). Bennigsen trieb keine Politik persönlichen Interesses. Er ist auch aus der Gründerzeit unbefleckt hervorgegangen, und als man ihn solcher Gründungsgelüste beschuldigte, konnte er wahrheitsgemäß die Erklärung abgeben, die für die heutigen Liberalen tödlich sein dürfte: „Ich bin kein Geschäftsmann. Deshalb und mit Rücksicht auf meine öffentliche Stellung würde ich es für unpassend und für wenig ehrenvoll halten, wenn ich die Mitwirkung bei der Begründung einer Eisenbahn dazu hätte benutzen wollen, irgendeinen derartigen Geschäftsgewinn zu erstreben oder anzunehmen." Aber er machte auch für den Liberalismus keine Geschäfte. Er ließ sich düpieren!

Zwei „unerläßliche" Forderungen stellte Bennigsen für die Bundesverfassung auf: ein verantwortliches Bundesministerium und Diäten für die Abgeordneten. Der Regierungsentwurf der Verfassung sah ursprünglich als Bundeskanzler nur eine Art untergeordneten

Sekretär des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vor. Der Antrag Bennigsens auf Schaffung eines verantwortlichen kollegialen Bundesministeriums unter dem Vorsitz eines Bundeskanzlers brachte Bismarck auf den Gedanken, bloß einen „verantwortlichen Kanzler“ zu schaffen. Damit wurde das Gegenteil der liberalen Absicht erreicht. Im Reichskanzler wurde das Reich nicht, wie die Liberalen wollten, verselbständigt, sondern zur Filiale Preußens. Statt einer wirklichen Verfassung bekam der Bund einen paragraphierten Menschen; ein zufälliger Mensch — Bismarck — wurde in der deutschen Verfassung staatsrechtlich verewigt. Dazu war dieser Kanzler nur auf dem Papier verantwortlich. Die nähere Regelung wurde einem besonderen Gesetz vorbehalten. Dieses besondere Gesetz gibt es noch heute nicht. Die Konzessionen der Liberalen haben das „Erreichbare“ in Wirklichkeit für Generationen unerreichbar gemacht. Ebenso ging es mit den Diäten; Bennigsen beharrte auf ihnen. Bismarck weigerte sich. Bennigsen hielt es „für ein ganz bedenkliches Experiment, daß in einem deutschen Parlament die Diäten beseitigt werden sollen“; er hielt „die Folgen für durchaus unberechenbar“. Dennoch überließ er und die Liberalen auch dieses „Erreichbare“ der Zukunft, die erst unter dem Fürsten Bülow kam!

Es war auch kein Erfolg der Liberalen, daß Bismarck ihren Antrag des geheimen Wahlrechts akzeptierte. Denn Bismarck gewährte ja das Reichstagswahlrecht, um die unaufgeklärten Massen gegen die Liberalen auszuspielen. Und die Liberalen wußten das; es war im Gründungsprogramm der nationalliberalen Partei vom 12. Juni 1867 klar ausgesprochen worden: „Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist unter unserer Mitwirkung zur Grundlage des öffentlichen Lebens gemacht. Wir verhehlen uns nicht die Gefahren, welche es mit sich bringt, solange

Digitized by Google

Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht polizeilich verkümmert sind, die Volksschule unter lähmenden Regulativen steht, die Wahlen bureaukratischen Einrichtungen unterworfen sind, zumal da die Versagung der Diäten die Wählbarkeit beschränkt.“ Man erkennt die ganze Entartung, der der Liberalismus seitdem verfallen: damals sah man noch die Gefahren für das allgemeine Wahlrecht in der durch die Reaktion bewirkten Unfreiheit des Gebrauchs; heute bekämpft man es, weil das Volk den freien Gebrauch zu lernen begonnen hat.

Noch elender als im Reichstag war der Zusammenbruch des Liberalismus gleich in Preußen. Im nationalliberalen Programm hieß es: „Als Ziel schwebt uns vor, daß die parlamentarischen Funktionen des Staates möglichst vollständig in den Reichstag verlegt werden. Auch der preußische Landtag soll sich nach und nach mit einer Stellung begnügen, welche in keiner Weise geeignet sei, dem Ansehen und der Wirksamkeit des Reichstages Eintrag zu tun.“ Man verlangte ferner „Ausbau und Revision der preußischen Verfassung“, „Ausführung der in der Verfassung verheißenen Gesetze und die Reform des Herrenhauses als Vorbedingung aller Reformen“, „Aufhebung der gutsherrlichen Obrigkeit und gutsherrlichen Polizei“. Keine der liberalen Vorbedingungen ist bis heute erfüllt worden.

Noch schärfer, als im Programmentwurf, deuten Äußerungen Bennigsens auf das Ziel dieser annektierten Preußen hin. Sie erstrebten die vollständige Beseitigung der preußischen Zentralgewalt. Bennigsen war durchaus der Meinung seines Freundes Friedrich Ötker, der in der kurhessischen Opposition die Geschäfte Preußens besorgt hatte: die ganze preußische Landesgesetzgebung müsse allmählich zugunsten der Bundes- und der Provinzialgesetzgebung aufhören, also der Landtag allmählich trockengelegt werden. Man dachte sich die Vereinigung aller Zentralgewalt

im Reich und die Dezentralisation Preußens in provinziale Selbstverwaltungsgebiete. Die Provinzen erhielten ja allerdings eine Art Selbstverwaltung — Bennigsen selbst war zwanzig Jahre lang Landesdirektor in Hannover —, aber der preußische Landtag und die preußische Regierung, als Werkzeug des Junkertums, vereinigten immer noch die politische Macht in und über Deutschland. Trockengelegt wurde der Liberalismus und das Reich! Und die „Vollendung" der deutschen Einheit nach dem Kriege von 1870/71 war die Vollendung dieser Trockenlegung.

VIII.

Die Angliederung des deutschen Südens an den Norddeutschen Bund verstärkte keineswegs die liberalen Triebkräfte in der Politik des Reiches und Preußens. Vielmehr befeuerte sie nur den Eifer des Junkertums, in demselben Maße vorzudringen, in dem die Liberalen das Geschäft fortsetzten, die schweren Opfer ihrer liberalen Grundsätze gewerbsmäßig auf dem nationalen Altar darzubringen. Immer wenn die Liberalen gerade liberal sein wollten oder doch sein sollten, war irgend etwas geschehen, was ihnen zu Gemüte führte, „daß jetzt die Zeit nicht da ist", um liberaler Forderungen willen Konflikte zu versuchen. Bennigsen sprach dies Wort 1874 aus, als die Liberalen das militärische Budgetrecht preisgaben. Aber diese Zeit war nie da; immer gab es gerade Umstände, die für den Liberalismus hinderlich waren, liberal zu sein. Und wenn die Liberalen dergestalt sich überwunden hatten, so jubelten sie jedesmal, daß es den Gegnern nicht gelungen sei, sie auszuschalten — sie auszuschalten nämlich von der Möglichkeit, antiliberale Politik treiben zu dürfen. Dieses Argument des „Ausschaltens" finden wir in dem liberalen Sprach- und Denkgebrauch von Anbeginn. So schrieb damals — 1874 —, als es gelungen war, durch das Septennatskompromiß den

Digitized by Google

wichtigsten liberalen Grundsatz, das Budgetrecht, zu verraten, so ein Liberaler triumphierend in sein Tagebuch: „Beispielloser Jubel . . . Wir freuten uns sehr . . . Alle Gemüter waren voll davon, daß der vom Zentrum und den Konservativen gehoffte, von uns gefürchtete Konflikt vermieden ist. Die Konservativen sind wütend . . . Die Wut der Konservativen, daß wir eine Verständigung herbeigeführt und daß der von ihnen sicher gehoffte Konflikt vermieden ist, übersteigt alle Grenzen."

Die Politik Bismarcks, durch äußere Verwicklungen die innere dynastisch-junkerliche Herrschaft zu sichern, forderte ihren Abschluß durch den deutsch-französischen Krieg. Sofort nach 1866 sehen wir die deutsch-französischen Zwischenfälle aufwuchern, mit denen auch Bennigsen bewußt operiert. Dauerndes Kriegsgeschrei übertönt, verwirrt und verstümmelt die liberale Verfassungsarbeit. „Jetzt ist die Zeit nicht da!" . . . In militärischen Kreisen wird sofort nach dem Siege von 1866 nur noch über den Termin des Losschlagens, nicht über die Notwendigkeit des Krieges selbst debattiert. Man will die Zeit wählen, wo Frankreich mitten in der Armeereform wäre. Wenn auch die letzte Entscheidung die Emser Depeschenfälschung brachte, so war dieses weltgeschichtliche Verbrechen nur die Krönung eines lang gesponnenen Komplotts. Das Kampfziel war weniger die Demütigung Frankreichs und die Annexion Elsaß-Lothringens, sondern die Demütigung des deutschen Bürgertums und die Annexion der Liberalen. Das war auch der Ertrag. 1870 liquidierte endgültig 1848. Die aus wirtschaftlichen Gründen notwendige, nicht mehr aufzuhaltende Einigung Deutschlands sollte sich unter antiliberalen Sicherheiten vollziehen, und um diesen Erfolg zu erreichen, bediente sich Bismarck nicht der Konservativen, sondern eben der Liberalen. Seine diabolische Verachtung des liberalen Bürgertums wußte, daß nur eine Klasse, nur

eine Partei bereit sei, jederzeit auf ihre Grundsätze zu verzichten: die Bourgeoisie und die Liberalen.

Als der Krieg ausbricht, eilen, schreiben, telegraphieren die Liberalen geschäftig im Lande umher, um dafür zu sorgen, daß in jetziger Zeit nicht von Freiheit geredet werde, sondern eben nur noch von Einheit. Am eifrigsten ist in dieser Abschnürung des zweiten Teiles des Parteinamens Lasker, der doch die „linke Seele" der Nationalliberalen darstellte. Als freiwillige Agenten Bismarcks suchen sie Bayern, Württemberg, Baden zum Anschluß zu gewinnen. Dabei werden sie von dem Bundeskanzler übel behandelt. Glaubt er allein fertig zu werden, so stellt er die ungebetenen Helfer bloß, und erst, wenn er Mißerfolge hat, ruft er sie, damit sie öffentliche Meinung fabrizieren und die „Tintenklexer" mobil machen. Und wenn es Bismarck nicht gelingt, die bayerischen Reservatrechte zu hindern, so beschuldigt er die Liberalen, daß ihr allzu weites Entgegenkommen an die bayerischen Forderungen ihm das Geschäft verdorben habe. Dabei mußten gerade bei den Reservatrechten die Liberalen gleich wieder ihre heiligsten Grundsätze opfern; denn ihren unitarischen Bestrebungen waren die Bismarckschen Konzessionen viel zu weitgehend. Und vertraulich telegraphiert Bamberger Ende November 1870, daß man die Bundesverträge trotz ihrer Mängel nicht verwerfen und auch nicht amendieren dürfe.

Auch für Bennigsen war der deutsch-französische Krieg ein gewolltes Mittel der inneren deutschen Politik, was immer er auch öffentlich über den gerechten Verteidigungskrieg reden mochte. In seinen Privatbriefen verschwindet die Kriegsglorie. So lesen wir in einem an seine Frau gerichteten Schreiben vom 2. Mai 1871: „Hört man von den zurückkehrenden Beamten manche interessante Details über den Krieg, so ist man doppelt froh, daß das Kriegführen unserer

Digitized by Google

Truppen aufhört und die diktatorische Verwaltung zu Ende geht. Von Erschießenlassen und Niederbrennen der Dörfer erzählen die Herren mit größter Gemütlichkeit. Daß diese Maßregeln notwendig waren, begreife ich bei dem wahnsinnigen Verhalten der französischen Bevölkerung. Zuletzt stumpft sich das menschliche Gefühl unserer Truppen und Beamten aber doch in einer entsetzlichen Weise ab. Auch über die Zahl bedenklicher Krankheitsfälle in den Lazaretten bei verheirateten Landwehrleuten machte Prinz Hohenlohe sehr fatale Mitteilungen. Manches Hundert Landwehrleute wird ihren Frauen kein schönes Andenken von den liederlichen Französinnen mitbringen."

War der französische Krieg für Bismarck eine Notwendigkeit der inneren preußischen Politik, so war er insbesondere das letzte Mittel nicht nur, um die Reste einer bürgerlichen Opposition zu vernichten, sondern auch um sein „nationales" Programm eines Großpreußen durchzuführen und zu sichern. Der deutsche Krieg von 1866 hatte den deutschen Süden durchaus nicht preußisch gestimmt. Die Wahlen zum deutschen Zollparlament waren im Süden gegen Preußen ausgefallen. Der Norddeutsche Bund war eine durchaus preußische Organisation. Bismarck dachte niemals daran, ihn durch die Anfügung gleichberechtigter, unabhängiger Südstaaten aus dem Preußischen ins Deutsche übersetzen zu lassen. Dieser nationalen Auffassung von deutscher Einheit widerstrebte er aufs äußerste. Die Aufnahme Süddeutschlands war nur unter Formen zu dulden, in denen Sicherheit geboten war, daß die süddeutschen Staaten in einem schwachen Verbande nicht als Rivalen Preußens erstarken könnten. Die Überschreitung der Mainlinie auf dem Wege zur deutschen Einheit durfte nur den Zweck haben, die Alleinherrschaft Preußens auch im Süden zu gründen. Eine deutsche Verfassung, wie sie

Digitized by Google

Bismarck dachte, war immer nur eine mildere Form der Annexion, die scheinbar freiwillige Unterwerfung unter die preußische Vormacht. Der Süden war aber für diese preußische Einheit nicht zu haben, und deshalb bedurfte Bismarck zur Krönung seines Werkes des nationalen Krieges.

Aus derselben Politik der Niederbrechung des nichtpreußischen Deutschlands, nicht etwa aus irgendwelchen geistigen Idealen, entfesselte Bismarck dann auch den Kulturkampf. Die katholische Kirche wurzelte im Süden; sie war gegen das als protestantisch geltende Preußen gestimmt und war so eine ernsthafte und nicht leicht zu überwindende Schutzmacht für die Erhaltung eines selbständigen Südens; darum bediente sich Bismarck des Kampfmittels des Antiklerikalismus.

Wenn Oncken den Kulturkampf, trotz durchschimmernder besserer Einsichten, doch gern als eine weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Protestantismus zu nationalen Zwecken der Einheit rechtfertigen möchte, so ist das unklare und phrasenhafte Mystik. Der Jahrhunderte durchgeführte Rivalenkampf zwischen Hohenzollern und Habsburgern war 1866 beendigt. Man hat mit Bayern ein Stück südliches Großdeutschland in das norddeutsche gefügte Reich bekommen, vielmehr gewaltsam gepreßt; denn nur mit dem Revolver in der Hand hatte man dem schon geisteskranken Ludwig II. von Bayern die Unterschrift für die „deutsche Einheit" abgerungen. In der katholischen Kirche organisierten sich diese zentrifugalen Kräfte. Also redete man auf preußische Weise mit ihr. Man dachte nicht daran, Deutschland vom Klerikalismus zu reinigen. Keine Trennung von Kirche und Staat, keine Trennung der Schule von der Kirche — wo herrschte mehr Klerikalismus als in dem protestantischen Ostelbien! — nur ein paar polizeiliche und staatsanwaltliche Schi-

Digitized by Google

kanen für die Träger der kirchlichen Organisation, nur einige Sprengungsversuche ihrer unbequemen Macht — das war der so jämmerlich zusammenbrechende Kulturkampf.

Aber zugleich verfolgte auch hier wieder Bismarck die Politik der Ablenkung. Er warf den Liberalen den Kulturkampf hin, damit sie einen hübschen liberalen Zeitvertreib hätten, während der innere Ausbau des Deutschen Reiches sich reaktionär vollzog. Die Spekulation auf die liberalen Philister gelang. Die liberalen Führer freilich waren sich des Spiels zum Teil wohl bewußt. Zwar erfreute der Kulturkampf Bennigsens von Jugend an genährte antiklerikale Stimmung, seine Abneigung gegen die „Römlinge"; aber die rein machtpolitische Tendenz der Bismarckschen Ausnahmegesetze war ihm nicht verborgen. Das zeigt schon der Ton, in dem er über die klerikale Gefahr spottet, so wie die preußischen Polizeihirne und die von ihnen verdunkelten Leute immer Gefahren ausmalen, handle es sich nun um Demagogen, Demokraten, liberale Umstürzler, Sozialisten, Anarchisten oder wer sonst gerade als Feind der preußischen Ordnung zu kennzeichnen ist. Bennigsen schildert seiner Frau (am 1. Dezember 1874) seine Unterredungen mit Bismarck: „Er sprach wiederholt davon, daß er seine Entlassung nehmen müsse; er könne den Ärger am Hofe und mit einer unsicheren Reichstagsmehrheit nicht mehr aushalten. Zweimal sei bereits auf ihn geschossen. Täglich erhalte er jetzt Warnungen der Polizei, nicht mehr auszugehen oder im offenen Wagen auszufahren. Jetzt möge einmal ein anderer Kanzler von fanatischen katholischen Gesellen auf sich schießen lassen. Leider regen seine Frau und Tochter, wie schon in Kissingen, ihn hier mit ihrer Angst und Sorge wohl auch immer mehr auf. Die Fürstin Bismarck, mit welcher ich mich heute nach dem Diner längere Zeit unterhielt, glaubt erstens an

Digitized by Google

eine große ultramontane Mordverschwörung, wo täglich neue Attentate auf Order erfolgen können. Der armselige Tiroler Priester Hanthaler war wie Kullmann im Komplott; darauf will sie einen Glaubenseid leisten" usw.

Über dieser klerikalen Gefahr war dann nicht die Zeit da, das Deutsche Reich liberal auszubauen. Man war sicher stolz darauf, daß man bei der Feststellung der Heeresstärke das verlangte Äternat durch ein im Grunde dasselbe besagendes Septennat ersetzte; denn ob man das Budgetrecht für „ewig" oder über sieben Jahre beseitigen ließ, war ein unerheblicher Unterschied. Und Bennigsen, der Vater dieses Kompromisses, wußte sehr gut, wie tief der monarchische Militärabsolutismus in Preußen eingefressen war. Schrieb er doch einmal (am 17. Dezember 1874) an seine Frau: „Soeben war ich auf einem Diner beim Kaiser, wo dieser sich mir dafür bedankte, daß wir die Offiziers- und Löhnungsverhältnisse der Garderegimenter intakt gelassen hätten . . . Er könne sich doch jetzt vor seinen Garden wieder sehen lassen. Solche Dinge nimmt doch auch ein ungewöhnlicher Fürst, wie der alte Kaiser, seltsam persönlich."

Gleich unheilvoll war die liberale Kompromißsucht in den Justizgesetzen. Willig unterwarf man sich dem sich steigernden Anspruch Bismarcks, den linken Flügel der Nationalliberalen zu unterdrücken. So kam denn das unerhörte Schauspiel zustande, daß nicht nur der Führer der Partei, die Jahre hindurch sowohl im Reichstag wie im Landtag (Bennigsen war Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses) die stärkste und schlechterdings ausschlaggebende Partei war, einmal in spottender Wehmut äußern konnte, daß die richtige konstitutionelle Theorie in diesem Jahrhundert nicht mehr vollständig realisiert werden würde (Brief vom 16. November 1873), sondern daß auch sein feiernder Biograph bekennen muß: „Von

Digitized by Google

einer nationalliberalen Ära der siebziger Jahre im allgemeinen kann man nicht sprechen. Weder haben die Führer der Fraktion selbst an der Leitung der Geschäfte teilgenommen, noch hat die Politik im Reich und in Preußen sich in den Linien des nationalliberalen Programms bewegt." In der Tat war der höchste Erfolg Bennigsens, daß er einmal zum Nachfolger Bismarcks ernannt wurde, — aber nur von der „Wiener Neuen Freien Presse"!

Über den Kulturkampf verzichtete man auf die liberale Rechtsausgestaltung des neuen Reiches. Und als nun 1877/78 auch die liberale Wirtschaftspolitik verlassen werden sollte, warf Bismarck den Liberalen eine andere Schreckpuppe hin: die Arbeiterbewegung. Wieder wirkten die Liberalen, bewußt der Lüge, an dieser ablenkenden Politik Bismarckschen Terrors mit. In solchem äußersten Frevel ist denn der deutsche Liberalismus völlig verwest.

IX.

Der deutsche Liberalismus hatte am Ausgang seiner parlamentarischen, zahlenmäßig gegebenen Macht nur noch eins zu verlieren, den Lebens- und Wesenskern der liberalen Weltanschauung: die Erkämpfung und Verteidigung der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit. Diese Seele ihm aus der Brust zu reißen, war die Aufgabe Bismarcks, als er sich entschloß, mit den Nationalliberalen zu brechen oder, besser, den deutschen Liberalismus vollständig zu zerbrechen; was er als äußerlicher Freund der Nationalliberalen begonnen hatte, wollte er nunmehr als ihr Gegner vollenden. Es war die Zeit der agrarisch-schutzzöllnerischen Wendung in der Wirtschaftspolitik, als der Gewaltige sich entschloß, die Nationalliberalen an die Wand zu drücken, daß sie Sauce gäben! (So soll die vornehme Wendung in Wirklichkeit gelautet haben.) Diesem Bismarckschen Pogrom gegen die Liberalen

Digitized by Google

ging ein Kaufversuch Bennigsens voraus, die ernsthafteste Verhandlung wegen Übernahme eines preußischen Ministerpostens.

Man konnte noch im Zweifel sein, ob nicht schon mit ihrer Zustimmung zu den Kulturkampfgesetzen die Liberalen die bürgerlichen Rechtsgleichheit verlassen hatten. Immerhin waren das eher Spezialgesetze gegen eine bestimmte Institution (wie etwa ein Börsengesetz), als Ausnahmegesetze. An dem Ausnahmecharakter des Sozialistengesetzes aber war kein Zweifel; es richtete sich gegen eine ganze Weltanschauung, gegen eine Klasse, gegen eine Partei. Gerade diesen Bruch der Verfassung, der Rechtsgleichheit, diese Peitschung der Liberalen, mit denen er solange zusammengearbeitet hatte, wollte Bismarck. Als die Liberalen ihm ihre Bedenken gegen den (ersten) Entwurf äußerten, beharrte Bismarck auf seiner Ansicht — wie sein ehemaliger Chef der Reichskanzlei, Tiedemann, berichtet —, „daß man die Sozialdemokratie nur wirksam ins Herz treffen könnte, wenn man berechtigt sei, über die Barrieren hinwegzusetzen, die die Verfassung in übergroßer doktrinärer Fürsorge zum Schutze des einzelnen und der Parteien in den sogenannten Grundrechten errichtet habe". In Wahrheit meinte er: daß man die Liberalen nur wirksam ins Herz treffen könnte. „Das war die Kriegserklärung gegen den liberalen Geist, mit dem zusammen er die Verfassung des Reiches aufgebaut hatte," bekennt Oncken.

Es gibt keine Veröffentlichung, in der die ganze Verruchtheit des Bismarckschen Spiels mit dem roten Schrecken so erschreckend grell hervorgeht, wie aus dem Bennigsen-Werk. Die Niederhetzung der großen Masse des Volkes war für den infamsten aller Terroristen nur ein taktisches Manöver. Man kann die Fäden dieser Verschwörung jetzt genau verfolgen.

Das Sozialistengesetz diente Bismarck dazu, einmal

Digitized by Google

die liberale Partei zu sprengen, ihre Linke in die Opposition zu drängen, ihre Rechte als wehrlose Regierungspartei zu knechten. Zugleich galt es, gegen den Liberalismus die eigene Gefolgschaft aufzuhetzen. Das konnte auf keine Weise bequemer geschehen, als durch die Aufreizung der brutalsten großbürgerlichen Klasseninstinkte gegen die Arbeiterbewegung. Bismarck stellte mit diabolischer Kunst die Liberalen vor die Entscheidung: entweder liberal zu bleiben, die Verfassung zu achten, das Ausnahmegesetz abzulehnen und dann das liberale zahlungsfähige Gefolge zu verlieren, oder sich Bismarck zu beugen und damit den Liberalismus zu verlieren. Auf beiderlei Weise ward der Weg frei, die letzten Regungen eines politischen bürgerlichen Parteiidealismus zu vernichten und die Partei umzuwandeln in eine nackte Interessenvertretung von Berufsgruppen, denen das Parlament nur eine Tribüne der unmittelbaren Geschäftsförderung war: so konnte die Schutzzollpolitik möglich werden, gegen die sich ja auch die Arbeiterschaft — durch das Ausnahmegesetz niedergeworfen — nicht wehren können sollte. Mit dem Sozialistengesetz begann jene Auflösung bürgerlicher Parteien in reine Geschäftsagenturen, die wir heute vollendet sehen. Es begann die Entpolitisierung des Bürgertums, die wieder anfing, noch ehe es zur Politik recht gereift war.

In dieses Intrigenspiel der Jahre 1877/78 platzt das Hödelsche Attentat so zur rechten Zeit hinein, wie auf das Stichwort im Komödienspiel, daß an einen Zufall zu glauben, das Bekenntnis zum Wunder zumuten hieße. Man wird den Verdacht nicht los, daß der höchst wahrscheinlich blind geladene Revolver des christlich-sozialen Narren ihm von Leuten in die Hand gesteckt war, die das Attentat brauchten. Das zweite ernste Attentat läßt sich durch den Nachahmungstrieb von Geisteskranken erklären, das die Re-

gierung denn auch weit mehr — freudig — überraschte, als das erste, auf das man geradezu vorbereitet zu sein schien.

Die „Gefahr der Sozialdemokratie" taucht erst genau in dem Augenblick auf, als der Terror gewünscht wurde. Auf all den Hunderten von Blättern des Bennigsen-Werkes, die vorausgehen, findet man nicht die leiseste Andeutung, daß der Führer der Nationalliberalen von dieser Gefahr etwas wußte. Über seine jugendlichen Sympathien für den utopischen Sozialismus war er freilich längst hinausgekommen, aber ein gewisses Verständnis für soziale Fragen, auch für die Arbeiterbewegung, war ihm geblieben. Jetzt sollte er plötzlich nicht nur an die rote Gefahr glauben, sondern sie auch durch Preisgabe der elementaren liberalen Grundsätze zu bannen versuchen. Aber Bennigsen glaubte nicht an den Popanz, sondern er wußte vielmehr ganz genau, daß Bismarck den Liberalismus treffen wollte; und dennoch beugte er sich schließlich dem Bismarckschen Terror.

Mit den Reichstagswahlen von 1877 hatte der Zerfall der Nationalliberalen, der Aufstieg der Konservativen begonnen. Die nationalliberale Fraktion zählte immerhin noch 127 Mitglieder. Die Abrechnung mit den Nationalliberalen wurde eingeleitet durch Verhandlungen mit Bennigsen über seinen Eintritt ins Ministerium. Diese Verhandlungen sind zumeist, so namentlich von Eugen Richter, als ein nicht ernst gemeintes Manöver aufgefaßt worden, die den späteren jähen Bruch aus nationalliberalem Verschulden erscheinen lassen sollten. Das vorliegende Material zwingt, diese Auffassung preiszugeben. Bismarck wollte wirklich den einflußreichsten Mann des Liberalismus aus seiner Partei herausholen, und indem er ihm das Polizeiministerium anbot, wo jeder Mensch konservativ regieren muß — der liberale Bennigsen hätte gleich das Sozialistengesetz machen dürfen! —,

Digitized by Google

hätte Bismarck den Liberalismus zugleich regierungsfähig und unschädlich gemacht. Der Plan scheiterte einmal an Bennigsen, der klug genug war, als Bedingung seines Eintritts den gleichzeitigen Eintritt zweier anderer Liberalen zu fordern und an der greisenhaften Halsstarrigkeit Wilhelms I., der wieder ganz zum Kartätschenprinz geworden war und in jedem Liberalen einer Revoluzzer sah. Als dem Kaiser die Verhandlungen mit Bennigsen zugetragen wurden, schrieb er dem Kanzler einen aufgeregten und groben Brief. Er verlangte von Bismarck, daß er die Gerüchte dementiere, „da niemand besser weiß, als Sie selbst, daß Sie mir keine Silbe über diesen Gegenstand mitgeteilt haben". „Dies hat mich denn doch in einem Maße frappiert, daß ich anfangen muß, zu glauben, es sei wirklich etwas derart im Werke, von dem ich gar nichts weiß." Der Brief schloß: „Ich muß Sie also ersuchen, mir Mitteilung zu machen, was denn eigentlich vorgeht? Was Bennigsen betrifft, so würde ich seinen Eintritt in das Ministerium nicht mit Vertrauen begrüßen können, denn so fähig er ist, so würde er den ruhigen und konservativen Gang meiner Regierung, den Sie selbst zu gehen sich ganz entschieden gegen mich ausgesprochen haben, nicht gehen können." Damit war denn der Plan für Bismarck erledigt, ohne daß er es für nötig hielt, Bennigsen von dieser Wendung in Kenntnis zu setzen. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" diese Vorgänge geflissentlich falsch dargestellt — eine Kunst der Fälschung, die Oncken mit der bewundernden Wendung umschreibt: „Er macht Geschichte, auch wenn er Geschichte schreibt."

Solange die Verhandlungen zwischen Bismarck und Bennigsen noch schwebten, solange also der Plan noch nicht gescheitert war, den rechten Flügel der Liberalen für die neue Wirtschaftspolitik hinüberzuziehen, wurde mit dem roten Schrecken noch nicht gearbeitet.

Digitized by Google

Erst als Bennigsens Kandidatur unmöglich geworden war, begann das Spiel mit dem Umsturz.

Die nationalliberale Fraktion beschloß einstimmig, das erste Ausnahmegesetz abzulehnen. Bennigsen deutete in seiner Reichstagsrede vom 23. Mai 1878 an, „daß es bei dieser Vorlage weniger abgesehen gewesen ist auf wirksame Maßregeln gemeinschaftlich mit dem Reichstag gegen die Sozialdemokratie, als auf anderweitige politische Coups". Bennigsen verzichtete in dieser bedeutsamen Rede nicht auf Umsturzgeschrei und Klagen über sozialdemokratische Ausschreitungen, aber er weigerte sich, den Boden des gemeinen Rechts zu verlassen — seien denn „die Zustände in Deutschland auf einmal über Nacht so verhängnisvoll geworden, daß wir zu diesem äußersten und verzweifelten Mittel greifen müssen" — und er bewies sein Verständnis für den Sozialismus: „Unter diesen Zielen sind nun viele, von denen, ich möchte sagen, jeder Menschenfreund, jede wohlmeinende Regierung einen Teil auch unter ihre Aufgaben aufnimmt ... Wir haben auch gesehen, daß Ziele der Sozialdemokratie, wo es sich um Schonung der Gesundheit der Arbeiter, um Schutz der Frauen, der Kinder gegen Ausbeutung durch die Fabrikanten handelt — daß ebenso wie die Gesetzgebung anderer Länder auch die deutsche Gesetzgebung sich mit Aufgaben beschäftigt, die zugleich von den Sozialdemokraten unter ihre Ziele aufgenommen sind." Auch bekundete er Einsicht in die geschichtliche Wandlung aller wirtschaftlichen Produktionsformen.

Dann kam das Attentat Nobilings. Das erste Wort Bismarcks war: „Jetzt habe ich sie — jetzt lösen wir den Reichstag auf." Die „sie" waren die Nationalliberalen. Wir kennen die verschiedenen Entwürfe, die Bismarck bei der Reichstagsauflösung als Wahlanweisung für die Behörden ausarbeitete. Das Aktenstück wurde immer aufs neue so korrigiert, daß die

Digitized by Google

Sozialdemokratie nahezu verschwand, und der linke Flügel der Nationalliberalen an ihre Stelle trat. Bennigsen wußte wohl, daß auch der zweite Entwurf ganz andere Zwecke verfolgte, als er vorspiegelte. Noch am 15. September 1878 schrieb er an seine Frau: Die nationalliberale Fraktion werde sich bei der ersten Lesung möglichst reserviert halten, „da ihr die Entscheidung schließlich zufallen wird und wir auch gar nicht wissen, was Bismarck eigentlich will, das heißt, ob es ihm darum zu tun ist, ein Sozialistengesetz zustande zu bringen, oder ‚uns an die Wand zu drücken', wie sein beliebter Ausdruck sein soll." Dennoch unterhandelte er mit Bismarck und er hat schließlich die Annahme möglich gemacht, nachdem die Laskersche Forderung der zeitlichen Begrenzung von Bismarck zugestanden war; mit dieser Konzession beschwichtigten die Liberalen ihr Gewissen, in ihrer ewigen Kompromißpolitik hatten sie ganz das Gefühl verloren für den Schimpf und die Dummheit dieses Frevels. Sie wollten sich eben nicht ausschalten lassen, und so verteidigte Bennigsen, was er wenige Monate vorher verurteilt hatte. Damit begann der Zusammenbruch des Liberalismus. Das Ausnahmegesetz war, so gesteht Oncken, „vom liberalen Standpunkt eine weit größere Aufgabe ihrer Ideale, als der Partei bisher jemals zugemutet worden war".

X.

Die Bismarcksche Politik der achtziger Jahre hat zwei Jahrzehnte später durch den zwerghaften Plagiator des ersten Kanzlers, durch den Fürsten Bülow, ihre lächerliche Nachäffung gefunden. Die Reichsfinanzreform von 1909 hat ihr Vorspiel in der ersten großen Reichsfinanzreform von 1879. Zugleich mit dem Sozialistengesetz vollzieht sich die Abrüstung des Kulturkampfes und die Bildung des schwarz-blauen Blocks, der Verbindung von Konservativen und Zen-

trum. Schon diese erste Finanzreform, mit der die Massenbelastung durch Zölle und indirekte Steuern beginnt, wird von Konservativen und Zentrum gegemacht, und die Liberalen werden rücksichtslos hinausgeworfen.

Nicht als ob Bennigsen Bedenken gegen die Schutzzollpolitik gehabt hätte. Der Hinweis auf die alten englischen Kornzölle sei eine ungeheure Übertreibung; damals hätte der Zoll für Weizen 2—4 Mark betragen, jetzt werde für Roggen nur 25 Pfennige verlangt. „Glauben Sie", führt er beruhigend aus, „daß es möglich ist, in Deutschland Kornzölle auf die Dauer einzuführen, die eine wesentliche Verteuerung der Lebensmittel herbeiführen, glauben Sie, daß solche Kornzölle irgendeine politische Komplikation überleben würden? Nein, ein wirklicher Schutzzoll auf Getreide, wenn Sie ihn einführen wollten, wäre von vornherein zum Tode verurteilt, und es würde nur auf die Umstände und Gelegenheit ankommen, einige Jahre früher oder später, wann das Todesurteil vollzogen würde. Der Schutz, der darin für die Landwirtschaft liegen soll, ist eine reine Illusion." War Bennigsen also für einen kleinen mehr Finanz- als Schutzzoll zu haben, so war doch der rein freihändlerische Teil der Nationalliberalen stark, und alle waren einig, daß man das parlamentarische Einnahme-Bewilligungsrecht nicht preisgeben, ebensowenig das Reich abhängig machen dürfe von den Einzelstaaten. Daher der Antrag Bennigsens, gewisse indirekte Reichssteuern jährlich zu quotisieren. Bei diesem Punkte brach der Konflikt mit Bismarck aus. Die Führung übernahm Windthorst, Bennigsens alter Gegner aus der hannoverschen Zeit, und mit der Franckensteinschen Klausel kettete er das Reich an die Einzelstaaten. Im Reichstag geht das Präsidium von den Nationalliberalen auf die Konservativen über. Die nationalliberale Partei zerfasert sich, erst bröckelt

sie rechts, dann links ab. Bismarck verfolgt und verhetzt die Liberalen, die er zerbricht, nachdem er sie all die Jahre hindurch entnervt hat. Der Kanzler arbeitet mit zwei Mehrheiten. Er macht den Nationalliberalen antiliberale Politik und mit dem Zentrum antiliberale Wirtschaft. Frühzeitig taucht aber bei Bismarck auch schon der mittelparteiliche Kartellgedanke auf. Unmittelbar nach dem schroffen Bruch läßt Bismarck Bennigsen durch einen Vetter die Botschaft übermitteln (September 1880): Er solle den Sezessionisten (den Lasker und Bamberger) die Türe zumachen. „Mit nur negierenden Parteien kann die Staatsregierung nicht gehen. Ich hoffe (meinte Bismarck), daß eine Einigung zwischen der nationalen Partei und den Konservativen, natürlich ausgeschlossen der Kreuzzeitungspartei, stattfinden wird." Über die Schutzzollfrage werde man sich, meint Bismarck, einigen: „Findet eine derartige Einigung nicht statt, so treiben wir dem Absolutismus direkt entgegen. Ein Wechsel im System der Verwaltung ist von der Nation bedingt, hat längere Zeit Freihandel stattgefunden, so wird durch die unvermeidlichen Auswüchse desselben dem Schutzzoll in die Arme gearbeitet, wird der Schutzzoll längere Zeit eingeführt sein, so wird auch hier wieder ein Wechsel naturgemäß werden."

Dem Manchestertum war Bennigsen nie ganz verfallen. Deshalb wird es ihm auch leicht, Bismarck in seinen sozialpolitischen Täuschungsversuchen zu unterstützen. Aber wie zaghaft und mißtrauisch ist man damals, während man heute es den Sozialdemokraten als Verbrechen anrechnet, gegen jene ersten Entwürfe gestimmt zu haben. Noch 1881 wandte sich Bennigsen in einer Magdeburger Rede gegen den Gedanken einer staatlichen Alters- und Invalidenversicherung: Der Staat müsse sich auf Aufstellung gewisser allgemeiner Normen und gesetzlicher Vorschriften beschränken,

könne das Werk aber nicht in die Hand nehmen, sondern müsse die Durchführung Privaten, großen Fabrikanten, Aktiengesellschaften, Gemeinden, größeren Kommunalverbänden und Korporationen überlassen; dem deutschen Charakter sei so etwas, was aussieht wie Sozialbureaukratie, ebenso fremdartig wie Sozialdemokratie. Und von der „herrlichen" kaiserlichen Botschaft von 1881, die von dem „engeren Anschluß an die realen Kräfte des christlichen Volkslebens" frömmelte, meinte gar Bennigsen in einem späteren Brief an Hammacher, Bismarck sollte „solche Schleudercoups, wie die lediglich auf Windthorst zugespitzte kaiserliche Botschaft . . . unterlassen. Mit solchen Kunststücken kommt er nicht zum Ziel." Aber dem Manchestertum ist er doch geistig überlegen, und 1882 (15. Juni) äußert er gegen Bamberger über die sozialdemokratische Bewegung: „Ich glaube nicht, daß wir es hier mit einer Bewegung zu tun haben, die nur durch Agitatoren hervorgerufen und unterhalten wird; ich glaube, daß wir hier an einem Wendepunkt der ganzen Geschichte der zivilisierten Menschheit in Europa angelangt sind, wo es notwendig ist, zu prüfen, was in diesen Bewegungen, welche so ungeheure Massen schon an sich gerissen haben, der gesunde Kern ist und was nur an Auswüchsen durch revolutionäre und agitatorische Arbeit hinzugetan ist." Man erkennt das liberale Verhängnis, die ewige unheilbare Erkrankung am „gesunden Kern". So verbindet sich die Fähigkeit weltpolitischen Erkennens mit der Zustimmung zu allen Verlängerungen des Sozialistengesetzes.

Unterdessen ist Bennigsen zum Führer einer kleinen Mittelpartei geworden. Die Wahlen von 1881 haben die Nationalliberalen zerrieben. Bennigsen leidet längst unter politischem Ekel. Bisweilen flackert noch ein gewisser liberaler Trotz auf, so wenn er die politische Freiheit der Beamten gegen Bismarck verteidigt.

Digitized by Google

Wiederholt will er sich vom politischen Leben zurückziehen. 1883 führt er den Entschluß aus, er legt die Mandate zum Reichstag und preußischen Landtag nieder und bleibt bis 1887 den Parlamenten fern. In demselben Jahre verläßt auch Lasker Europa und stirbt in Amerika. Als das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten dem Reichskanzler eine Beileidsadresse zur Übermittelung an den Reichstag übersendet, lehnt Bismarck diese „Briefträgerrolle" ab und schickt die Adresse, die seinem liberalen Helfer zur deutschen Einheit huldigte, nach Washington zurück!

Die liberale Führung gleitet jetzt von Bennigsen auf Miquel über, den durch keinerlei Grundsätze mehr belasteten Geschäftsmann, der in allen kapitalistischen Wässern sich gebadet hat und als preußischer Agrarier endigt. Erst bei den Septennatswahlen von 1887 — der Militärkonflikt ist von Bismarck lange, seit 1884, vorbereitet, um angesichts des zu erwartenden Thronwechsels und des fortschrittlich spielenden Kaiser Friedrichs sich mit einer konservativ-liberalen Mehrheit zu gürten — tritt Bennigsen wieder hervor. Aber zu liberaler Betätigung hat er keinen Raum mehr. Der kleine liberale Lärm gegen das christliche Volksschulgesetz, für das die Liberalen im neuen Jahrhundert dann doch stimmten, ist nur eine Tagesepisode geblieben. Endlich schließt Bennigsen auch Frieden mit den Klerikalen, und in den schwarzen Block, den er früher für ein „verrücktes Projekt" erklärt hatte, tritt er selbst noch ein. Bei den Verhandlungen über das Bürgerliche Gesetzbuch teilt ihm Karl Bachem mit, daß dem Zentrum die Zustimmung zu dem „großen nationalen Werk" nur durch „den selbstlosen Beirat der Jesuiten" möglich werde; Bennigsen solle nun dankbar für die Aufhebung des Jesuitengesetzes eintreten. Dies hübsche Aktenstück klerikaler Politik wird freilich von Bennigsen ablehnend beantwortet.

Wie Schattenbilder gleiten die letzten Jahrzehnte flüchtig vorüber: Der Leichenhandel um Kaiser Friedrich, der Regierungsantritt Wilhelms II. (der Bennigsen gleich zum Oberpräsidenten von Hannover macht und Miquel das Oberpräsidium der Rheinprovinz anbietet, um seinen Liberalismus zu beweisen), Bismarcks Sturz, Caprivi, die Handelsverträge, die Umsturzvorlage, Hohenlohe, die Zuchthausvorlage. Die mitgeteilten Urkunden sind sehr instruktiv für die Erkenntnis der wirklichen politischen Beziehungen, die zum Beispiel Bennigsen mit dem Finanzminister Miquel verbinden, manche öffentliche Legende wird durch diese vertrauten Äußerungen vernichtet. Aber der Herausgeber hat hier sehr vorsichtige Auswahl getroffen; so teilt er nur einen Brief über die Zuchthausvorlage mit, der freilich schon beweist, daß Bennigsen hinter der Büsinggruppe stand, die den Kadaver zu retten versuchte. So sehr war Bennigsen jenseits aller liberalen Grundsätze abgeglitten, — trotz gelegentlicher Sehnsüchte nach einem kräftigen einheitlichen Gesamtliberalismus und obwohl es ein gütiges Geschick gefügt hat, daß er am Ende seiner politischen Laufbahn seine Entlassung als Oberpräsident nehmen mußte, weil er im Reichstag im Sommer 1897 für die Aufhebung des Vereinsverbindungsverbots (Antrag Rickert) gestimmt hatte, der sich gegen das preußische Vereinsgesetz richtete.

Im Kompromiß vollzog sich der Untergang des deutschen Liberalismus. Dennoch will Bennigsens Biograph gerade in dieser Vorurteilslosigkeit die staatsmännische Bedeutung seines Helden erkennen. Diese Ausführungen sind offenbar in den Honigmonden des Bülowblocks geschrieben, und der Verfasser hat sie später herauszukorrigieren vergessen, — das Lob „positiver Politik", die eben nur gerade für die liberalen Ideen ganz und gar negativ bleibt.

Versöhnend wirkt menschlich, wie der — am

Digitized by Google

Schluß seines Lebens durch schweres Familienmißgeschick bedrängte — Mann nach seinem Ausscheiden aus der aktiven Politik als greiser Student wieder zu den Füßen der Göttinger Professoren saß und Naturwissenschaften studierte. Und so beweist wohl dieser Ausgang eines tätigen, reich bewegten und doch innerlich unfruchtbaren Lebens wieder die Gemeineigentümlichkeit des deutschen Bürgertums in seinem vornehmsten Vertreter: weitschauende Ideen zu spinnen, um sie in der Praxis des Lebens zu verlieren. Das war Bennigsens Schicksal und zugleich das des deutschen Liberalismus, der mit seinem bedeutendsten Führer aufstieg, zerrann und endigte.

[1910.]

Anekdoten vom Tage.

I.

Der Schwindler.

Es war einmal ein frommer Knabe, der lernte fleißig Bibelsprüche, und sonst nichts. Gott liebte ihn und er bestand viele Prüfungen, wurde Professor, Geheimrat, Exzellenz. Da entdeckte man eines Tages zufällig, daß die Leuchte des Landes ein Einfaltspinsel war, gar nichts wußte und nicht fähig war, zwei Gedanken logisch zu entwickeln. Als man das sah, berief man ihn als erbliches Mitglied in die Erste Kammer und alle Welt bewunderte ihn: Wie groß muß doch ein Mann sein, der nichts weiß, und es doch so weit gebracht hat.

Und es war ein anderer Knabe, ein gottloser Bube, der immer nur hinter den Büchern saß und es deshalb nur zum Hausdiener brachte. Nicht einmal das verstand er. Er lief davon, durchwanderte die Welt, lernte viele Sprachen und mancherlei Wissenschaft. Schließlich kehrte er in die Heimat zurück, voll Tücke und Bosheit. Und er benutzte eine schwache Stunde seiner Mitmenschen, nistete sich unbemerkt als Lehrer ein, gab Sprachunterricht und schrieb Bücher, die die Welt lobte. Die Schüler verehrten ihn, und eine Schülerin heiratete ihn sogar. Der Frau aber offenbarte er sich, daß er nicht das kleinste Examen bestanden habe. Die fiel erst in Ohnmacht, verweigerte dann die eheliche Pflicht und denunzierte schließlich den Unhold. So erfuhr man, daß der treffliche Gelehrte ein ganz gemeiner Hausdiener gewesen sei, und alle Welt fluchte dem Schwindler, der sich in die gebildeten Kreise eingeschlichen, und er ward ausgestoßen. Jetzt ist er Kohlengräber!

Digitized by Google

II.

Der Mord.

Der Richter: Gestehe, Scheusal, du hast dein Kind in der Geburt erstickt.

Die Mutter: Ich gestehe. Ich war bettelarm und einsam auf eisiger Landstraße. Da erbarmte ich mich des Wurms.

Der Richter: Auf das Schaffot, Verruchte!

* * *

Der Richter: Du hast deinen Feind getötet. Weißt du nicht, daß geschrieben steht: Liebe deinen Nächsten.

Der Mörder: Er hat mich aber nicht geliebt. Er hat mich mit Wucherzinsen verfolgt, mir mein Letztes geraubt und mich in Elend und Verzweiflung gestoßen. So zertrat ich ihn.

Der Richter: Du verhöhnst noch das Gericht, und kennst keine Reue! Du erhältst einen Tag Haft wegen Ungebühr und verfällst dem Henker, weil du aus Eigennutz, um einen Vermögensvorteil zu haben, einen unbemakelten Bürger grausam hingeschlachtet hast.

* * *

Der Richter: In deiner Fabrik stirbt jährlich ein Viertel deiner Arbeiter an Schwindsucht?

Der Unternehmer: Jawohl, ich habe es zu einem großen Betrieb gebracht.

Der Richter: Der scharfe Staub zerfetzt ihre Lungen? Das weißt du?

Der Unternehmer: Jawohl, wo eine große Produktion ist, gibt es viel Staub.

Der Richter: Und das läßt sich nicht vermeiden?

Der Unternehmer: Nein, denn es würde die Unkosten steigern.

Der Richter: Dein Geschäft geht aber?

Der Unternehmer: Ich kann nicht klagen. Wir verteilten im letzten Jahre zwanzig Prozent Dividende und gaben außerdem ein halb Prozent in die Waisenkasse.

Der Richter: O du wohltätiger Mann, würdest du wohl die Gnade haben, mir zwei bis drei Aktien zu verkaufen?

III.

Das freie Opfer.

Der Strom schwoll. Er brach ein in alle Winkel, Höhlen des Bodens, sprengte alle Wölbungen, zerbrach die sichere Decke der Erde, stürzte tausendjährige Heiligtümer der Kunst, warf die Behausungen der Menschen ein, tötete Menschen, Tiere, schwemmte Brot und Früchte fort, löschte das Licht und zernagte den Verkehr, und trug auf seinen tückischen Wogen Hunger und Seuchen.

Die Menschen traf das Ungeheure über Nacht. Sie hatten sich alle so geborgen gefühlt, und waren nun hilfloser als Robinson auf der Insel. Aber schnell erwachte in ihnen der Mut und Stolz der gemeinsamen Tat der opfernden Solidarität. Sie verzweifelten nicht und wichen nicht vor dem Unheil. Sie waren eins geworden durch das Unglück, halfen einander, verrichteten Wunder an Tapferkeit und Selbstpreisgabe. Niemand sicherte das eigene Leben und das eigene Gut, um das der anderen zu schützen. Der Strom hatte die Menschen zu Brüdern und Helden getauft . . . .

Längst floß der Strom in ruhigem, seichtem Bett. Aber über den Wassern verwehten ohne Unterlaß ungestört die Seufzer der Leidenden, die Schreie der Verzweifelnden, das Keuchen der Verfolgten und Bedrohten.

Da rief einer das Volk zum Strom und sagte zu ihm:

Digitized by Google

Sehet, dort unten auf dem Grunde liegt ein goldner Schlüssel. Wer ihn bringt, der kann endlich dieser armen Menschheit die versiegelte Pforte zum Paradies eröffnen, und alle Not ist vorüber.

Das Volk richtete die Köpfe in jäher Hoffnung begehrend empor und wartete.

Und die Stimme erscholl wieder: „Wer holt uns den goldnen Schlüssel der Erlösung?"

Einer trat kühn an den Rand des Stroms, beugte sich hinab, netzte die Fingerspitze und sagte:

„Nein, die Temperatur ist noch zu niedrig. Ich könnte mich doch erkälten."

Ein zweiter lief zum Ufer. Im Spiegel des Wassers sah er sich und sagte dann:

„Wie schade, gerade heut habe ich meinen Sonntagsanzug an. Ich würde ihn verderben "

Und ein dritter drängte sich vor, lief mit einem Ansatz und blieb stehen, versuchte es nochmals und noch einmal, und immer kam ihm im letzten Augenblick ein Gedanke, der ihn lähmte. Endlich kehrte er zurück, senkte den Kopf und lachte bitter:

„Wer weiß, ob's denn was hilft, ob's auch kein Schwindel mit dem Schlüssel und dem Paradies ist. Dazu ist mir schließlich mein Leben zu wertvoll . . ."

IV.

Ein Leutnant und zehn Mann.

Dreimal hatte der Landtag das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht abgelehnt. Dreimal war der Landtag aufgelöst. Aber am Ende ward es den Abgeordneten zu dumm und sie ließen sich nicht mehr auflösen.

Da kam ein Leutnant und zehn Mann!

Am Tor empfing sie freundlich der Präsident: „Ah, welche Ehre, Kameraden. Grüßen Sie Ihren Herrn von uns und bestellen Sie ihm, daß wir Kröchers früher in der Mark waren als die Hohenzollern. Wir werden

also auch später in der Mark sein, wenn Ihr Herr durchaus nicht lange leben will. Im übrigen haben Sie sich in der Adresse geirrt. Drüben im Reichstag haben sie sich erfrecht, eine Erbschaftssteuer anzunehmen. Bitte, meine Herren, es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu führen."

Und der Präsident geleitet den Leutnant und die zehn Mann in den Reichstag.

Als die kleine Schar rasch ihre Aufgabe erledigt hatte, fand man beim Aufkehren zwei Papierblätter im leeren Saal. Auf dem einen stand:

Resolution.

„Indem wir erneut unser unverbrüchliches Bekenntnis zur monarchischen Staatsordnung ablegen und im Heer die Grundlage nationaler Sicherheit bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, bedauern wir ebenso lebhaft und entrüstet, daß durch den Übergriff eines Leutnants der Reichstag an weiterer gedeihlicher Arbeit gehindert worden ist. Wir vertrauen aber auf den gesunden Sinn des Volkes und behalten uns weitere Schritte vor."

Auf dem anderen Zettel war zu lesen:

Resolution.

„In Erwägung, daß die Schließung des Reichstags durch die bewaffnete Macht geeignet ist, das monarchische Bewußtsein im Volke auf das schwerste zu schädigen, fordern wir den verantwortlichen Herrn Reichskanzler auf, den tiefgekränkten Gefühlen der Nation und ihrer berechtigten Vertreter Genugtuung zu verschaffen und beim Monarchen alle geeigneten Schritte zu tun, um mit möglichster Beschleunigung eine Wiedereröffnung des so schwer geschädigten Parlaments zu ermöglichen."

Unter dem ersten Zettel stand der Name Bassermann, unter dem zweiten v. Payer . . .

Februar 1910.

Digitized by Google

Luise.

Eine Heiligengeschichte aus dem 19. Jahrhundert.

> Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Konstitution für den bloßen Verstand ist. Man kann sich für eine Konstitution nur wie für einen Buchstaben interessieren... Ist nicht ein Mensch ein kürzerer, schönerer Ausdruck eines Geistes als ein Kollegium?... Der König und die Königin beschützen die Monarchie mehr als 200000 Mann.
>
> Novalis auf Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise, 1798.

I.

Es war einmal eine wunderschöne, engelgleiche Fürstin, die hatte ein Herz von purem roten Golde. Das Volk liebte sie und wo sie erschien, fiel alles in Ehrfurcht vor ihr nieder. Sie bezwang die Sünder und richtete die Unglücklichen auf. Niemand aber vermochte ihr zu widerstehen, und wem sie ein Wort ihrer purpurnen, hold geschwungenen Lippen gönnte, der ward bereit zu jeglicher Guttat, ob er auch sonst hart und verstockt sein mochte. Es war die Königin Schneewittchen, der das Spieglein an der Wand tausendmal am Tage kündete, daß sie schöner sei als die schönsten Frauen des Landes.

Über so viel Tugend und Holdseligkeit ergrimmte der Teufel. Er machte eine schreckliche Revolution an den Grenzen des Landes, errichtete sich selber ein Blutmeer, einen Thron und krönte sich zum Kaiser der Welt. Dann überfiel er grausam das friedliche Reich der Fürstin, tötete ihr Volk und vertrieb die

reine Frau. Sie aber, in unbesieglichem Vertrauen auf Gott und die Tugend, voll unendlicher Liebe für ihr gequältes Land, nahm tapfer unsägliche Leiden auf sich, wanderte unter Schmerzen und Qualen in ferne eisige Wüsten, kaum daß sie hatte, ihre Blößen zu decken. Der böse Feind ließ sich durch so viel Schönheit, Unschuld, Reinheit und Heldentum nicht rühren. Die hohe Frau aber stellte sich dem Satan stolz gegenüber und rang mit seiner schwarzen Seele, um ihr Vaterland zu retten. Doch der Unhold triumphierte höhnend.

Der frommen und herrlich blondlockigen Fürstin Vertrauen zur ewigen Macht des Guten war dennoch nicht zu brechen. Sie hungerte und dürstete um ihres Volkes willen und verlor nicht den Glauben. Wie aber Satan nicht weichen wollte, brachte sie ein letztes Opfer. Sie riß ihr Herz von purem roten Golde aus dem schönen Busen und warf es ihrem Volke zum Heile hin. So starb sie.

Ihr Herz aber hörte nicht auf zu klopfen. Und allmählich klopften all die bisher stummen und feigen Herzen ihres Volkes mit, so groß und tapfer wie das geopferte Herz der Fürstin. Und bald erhob sich das Volk in grimmem Zorne und zog in den heiligen Krieg gegen den Satan und vernichtete seine Herrschaft.

Das Land der Fürstin aber ist das mächtigste und tugendhafteste Reich der Erde geworden, unsterblich und unbesieglich, weil das geopferte Herz der Fürstin purpurn und rot ewig in ihm klopft . . .

Das ist die Legende von der Königin Luise, die im 19. Jahrhundert entstanden ist, eine Legende voll Süßigkeit, Tugend und Wunderkraft, und dazu eine protestantische und preußische Legende. Eine Geschichte, der Zeit nach und seltsam genug, daß man — hundertster Todestag der Märtyrerin und Heldin — die modische Frage aufwerfen und beantworten darf: „Hat die heilige Luise gelebt?“

Digitized by Google

II.

Die monarchische Verehrung des guten Bürgers ist mit einer Dosis gallig verkleinernder Mißgunst versetzt. Indem er den Fetisch über sich erhebt, möchte er doch, sein eigenes Werk neidend, sich wieder über ihn erheben. So fügt er seiner Vergottung hoher Herrschaften lüstern ehrfürchtigen Klatsch hinzu, Dinge, die ängstlich geheimgehalten werden, die ihm, dem guten Bürger, aber doch nicht verborgen geblieben sind.

In meiner Kindheit war in den besseren Bürgerfamilien Berlins die Königin Luise eine vertraute Gestalt. Sie wurde bewundert und geliebt, obwohl sie niemand mehr mit Augen gesehen hatte und niemand etwas Bestimmtes von ihr wußte. Sie galt als etwas sehr Schönes, Feines, Edles, wie ein verkörperter herrlicher Roman, der aber zum Erbarmen traurig endigt, eine Mischung von übermenschlichen Reizen, Fürstenglanz und Opferblut. In dem lieblichsten Eck des Tiergartens begeisterte ihre marmorne Huldgestalt; und Sonntags pilgerte man wohl nach Charlottenburg ins Mausoleum, wo sie, von Rauch gemeißelt, weiß und friedlich, die feinen schlanken Hände wie schützend über das schmerzende Herz gekreuzt, griechisch stilisiert in magischem Lichte schlummert. Wenn man aber all das Feierliche gehört und gefühlt hatte, so brach unvermittelt am Schluß flüsternd wie eine gefährliche Enthüllung, schadenfroh, die Frage in den Heiligendienst ein: ob man wisse, warum Luise immer ein breites Band um den Hals getragen habe. Nein, man wußte nicht einmal etwas von dem Bande. „Sie hatte nämlich einen Kropf.“ Der Knecht wurde glücklich Herr über seinen Fetisch.

Der armen Luise ist es übel mit ihrem Kropf gegangen, der vielleicht auch nur Legende ist. Eine Heilige darf keinen Kropf haben, wie etwa ein Schlach-

tendenker unter keinen Umständen auf dem Klosett sterben darf, was aber der alte Moltke dennoch gewagt hat. Also retouchierte man den Kropf weg. Dieses Bemühen aber stachelte nun wieder die Wißbegier. Man forschte und forschte, bis es auf einmal schien, als sei auf diesem Fleck der Geschichte überhaupt keine Heilige, nicht einmal ein gewöhnlicher Mensch, sondern nur ein Kropf, nichts weiter als ein Kropf.

Der ausschweifende Luisenkult der Hofgeschichts- und Hofgeschichtenschreiber hat sich bitter an dem Gedächtnis einer hübschen, liebenswürdigen Frau gerächt. Indem man sie um und um durchstöberte und durchleuchtete, hat man die Historie schließlich ernst nehmen müssen und vor die Schranken des Weltgerichts gefordert. Das Ergebnis, das unumstößliche Ergebnis war denn, daß diese reizende, wenn auch der Fülle schillernder Beweglichkeit entbehrende Prinzessin von Mecklenburg, deren Schicksal einst fügte, die Königin des preußischen Zusammenbruches zu sein; daß diese Luise, weit entfernt, die Heilige und der gute Genius in dunkler Nacht zu sein, vielmehr die gefährliche Mitschuldige der schimpflichsten Katastrophe gewesen ist, die jemals einen Staat betroffen hat. Die heilige Luise hat niemals gelebt.

III.

Zu Luisens Zeiten las der Deutsche nicht Goethe und dachte nicht Fichte. Er las und dachte im Gegenteil Lafontaine, den deutschen Lafontaine, der in Hunderten von Bänden die tränenreichen Schicksale edler Weiblichkeit geschildert hatte, wie sie sich durch Tugend und Standhaftigkeit aus schweren Bedrängnissen schließlich rettete. Lafontaine wollte nicht nur spannen, sondern auch belehren. So streute er Briefe zur Einwirkung auf schöne Seelen ein. Er war der unermüdliche Lobredner weiblicher Tugend, ohne

Digitized by Google

beängstigende und unbequeme Strenge, sondern einer milden, erträglichen Tugend, die so lange nicht als „gefallen" gewertet wird, so lange sie sich dem Äußersten nicht hingab.

Luisens Lieblingsschriftsteller war dieser Lafontaine und seine Familiengeschichten erfüllten ihre Welt und Weltanschauung. Während aber die Literarhistorie den platten Aufklärungsromancier verächtlich oder gutmütig spottend auf dem Schindanger des Tagesschrifttums verscharrt, haben die preußischen Geschichtsschreiber die Lafontaineschen Geistesäußerungen der schreibfrohen Luise bis in die neueste Zeit zu dicken Bänden ausschweifend huldigend ausgewalzt und all die unendlichen Wiederholungen von Tugend, Liebe und Gerechtigkeit als die rührend erhabenen Zeugnisse einer in unmenschlichen Prüfungen überirdisch gesteigerten Frauenseele beschwatzt und bestaunt.

In Wahrheit aber war Luise wirklich nichts weiter als die Femelette, als das Weibchen, als das sie sich selbst einmal, halb abwehrend, halb zugebend, im Sinne des Freiherrn v. Stein, bezeichnet, mit jener leichten Neigung zur spaßenden Selbstironie, die der liebenswürdigste Zug ihres Charakters ist.

Das Luisenproblem kann auf eine ganz kurze und doch erschöpfende Formel gebracht werden: Diese Frau versucht, in einer Zeit ungeheuerster Spannungen, Weltgeschichte als eine romanhafte Familiengeschichte zu bewältigen, in der eine hinreißende, durch persönliche Huldigungen und Erfolge verwöhnte Frau durch die Macht ihrer Weiblichkeit das Schicksal meistert. Niemals war eine Frau, die sich der Politik vermaß, so erschreckend ohnmächtig, auch nur zu begreifen, was Politik bedeutet, oder auch nur die Staatsidee, ein Allgemeininteresse zu verstehen.

Luise kennt keinen anderen Lebenszweck als das Glück und den Glanz ihrer Familie. Wo sie flüchtig

Digitized by Google

von Volk und Vaterland redet, da erscheint „ihr" Volk und „ihr" Vaterland als bloße Staffage ihrer Familie. Den Zusammenbruch Preußens empfindet sie als eine unverdiente Zerstörung ihres dynastischen Behagens. Die Weltgeschichte besteht für sie aus Luise und Friedrich Wilhelm nebst dero Kindern, aus Schwestern und Vettern, aus dem Zar Alexander und dem Kaiser von Österreich, aus dem Herzog von Braunschweig und dem General Bennigsen, aus Hardenberg und Haugwitz, und vor allem — als dem bösen Prinzip — aus Napoleon, dem Menschen, dem Manne Napoleon, der keine Politik treibt, nicht Geschichte macht, sondern lediglich ein Teufel ist, der sich aus dem Kot emporgeschwungen hat und der kein fühlendes Herz hat, weil er den Tränen und Bitten einer schönen, in entzückendem, weich wallendem und durchsichtig schimmerndem Gewande erscheinenden Dame widersteht. Jede politische Handlung Napoleons hat Luise als eine Beeinträchtigung ihres Familiengutes aufgefaßt, und wenn der Eroberer die Hand nach den preußischen Domänen auszustrecken droht, so denkt die Königin nur an den Verlust „ihrer" Domänen oder der Domänen ihres Mannes als an einen Raub ihres privaten Eigentums.

Diese Frau, die in der furchtbarsten Zeit Preußens ihre schlanken Finger in allen entscheidenden Wendungen hatte, hat niemals eine politische Äußerung sachlichen Inhalts getan. An der Seite eines unbeweglich stumpfen und unerträglich störrischen Gemahls spielt sie das Schicksal der Monarchie, obwohl sie nichts kennt als ein paar moralische Gefühle — wie Tugend, Gerechtigkeit, Stolz, Ehre —, als den Gegensatz des verruchten Feindes Napoleon und des göttlichen Freundes, des Zaren — als das eine Ziel, der Familie die Krone, das Land, das Glück zu erhalten.

Und eine Figur solcher Enge und Kleinheit nimmt den Kampf gegen einen Giganten wie Napoleon auf,

Digitized by Google

der nichts ist als der Träger des ungeheuren Weltkampfes der Revolution wider die alten Mächte: England und Rußland.

IV.

Gewohnt, alle Dinge durch die bewährte Beredsamkeit ihrer Frauenanmut zu entscheiden, läßt sich Luise auch wieder leicht von starken Persönlichkeiten beeinflussen. Die leidenschaftliche Liederlichkeit des stürmisch jungen Louis Ferdinand und ihre an Verzückung grenzende, von ihr selbst bekannte „Seelenliebe" für den schönen Zaren Alexander — die allgemein verbreitete Soldatensage deutete diese Schwärmerei derb als Buhlschaft, um derentwillen man sich habe totschlagen lassen müssen — beeinflussen sie vor 1806 kriegerisch. So durchkreuzen ihre schlanken Hände ahnungslos die durchaus ernsthafte und aufrichtige Politik Napoleons, der in dem von ihm zuerst auch noch überschätzten Militärstaat einen Bundesgenossen wider England und Rußland zu werben wünschte und erst dann den Krieg erklärte, als die Zarenpolitik Luisens die Unmöglichkeit bewies, sich auf Preußen zu verlassen.

Hilft Luise derart am Sturz Preußens mit, so tut sie nach der Katastrophe nichts, um zur Wiedergeburt des Staates zu helfen. Im Gegenteil. Für die Reformen des Freiherrn v. Stein hatte sie gar kein Verständnis, sein idealistisches Ungestüm war ihr eher widerwärtig. Sie hielt ihn nicht, als ihr Mann ihn als frechen Dienstboten davonjagte. Sie wendete sich an Stein als Retter, als keine andere Hilfe aus der Bedrängnis sich mehr bot. Als sie aber sah, daß Stein an den Staat dachte und nicht an das hohenzollernsche Familienglück, da trat sie an die Spitze seiner Feinde und half zu seinem zweiten Sturze. Luise verlangte 1808 als Entschädigung für zweieinhalb Jahre Unglück eine Reise nach Petersburg. Als Stein widersprach

— wegen der Kosten und aus politischen Erwägungen —, mußte er Königsberg verlassen.

Das war das „Märtyrertum". Während der unsäglichsten Not des Landes, als den Bauern das Korn zur Aussaat fehlte, als man vielfach mit Baumrinde den Hunger zu stillen suchte, hielt das Königspaar in Memel wie in Königsberg einen höchst kostspieligen Hofhalt, der einen erheblichen Teil der Landeseinkünfte verschlang und bei dem zu sparen sich Luise entschiedenst weigerte. Gleichwohl jammerte sie endlos über ihre Not.

Aus diesem verhaßten Memel herauszukommen, das erfüllte all ihr Sinnen und Trachten. Darum wesentlich (und um Magdeburg für ihren Mann zu retten) ging sie uneingeladen zu dem vordem roh und einfältig beschimpften Napoleon nach Tilsit und versuchte, ihn zu beeinflussen. Als sie nichts ausrichtete, schmähte sie den Menschen ohne Herz wieder, wollte aber noch im gleichen Jahre nach Paris fahren, um ihn wiederum anzuflehen. Ja wir kennen sogar seit kurzem den würdelosen Brief, den Luise damals an Napoleon schrieb. Sie will durchaus nach Berlin zurückkehren; denn in Memel leide sie mehr als irgendein anderer. „Meine Gesundheit ist völlig zerstört, da ich das feuchte und kalte nordische Klima nicht vertragen kann." Sie unterbreitet diese Bitte dem Kaiser, weil sie weiß, daß er sich für ihre Person interessiert. „Ich schmeichle mir, daß Sie diesmal der Stimme Ihres Herzens folgen und Preußen, dem König und mir das Glück zurückgeben werden, ein Glück, dessen Wert wir doppelt schätzen werden, wenn wir es aus den Händen Eurer Majestät empfangen."

Ein Jahr später fleht sie den Zaren an, sich nicht mit Napoleon einzulassen: „Ich beschwöre Sie, lieber Vetter, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Freundschaft fähig ist, seien Sie auf Ihrer Hut gegen diesen gewandten Lügner und hören Sie auf meine Stimme,

Digitized by Google

die nur für Sie spricht, für Ihren Ruhm, den ich liebe wie den meinigen; lassen Sie sich nicht zu Unternehmungen gegen Österreich hinreißen." Sie will ihn als „guter Genius" nach Erfurt begleiten. In einem persönlichen Zusammentreffen mit dem Zaren benimmt sich Luise mit einer Überschwenglichkeit, mit Ausbrüchen ihrer weiblichen Empfindungen, die selbst den preußischen Hofhistoriographen Sorge einflößen. Der gute Genius schwebt eifersüchtig über den Vergnügungen von Erfurt, sie möchte den Freund vor frivolen Zerstreuungen behüten, ihn — in Erfurt — auf der Bahn der Tugend festhalten. Als dann aber der Zar trotzdem seinen Frieden mit dem Lügner schließt, findet sich Luise sofort drein, daß Preußen als Schmarotzer im französisch-russischen Bunde emporwächst. Und sie, die eben noch an Erhebungsplänen gegen Napoleon geholfen, läßt jetzt Stein stürzen, weil er durch die ernsten Vorbereitungen einer solchen Organisation die Ruhe der königlichen Familie gefährdet! Sie geht nach Steins Beseitigung zu den rauschenden Festen am Zarenhof und kehrt zurück — voll bitterer Äußerungen über den angebeteten Alexander. Der Zar hatte nämlich die Gelegenheit benützt, sich von dem Verdacht eines Verhältnisses mit Luisen zu reinigen, indem er in ihrer Gegenwart brutal seine Maitresse auszeichnete.

Auf einer Vergnügungsreise ist Luise im Juli 1810 von einer Lungenentzündung weggerafft worden.

V.

Der Luisenkult begann früh. Der Heiligenschein dieser Frau sollte das Dunkel von Jena gnädig überstrahlen. Heute ist Luise geradezu zur Schutzpatronin des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie geworden. Jede historische Feststellung über diese Frau gilt als Schändung des Erhabensten.

Die Heilige wirkt in der Tat auch nach ihrem Tode

Wunder, freilich Wunder preußischer Art. 1855 wurde ein Artikel des Züricher „Sozialdemokrat“ über die Königin Luise von dem Minister Puttkamer als wichtigster Beweis für die Notwendigkeit des Sozialistengesetzes verwendet. In unseren Tagen hat der Direktor der Spirituszentrale, der konservative Abgeordnete Kreth im Reichstag, wegen eines Luisenartikels der „Leipziger Volkszeitung“ Strafgesetze gegen die Geschichtsforschung verlangt. Und auch ohne dieses Gesetz und obwohl das deutsche Strafgesetzbuch nicht die Ahnen des regierenden Königs schützt, wurde der Redakteur der „Königsberger Volkszeitung“ am 4. Jänner 1908 zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt, weil er einige unzweifelhafte geschichtliche Tatsachen über die Königin Luise zusammengestellt hatte.

So wirkt die preußische Heilige noch nach einem Jahrhundert, die Mächte zu fördern, die einst die Katastrophe Preußens verschuldet haben und die in ihr mit Recht ihren Schutzengel verehren mögen.

[Juli 1910.]

Digitized by Google

Die Meineidslinde von Essen

In Preußen wird nicht nach der preußischen, auch nicht nach der deutschen Verfassung regiert. Schon deshalb nicht, weil diese feierlichen, aber konfusen Papiere, nicht die Quelle des staatsbürgerlichen Rechts, sondern lediglich die Quelle staatsrechtlicher Diskussionen sind. Die Grundrechte eines Preußen sind Streitfragen Bediensteter an den Universitäten. Und die herrschende Lehre stellt über alle gedruckten Paragraphen die Staatsnotwendigkeit. Was aber eine Staatsnotwendigkeit ist, entscheidet Wilhelm II. oder Herr Bethmann . . .

Die Wahrheit ist: Es wird in Preußen noch immer nach dem allgemeinen Landrecht regiert, in dem schon die Gelehrten Friedrichs des Zweiten die Kunst jenes preußischen Jargon übten, durch liberale Rechtsphrasen die Diktatur der Gewalt (der Staatsnotwendigkeit) zu verkleiden.

Nach dem Landrecht aber ist die wichtigste Obrigkeit die Polizei. Ihre Rechte sind ungemessen. Ihre Aufgabe ist ganz allgemein, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten. Was die innere Ordnung ist, verfügen wieder die jeweiligen Machthaber.

Die Polizei ist zur Vollendung der Staatsnotwendigkeiten da. Demgemäß sind die ausführenden Organe der Polizei mit höchster Machtvollkommenheit ausgestattet. Das ewige Menschenrecht der Notwehr bricht vor einem preußischen Schutzmann ehrfürchtig zusammen . . . Ein Polizist kann ohne Untersuchung und Verhandlung ein Todesurteil fällen und sofort vollstrecken. Zu seiner tatkräftigen Ausrüstung gehört

der Säbel, der Browning (man darf gewisse technische Fortschritte gegen die Zeit Friedrichs des Zweiten nicht leugnen, wenn man nicht in den Verdacht böswilliger Verkleinerungssucht geraten will!) und der Gerichtseid. Auch dieser Polizisteneid gehört zu den staatsnotwendigen Mitteln. Es wird beschworen, was staatsnotwendig ist. So tief wurzelt in dem schlichten Mann mit dem Browning der Instinkt für das Preußisch-Notwendige, daß in seinem Bewußtsein alle Vorgänge der Außenwelt so gerinnen, wie sie der innere Dienstbetrieb erfordert. Ist der Eid gar zu kompliziert und droht das Bewußtsein, der gute Glaube, zu versagen, so springt der Vorgesetzte ein, der die Erlaubnis zur Aussage verweigert — aus Gründen der Staatssicherheit.

Wer das preußische Wesen nicht kennt, entrüstet sich über häufige Bevorrechtung des Schutzmannseides vor zivilen, besonders vor proletarischen Eiden. Wenn man aber in das allgemeine Landrecht schaut, so schwindet die Entrüstung und man beugt sich ergriffen vor dem zähen Leben des alten ständischen Rechts, das in der preußischen Justiz heute noch automatisch wirkt, obwohl es längst durch allerlei windige neumodische Gesetze abgelöst ist. Im ständischen Staat der absoluten Monarchie kannte man eben nicht den gleichen Eid. Die Bedeutung des Eides wurde bewertet nach dem Stande dessen, der ihn leistete. Waren die Eide nicht miteinander vereinbar, so wurden sie nach ständischen Points berechnet und bewertet. Es war gesetzliche Vorschrift, daß ein uniformierter einem bürgerlichen Eid vorgezogen werden mußte. Die alte gute Vorschrift ist zwar heut im Sinne des papiernen Rechts gesetzwidrig, dafür aber Praxis — ein herrlicher Beweis für die Lebenskraft des friderizianischen Gesetzbuchs . . .

* * *

Digitized by Google

Als vor 15 Jahren der Gendarm Münter den Eid leistete, daß er den Vertrauensmann der Bergarbeiter nicht zu Boden geschlagen, erzielte er damit den Erfolg, daß sieben sozialdemokratische oder sozialdemokratischer Gesinnung verdächtige Männer 18½ Jahre Zuchthaus und 6 Monate Gefängnis erhielten. Die Güte eines Eides bewährt sich in der Nützlichkeit für den Staat. Herr Münter hatte also einen sehr guten Eid geschworen ...

Dieser eine Eid berauschte die Geschworenen, unter denen sich kein Arbeiter befand, daß sie das Schuldig aussprachen. Dieser Polizisteneid befeuerte so die staatsanwaltliche Energie, daß er mit stürmischer Leidenschaft die höchsten Strafen forderte. Dieser Münter-Eid beherrschte die gelehrten Richter, die aus einer dünnen bürgerlichen Oberschicht sich rekrutieren, daß sie die furchtbarsten Strafen verhängten. Dieser Eid eines Halunken blieb 15 Jahre lange in ungeschwächter Kraft.

Mochten die Zuchthäusler ihre Unschuld beteuern, mochte das ganze Proletariat aufschreien in Schmerz und Zorn, mochte der eidschwürige Polizist sofort als ein höchst verdächtiger Patron entlarvt werden, mochte die gesunde Vernunft die innere Unmöglichkeit, den Widersinn des ganzen Prozesses nachweisen, mochte der Verteidiger der Angeklagten unermüdlich für das Recht kämpfen — die herrschende Welt fügte sich dem Eid des Gendarmen, und alle wurden mitschuldig an dem Verbrechen ...

Bis zur letzten Minute mußten die Unglücklichen die Strafe auskosten, und die ungezählten Schuldigen und Mitschuldigen scheinen in ihrem ruhigen Schlummer nicht gestört worden zu sein; sonst hätte das herrschende Deutschland, unter dem Fluch der Zuchthäusler, von einer Pest der Schlaflosigkeit befallen werden müssen.

* * *

Digitized by Google

Der Freispruch nach fünfzehn Jahren ist keine Sühne.

Den Opfern ist der Freispruch eine späte, leise Freude, die Geldentschädigung mag das Gröbste mildern — all das ist keine Sühne.

Man pflanze zu Essen eine Meineidslinde; man pflanze sie mit diesem Gelöbnis: Wenn dein Stamm sich reckt, deine Äste sich breiten, deine Blätter schatten, dann soll — das werden wir erfüllen — die Jugend eines glücklicheren Geschlechts um dich tanzen!

[Februar 1911.]

Digitized by Google

Chefredakteur Wilhelm.

Die Indépendance Belge meldet: Kaiser Wilhelm werde eine eigene große Zeitung gründen, deren Besitzer, Direktor und Redakteur er selbst sein werde, während der Fürst von Fürstenberg das Geld hergibt. Die Tendenz des Blattes ist Kampf gegen den Sozialismus.

Der Präsident der Vereinigten Staaten Roosevelt ist nach dem Ablauf seines Amtes der Redakteur irgendeines Blattes geworden, nicht einmal der leitende, sondern nur einer für selbsterlebte Reiseabenteuer und weltgeschichtliche Auszüge aus dem Konversationslexikon. Immerhin ist er nur Redakteur und nicht auch Präsident. Die überlegene europäische Erbkultur vermag natürlich höhere Leistungen hervorzubringen. Hier vermag ein Monarch zugleich ein großes Reich zu regieren und eine große Zeitung zu redigieren, deren Eigentum und geschäftliche Direktion ihm selbstverständlich auch noch zufällt.

Feinfühlige Propheten haben diese Entwicklung kommen sehen. Seitdem Wilhelm II. dem Fürsten Bülow den Revers unterschrieben hat, daß er nicht mehr reden und telegraphieren werde, war ihm seine geistige Betätigung nahezu unterbunden, und mehr und mehr fühlte er sich von seinem Volke abgesperrt, bis zur Entfremdung losgelöst. In jenen Tagen des November beschlich Wilhelm II. ein Gefühl, als ob er vielleicht doch seinen Beruf verfehlt habe, und dieses Gefühl bestätigte ihm seine journalistische Begabung; denn ein Journalist ist ja ein berufsmäßiger Berufsverfehler. Dazu kamen die materiellen Sorgen, die durch die Teuerung aller Lebensmittel und die

Digitized by Google

große Familie hervorgerufen waren, und die ihm den Gedanken an die Laufbahn eines Hungerkandidaten besonders nahelegten. Endlich hatte der Kaiser so viele Jahre hindurch mit Zeitungsausschnitten zu tun gehabt, daß ihm auch die notwendige technische Vorbildung nicht ermangelte, zumal er auf dem Casseler Gymnasium mit der Schulbildung gründlich zerfallen, mithin für den journalistischen Beruf geradezu berufen war. Und da Freund Egon das Geld hergeben wollte, stand der Ausführung des Unternehmens nichts mehr im Weg.

Als August Scherl von der furchtbaren Konkurrenz hörte, bot er sofort unter fabelhaften Bedingungen die Chefredaktion des Lokalanzeigers an, aber Wilhelm II. lehnte dankend ab: er wolle endlich einmal sein eigener Herr sein. August Scherl gedachte einen Augenblick sein Haupt unter seine Einschienenbahn zu legen, dann aber fiel ihm rechtzeitig ein, daß Wilhelm II. ein politisches Tendenzblatt herausgeben wollte, daß er mit seinem Zeitungspapier die Sozialdemokratie zu vernichten gedenke. Sofort wurde seine Seele ruhig, er lächelte fein, beschloß zu warten und sich zwei neue Redakteure für Mordprozesse anzuwerben.

Die zu erwartende Konkurrenz bedroht auch unser Blatt. Wir haben deshalb erhöhte Aufwendungen gemacht und es ist uns gelungen, dank unseren vorzüglichen Verbindungen schon heute mitteilen zu können, was das Kaiserblatt künftig bringen wird, und welche Schicksale ihm beschieden sein werden. Wir greifen in unsere Aktenmappe und geben zur Probe aus unserem geschwollenen Schatz vorläufig nur ein paar Häppchen wieder, mit dem Versprechen, unsere Leser weiter vorzeitig über das Kaiserblatt auf dem Laufenden zu erhalten.

* * *

Digitized by Google

Aus der Abonnementseinladung ... und so fällt denn das gefährliche Steigen der roten Flut zusammen mit jenem unglückseligen Versprechen, das ich dem gewesenen Reichskanzler Fürsten Bülow gegeben habe. Nichts ist begreiflicher, als daß mein Volk, das seinen Kaiser nicht mehr reden hört, den Verführungen von Narren, Schurken und Verbrechern zum Opfer fällt. Ich aber werde meine Feder so führen, daß für tausend Jahre kein vaterlandsloser Geselle einen Deutschen scheel anzusehen wagen wird. Das Blatt Papier, das jetzt täglich dreimal zwischen mir und meinem Volke stehen wird, beseitigt die Schranken zwischen dem Thron und der Nation. Ein Gott, ein König, eine Zeitung — das ist die Losung meines Blattes.

Ich werde die Welt von dem Irrwahn des Sozialismus befreien, ich werde der Kunst und der Wissenschaft die richtigen Wege weisen, Religion und Sitte erhalten, sowie auf allen Gebieten mein Volk herrlichen Tagen entgegenführen ... Inserate finden in allen Kreisen der Gesellschaft die größte Verbreitung, Wirkung, deshalb garantiert ...

* * *

Aus einem Artikel „Das Wesen des Sozialismus" ... Der Sozialismus besteht also darin, daß eine Rotte von Menschen, die nicht wert ist, den Namen Deutscher zu tragen, den armen Mann aus der Werkstatt um seine mühsam erarbeiteten Groschen bringt, mit denen die sogenannten Führer sich dann im Sumpfe aller Laster wälzen. Zu jeder Arbeit unlustig und unfähig, wollen sie auch die berufenen Führer der gesitteten Menschheit am Arbeiten hindern: die Fürsten am Regieren, die Offiziere am Kriegführen, die Priester Gottes an der religiösen Propaganda, die Kapitalisten an der Unternehmerintelligenz, die Familie an der ehelichen Liebe. Auf den Trüm-

mern unserer tausendjährigen Kultur werden sie, wenn das verblendete Volk ihnen weiter Vertrauen schenkt, dann die wüsten Orgien der freien Liebe feiern. Ich aber werde das hindern ...

* * *

Parlamentarisches ... Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sich als eine Bande organisiert, die planmäßig jene Einbruchsdiebstähle und Raubmorde veranstaltet hat, die unsere treue Bevölkerung von Berlin in letzter Zeit mit Angst und Schrecken erfüllt hat. Die Verhaftung steht unmittelbar bevor ...

* * *

Eine Berichtigung ... Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sendet uns eine Berichtigung, in der sie behauptet, wir seien einer Verwechslung der Sozialdemokratie mit den bürgerlichen Parteien zum Opfer gefallen, deren Raubzüge sich aber nicht auf den Stadtkreis Berlin beschränkten. Die sozialdemokratische Fraktion will Gesetzgeber spielen und kennt noch nicht einmal den wichtigsten Satz der Reichsverfassung, sonst müßte sie doch wissen, daß unser Blatt es nicht notwendig hat, eine Berichtigung aufzunehmen, da unser verantwortlicher Redakteur immun ist und überhaupt über den Gesetzen steht. Aus demselben Grunde sehen wir auch der angedrohten Beleidigungsklage mit Fassung entgegen. Wir sind nur Gott und unserem Gewissen verantwortlich.

* * *

Das größere Deutschland ... Die englische Regierung will uns lächerlicherweise unsere wohlbegründeten Rechte auf Schottland streitig machen. Wir werden in der nächsten Nummer die geheimen Aktenstücke veröffentlichen, die den sonnenklaren

Digitized by Google

Beweis für unsere Rechte führen werden. Außerdem marschieren binnen zwei Tagen, wenn es sein muß, zwei Millionen Soldaten, stechen 500 Panzerschiffe erster Ordnung in die See und fliegt eine Zeppelinbrigade in die Luft. Die Times möchten wir also dringend ermahnen, eine ruhigere Sprache zu führen.

* * *

In eigener Sache... Unsere gestrige Nummer, welche die geheimen Aktenstücke veröffentlichte, ist nicht in die Hände unserer Leser gelangt, weil die Staatsanwaltschaft die ganze Auflage angeblich wegen Verrats von Staatsgeheimnissen hat konfiszieren lassen. Der schuldige Staatsanwalt wurde sofort verhaftet.

* * *

Aus dem Briefkasten. Nörgler. Sie haben sich erdreistet, unser Blatt abzubestellen, weil Sie solchen Quatsch nicht länger lesen mögen; wenn Sie nicht sofort auf ein Jahrzehnt weiter abonnieren, so hängen wir Ihnen eine Klage wegen Majestätsbeleidigung an. — Inserent. Sie haben ganz recht, auch uns ist schon wiederholt aufgefallen, daß unsere geschätzten Inserenten bald Kommerzienräte wurden. — Amtsrichter in Bomst. Wie können Sie Beförderung erwarten, wenn Sie nicht einmal unser Blatt abonnieren.

* * *

Krieg in Sicht... Neuseeland hat, wie uns soeben gekabelt wird, den Fünfstundentag eingeführt. Da wir nicht gesonnen sind zu dulden, daß irgendwo in der Welt sich der Zukunftsstaat einnistet, haben wir Neuseeland ein Ultimatum gestellt. Auch unser Verhältnis zu Belgien nimmt eine bedrohliche Wendung an, da die belgische Regierung sich hartnäckig weigert, die Karl-Marx-Straße in Brüssel in einer den zivilisierten Anforderungen entsprechenden Weise um-

zubenennen; die Berufung auf die völkerrechtlich gewährleistete Neutralität können wir bei solchen Verletzungen des Völkerrechts nicht anerkennen. Leider sind auch unsere Beziehungen zu unserem österreichischen Bruderstaat getrübt, da Kaiser Franz Josef sich geweigert hat, vorgeblich aus Gesundheitsrücksichten anläßlich seines hundertsten Geburtstages unsern Chefredakteur an der Spitze sämtlicher deutscher Bundesfürsten zu empfangen und ihm ein Interview zu gewähren. So ballen sich Wolken ringsum zusammen, und um so wichtiger ist es, unser Blatt zu abonnieren, das allein in der Lage sein wird, sämtliche Kriegspläne vorher zu veröffentlichen.

* * *

Kunst und Wissenschaft... Unser Chefredakteur hat soeben mit Hermann Sudermann eine monatfüllende Oper vollendet, zu der er auch das eigens zu erbauende Festspielhaus, die Dekoration, die Instrumente und die Kritik entworfen hat. Die Titelrolle wird der Verfasser selbst kreieren. — Gegenüber den vielfach geübten Angriffen auf die Marmorstatuen der Siegesallee und am Brandenburger Tor haben wir nunmehr festgestellt, daß sie sämtlich von Leonardo da Vinci stammen. Welche Blamage für gewisse Rinnsteinverehrer!...

* * *

An den Chefredakteur Wilhelm... Lieber Freund! Hierdurch muß ich Dir leider zum ersten Oktober kündigen. Kein Mensch will das Blatt lesen. So viele Millionen besitze auch ich nicht, wie so eine Zeitung frißt. Du bist nicht schuld, sondern das stupide deutsche Publikum. Komm mal bald zur Jagd, das ist billiger. In alter Treue

Dein Freund Egon.

* * *

Digitized by Google

An unsere Leser ... Der erfreuliche Aufschwung unseres Blattes legt uns die Pflicht ob, unseren Lesern immer neue Verbesserungen zu bieten. Zu diesem Zwecke wird vom 1. Oktober ab unser Blatt mit dem rühmlichst bekannten Lokalanzeiger des Herrn August Scherl verschmolzen werden, und bitten wir unsere geschätzten Abonnenten, ihr Wohlwollen auch dem verschmolzenen Unternehmen zu erhalten.

[August 1910.]

Die Steuerlampe.

Plan einer Zeitschrift.

Höchst vertraulich!

Ort und Datum des Poststempels.

Euer Hochwohlgeboren

beehren wir uns ganz ergebenst die Aufmerksamkeit auf unser neues Unternehmen zu lenken, das schon im bevorstehenden Wahlkampf der Sache der Ordnung wertvolle Dienste leisten wird.

Die peinliche Feststellung, daß eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes, in dem Übermaß seiner gemeinnützigen Tätigkeit, vergaß, einige kleine Steuerirrungen richtigzustellen, hat den roten Hetzern den willkommenen Anlaß geboten, nun alle führenden Heroen der Nation in ihrem Patriotismus zu verdächtigen und das tiefste Mißtrauen gegen alles zu erregen, was Rang, Stand, Besitz, Bildung und vornehme Gesinnung in unserem Vaterlande hat. Diese subversiven Elemente sagen, und man glaubt ihnen jetzt, wenn sie den giftigen Samen aussäen: Uns wirft man vor, daß wir den Privatbesitz zugunsten des Staates der Allgemeinheit enteignen wollen, ihr aber enteignet den Staat zugunsten des Privatbesitzes.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese allgemeine Verdächtigung aller Besitzenden seit jener bedauerlichen Steuerirrung einen gewissen Schein von Recht erhalten hat. Wenn also die gegenwärtige Ordnung noch vor dem immer ungestümer andrängenden Umsturz sich behaupten will, so müssen die oberen Stände der Gesellschaft Sorge tragen, sich gegen die Verdächtigung und Verleumdung zu verteidigen.

Digitized by Google

Unsere Zeitschrift Die Steuerlampe soll diesem erhabenen, ja eminent nützlichen Zweck dienen. Während aus dem Mißtrauen und dem Haß des Pöbels jene schmutzige Revolverpresse aufgewuchert ist, die durch ihre schamlosen Angriffe gegen alle bevorzugten Persönlichkeiten des Landes gemeinen erpresserischen Verdienst zu raffen versucht, wird Die Steuerlampe das Vertrauen und die Verehrung für die gute und beste Gesellschaft, für den Adel der Geburt und des Besitzes fördern. Wir wollen den Optimismus gegenüber dem beklemmenden Mißtrauen und die nationale Lebensfreude wieder stärken. Die Steuerlampe ist lediglich zu dem Zweck gegründet, um den Verdienst und die Verdienste der leitenden Gesellschaftskreise nicht nur ins Licht zu rücken, sondern auch unwiderleglich zu beweisen.

Durch die Steuerlampe erhält jeder zu den höheren Einkommensstufen emporgestiegene Mitbürger das Mittel, um offen vor aller Welt zu beweisen, daß er nicht nur entsprechend seinem Einkommen und Vermögen dem Staate Steuern entrichtet, sondern daß er aus lauterer Vaterlandsliebe auch über das Maß seiner Verhältnisse hinaus dem Staate zu opfern bereit ist.

In dieser Absicht wird Die Steuerlampe alljährlich die genauen Steuerdeklarationen aller wohlhabenden Personen veröffentlichen. Und zwar soll das in folgender Weise geschehen:

In wöchentlichem Erscheinen beginnen wir nach dem Alphabet mit dem Buchstaben A, um mit dem Schluß des Jahrganges bei Z zu endigen. Im folgenden Jahre wiederholt sich, auf Grund der neuen Ergebnisse, das Verfahren.

Die Steuerdeklarationen beruhen auf den direkten Erkundigungen bei den Steuerzahlern. Aber wir werden zugleich das Beweismaterial für die Richtigkeit dieser Deklarationen veröffentlichen. Der Inseratenteil wird für die Veröffentlichung der privatwirtschaft-

lichen Bilanzen zur Verfügung stehen. Im redaktionellen Teil erfolgt dann die Besprechung dieser Bilanzen.

Die Steuerlampe wird sich nicht damit begnügen, nur die Einkommen- und Besitzverhältnisse im einzelnen nachzuweisen und sie mit den Steuerzahlungen zu vergleichen, sondern alle finanziellen Beziehungen sollen ausführlich dargestellt werden. Die Steuerlampe wird die Einkünfte aus Tantiemen, Dividenden, Provisionen beleuchten. Sie wird bis ins kleinste zeigen, was für Aktienbesitz der einzelne hat, damit die betörte Öffentlichkeit einsieht, in welch hochherziger Weise unsere begüterten Volkskreise die Industrie fördern, zu welchen Unternehmungen sie Beziehungen unterhalten. Damit erhalten zugleich die in der Öffentlichkeit wirkenden Politiker, Staatsmänner, Parlamentarier, Parteiführer (einschließlich der deutschen Monarchen) die Möglichkeit, nicht nur zu zeigen, daß sie steuerehrlich sind, sondern auch, daß sie ihre öffentliche und beamtete Tätigkeit niemals zu ihrem persönlichen Vorteil ausüben.

Die Steuerlampe begnügt sich aber nicht nur mit dem Nachweis der Einnahmen, sondern sie wird auch der Darlegung der Ausgaben gewidmet sein. Dadurch wird sie das aufrührerische Gerede zum Schweigen bringen, daß nur die Armen indirekte Steuern zahlen. Und indem Die Steuerlampe selbst in die intimen und intimsten Ausgaben eindringt, wird endlich einmal festgestellt werden, welches ungeheure Maß von Lebenskraft, Schönheitssinn und Opfermut in der Klasse deutscher Herrenmenschen und Damenmenschen noch pulst. Um jede Ungenauigkeit auszuschalten, werden diese Ausgaben mit genauer Mitteilung der Namen, Datum und Adressen spezifiziert.

Wir sagten schon, daß alle Informationen auf den direkten Angaben der Betroffenen beruhen werden. Wir haben das felsenfeste Vertrauen zu unseren führen-

Digitized by Google

den Gesellschaftskreisen, daß sie unser Bemühen, ihre Steuerreinheit nachzuweisen, nicht durch falsche Mitteilungen durchkreuzen.

Gleichwohl aber übernehmen wir natürlich vor dem Publikum die Pflicht, auch unsererseits durch selbstständige und unabhängige Nachprüfung die Mitteilungen der Interessenten zu verifizieren. Zu diesem Zweck steht uns ein über ganz Deutschland verzweigter Stab von wohlunterrichteten Mitarbeitern und Vertrauensleuten zur Verfügung. Dieser Dienst ist so eingerichtet, daß niemand sich mehr dem Licht Der Steuerlampe zu entziehen vermag.

Ebenso selbstverständlich ist es, daß wir, wenn doch gelegentlich eine Differenz zwischen den Informationen der Beteiligten und unseren eigenen Erkundigungen sich herausstellen sollte, wir — vor der Veröffentlichung — zunächst den betreffenden Steuerzahlern Gelegenheit geben werden, sich zu äußern.

Die Steuerlampe will nur die Wahrheit ans Licht bringen.

Da unser Unternehmen nur gemeinnützige Zwecke verfolgt und da wir unter keinen Umständen daran verdienen wollen — wir haben das nicht nötig —, so wird Die Steuerlampe gratis verteilt. Nur für Liebhaber einzelner Nummern stellen wir eine Bibliophilen-Ausgabe her (kaiserliches Japanpapier, eigens geschnittene Kunsttype, mit der Hand gesetzt, gedruckt, gefalzt und gebunden!), deren Preis besonderer Vereinbarung vorbehalten bleibt. Wegen des Insertionspreises erhalten Interessenten den Tarif auf Verlangen zugesandt.

Unser Lohn liegt allein in der Förderung des öffentlichen Wohles und in der moralischen Rechtfertigung der besitzenden Klassen der Nation. Sollten infolge unserer Veröffentlichung dann doch gelegentlich einige Steuerirrungen hervorgezogen werden, so erwarten wir allerdings, daß die Finanzminister uns einen kleinen

Anteil an den durch unsere Bemühungen gewonnenen Mehreinnahmen zukommen lassen.

Indem wir Euer Hochwohlgeboren, in Ihrem und Ihrer Standesgenossen eigenem Interesse, ersuchen, Die Steuerlampe auf alle Weise zu fördern,

zeichnen wir hochachtungsvoll ergebenst

Verlag, Expedition und Redaktion der Steuerlampe.
(Gemeinnützige Zeitschrift.)

[August 1911.]

Digitized by

Meinungsbetrieb.

Glücklich der Mann, der noch imstande ist, gegen seine Überzeugung zu schreiben! Er würde beweisen, daß er im tiefsten Innern eine eigene Überzeugung verborgen hält, während er vor der Welt seiner Auftraggeber erzählt, was sie zu hören wünschen. Er hat eine Moral, wenn er sie auch nicht ausübt. Er wahrt die Distance zwischen seinem Selbst und den Bedürfnissen seiner Existenz.

Ein tapferer Gentleman, der sich für seine Artikel von den Gebrüdern Mannesmann in bar bezahlen läßt! Es ist ein glattes und verantwortliches Geschäft; denn kommt es heraus, so ist er geliefert; er wird der öffentlichen, höchst öffentlichen Sittlichkeit geopfert.

Ein Kerl, der gegen seine Überzeugung schreibt, ist ein Lump. Also ist jedermann von dem überzeugt, was er schreibt.

Ein Kerl, der gegen Bezahlung schreibt, ist abermals ein Lump, also schreibt er gratis, was man von ihm wünscht, aus nationalem oder sonstigem Idealismus, sogar mit Herzblut und Überzeugung. In Deutschland hat nur der Verleger das Recht, reich zu werden, nicht der Journalist. Im Falle des Journalisten wäre solch wirtschaftlicher Aufschwung unanständig, sogar ehrlos.

Ich ziehe den Mann vor, der gegen seine Überzeugung schreibt und schätze den Ritter vom Geist, dessen Geist direkt und lohnend bestechlich ist. Die Uneigennützigen, die alles kostenlos tun — gegen ein ärmliches Verlegerfixum — schänden den Stand. Darum spielt der deutsche Journalist eine so untergeordnete Rolle, weil er kostenlos leistet, was man von ihm verlangt. Würde er auf feste, aber hohe Preise halten,

käme er in der bürgerlichen Gesllschaft schnell zu Ansehen, wie alles, was hoch bezahlt wird. Es wäre eine dankbare Aufgabe einer betriebsamen Standesorganisation, das Bestechungshonorar zur Pflicht zu machen.

* * *

Die deutsche Presse ist gegenwärtig in einem „Reichsverband" beruflich vereinigt. Er tagte neulich in Eisenach, und in einer Begrüßungsrede fand der Vorsitzende die feierlichen Töne eines intellektuellen Kriegervereins: „Der Reichsverband tritt in erster Linie ein und muß immer eintreten für die Ehre und Würde des Standes. Diese Arbeit ist die erste. Wir haben dafür zu sorgen, daß der blanke Ehrenschild der deutschen Presse rein gehalten und hoch gehalten wird ... Die Hauptsache für uns ist die sittliche Grundlage der deutschen Presse ... Dieses, die Reinheit, Ehrlichkeit und Lauterkeit der deutschen Presse festzuhalten, wird und muß die erste Aufgabe der deutschen Presse sein."

Das war der ethische Heldentrotz der Leute, die sich gegen die Bestrebungen empören, die niemand ihnen zumutet; die unkäuflich sind, weil keine Käufer da sind. Es ist allgemein bekannt, daß der deutsche Journalist nichts nimmt, daß er entschlossen ist, ausschließlich von seinem Verleger zu leben. (Kleine Vorfälle im Handelsteil und im Polizeibereich ausgenommen!) Die Kapitalisten und ihre regierenden Agenten treiben einen abscheulichen Mißbrauch mit dieser Billigkeit im öffentlichen Meinungsbetrieb. Man sollte anfangen, sich höher einzuschätzen und seine wertvollen Überzeugungen nur an den Höchstbietenden loszuschlagen.

Was man jetzt den blanken Ehrenschild nennt, ist nicht nur eine wirtschaftliche Schädigung der Journalisten, sondern auch eine schwere Kulturgefahr. Durch solche sträfliche Verbilligung der öffentlichen Meinung

Digitized by Google

sind alle Hemmungen ausgeschaltet. Jeder nationale Sturm ist sofort lieferbar! Ich würde keinen Artikel für Herrn Kiderlen unter tausend Mark, und keinen für die Herren Mannesmann unter 5000 Mark schreiben. Und ich würde ausdrücklich mir dabei den Vorbehalt ausbedingen, daß die Artikel gegen meine Überzeugung verfertigt sind.

* * *

Friedlich spann die deutsche Presse Ferienträume, keine Sorge bedrängte das Herz des Patrioten. Höchstens hielt man den blanken Ehrenschild über Herrn Jatho. Der Reichstag war mit seinen Schlußprämien nach Hause gegangen, ohne am internationalen Horizont das bescheidenste Wölkchen geahnt zu haben.

Kaum aber war die Kunde von Agadir in den Redaktionen, und schon explodierten gewaltig die all die Jahre mühsam aber erfolgreich gebändigten Überzeugungen. Die blanken Ehrenschilde stürmten in klirrendem Wettlauf zur Wilhelmstraße, und nachdem sie ein Weilchen im Vorzimmer den alten Sauhatzgobelin begafft, drang einer nach dem andern zu dem Geheimrat der deutschen öffentlichen Meinung vor und nötigte ihm die Überzeugung der unbestechlichen Presse auf; kostenlos.

Weil die Deutschen im Sustal von möglichen Gefahren bedroht waren, haben wir den Panther nach Agadir geschickt, — die Auskunft genügte. Was sind das für Deutsche, wie heißen sie? Was treiben sie? Was besitzen sie? Seit wann besteht die deutsche Herrlichkeit im Sustal? Und was sind das für Gefahren?

Die neue Überzeugung von der Notwendigkeit, Agadir zu besetzen, hinderte nicht die Beibehaltung der altbewährten Unwissenheit über dieses ersehnte Bewährungsgebiet deutscher Expansionskraft. Niemand kennt das verschlossene Gebiet. Man spricht

von märchenhaften Kupfer- und Eisenschätzen. Kein Geologe hat sie jemals erforscht. Der letzte deutsche Reisende, der in Südmarokko gewesen, hat vor mehr als 25 Jahren seine höchst eilfertigen Beobachtungen drucken lassen. Er war froh, wie er aus dem Sustal herauskam, ohne als Zielscheibe für die erregten berberischen Kunstschützen erprobt worden zu sein. Aber diese fliehende Wissenschaft ist seitdem immer wieder ausgeschrieben worden. Sie bot auch jetzt das einzige Material für die Ehrenschildpresse. Hier entstammte — durch Verkürzung des Zitats — die Sage vom idealen Hafen Agadir. Das andere holte man aus der bewährten Schatzkammer marokkanischer Wissenschaft, aus Tanger, dem nordafrikanischen Bernau.

Ein leidenschaftlicher Marokkaner, der jüngst in die ewigen Jagdgründe eingegangene alldeutsche Geographieprofessor Theobald Fischer, urteilte anders über Agadir und sein Hinterland. Er, der wohl als erster die Erwerbung Marokkos durch Deutschland gefordert hat, war zwar auf Grund seiner dreißigjährigen Beschäftigung und seiner (nicht sonderlich tief eindringenden) drei Reisen in dem Land schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß derjenige Staat, dem es gelingt, sich dieses Land ganz zu eigen zu machen, daraus einen so gewaltigen Machtzuwachs erlangen wird, „daß dies alle anderen Staaten, vor allem England, Spanien und das Deutsche Reich als einen unerträglichen Druck empfinden werde". Aber er fügte der 1908 ausgesprochenen Bemerkung hinzu: niemals habe in der Geschichte ein marokkanischer Hafen südlich von Mogador Bedeutung gehabt, und die Franzosen haben soeben nachgewiesen, daß auch Agadir n'Iri, das Seetor des Sus, keineswegs irgendwelchen Schutz bietet.

Die lautere Presse ließ es bei der einzigen erschöpfenden Information bewenden, daß das deutsche Volk seine nationalen Interessen gegen Frankreich und Eng-

Digitized by Google

land zu verteidigen wissen werde, und wäre es durch einen Krieg, den der zum Hüter der deutschen Interessen berufene Schwabe aus Bukarest nicht fürchte, gleichwohl zu vermeiden streben werde. Mit weiteren informatorischen Einzelheiten wurde das beneidenswerte deutsche Volk verschont. Die Verhandlungen verlaufen glücklich, sie stocken, sie sind abgebrochen, die Lage ist ernst, drohend, gewitterschwül, hoffnungsvoll, glänzend. Das deutsche Volk ist entschlossen, seine Würde und sein Recht zu wahren. Was es will, wird ihm schon im gegebenen Augenblick gesagt werden, Kiderlen ist stumm und Wilhelm II. hält keine Reden mehr.

* * *

Übrigens hat man auch im Sommer 1870 erst etwas erfahren, als man schon marschierte. Ein oder zwei Tage, bevor Bismarck in die friedliche Emser Depesche den Krieg hineinredigierte, reisten der König von Sachsen und sein leitender Minister geruhig ins Bad, weil alle deutsch-französischen Wirrnisse aufs schönste erledigt schienen. Das deutsche Volk ist Objekt der deutschen Politik geblieben.

Jetzt aber wollte man durch das Parlament den Kaiser wie einen Jagowschen Schutzmann ermuntern: bei Strafe gleich zu schießen. Bei dieser Gelegenheit gab es dann eine hübsche staatsrechtliche Offenbarung. Der Geheimrat in der Wilhelmstraße wurde witzig. In Kolonialdingen, soweit es nicht Geldsorgen seien, habe kein Reichstag, kein Bundesrat dem Kaiser dreinzureden: Er kann alle Kolonien verschenken, wenn er will, er ist unumschränkter Herr über sie. Man hat bisher keine Zeit in der deutschen Politik gefunden, um diese kleine Sonderbarkeit auszumerzen.

Nun teilten sich die Überzeugungen der Presse. Die alldeutschen Absolutisten wurden parlamentarisch,

Liberale und fortschrittliche Geister absolutistisch. Dieser in afrikanischem Fieber geborene Reichstag wäre in der Tat fähig, marokkanisch zu enden.

* * *

An allen Dingen der Welt läßt sich verdienen, außer an Lyrik, Philosophie und Streichquartetten. Auch in Marokko gibt es zu verdienen, recht viel sogar, und ein Krieg vollends ist für die, welche verkaufen statt Krieg zu führen, ein ganz außerordentliches Geschäft. Wenn die Gebrüder Mannesmann mit Aufbietung der deutschen Weltmacht, es durchsetzen würden, daß ihnen in Marokko Eisenerzgruben erschlossen werden, für sie ist das ganz gewiß ein unermeßlicher Gewinn, sie können dann billig produzieren. Aber welches Interesse hat der deutsche Journalist an den Bezugsinteressen einer Firma? Für die deutsche Gesamtwirtschaft ist die ganze Kolonialpolitik günstigenfalls kein Gewinn. Wir haben seit 1901 für unsere Kolonien über eine halbe Milliarde mehr ausgegeben, als aus ihnen eingenommen. Diese halbe Milliarde ist die aus der Besteuerung der deutschen Lebensführung geschürfte Subvention für die kolonialkapitalistischen Interessen einzelner Firmen. Im Welthandel bildet der Kolonialhandel ein verschwindendes Nichts. Auch wenn wir den Kongo und Marokko erwürben, würde sich das Verhältnis nicht ändern. Aber verdient wird auch am kolonialen Bankerott. Wenn wir im Jahre 1910 für 21 200 Mark Bier in Fässern und für 644 Mark Bier in Flaschen nach Südwestafrika ausführten, so haben einige Personen beträchtlichen Gewinn aus diesem Handel gezogen, aber bezahlt wurde er aus den deutschen Lohnpfennigen.

* * *

Im Marokkohandel hat sich die Presse als eine Weltgefahr erwiesen. Die Heilung kann nur kommen, wenn

Digitized by Google

man aufhört, die kapitalistischen Begierden durch journalistische Selbstlosigkeit zu verwöhnen. Ich sehe kein rascheres und wirksameres Mittel, als daß die Presse endlich aufhört, ihre Überzeugung zu verschenken, und daß sie sich recht schnell organisiert, sich so hoch wie möglich zu verkaufen. Wenn dann noch in die deutsche Verfassung der Artikel aufgenommen wird, daß mit dem Augenblick der Mobilmachung eine ausreichende Kriegssteuer auf Einkommen, Vermögen und Erbe des Besitzenden in Kraft tritt, so sind die Weltfriedenskongresse überflüssig geworden, und den Haager Schiedsgerichtshof darf man in eine Spielbank, ein Kino oder einen Eispalast umbauen.

[August 1911.]

Digitized by Google

Preßprobleme.

Die folgende Kritik an der sozialdemokratischen Presse wurde unmittelbar vor Ausbruch des Krieges veröffentlicht. Wesen und Wirksamkeit der Arbeiterpresse ist und bleibt eine allererste politische und kulturelle Angelegenheit. Sie bedeutet für die Presseverhältnisse im allgemeinen, was die Freien Volksbühnen für das Theater. Deshalb seien jene Erörterungen — gekürzt — hier aufgenommen.

Die Kriegserfahrungen haben mich gelehrt, daß Parteien, um ihrer Aktionsfähigkeit willen, sich nicht unmittelbar mit geschäftlichen Unternehmungen belasten dürfen. Diese und andere Gründe lassen ein neues wichtiges und dringendes Preßproblem erscheinen; ob es nicht ratsam ist, daß künftig die sozialdemokratische Presse als freie, aber der Partei verantwortliche, von kapitalistischen Rücksichten und Privatinteressen gesicherte unabhängige Privatunternehmung entwickelt werde.

I.

Das bürgerliche Preßgeschäft.

Die sozialdemokratische Presse ist das einzige Mittel, das dauernd die große Erziehungsarbeit des Proletariats zu bewältigen vermag; das einzige auch, was die Kraft hat, die Arbeiterbewegung nicht nur vor Rückschlägen zu bewahren, sondern sie auch sicher zur endlichen Herrschaft zu fördern. Unsere Presse hat innerlich und äußerlich einen großen Aufschwung genommen. Aber die Zahl unserer Blätter und die Ziffer unserer Abonnenten verschwindet immer noch

Digitized by Google

in der unübersehbaren Menge der bürgerlichen Preßpapiere. Daher kommt es, daß die Parteipresse gerade in entscheidend schweren Zeiten immer noch von dem zahllosen Chor der bürgerlichen Presse überschrien wird, und gerade dann nicht die Macht über die öffentliche Meinung zu erringen vermag, die „öffentliche Meinung", die, so unbestimmt und beinahe mystisch unheimlich sie ist, dennoch eine unermeßliche Kraft in der weltgeschichtlichen Entwicklung ist.

Das aber ist unsere Aufgabe: die sozialdemokratische Presse muß, dem Umfange ihrer Verbreitung wie dem inneren Gehalt nach, die unbedingte Führung in der deutschen Presse erhalten. Das ist das Ziel, das erreichbare Ziel. Was kann und muß geschehen, um dieses Ziel zu gewinnen? Wie muß unsere Presse überall werden, damit sie zu herrschen vermag?

Unsere inneren Unterhaltungen über die Parteipresse erschöpften sich in den letzten Jahren meist in Klagen über wachsende Uniformität. Man sah die Uniformität aber gerade da nicht, wo sie wirklich bisweilen steckt. Es scheint mir sehr gleichgültig, ob ein guter, lebendiger, sachkundiger und persönlicher Artikel in einem oder in drei Dutzend Blättern zugleich veröffentlicht wird. Durch die Zahl der Abdrücke wird ein individuelles geistiges Erzeugnis nicht uniform, ebensowenig, wie ein hervorragendes wissenschaftliches Werk durch die Zahl der Auflagen. Es ist nicht einzusehen, warum ein Artikel in einem einzigen Blatt, das über 150000 Exemplare verbreitet, wo ein jedes denselben Artikel enthält, nicht uniform ist, wohl aber, wenn er in zehn Blättern von je 15000 Auflage erscheint. Die Uniformität hängt nicht an dem Umfang des Verbreitungsgebiets. Wohl aber kann ein Blatt außerordentlich uniform sein, das bis auf die letzte Zeile lauter Originalbeiträge bringt, nur für sich allein, sogar sämtlich im Hause gearbeitet — sofern nämlich

die Verfasser der Beiträge selbst Uniformseelen, Klischeegehirne sind. Ich glaube sogar, daß wir in der Zentralisierung — da wir mit den vorhandenen menschlichen Kräften uns einrichten müssen — sogar noch weitergehen werden müssen, wenn wir das Ziel erreichen wollen: Die bürgerliche Presse auch technisch-journalistisch zu schlagen. Betrachtungen über allgemeine Politik — beim politischen Nachrichtendienst ist das ja selbstverständlich — werden am besten in den Zentralen dieser Politik verfaßt, wo die unmittelbare politische Anschauung möglich ist; wie viel Journalisten sich in diese Arbeit teilen, das hängt ganz von der Zahl fähiger Parteigenossen ab, die zur Verfügung stehen. Dasselbe gilt von dem allgemeinen Teil des Feuilletons. Die Besonderheit des einzelnen Blattes muß sich in der allseitigen Spiegelung und führenden Durchdringung des Lebens im engeren Verbreitungsgebiet entfalten. Nicht nötig zu sagen, daß auch die Diskussion innerer Parteifragen nicht zentralisiert werden kann.

Das Grundproblem, das zu erörtern ist, wird von den Uniformdebatten nicht einmal gestreift: welche Aufgabe, welches Ziel stellen wir überhaupt unserer Presse? Was wollen wir mit ihr? Dieses Problem löst sich in die Entscheidung auf: Was soll werden, Propagandaorgane (mit Vereinscharakter) oder Zeitungen? Unsere Presse ist durchweg aus vereinsmäßigen Propagandaorganen hervorgegangen. Heute ist sie das nicht mehr, aber das Wesen haftet ihr noch an. Wir haben uns noch nicht ganz entschlossen, Zeitungen zu schaffen, die allein durch sich selbst wirken. Bruno Schönlank hat diese Notwendigkeiten zuerst erkannt, er hat auch sofort die Möglichkeit sozialdemokratischer Zeitungen gegen alle Zweifel durch die Tat bewiesen; die Kraft dieses genialen Pressereformers ist zu früh gebrochen worden.

Gerade die Entwicklung der deutschen Presse zeigt,

Digitized by Google

wie lose, ja fast wie gegensätzlich die Beziehungen zwischen Presseverbreitung, Parteistärke und Parteieinfluß sind. Wir haben besonders hervorragende bürgerliche Blätter, die sich die Weltstellung erworben haben, obwohl die Partei, der sie dienen, zu einem Häuflein letzter und allerletzter Mohikaner entschwindet. Umgekehrt verfügt die herrschende Partei Deutschlands, die konservative, fast nur über wenig verbreitete und journalistisch wertlose Organe. Nicht viel besser steht es mit der Zentrumspresse, von der nur ein paar Blätter durch sich selbst Bedeutung haben. In Bayern, wo das Zentrum parlamentarisch wie organisatorisch gebietet, verfügt diese Partei zwar über eine Anzahl kleiner Blätter, aber über kein einziges, das größere Verbreitung und Einfluß auf die öffentliche Meinung hätte.

Die Bedeutung der Presse hängt sonach lediglich von ihren journalistischen Qualitäten ab. Sie wird genau soviel gelesen, als sie gelesen zu werden verdient. Auf Erfüllung einer Parteipflicht allein kann man keine Zeitung gründen.

Aber in dieser selbständigen Entwicklung der bürgerlichen Presse, abseits des Parteiwesens und im Gegensatz zu ihm, verbirgt sich zugleich jene gemeingefährliche Abhängigkeit gerade ihrer verbreitetsten Organe — von anonymen Gewalten. Sie machen die Politik von offiziellen und privaten Pressebureaus. Die Wilhelmstraße in Berlin dirigiert die ganze auswärtige Politik der bürgerlichen deutschen Presse und teilt ihre Herrschaft nur gelegentlich mit dem Pressebureau Krupps und sonstiger Rüstungsindustrieller, die mit Hilfe gewisser Journalistenkonzerne in den Agadirzeiten — entgegen den Bemühungen der Regierung — das Feuer eines Weltkrieges schürten. Der „ideologische Überbau" dieser Presse heißt liberal oder national oder parteilos, die solide Basis ist die Börse, die Großreederei, das Getreidegeschäft, die

Digitized by Google

Aktiengesellschaft, der Unternehmerverband, der Inserent, die Brauerei, der Schnapsbrenner. Am harmlosesten ist fast noch die Presse, die nur den Profitrücksichten des Verlegers dient; aber in der Regel wird auch sie die eine große Abhängigkeit mit zahlreichen kleineren Abhängigkeiten von allerlei wirtschaftlichen Interessenten teilen. Die bürgerliche Presse dient jeder Sache, nur nicht der, für die sie zu wirken vorgibt.

Die unwürdige Stellung des bürgerlichen Journalisten in Deutschland verschärft die innere Unwahrheit der bürgerlichen Presse. Niemand hat so wenig Einfluß auf die Zeitung, wie die Leute, die sie schreiben und redigieren. Diese Redakteure sind Privatangestellte geschäftlicher Unternehmungen, nichts anderes, wie Bankbeamte, Warenhausverkäufer oder Fabrikchemiker. Sie sind nicht Vorkämpfer einer Sache, der sie leidenschaftlich ergeben sind, sondern unlustige müde Techniker für die Erzeugung des geistigen Teils der Zeitungen, deren beste Vertreter höchstens ein gewisser literarischer Ehrgeiz beseelt. Sie dürfen keine Charaktere sein, das wäre störend; man fordert nur fachliche Routine von ihnen. Sie sind allenfalls geduldete, nun einmal notwendige Werkzeuge für die Ausstattung des Zeitungsgeschäfts. In Deutschland ist nicht die Vorbedingung der Laufbahn von Parlamentariern und Staatsmännern, wie in Frankreich, Italien, England, Amerika, daß sie als Publizisten sich zuvor bewährt haben. In den letzten Jahren haben wir wiederholt gesehen, wie große Zeitungsunternehmungen mitsamt allen Redakteuren und Mitarbeitern verkauft wurden, genau so wie in den Zeiten der Erbuntertänigkeit die Güter mit totem und lebendem Inventar verkauft wurden, wobei dann unter dem lebenden Inventar neben der Zahl des Viehes auch die der zugehörigen Bauern angegeben wurde.

Und diese innerlich entwürdigte Presse beherrscht

Digitized by Google

dennoch den Markt der öffentlichen Meinung, weil es — Zeitungen sind, vor denen die Lehre Karl Marx' von der Überlegenheit des Großbetriebs am allerwenigsten halt macht.

Welche Entwicklungsmöglichkeiten stecken da erst in der sozialdemokratischen Presse, die allein in tapferer Freiheit und unabhängiger Wahrheit, um der Sache willen, nicht des Geschäfts und dunkler Hintermänner wegen, geschrieben, gedruckt, verbreitet wird —, welche Möglichkeiten, wenn wir uns nur entschließen wollen, journalistische Großbetriebe zu schaffen.

II.

Die Grundlegung der Größe der Parteipresse.

Die sozialdemokratische Presse ist die freieste der Welt. Unsere Zeitungen sind keine Geschäftsunternehmungen zur Erzeugung direkter oder — durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung — indirekter Profite, sondern sie sind Organe politischer und wirtschaftlicher Aufklärung. Demgemäß ist die Stellung des sozialdemokratischen Journalisten durchaus verschieden von der bürgerlicher Redakteure und Schriftsteller. Er wirkt als Vertrauensmann der proletarischen Organisation, die ihn berief; er ist kein Verlagsangestellter, sondern ein politischer Führer. Weil unsere Presse kein Werkzeug für Profitinteressen ist, darum ist sie ein um so reineres Werkzeug idealer Bestrebungen. Nur der sozialdemokratische Journalist kann jene Lebensluft geistigen Schaffens atmen: die Betätigung freier Gesinnung innerhalb der frei gewählten Parteiüberzeugung. In den vielen Jahren meiner sozialdemokratischen Redakteurtätigkeit habe ich wohl manchen, und nicht ganz angenehmen Konflikt zu bestehen gehabt, aber niemals haben die Parteigenossen, deren Vertrauen ich genoß, auch nur den leisesten Versuch gemacht, meine Überzeugungen zu

beeinflussen. Das ist notwendig, öffentlich zu erklären, weil die Gegner häufig, aus gänzlich mißverstandenen Fällen, einen Gesinnungsterrorismus sozialdemokratischer Arbeitgeber behaupten. Hier und da mögen vielleicht bureaukratische Neigungen ein wenig beengend wirken. Aber auch das ist nicht gar so schlimm und wirkt nur deshalb bisweilen verdrießlich, weil nichts so wenig bureaukratischen Zwang irgendeiner Art verträgt, wie die Presse. Die Weltgeschichte, deren Spiegel und Webstuhl die Presse ist, kennt keine Bureaustunden. Gerade die Preßkommissionen scheinen mir eine durchaus notwendige und nützliche Einrichtung, sofern sie sich auf ihren natürlichen Beruf beschränken und ihn erfüllen, Mittler zwischen der Redaktion und den Lesern zu sein. Sie sollten auch ihre eigentliche und wesentliche Aufgabe nicht sowohl darin sehen, eine zumeist überflüssige „Aufsicht" zu üben oder „Beschwerden" vorzubringen, die in 99 Fällen von 100 bedeutungslos sind, als vielmehr Propagandaorgane zu sein, die an die Redaktion die Bedürfnisse der Leser vermitteln und andererseits nach außen hin auf die Verbreitung und geschäftliche Unterstützung des Blattes hinwirken. Vielleicht werden wir einmal dazu kommen, daß die Parteigenossen zum Vorsitzenden der Preßkommission eine redaktionell und kaufmännisch zugleich geschulte Kraft wählen, der sein Amt, gegen angemessene Bezahlung, ausschließlich dieser doppelten Propaganda widmet und es nicht nur nebenbei versieht.

Im großen und ganzen ist die Organisation der sozialdemokratischen Presse vorbildlich, und gerade in ihr liegen die Vorbedingungen für die Erweiterung unserer Presse zur beherrschenden Macht der öffentlichen Meinung. Man hat letzthin des öfteren diskutiert, ob eine Chefredaktion oder eine kollegiale Redaktion vorzuziehen sei. Auch dies scheint mir eine nebensächliche Frage. Hat eine Redaktion einen wirk-

Digitized by Google

lich leitenden Kopf, so ist es ganz gleichgültig, ob er Chefredakteur oder sonstwie genannt wird. Jeder verständige Kollege wird, bei aller Selbständigkeit, sich von selbst dem Einfluß seiner größeren Erfahrung, reicheren Wissens und höherer Begabung freiwillig unterwerfen. Eines sollte allerdings geändert werden: man sollte diesem leitenden Kopf einen entscheidenden Einfluß auf die Zusammensetzung der Redaktion geben. Redaktionen müssen, wenn sie schaffensfreudig bleiben sollen, eine harmonische Arbeitsgemeinschaft bilden, die durchaus nicht in einer Gleichförmigkeit der Ansichten und Richtungen zu bestehen braucht, wohl aber in einer Verträglichkeit der Charaktere und Intelligenzen.

In dieser idealen Unabhängigkeit, in dieser nur von der sachlichen Überzeugung geleiteten Freiheit der sozialdemokratischen Presse liegt ihre reichste Entwicklungsmöglichkeit. Die sozialdemokratische Presse wird von selbst, über die eigentlichen proletarischen Organisationen hinaus, zum natürlichen Organ für alle, die unter der kapitalistischen Gewaltherrschaft leiden, für alle Unterdrückten, Vergewaltigten und nicht zuletzt für alle — Idealisten. Nichts wäre so töricht, als unsere Presse zu engen Vereinsorganen zu machen; und die Redaktionen sollten keiner Beeinflussung so entschieden Widerstand leisten, als den immer einseitigen Wünschen einzelner in den verschiedenen proletarischen Körperschaften tätigen Persönlichkeiten. Unsere Blätter sind nicht für Reichstags- und Landtagsabgeordnete, auch nicht für Gemeindevertreter, Vereinsvorsitzende, Gewerkschaftsführer, Agitatoren da, sondern sie müssen alle Interessen der breiten Massen berücksichtigen, das Weltleben einfangen und immer von dem Bewußtsein sich erfüllen lassen, daß sie eine geschichtliche Mission haben. Je weiter der Kreis der Aufgaben gespannt ist, um so größer ist auch der Kreis der Interessenten, denen das

Blatt zur Lebensnotwendigkeit wird. Die unbestechliche Kritik aller öffentlichen Erscheinungen, zu der nur die sozialdemokratische Presse fähig ist, gewinnt dadurch noch eine ganz besondere schöpferische Bedeutung, daß diese Kritik eben sozialistisch ist. Diese sozialistische „Parteilichkeit" wirkt an sich nicht abschreckend und verengend, sondern im Gegenteil: sie erhöht die geistige Bedeutung der Presse über alles hinaus, was das bestredigierte bürgerliche Blatt zu leisten vermöchte. Denn wie auch immer die Gegner den Sozialismus bekämpfen mögen, eines müssen sie alle zugeben: der sozialistische und der demokratische Gedanke sind die einzigen konstruktiven Ideen, die es in der heutigen Welt gibt. Auch der bornierteste Klopffechter der herrschenden Klassen muß, wenn er irgend etwas Fruchtbares, Emporführendes leisten will, auf irgendeine Art in irgendeiner Verdünnung aus dem Quell der sozialistischen und demokratischen Weltrichtungsgedanken schöpfen.

So sind in der sozialdemokratischen Presse alle Vorbedingungen gegeben, sie zu den schlechthin leitenden Organen der öffentlichen Meinungen auszugestalten. Wie aber wird diese Möglichkeit, ja diese innere Notwendigkeit eine Wirklichkeit? Wir müssen einfach wagen, uns das Ziel einer in jeder Hinsicht der bürgerlichen Presse technisch ebenbürtigen, ja überlegenen Presse zu stellen. Das kann selbstverständlich nicht auf einmal erreicht werden, und nicht von allen Blättern zugleich. Aber wir müssen unermüdlich auf dieses Ziel hinarbeiten und keinen Tag verstreichen lassen, ohne uns ihm zu nähern.

Die Vollendung der Zeitungstechnik beginnt mit dem Bau, in dem der Zeitungsbetrieb untergebracht ist. Wir müssen die leistungsfähigsten Maschinen aufstellen, jeden Fortschritt der Technik einführen. So sind zum Beispiel auf dem Gebiete der Stereotypie Neuerungen vorhanden, deren Einführung die bür-

Digitized by Google

gerliche Presse zu außerordentlich beschleunigter Herstellung des Blattes und damit zu größerer Aktualität befähigt. Wir bedürfen geschäftlicher Leiter, die sich nicht damit begnügen, ein ordentlich und mit genügendem Erfolg arbeitendes Geschäft so eben nur zu verwalten, sondern die unermüdlich in organisatorischen Maßnahmen sind um das Unternehmen zu vergrößern. Hierher gehört auch die zweckmäßige Organisation eines Filialbetriebes und der raschen Zustellung des Blattes. Vor allem aber muß die Inseratenpropaganda durchaus über das Zufällige hinaus systematisch ausgestaltet werden.

Im Inseratenteil liegen die finanziellen Möglichkeiten, journalistische Großbetriebe zu schaffen. Die Höhe des Abonnementspreises hat ihre natürlichen, durch die proletarische Leistungsfähigkeit gesetzten Grenzen. Aber es kommt, nach den deutschen Verhältnissen, auch gar nicht auf die Höhe des Abonnementspreises an. Es gibt große, über die höchsten Auflageziffern sozialdemokratischer Blätter weit hinaus verbreitete bürgerliche Blätter, die billiger sind als unsere Parteipresse, in anderen Fällen vielleicht um zehn oder zwanzig Pfennige mehr kosten, dabei zweimal täglich erscheinen und technisch-journalistisch erheblich mehr leisten. Der Inseratenteil ist durchaus nicht bloß ein lästiges Zubehör des redaktionellen Stoffes. Im Gegenteil, die Inseratenseiten dienen dem Austauschverkehr und dem Publikationsbedürfnis der großen Masse. Die Inserate bilden insofern eine Ergänzung und Bereicherung des redaktionellen Stoffes.

Man wird natürlich sofort den Einwand erheben, daß dem unbegrenzten Ausbau des Inseratenteils sich der unüberwindliche Widerstand entgegensetzt, daß sozialdemokratische Blätter eben in erster Linie Organe für das Proletariat sind, daß wir also von vornherein auf die Inserate verzichten müssen, die nur auf die besitzenden Klassen berechnet sind. Das ist

ein verhängnisvoller Irrtum. Es wäre eine sehr nützliche Aufgabe der Geschäftsleitungen unserer Presse, statistisch zu ermitteln, welcher Prozentsatz der Anzeigen in den örtlichen Inseratenblättern entweder von Proletariern ausgehen oder für Proletarier berechnet sind. Man wird das überraschende Ergebnis finden, daß auch diese bürgerlichen Inseratenplantagen zum größten Teil von Proletariern bestellt werden, zum mindesten von kleinen Leuten. Die Millionen-Masse der Besitzlosen verfügt in der Tat über jene entscheidende Kaufkraft, die den Inseratenteil bestimmt. Man versuche durch systematische Organisation — durch besondere Propagandastellen — die proletarischen und halbproletarischen Inserenten für unsere Parteipresse zu gewinnen, man gewöhne die kapitalistischen Inserenten daran, wenn sie proletarische Kauf- oder Arbeitskraft suchen, sich unserer Presse zu bedienen (weil sie nämlich in der bürgerlichen Presse keine proletarischen Leser mehr finden) und die finanziellen Grundlagen für eine sozialistische Großpresse sind gegeben.

Sind alle diese technisch geschäftlichen Maßnahmen getroffen, dann gilt es, die inhaltliche Ausgestaltung des Blattes zu vollenden und damit die unbezwingliche Anziehungskraft der sozialistischen Presse zu entfalten. Ich meine durchaus nicht, daß wir die Verbreitung unserer Presse auf Kosten ihres geistigen Ernstes fördern sollen. Wir sollen nicht nur keine Zugeständnisse an den niedrigen und widrigen Typ der bürgerlichen Massenpresse machen, sondern umgekehrt: Durch die technisch-journalistische Bereicherung, Vergrößerung und Verbreiterung unserer Presse die Möglichkeit gewinnen, die geistigen Anforderungen unserer Presse noch erheblich anzuspannen und zu vertiefen.

Digitized by Google

III.

Die notwendigen Reformen.

Ein Parteiblatt erzählte kürzlich von den Erfahrungen der „Roten Woche", wieviele Frauen der Arbeiterklasse noch von spießbürgerlichen Anschauungen erfüllt seien und die merkwürdigsten Einwendungen gegen das sozialdemokratische Blatt geltend gemacht haben. Einer Frau waren zu wenig Wohnungsanzeigen im Parteiblatt, einer anderen zu wenig Traueranzeigen, einer dritten zu wenig Käufe und Verkäufe. Anstatt auf diese Einwendungen sorgfältig zu hören, nennt man sie spießbürgerlich, rückständig. Aber jeder Blick in ein bürgerliches Inseratenblatt beweist doch gerade durch die Unzahl proletarischer Inserate der Art, daß dies Bedürfnis vorhanden ist. Und da die Befriedigung dieses Bedürfnisses obendrein die finanzielle Leistungsfähigkeit des Blattes erhöht und damit die redaktionelle Ausgestaltung ermöglicht, ist es wirklich bei einigem Nachdenken unerfindlich, warum man auf das Bedürfnis schilt, anstatt es zu befriedigen. Auch das schärfst entwickelte Klassenbewußtsein hindert nicht, daß ein Proletarier gelegentlich ein altes Kanapee zu kaufen oder zu verkaufen wünscht; und jenes Parteiblatt hat sich den Beweis der Philisterhaftigkeit der inseratenbegehrlichen Frauen sehr leicht gemacht, wenn es behauptete, gerade die befragten Frauen hätten kein persönliches Bedürfnis nach solchen Inseraten gehabt. Dieses kleine Bild aus dem proletarischen Familienleben von Nichtabonnenten der Parteipresse unterstützt meine Ausführungen, daß auch der Inseratenteil zum textlichen Inhalt des Blattes gehört.

Genau so wie es mir sehr nützlich scheint, die Inseratenseiten der bürgerlichen Presse auf ihren proletarischen Inhalt zu studieren, genau so wäre es die Aufgabe der in irgendeiner Form jedem Blatte notwendigen Propagandakommission, auch den redak-

tionellen Teil der weitverbreiteten billigen bürgerlichen Presse ständig daraufhin durchzusehen, welche Stoffgebiete sie pflegt, um den Forderungen ihrer Leser zu genügen. Solche tatsächlichen Bedürfinsse aber werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man sie als kleinlich und unwürdig bespöttelt. Es kann für diese Gebiete der kleinen alltäglichen, persönlichen Publizität Raum geschaffen werden, wenn wir eben mehr Papier zur Verfügung stellen.

Im Gegensatz zu meiner Auffassung, daß unsere Blätter räumlich noch zu klein sind, hört man in Kollegenkreisen nicht selten die umgekehrte Meinung, daß unsere Presse viel zu umfangreich ist, daß niemand mehr sich durch sie hindurchzufinden vermag. Diese Ansicht verkennt völlig die Aufgabe eines Zeitungsblattes, das nicht dazu da ist, von Anfang bis zu Ende durchbuchstabiert zu werden, sondern das jedem Interesse irgend etwas bieten soll. Der Redakteur darf das Blatt nicht nach seinem Interesse zusammenstellen, freilich auch nicht — was öfter als man denkt geschieht — gerade über das nicht berichten, was ihn selber zwar lebhaft interessiert, was er aber nicht ernst und großartig genug findet, um nun auch vor den Lesern erörtert zu werden.

Die Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung der Lesermasse bedingt schon die Mannigfaltigkeit des Inhalts Die Schwierigkeit der Parteipresse liegt nicht darin, daß sie zu hohe Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit ihrer Leser stellt, daß ihre Ideen nicht leicht faßlich genug, ihre Sprache zu wenig volkstümlich, zu beladen mit Fremdwörtern ist. Die Empfänglichkeit gerade für abstrakte schwere Gedanken, für dialektische Untersuchungen, für wissenschaftliche Theorien, weltgeschichtliche Perspektiven, ist durchaus menschliches Allgemeingut, das — wenn anders der Verfasser solcher Betrachtungen überhaupt zu seinem Amt berufen ist — jedem natürlichen Verstande zugänglich ist. Die

Digitized by Google

„Schwerfaßlichkeit" liegt durchaus nur in der Fülle des Rohstoffes, in der unübersehbaren Menge der als bekannt vorauszusetzenden Tatsachen, Namen, Ereignisse, Gesetze, die zu begreifen (und nur was man begreift, interessiert) eine regelmäßige, langjährige, ununterbrochene Zeitungslektüre erfordert. Nur diese Unmenge als bekannt notwendig vorauszusetzender stofflicher Einzeltatsachen, die der Leser nicht beherrscht, lassen namentlich das Politische als langweilig erscheinen. Die Parteipresse in ihrer heutigen Entwicklung kommt nicht mehr mit ein paar großen feurigen und befeuernden Formeln der Aufklärung aus. Sie muß eindringen in die Unermeßlichkeit der Erscheinungen unseres Lebens.

Jede Woche aber bringt junge Leute in den Kreis unserer Leser, die nichts oder wenig von den Tatsachen der Gegenwart wissen. Vom Lande strömen in die Industriezentren Massen von Proletariern, die ebenfalls nur sehr dunkle Vorstellungen von den stofflichen Einzelheiten des öffentlichen Lebens haben. Eine Zeitung kann aber nicht jeden Tag von vorn beginnen, und so muß ein großer Teil des Stoffes den Neulingen anfangs fremd und tot bleiben. Auf diese Tatsache baute die unpolitische Presse ihre Berechnung und ihren Erfolg. Sie fütterte die Leser mit den ewigen Alltäglichkeiten, die durch sich selbst verständlich sind und nichts voraussetzen. Auf der andern Seite hat die Parteipresse Leser, die die höchsten geistigen Ansprüche stellen, die weiter gebildet werden wollen, die den Stoff des politisch-sozialen Lebens beherrschen, die durstig nach neuer Erkenntnis, nach lebendiger Anregung sind, und die auch durch die Form der Zeitung ästhetisch befriedigt zu werden wünschen. Für diese Leser schmeckt das Zeug schal, an dem die andern ihre Freude haben. Es gibt für diese Gegensätze innerhalb des Leserpublikums nur eine Lösung: umfassende Erweiterung des Stoffes.

In jedem Zeitungsblatt sollte sich das Nebeneinander der Entwicklungsphasen der Leser spiegeln. Aber keine Zeile sollte in der Zeitung stehen, die nicht fähig wäre, den Leser jeder Entwicklungsstufe über sich selbst hinauszuheben.

Erweiterung des Stofflichen ist das erste, was not tut. Das zweite wäre die Vervollkommnung des Nachrichtendienstes. Auf diesem Gebiet müssen wir in der Schnelligkeit und der Allseitigkeit des Dienstes mit der großen bürgerlichen Presse konkurrieren können. Und wir werden sie durch die Gunst unserer unabhängigen Stellung an Zuverlässigkeit und Bedeutung des Nachrichtendienstes überflügeln können. Um diese unerläßliche Aufgabe zu erfüllen, müssen wir freilich loskommen von der Zufälligkeit der in- und ausländischen telegraphischen, telephonischen und brieflichen Korrespondenz. Eine zweckmäßige Organisation würde ohne unerschwinglichen Aufwand an Kosten und Personen diese Aufgabe für die Gesamtheit unserer Parteipresse leisten.

Eine Entwicklung dieses internationalen Nachrichtendienstes wäre nicht nur zeitungstechnisch ein gewaltiger Fortschritt, sondern erhielte auch eine internationale politische Bedeutung, die gar nicht groß genug zu werten ist. Gerade die auswärtige Politik ist in der deutschen bürgerlichen Presse jämmerliches Reptilienelend. Nirgends eine unabhängige Meinung, und was sich als offiziöse Information aufspielt, ist in Wirklichkeit nur ein Kniff, die Wahrheit zu verhehlen. Wer sich über die deutsche auswärtige Politik unterrichten will, muß sich seine Kenntnisse aus der großen ausländischen Presse holen. Durch rasche Information, durch sachverständige Urteile in der internationalen Politik könnte die sozialdemokratische Presse Deutschlands zu einer unüberwindlichen politischen Macht werden.

Allerdings dürfte sich weder der sozialdemokratische

Digitized by Google

Redakteur noch der sozialdemokratische Korrespondent und Mitarbeiter von dem Leben der Allgemeinheit absperren und sich in seine engeren Aufgaben einspinnen. Er muß Beziehungen zu allen Institutionen des öffentlichen Lebens unterhalten, und die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Fähigkeit seiner journalistischen Auffassung werden ihm die Autorität verschaffen, daß er gar nicht Beziehungen zu suchen braucht, daß man sie vielmehr mit ihm sucht. Zeitungsblätter sollten nicht am Schreibtisch entstehen, sondern mitten heraus aus dem flutenden Leben gestaltet werden.

Wie wir die journalistisch-technischen Vorzüge der bürgerlichen Presse uns aneignen müssen, so sollten wir uns bewußt und schroff von ihrem geistigen Typ abheben. Hier und da scheint bei uns aber gerade die Neigung zu bestehen, nachzuahmen, was vom Übel ist. Die bürgerliche Geschäftspresse strebt immer mehr zum reinen, kurzgehackten Nachrichtenblatt. Der Sensation vom Tage wird möglichst viel Raum gewährt; man reckt und dehnt, um ja nur die Konkurrenz zu schlagen. (Am ekelhaftesten ist dieses Strecksystem in der Wiener Presse entwickelt.) Aller andere Stoff aber wird möglichst kurz und flach zusammengedrängt. Man hat da ganz bestimmte, zeilenmäßig begrenzte Tarife. Das Feuilleton darf immer nur höchstens 150 Zeilen haben, ob darin nun die schwierigsten Weltfragen erörtert werden oder über irgendeine Nichtigkeit geschwatzt wird. Die Theaterkritik über Novitäten wird streng auf 80 Zeilen abgezirkelt, die der Rezensent erreichen muß, wenn er über die ödeste Geschäftsware berichtet, die er nicht überschreiten darf, wenn er ein ewiges Meisterwerk würdigen soll. Die sozialdemokratische Presse sollte sich dieser blöden Mechanisierung verschließen und den Raum nach der Bedeutung des Stoffes, nach seiner Schwierigkeit und Wichtigkeit, ohne Schablone und

Digitized by Google

Zeilenmaß zur Verfügung stellen. Das Publikum der sozialdemokratischen Presse soll mit Recht den Anspruch erheben, die Zeit, die es der Zeitungslektüre widmet, zu seiner geistigen Bereicherung auszunutzen. Die Zeiten sind ja wohl vorüber, als Engels mit seinem Anti-Dühring eine Zeitung monatelang füllen durfte; aber es ist durchaus nicht verwerflich, wenn der Leser der sozialdemokratischen Presse gelegentlich eine Woche sich mit demselben Problem beschäftigt.

Der Unterhaltungteil unserer Presse wird von bürgerlichen Sozialethikern wegen seines Ernstes, seines künstlerischen und wissenschaftlichen Ehrgeizes gerühmt. Wer zu Proletariern redet, hat in der Tat die Pflicht, nur den Ertrag gewissenhafter Arbeit und erlesener geistiger Kraft zu produzieren. Die leichtherzige und darmflüssige Art, am Abend wieder zu lehren, was man am Morgen hastig gelernt hat, darf in unserer Presse keine Stätte finden. Schmock mag nach allen Richtungen schreiben, für die Sozialdemokratie ist er ungeeignet. Unser Feuilleton (im weitesten Sinne) aber sollte noch mehr wie bisher von dem Zufall der Stofflese befreit werden und auch mehr durchweg von der sozialistischen Weltanschauung durchdrungen sein. Von der Erziehung durch eine sozialistische, künstlerisch und wissenschaftlich vollendete Unterhaltungsbeilage dringt der Neuling am ehesten zum politischen Teil vor. Hierfür brauchen wir besonders auch darstellungsbegabte parteigenössische Fachschriftsteller. Wir sollten auch in der Akzentuierung der Interessen uns von dem bürgerlichen Vorbild befreien. Ich finde, daß man dem Theater eine allzu große Bedeutung beimißt, — die kapitalistischen Blätter bevorzugen das Theater, weil eben die Theater provozierend kapitalistische Unternehmungen sind —, während wir der wissenschaftlichen und künstlerischen Buchliteratur, in der die Kultur

Digitized by Google

unserer Zeit weit mehr lebt als in der Bühnenfabrikation, viel zu wenig Aufmerksamkeit widmen. Auch die mit lebendiger Anschaulichkeit und gründlicher Sachkenntnis geschriebene soziale Zustandsschilderung mangelt uns noch. Hierfür müßten wir junge, begabte, drängend unruhige Schriftsteller gewinnen, die wandern und reisen, die mit hellen Augen Leben sehen und mit knappem Wort es festzuhalten verstehen.

Die Befreiung der Zeitung von allem aktenhaften Rohstoff ist eine weitere wesentliche Aufgabe. Wir haben eine gründlich verkehrte Rangordnung in der Wertung der Kräfte, die an einer Zeitung mitarbeiten. Voran marschiert feierlich der politische Redakteur, und dann kommen nach und nach die Bearbeiter der anderen Ressorts. Den Redakteuren schließen sich die Mitarbeiter an, und ganz zuletzt folgt bescheiden der Berichterstatter. Ich halte umgekehrt den technisch leistungsfähigen, gebildeten, künstlerisch begabten Berichterstatter für die Seele der Zeitung. Er ist berufen, die Fülle des Lebens in der Zeitung auferstehen zu lassen. Wie wenig wird bis jetzt noch das Gericht ausgenutzt. Die Vorgänge in den Gerichtssälen der kleineren Orte stehen fast nirgends unter Kontrolle, und selbst bei Sensationsprozessen in den Großstädten vernehmen wir höchstens das Gestammel der Worte, anstatt daß wir den sozialen und juristischen Gehalt der kriminellen Vorgänge unmittelbar erfahren. Auch die parlamentarische Berichterstattung, die heute unseren Raum verschlingt, scheint mir sehr wenig glücklich, wie es auch barbarisch ist, Versammlungsvorträge in ein paar Fetzen in die Zeitung zu schleifen. Ich glaube, daß wir dahin kommen müßten, Stimmungsbild und stenographischen Bericht insofern zu verbinden, als wir im allgemeinen die Rede nur frei nachzeichnen, wichtige Stellen und Zwischenfälle dann aber auch mit aller stenographischen und photographischen Genauigkeit wiedergeben. Nur so wird die

Digitized by Google

lebendige Rede nicht ausgedörrt, sondern lebendig wiedergegeben.

Noch ein, allerdings fast unbegreiflicher Mangel der sozialdemokratischen Presse sei kurz erwähnt: daß sie zwar den Kapitalismus bekämpft in seinen Formeln, Tendenzen, sozialen Wirkungen, daß sie ihn aber nicht verfolgt in seinem realen inneren Getriebe. Unsere Parteipresse hat nur bescheidene Spuren eines Handelsteils. Und doch wäre gerade die unabhängige sozialistische Kritik der Erscheinungen des kapitalistischen Lebens der ungeheuerste Zuwachs an Einfluß und Ansehen unserer Zeitung. Und hier wäre Dezentralisation am Platze. Es sollte kein Parteiblatt geben, das nicht einen Redakteur oder Mitarbeiter hat, der alle finanziellen, industriellen, kaufmännischen, landwirtschaftlichen Unternehmungen des Verbreitungsbezirkes seiner sachkundigen Beobachtung unterstellt. Dieser Mitarbeiter des Blattes wäre dann auch zugleich der berufene Berater der Gewerkschaften in ihren Kämpfen gegen das Unternehmertum.

Ich habe keine Phantasien vorgetragen, sondern ganz nüchtern Möglichkeiten und Notwendigkeiten aufgezeigt, die verwirklicht werden müssen, wenn anders wir die Schranken in der bisherigen Entwicklung unserer Presse überschreiten wollen.

[April 1914.]

Digitized by Google

Dynastische Geschichtsauffassung.

Soll nicht irgend einmal in grauer Vorzeit ein deutscher Kaiser seinem Kanzler in die Hand geschworen haben, nicht mehr zu telegraphieren? Der römische Flüchtling des deutschen Kanzleramts hat dergleichen einmal behauptet. Aber es muß wohl nicht wahr sein. Denn es wird weiter telegraphiert, und von all den kaiserlichen Telegrammen, die unablässig fließen, scheint uns keines so irrig wie jenes, das er am 27. März 1911 nach Rom schickte:

> Die Kaiserin und ich sind glücklich, Dir vom gastlichen Boden Deines schönen Landes unsere aufrichtigsten und herzlichsten Wünsche auszudrücken, die wir mit ganz Deutschland für Dich und für die befreundete Nation zu der heutigen Feier des 50. Jahrestages hegen. Wir nehmen den lebhaftesten Anteil an der Erinnerungsfeier, die dem Werke Deines erlauchten Großvaters, des Schöpfers des Königreichs und der Einheit Italiens, gilt. Wir bitten Gott, daß er all seinen Segen auf Dich, Dein Haus und Deine Regierung ausbreite und daß er stets seine mächtige Hilfe leihe zum wachsenden Gedeihen und zum Ruhme Italiens. Unsere herzlichen Grüße der Königin.

Das Telegramm wird nicht gerade die Dreibundsliebe Italiens stärken; denn es macht aus der wirklichen italienischen Volksgeschichte eine preußische Familienhistorie, wie sie die unglücklichen deutschen Schüler auswendig lernen müssen. Zugegeben, daß das Telegramm schwierig war, da man an das Auskunftsmittel offenbar nicht gedacht hat, gleichzeitig ein Trost-

Digitized by Google

telegramm an den Leidtragenden des 27. März in den Vatikan zu senden. (Man hat doch einst sowohl den russischen Hochverräter und den japanischen Sieger gleichermaßen schwarz beadlert!) Indessen, die Stilschwierigkeit des Glückwunsches war noch kein Grund, das italienische Volk durch das Telegramm seiner ureigenen Nationalfeier für verlustig zu erklären und zugleich den beglückwünschten König um seinen höchsten Stolz zu bringen, daß er ein echter König der Revolution ist.

Aus welchen Quellen beziehen preußische Könige ihre geschichtlichen Kenntnisse? Der erlauchte Großvater Wilhelms II. hat vor fünfzig Jahren keineswegs dem erlauchten Großvater Humberts II. gehuldigt; und Preußen entschloß sich durchaus nicht so bald, das neue Königreich Italien anzuerkennen. Der alte Wilhelm wünschte als Prinzregent in der Krisis von 1859 die Herrschaft Österreichs in Italien durchaus unversehrt zu erhalten, das Vorgehen Viktor Emanuels war für ihn die leibhaftige Revolution, und er dachte im Grunde über die Art der italienischen Einigung so, wie der zentrümliche Verfasser eines unlängst in München erschienenen weltgeschichtlichen Bilderbuches: „Früher als Deutschland errang Italien seine Einheit, weil hier von jeher der allgemeine Drang stärker als die Stimme des Einzelrechts war, die Scheu des Gewissens geringer als die Stärke des Willens." (Der Mann sieht übrigens als die wichtigste Wirkung dieser gewissenlosen nationalen Einigung die dräuende Erscheinung an, daß es heute außer in Rußland nirgends so viele Anarchisten gebe wie in Italien!) Wenn schließlich Preußen doch die italienische Revolution gelten ließ und sie indirekt sogar förderte, so geschah es aus dem Interesse der hohenzollerischen Machtvergrößerung. Auch solche Begünstigungen des Umsturzes — im Ausland — gehören ja seit jeher zu den Gepflogenheiten preußischer Politik. Ein anderer

Digitized by Google

erlauchter Ahn Wilhelms II. hat sogar einst mit den Jakobinern seinen Frieden geschlossen, ihnen das linke Rheinufer überlassen und die gemeinsame Sache der europäischen Legitimität verraten, um Polen schlucken zu können. Aber wegen dieser preußischen Begünstigung der Revolution bleibt die italienische Einigung doch das Werk der Revolution, die Schöpfung eines umstürzenden Volkes, dessen Gesinnungsgenossen in Deutschland, die Märzgefallenen, noch heute, auf Befehl des Königs, kein Portal vor ihrer Ruhestätte haben dürfen.

Ein preußischer Geschichtsschreiber, der nach Bismarcks Äußerung zu den Geschichtstrübern gehörte und dem der alte Zyniker deshalb eine für die Trübung der geschichtlichen Vorgänge besonders geeignete Auswahl der geheimen preußischen Staatsakten unter die Nase schieben ließ, durfte — ohne dem allgemeinen Hohn zu verfallen — seine vielbändige Klitterung betiteln: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., so nach dem Beispiel: Die Erschaffung der Welt durch den lieben Gott. Kein italienischer Gelehrter würde sich erniedrigen, eine Geschichte zu schreiben: Die Begründung des Königreichs Italien durch Viktor Emanuel, obwohl dieser Mann, im Gegensatz zu Wilhelm I., der die deutsche Einigung nur gestört und verkümmert hat, wirkliche Verdienste um das nationale Werk erworben hat. Am wenigsten aber ist der Enkel Viktor Emanuels selbst, der unmittelbar vor der Nationalfeier einen Sozialisten zum Eintritt in sein Ministerium zu bewegen suchte, geneigt, die Einigung Italiens als seine Familienleistung aufzufassen.

Es hätte dies doch Wilhelm II. stutzig machen sollen, ob seine telegraphische Geschichtsauffassung richtig sei, daß nicht der Tag, da Viktor Emanuel zum König Italiens gewählt wurde, gefeiert wird, sondern der andere, da Rom in einem revolutionären, ein Jahrtausend der Weltgeschichte aufhebenden Akt als

Hauptstadt des neuen Nationalstaats beschlossen wurde. So hat denn auch der Empfänger des kaiserlichen Telegramms in seiner rein und feierlich klingenden Ansprache auf dem Kapitol mit keiner Silbe die Einigung Italiens als das Verdienst seines Hauses in Anspruch genommen, wie er denn an keiner Stelle den Namen Gottes im Munde führte, sondern nur eines alten heidnischen Kaisers gedachte. Vielmehr hat Humbert II. in Ehrfurcht sich vor dem revolutionären Volk gebeugt, vor der „titanischen Anstrengung der Nationalseele", die sich fähig zeigte, „das Los des erniedrigten Pöbels in das eines freien, auf seine Rechte eifersüchtigen Volkes umzuwandeln."

Wie von einem fremden Erdteil und aus einer fernen Vergangenheit dringen in diese Worte die Wünsche und Meinungen Wilhelms II. Die Worte Humberts sprechen die Sprache der demokratischen Zivilisation des westlichen Europa, das Telegramm Wilhelms II. wählt den Stil des östlichen Zarismus. In der Geschichte der Auflösung des Dreibunds wird einmal der kaiserliche Glückwunsch eine gewisse Bedeutung finden. Die europäische Demokratie schließt sich zusammen. Das herrschende Deutschland sucht sich dieser Entwicklung zu entziehen. Die Geschichtsauffassung Wilhelms II. ist ein Ausdruck dieser Strömung. Sie macht den deutschen Kaiser aber deshalb auch vielleicht geeignet, Leo X. Trost und Ermunterung zu telegraphieren, aber höchst ungeeignet, die Gefühle eines republikanischen Königs und eines die siegreiche Revolution feiernden Volkes zu verstehen und zu — gewinnen.

[März 1911.]

Digitized by Google

Aus der Panther-Zeit.

I.

Sus — die deutsche Existenzfrage.

Ein sich als Marokkokenner aufspielender Schriftsteller, Herr Albrecht Wirth, stellt den demnächstigen Untergang der deutschen Industrie in sichere Aussicht, falls Deutschland nicht Marokko erwürbe. Das „ganze Krämchen" — nämlich die deutsche Industrie — sei futsch, und Millionen Arbeiter lägen auf der Straße, wenn Deutschland keine Eisenerze mehr hätte. Die Vorräte an Eisenerzen sollen aber nur noch für dreißig Jahre reichen. Da können nur die ungeheuren Eisenschätze Marokkos retten, die nicht nur 60—100 Millionen Mark, wie bisher angenommen, sondern eine volle Milliarde betrügen.

Die Schätzung der marokkanischen Eisenvorräte ist zwar nicht aus den dortigen Eisenerzen selbst, sondern aus den Fingern des Schätzers geschürft. Aber wir wollen die Milliarde glauben. Was hülfe sie, um das ganze Krämchen und die Millionen deutscher Arbeiter vor dem Untergange zu bewahren!

Wenn dieser Weltwirtschaftspolitiker sich in die Statistik des deutschen Eisenverbrauches statt in die Geheimnisse von Marokko versenkt hätte, so würde er bemerkt haben, daß Deutschland schon heute nur die kleinere Hälfte des Eisenbedarfs im Inlande gewinnt, dagegen für 125 und mehr Millionen Mark alljährlich aus dem Auslande einführt.

Die Rechnung ist demnach klar, die ebenso imponierende wie aus der Phantasie bezogene marokkanische Eisenmilliarde wäre weniger als nichts. Selbst unter

der Annahme, daß der ganze Vorrat vorhanden wäre, daß er gefördert werden könnte und bis auf den letzten Rest, dank der Erwerbung Marokkos, nach Deutschland käme, so würde ja auch dieser marokkanische Zuschuß in weniger als einem Jahrzehnt, und unter der Voraussetzung, daß die deutschen Eisenvorräte erschöpft wären, in weniger als einem Jahrfünft verbraucht sein.

Der Bankerott des Krämchens würde mithin durch Marokko im günstigsten und märchenhaftesten Falle, wenn man nämlich alle Behauptungen der Marokkowippchen für bare Münze nähme, nur um ein paar Jahre hinausgeschoben werden.

Es scheint uns unter diesen Umständen denn doch das Risiko eines Weltkrieges in keinem Verhältnis zu der möglicherweise zu erzielenden winzigen Fristverlängerung für die deutsche Industrie zu stehen. Dann leben wir lieber im Frieden, und wenn nach dreißig Jahren das Krämchen der deutschen Industrie aus Mangel an Eisenerzen zu Ende sein sollte, dann wird Herr Albrecht Wirth auf alle Fälle bereit sein, aus seinen Fingern den weiter notwendigen Bedarf an Eisenerzen zur Verfügung zu stellen, sogar in Deutschland, wenn er sich nur einige Mühe gibt.

[30. Juli 1911.]

II.

Innere und äußere Kolonisation.

In einer kleinen politischen Satire nahm ich kürzlich die „diplomatische Verständigung“ in der Marokkofrage vorweg; ich empfahl die Formel: „wirtschaftliche Aufteilung Marokkos“, Südmarokko als deutsches Interessengebiet. Das sei, meinte ich, das günstigste diplomatische Kompromiß, weil es der Quell unendlicher neuer gefährlicher Verwickelungen werden müßte.

Digitized by Google

Fast scheint es, als ob die Satire Wahrheit werden wollte. Aus Furcht vor der goldströmenden Agitation der Gebrüder Mannesmann besteht Deutschland auf der Überweisung des „souverän“ bleibenden Südens Marokkos als eines wirtschaftlichen Ausbeutungsgebiets für deutsche Kapitalisten. Für die Anerkennung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung Deutschlands in Marokko tritt selbstverständlich auch die Sozialdemokratie ein. Ebenso könnte an sich Frankreich, wenn es Bosheitspolitik treiben wollte, nichts lieber sein, als wenn es Deutschland versuchen ließe, den marokkanischen Alpenvölkern, diesem „unzähmbarsten Volk“ der Erde, die vermuteten (niemals bewiesenen) Erzschätze zu rauben; es wäre ein furchtbares Verbluten deutscher Kraft. Wenn gleichwohl Frankreich und England dieser deutschen Forderung Widerstand leisten, so nur deshalb, weil eine solche wirtschaftliche Aufteilung nur ein lächerliches Vorspiel einer wirklichen Eroberung des Landes wäre. Wenn heute irgendein Agent eines beutelustigen deutschen Kapitalisten im Sustal lungert und dabei zu Schaden kommt, weil die Eingeborenen den Eindringling zu ihrem Glück nicht für notwendig halten, so hat Deutschland heute gerade auf Grund der internationalen Verträge nicht nur keine Pflicht, sondern gar kein Recht, für das Opfer seiner Spekulation einzutreten. Das Sus-Gebiet ist vertragsmäßig für Fremde gesperrtes Land, und wenn diese trotzdem sich hineinwagen, so müssen sie das auf ihre eigene Rechnung und Gefahr tun, und die deutsche Großmacht wäre ebensowenig genötigt, sich hinter einen solchen Abenteurer zu stellen, wie sie „aus nationaler Ehre“ verpflichtet wäre, ihre Flotte nach dem Nordpol gegen die Eisbären zu senden, die einen deutschen Reisenden gefressen.

Anders aber liegt die Sache, wenn sich Deutschland mit Frankreich vertragsmäßig verständigt, daß der Süden Marokkos deutscher Ausbeutung vorbehalten

bleibt. Wenn auf Grund dieser Abmachung dann deutsche Freibeuter in das Sustal eindringen, dann trifft in kurzer Zeit der Fall tatsächlich ein, den Deutschland bei der Pantherfahrt nur plump vorgetäuscht hat: Diese Deutschen riefen nach Schutz gegen die aufrührerische Bevölkerung. Sicher werden bald ein paar Deutsche von den berberischen Kunstschützen niedergeknallt, die keinerlei Verständnis für die Aufgaben der kapitalistischen Sendboten Europas haben. Und der Rachezug ist fertig. Ein Kriegsgeschwader schwimmt nach Agadir oder auch Mogador. Deutsche Soldaten werden gelandet. Das Gebiet wird von und für Deutschland militärisch besetzt. Damit ist nicht nur ein trotz ungeheurer Opfer aussichtsloses Unternehmen auf das deutsche Volk geladen, sondern die Gefahr eines kriegerisch-weltpolitischen Zusammenstoßes mit den europäischen Westmächten in unmittelbare Nähe gerückt.

Darum müssen auch die deutschen Sozialdemokraten sich gegen die wirtschaftliche Aufteilung wenden, die nur ein vorläufiger Humbug ist, und allein für die im Vertrag von Algeciras zugesicherte wirtschaftliche Gleichberechtigung eintreten. Darum aber müssen auch die europäischen Mächte, die den Marokko-Konflikt lösen, nicht verschärfen wollen, diesen deutschen Vorschlag ablehnen, der kein Ausgleich, sondern eine Täuschung, keine Erledigung alter, sondern ein Anfang neuer Händel ist.

Das deutsche Volk hat nicht das mindeste Interesse, sich mit den Bezugs- und Profitsorgen von ein paar deutschen Kapitalisten solidarisch zu erklären. Zudem ist es mehr als fraglich, ob auch nur diese Spekulanten auf ihre Rechnung kommen würden, wenn selbst das ganze Volk für sie zu bluten bereit wäre.

Freilich sagt man uns nicht, wir sollen unsere Söhne auf dem goldenen Altar der Gebrüder Mannesmann opfern, sondern man malt uns ungeheure Kultur-

Digitized by Google

aufgaben vor, die geradeswegs aus dem windigen Gehirn des seligen Barons Münchhausen stammen. In einer alldeutschen Broschüre wurde es für die dringlichste Aufgabe des deutschen Volkes erklärt, die Sus-Wüste zu bewässern; denn wenn auch der Sus zumeist unterirdisch flösse, so sei doch nichts leichter, als das Wasser emporzupumpen. Ein anderer Alldeutscher, der kürzlich Sachsen unsicher gemacht hat, empfahl in einem von ihm verfaßten hirnverbrannten Wisch aus einem anderen Grunde die Besiedelung Marokkos: weil dort die Menschen sich wie die Blattläuse vermehren. Der hochselige Massinissa habe es in Nordafrika fertig gebracht, mit 94 Jahren noch einen echten Sohn zu zeugen; Mulay Ismail, habe 1200 Kinder gehabt. Die Geschichte vom Greisensäugling des Massinissa ist zwar 2100 Jahre und mehr alt; immerhin, wes Lebensideal ist, noch mit 94 Jahren einen echten Sohn zu zeugen, der mag ruhig ins Sustal pilgern, aber einen Krieg brauchen wir doch wegen dieser Lendensehnsucht nicht gerade zu führen; eine fröhliche Berberin wird schon aus Neugier bereit sein, in friedlicher Verständigung sich für ein solch alldeutsches Experiment herzugeben. Die 1200 Kinder des Mulay Ismail würden uns erst dann imponieren, wenn behauptet würde, daß sie von Einer Mutter stammen; denn daß ein Vater so fruchtbar sein kann, das lehrt uns nicht erst Marokko, so etwas ist auch auf sächsischen Thronen schon vorgekommen.

Bis zu solchen Narrenspossen sinken unsere Kolonisationswüteriche. Je weniger es wirklich zu kolonisieren gibt, um so toller delirieren die bezahlten und unzurechnungsfähigen Agenten kapitalistischer Erzsucher, die — auf Kosten des deutschen Volkes — Erz billiger holen wollen, als sie es aus Deutschland, Schweden oder Spanien bisher beziehen. (Übrigens verlangt man doch auch nicht die Eroberung Schwedens und Spaniens, obwohl die deutsche Eisenindustrie

Digitized by Google

auf deren Erzgruben angewiesen ist!) In Südmarokko aber ist überhaupt nichts zu holen, außer etwa berberische Flintenschüsse. Eines der am gierigsten nach Südmarokko lechzenden Blätter, das Organ der bayerischen Regierung, die „Augsburger Abendzeitung", mußte sich kürzlich dazu verstehen, sich von einem Sachkenner über das „Märchen vom Sus" belehren zu lassen. Der Gelehrte höhnte über den Schrei nach Marokko, der von den „Bramarbassen und Bratenbarden" täglich ausgestoßen werde. Es sei schleierhaft, wo in den Wüsten Marokkos das Heidengeld stecken solle. Die Kaufkraft der Eingeborenen sei lächerlich gering; unsere Kaufleute müßten allenfalls für ihre Waren Wüstensand in Zahlung nehmen. Der Erzreichtum sei ganz und gar problematisch. Bisher beziehe man in Südmarokko das nötige Erz — aus dem Auslande:

„Aber selbst den Erzreichtum des Hinterlandes von Agadir als Tatsache angenommen, vermöchte dies uns besonders zu locken? Wohl kaum!

Die Franzosen haben für ihren Blumenkohl, den sie in Zukunft in Nordmarokko bauen werden, natürlich nur wenig die räuberischen Gelüste der Berber zu fürchten; Blumenkohl ist nun einmal kein Tauschobjekt für Halbwilde. Mit Erzen ist dies aber eine andere Sache. Jeder Kenner Marokkos versichert, daß Erztransporte im Sustale alle dreihunderttausend Berberkrieger zum „heiligen Krieg" gegen die Eindringlinge anlocken würden. Am besten wissen dies natürlich aber die Herren Mannesmann, denen es recht gelegen käme, wenn sie unter der Obhut des Reiches ihre jetzt sehr problematischen Schürfrechte ausüben dürften. Doch für das Reich wäre dies ein teurer Spaß; denn durch eine ständige „Schutzwache" von mindestens 20000 Mann würden sich die fanatischen Atlasstämme wohl kaum dauernd zurückhalten lassen."

Diese Darlegungen in dem sonst marokkofanatischen

Digitized by Google

bayerischen Regierungsblatt genügen allein, um die ganze Gefahr der „wirtschaftlichen" Aufteilung erkennen zu lassen. Es gibt nur eine für das deutsche Volk gedeihliche Losung: Weg vom Sus!

Alle Kolonialpolitik ist günstigstenfalls ein Bereicherungswerkzeug für einige Kapitalisten und Abenteurer. Die bisherigen deutschen Kolonien haben uns im letzten Jahrzehnt 500 Millionen mehr gekostet als eingebracht. Damit einige Kolonialspekulanten verdienen, wurde der Hunger der Massen furchtbar besteuert, wurde die innere Kolonisation in Deutschland gelähmt.

Man rät uns, ferne Wüsten aus unterirdischen Flüssen zu bewässern und um dieses Zieles willen einen Weltkrieg zu wagen. Derweilen gehört Deutschland selbst noch zu den dürftig kolonisierten Ländern. Jeder Wolkenbruch schafft ungeheure Verheerungen, weil unser Wasserverteilungssystem noch in den Anfängen steht. Jeder regenlose Sommermonat verbrennt die Felder, weil die Bewässerung noch nicht durchgeführt ist. Wir könnten für ungezählte Menschen fruchtbaren Ackerboden dem Wattenmeere abgewinnen; dazu haben wir kein Geld! Wir haben in Deutschland 500 Quadratmeilen Moor, deren Kultur erst zum kleinen Teile durchgeführt ist. Wie traurig und armselig steht es um die deutsche Obstbaumzucht! Welche gewaltigen Flächen liegen brach und öde! Deutschland hat bei einer Bodenfläche von 54 Millionen Hektar 6,2 Millionen Brache und Ödland; Frankreich bei der gleichen landwirtschaftlichen Fläche nur 3,8 Millionen. Die weltpolitischen Milliarden für Deutschland selbst aufgewandt, und unser Vaterland könnte ein blühender Garten werden.

So sind unsere Alldeutschen in Wahrheit nicht die Mehrer, sondern die Zerstörer deutschen Volkstums. Damit einige Kolonialräuber die Welt für ihre schmutzigen Privatinteressen abgrasen können, wird deutsche

Arbeit sinnlos vergeudet. Indem die internationale Sozialdemokratie aber diese „Weltpolitik" bekämpft, treibt sie echte Heimatpolitik.

[4. September 1911.]

III.

Frankreichs Friedensbürgschaft.

Am Ausgang der Marokkokrisis veröffentlicht Camille Pelletan im Matin Betrachtungen, die in Deutschland gehört und beherzigt zu werden verdienen. Um so mehr, als die deutsche Presse ihr skandalöses Sommertreiben eben damit beschließt, daß sie nach der Franzosenhetze jetzt Frankreich gegen England auszuspielen sucht, und die übereinstimmenden, der Auslassung Pelletans durchaus verwandten Urteile der englischen Zeitungen und Revuen als boshafte und gehässige, lediglich englische Verleumdungen denunziert.

Lange Zeit hindurch, schreibt Pelletan, hatte der deutsche Kaiser die Gewohnheit geübt, in recht nahen Zwischenräumen irgendein Drohwort auszusprechen, dessen Explosion die Welt alarmierte. Man hörte hin; unterrichtete sich; die Journale der ganzen Welt waren voll von Erläuterungen über die Redewendung, oder von mehr oder minder richtigen Informationen über ihre möglichen Folgen. Dann legten sich die Beängstigungen des ersten Augenblicks, und Europa wurde wieder ruhig.

Auch in Deutschland war man über diese lärmenden Überraschungen wenig erfreut, und die öffentliche Meinung wünschte, daß der Kaiser auf solche Kundgebungen verzichte. Jetzt sei es nicht mehr der Kaiser, sondern sein Kanzler, der durch solche heftige Tamtam-Schläge die Welt störe. „Diesmal war der Lärm ernster, länger; er scheint jetzt fast vorüber; aber er hat lange genug gedauert, und was noch ärgerlicher,

Digitized by Google

er droht zukünftig sich zu erneuern." Beunruhigt fragt Pelletan, wie lange die jetzige Verständigung dauern werde. Man verspricht uns, fährt Pelletan fort (der übrigens ein Gegner der Expansionspolitik ist), die Vorherrschaft in Marokko. Ich fürchte ein wenig dies gefährliche Geschenk, wenn wir's haben werden, wird unsere Grenze nicht weniger offen sein; das kaiserliche Militärreich, das unser furchtbarer Nachbar ist, wird nicht weniger bewaffnet sein; und seine Regierung wird wahrscheinlich nicht auf die Tamtam-Schläge verzichtet haben. Nach Erwerbung eines Teiles des Kongo wird man nur um so mehr Lust haben, wieder anzufangen. In den wirtschaftlichen Zugeständnissen in Marokko, d. h. in den Konzessionen an einflußreiche Kapitalisten, wird Deutschland so viel Vorwände zur Klage und zum Konflikt finden, wie es wünscht.

Pelletan ist nichts weniger als ein Chauvinist. Aber er stellt doch fest, daß Frankreich in den letzten gefährlichen Monaten durchaus kaltes Blut bewahrt hat. Es ließ sich weder nationalistisch erhitzen, noch durch die Schrecken und Verwüstungen eines möglichen Krieges in Angst jagen. Selbst die Geschäftswelt blieb völlig ruhig. Das Kapital, das furchtsamste Ding der Welt, hat nicht das leiseste Symptom einer Panik gezeigt. Aber in Deutschland wurden Sparkassen gestürmt, aus den Banken die Gelder zurückgezogen, eine wirtschaftliche Deroute hervorgerufen. Und Pelletan weist sehr zutreffend auf die Ursachen dieses Unterschiedes hin:

„Es scheint mir schwer, unseren republikanischen Einrichtungen ihr Verdienst an dieser verschiedenen Lage zu verweigern. Frankreich weiß sich Herr über sein Geschick; es braucht nicht zu fürchten, daß eine Regierung, die es in seiner Hand hält, es in das Ungefähr eines Krieges stürzen könnte, gegen seinen Willen.

Frankreich wäre wahrscheinlich weniger ruhig gewesen, wenn es noch einen Kaiser gehabt hätte, wie den, der unsere Heere nach Sedan geführt hat. Und man begreift, daß Deutschland nicht eben so viel Vertrauen gehabt hat, weil es nicht dieselben verfassungsmäßigen Garantien hat. Auf jeden Fall bezahlt Deutschland heute auf dem finanziellen und wirtschaftlichen Gebiete die Kosten der Krisis, die seine Regierung geschaffen hat. Ein solches Ergebnis ist ohne Zweifel nicht geeignet, Deutschland die Politik der Tamtam-Schläge lieben zu lassen."

[5. Oktober 1911.]

IV.

Was nun?

Bis in die Reihen der Nationalliberalen hinein ist jetzt zugegeben worden, daß die Entsendung des „Panthers" nach Agadir ein Fehler gewesen ist. Das ist ein gefährlich verspätetes Zugeständnis, das erst unter dem Gefühle sich hervorwagte, daß die lärmende Aktion zu Anfang in keinem Verhältnis zu dem dürftigen Ertrag am Ausgange stehe. Aber erinnern wir uns: In jenen ersten Julitagen, da Europa bewußtlos am Abgrund des furchtbarsten aller Weltkriege taumelte, jauchzte die gesamte bürgerliche Presse, ohne Ausnahme, nur in verschiedenen Abtönungen, über die befreiende Tat des Herrn v. Kiderlen. Für eine befreiende Tat konnte das Geschehnis doch nur deshalb angesehen werden, weil man von ihr den Anfang weltpolitischer Besitzergreifungen erwartete. In jenen Tagen hatte alles tripolitanische Stimmungen, und alles Preßgesinde erklärte heldenmütig, daß das deutsche Volk zu den äußersten Konsequenzen entschlossen sei. Die Sozialdemokratie war in jenen Sommertagen mit ihren Protesten, ihren Warnungen, ihren Hinweisen auf die drohenden Katastrophen völlig einsam.

Digitized by Google

All die deutschen „geheimen“ Aufklärungen haben bisher keine Aufklärung über Grund und Absicht des Unternehmens gegeben. Herr v. Kiderlen hat immer wieder behauptet, niemals sei an eine Besitzergreifung in Marokko gedacht worden. Er hat jene unerhörte Aktion nur als so etwas wie einen ein wenig energischeren offiziösen Zeitungsartikel erklären wollen. Das ist natürlich eine so kindische Begründung, daß sie kein ernsthafter Mensch glaubt. Dennoch hat Herr v. Kiderlen wirklich vielleicht nicht mehr gewollt als eine schöne Geste. Die einzige Erklärung ist immer noch, daß sich die Berliner Regierung durch die falschen Berichte des unfähigen deutschen Botschafters in London, Wolff-Metternich, hat in den Wahn locken lassen, England sei unzufrieden mit der französischen Marokkopolitik und würde ein hemmendes Eingreifen Deutschlands nicht ungern sehen.

Indessen, es hat keinen Zweck mehr, über die fatalen Ursachen beispielloser Fehler zu grübeln. Das Unheil ist geschehen, es kann durch gar nichts mehr in seinen Wirkungen abgeschwächt werden.

Mag man jetzt Verträge schließen, Friedensreden halten und sich in Beteuerungen internationaler Loyalität überbieten, der „Panthersprung“ wird niemals mehr vergessen und er wird überall in der Welt als ein erster, mißglückter Versuch aufgefaßt, die deutsche Weltherrschaft zu beginnen.

Wir debattieren nicht über das Recht, daß auch Deutschland sich eine Weltherrschaft gründe. Recht oder Unrecht — so viel ist sicher, daß unter den heutigen geschichtlichen Bedingungen eine solche Politik nicht durchgesetzt werden kann, ohne daß die Völker Europas in einen Krieg gestürzt werden, der einen Weltuntergang bedeutet. Deshalb ist jede imperialistische Politik für die Sozialdemokratie undiskutabel.

Das internationale Proletariat aber hat Eile, einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der Völker

geltend zu machen. Die Katastrophe lauert an der Schwelle. Die Gefahr ist größer denn je. Die Sozialdemokratie allein ist der Friede.

Der neue Reichstag wird sich bald nach seinem Zusammentritt mit einer neuen Flottenvorlage zu beschäftigen haben. Eine Flottenvorlage aber bedeutet mehr als eine neue schwere Belastung der Volksmassen. Eine neue deutsche Flottenvorlage wirkt als ein neuer, stärkerer Panthersprung, als eine abermalige Bekräftigung der internationalen Überzeugung, daß Deutschland sich heute noch nicht stark genug fühlt, den Kampf um die Weltherrschaft mit England zu beginnen, daß es aber morgen, übermorgen losschlagen wird. Diese allgemeine, und immer wieder durch die deutsche Politik genährte Überzeugung ist die furchtbare Gefahr, unter der wir leben. Denn dadurch muß bei den anderen Mächten der politische Gedanke die unheimliche Gewalt einer nie rastenden Zwangsvorstellung gewinnen, ob man so lange warten soll, bis die deutsche Rüstung vollendet ist, ob man nicht zuvorkommen kann.

Über diese Gefahr dürfen wir uns keinen Augenblick täuschen und beruhigen.

Ein französischer Offizier und Militärschriftsteller, Pierre Felix, veröffentlicht soeben in Paris eine Schrift, die für jene verruchten, aber nun einmal vorhandenen Stimmungen eine aufklärende Urkunde ist. Unter dem Titel: „Et maintenant?“ — „Und nun?“ — veröffentlicht er Betrachtungen über die durch den französisch-deutschen Vertrag geschaffene Lage und er setzt bereits auf das Titelblatt die drohende Losung und Lösung: „Le Désarmement ou la guerre“ — Abrüstung oder Krieg.

Es hilft nicht, daß man den Verfasser als einen Nationalisten (klerikaler Färbung) abtut (der Sozialismus wird von ihm wie eine einfältige Utopie behandelt) — die Gedanken, die er entwickelt, haben ihre

Digitized by Google

Logik, und was er schreibt, ist trotzdem herrschende Meinung.

Pierre Felix geht von der Vorstellung aus, daß Deutschland die Weltherrschaft erstrebt: „Was Deutschland noch zügelt, ist die englische Flotte . . ., aber in zehn Jahren wird sich die deutsche mit der englischen Flotte messen können." Dann ist Deutschland eine schlechthin unüberwindliche Macht. Also darf man nicht warten, also muß man heute handeln. Es gibt nur noch zwei Möglichkeiten: die gleichzeitige, allgemeine und vollständige Abrüstung oder den Weltkrieg mit all seinen unermeßlichen und unausdenkbaren Folgen. Man muß Deutschland zur Abrüstung zwingen, mit allen Mitteln politischen, wirtschaftlichen, militärischen Zwanges. Die Abrüstung aller Mächte muß vollständig sein. Zur Aufrechterhaltung der europäischen Sicherheit gegen plötzliche Störungen soll nur noch eine Art internationaler Gendarmerie gestattet sein: höchstens 100000 Berufssoldaten und vier Kreuzer, Macht genug, um Friedensstörungen abzuwehren, nicht stark genug, um zu erobern. Weigert sich Deutschland, sich dieser Abrüstung anzuschließen, so muß sofort die Entscheidung durch einen Krieg herbeigeführt werden, in dem Deutschland unterliegen muß, da es England, Frankreich und Rußland gegen sich, nur Österreich für sich haben würde. England soll alsbald diese Entscheidung herbeiführen: Abrüstung oder Krieg! . . .

Weltfriedlich-blutrünstige Hirngespinste! Gewiß! Wenn sie nur nicht zugleich bis zum Ende durchdachte tatsächliche Erscheinungen wären! Zum Glück hat die Beweisführung dieser (im doppelten Sinne!) Gewaltabrüstung doch eine Lücke; und der Verfasser fühlt sie. Darum schaltet er das Proletariat, die Sozialdemokratie, aus seiner Berechnung aus, wenn er auch Bebels Jenaer Kriegsschilderung ausdrücklich bekräftigt. Er will die proletarische Weltmacht

nicht sehen, weil seinem reaktionären Kopf vor ihr graut.

Zum Heil der Welt ist diese Macht dennoch vorhanden. Pierre Felix hätte recht, wenn das Proletariat nicht vorhanden wäre. Gewinnt bei den nächsten Wahlen die deutsche Sozialdemokratie entscheidenden Einfluß auf die deutsche Politik, so wird sie ebenso sehr für die Entfaltung aller nationalen Kulturkraft im friedlichen Wettbewerb sorgen, wie sie — durch ihre unbezweifelbare Friedensentschlossenheit — das Weltmißtrauen gegen die finsteren Pläne des deutschen Imperialismus beseitigen wird, nicht zum wenigsten dadurch, daß sie durch Sicherung der Volksrechte und durch ein Budget von Besitzsteuern den Friedenswillen des Proletariats betätigen, den Rüstungswahn der Herrschenden beugen wird.

* * *

Anmerkung 1918. Das ward am 28. November 1911 veröffentlicht. Die „nächsten Wahlen" ließ man noch zu; es kamen 110 Sozialdemokraten. Auf 200 Sozialdemokraten aber wollte man nicht mehr warten. Man wußte noch nicht, daß man auch mit 200 Sozialdemokraten im Reichsparlament ohne innere Schwierigkeiten einen Weltkrieg führen könnte.

Digitized by Google

Die hohen Stühle.

Wenn das aussterbende Geschlecht der Kunstreiter, die unter freiem Himmel ihre Wunder spielen lassen, einem hohen Adel und verehrlichen Publikum ihr Naturtheater hinstellen, dann pflegen sie wohl die bedeutsamen Rang- und Preisunterschiede ihres Publikums dadurch zu kennzeichnen, daß sie über die hölzernen Wirtshausstühle der ersten Reihen bunte Zeugfetzen breiten, also daß jedermann die adelige Besessenheit dieser Sitzwerkzeuge auf den ersten Blick zu erkennen vermag.

Dieses Klassenverständnis der Freilichtzirkus-Direktoren bildet auch das Prinzip eines deutschen Parlaments. In einem intimen Ballräumchen der Prannerstraße zu München veranstalten sie von Zeit zu Zeit — nicht allzu oft — Festspiele der Gesetzgebung, deren dekorative Stimmung durch die sorgsame Abtönung der Sitzgelegenheiten bewirkt wird. Es geht ein altes naturwissenschaftliches Gerücht, daß die Vornehmheit der Lebewesen an der Farbe jener Körperteile zu erkennen ist, die zur Erzeugnis der notwendigsten Beihilfen für die Landwirtschaft Tür und Tor öffnen. In der Tat, wer jemals den Südpol eines Pavians nachdenklich betrachtet hat, der wird geneigt sein, am farbigen Glanz der gescheitelten Unterwangen den Grad edler Abstammung zu ermessen.

Aber die vornehmen Figuren in dem Parlamentlein der Prannerstraße sind viel zu bescheiden, als daß sie diese fleischlich-farbigen Urkunden ihrer gesetzgeberischen Vollmacht vor der gemeinen Welt zur Schau stellen. Vielmehr haben der Schreiner und der Tapezierer den unsichtbaren Adel des Gesäßes in das Ge-

stühl hineingedichtet, auf dem die natürlichen Zeugnisse erhabener Würde zu ruhen pflegen.

Der Zuschauer, den der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in die besagten Festspiele gelockt hat, sieht von seiner engen Galerie auf eine sinnverwirrende Ausstellung von Stühlen herab. Da sind breite, dunkelblaue Samtlehnstühle mit hellroten Lederkissen, weißlackiertem Holzwerk und goldenen Krönchen über der Lehne. Eine Ansiedelung dunkelroter Polstersessel in reichgeschnitzten Goldrahmen deutet vielleicht auf noch vornehmere Hintergründe des bayerischen Verfassungslebens. Die bordeauxroten Samtlehnstühle mit braunem Holzwerk weisen offenbar schon auf zweifelhafte Färbung ihrer Inhaber, und die schmalen, harten, blaubezogenen Stühle ohne Seitenlehne endlich veranschaulichen die unzweifelhaft mindere Güte ihrer hier eben nur geduldeten Besitzer; diese letzteren Stühle sind in der Tat nur als Stehplätze für das gemeine Volk gedacht; da die einzelnen Mitglieder des gemeinen Volks (der Minister nämlich) das lange Stehen nicht vertragen können, schob man ihnen huldvoll das kümmerliche Holz unter das Fleisch ihrer unedlen Abstammung.

Jetzt ahnt der Leser, daß wir uns im bayerischen Reichsrat befinden, in dem die Stühle schon die Klassenunterschiede der Mitglieder verdeutlichen.

Das ist das hohe Haus, in das man nicht durch den Wahlzettel, sondern durch die — Hebeamme hineingerät. Hier ist man nicht, weil man durch das Vertrauen des Volks geschickt wurde, sondern in der großen Mehrzahl lediglich deshalb, weil man sich auch nach Beaumarchais noch immer die Mühe gegeben und das Verdienst erworben, geboren worden zu sein. Nun sind zwar die Menschen in der Regel geboren, aber deshalb sind sie doch nicht sämtlich Reichsräte der Krone Bayerns. Vielmehr muß man auf besondere Art geboren sein. Die Ahnen dieser Herren sind nicht, wie

Digitized by Google

unsere Vorfahren (nach Darwins Behauptung) auf gewöhnlichen Bäumen herumgeklettert, sondern sie haben auf merkwürdigen Stammbäumen genistet. Daher sitzen sie jetzt im bayerischen Reichsrat. Daß sie aus edlem Blut geboren sind, ist der Befähigungsnachweis für ihre gesetzgeberische Wirksamkeit. Nun ist es eine gewisse, auf populäre Vorurteile allzu ängstlich Rücksicht nehmende Inkonsequenz, daß man durchaus auf lebendiger Geburt besteht. Warum? Wenn es einmal auf das alte edle Geschlecht, auf Ahnen, Blut, Rasse ankommt, warum muß dieser Gesetzgeber durchaus erst nach neun oder mindestens nach sieben Monaten atmend zur Welt gekommen sein? Ist sein Recht nicht das gleiche, auch wenn er ungeduldig schon nach fünf Monaten ins Licht gefallen ist? Wie, wenn nun aus diesem Grunde eine uralte Familie ihre Reichsratsfähigkeit verliert? Weil der einzige Sproß nach den plumpen Vorurteilen der Masse vorzeitig und tot geboren ist! Es ist nicht einzusehen, warum man das edle Geschöpf nicht in einer feingeschliffenen Kristallvase in köstlichem tausendjährigem Weinspiritus verwahrt und so jedesmal durch das Familienautomobil auf den erbeigentümlichen Reichsratssessel bringt. Auch dieser Embryo stammt ja ab und ist damit zur bayerischen Gesetzgebung legitimiert. Könnte sonst nicht die Gefahr sich ereignen, daß unsere erhabenste parlamentarische Schöpfung ausstirbt?

Man sage nicht, daß der Reichsrat Standesdünkel zeigt. Er verlangt zwar „Abstammung", aber er duldet auch Produkte niederen Schoßes, sogar Minister in seiner Mitte, natürlich nach Art und Stuhl geschieden.

Wer sitzt im Reichsrat?

Zunächst 18 Wittelsbacher, Prinzen und Herzöge. Man präge sich die Namen ein: Ludwig, Rupprecht, Karl, Franz, Leopold, Georg, Konrad, Heinrich, Ludwig Ferdinand, Ferdinand Maria, Adalbert, Alfons,

Karl, Ludwig Wilhelm, Franz Joseph, Siegfried, Christoph und abermals Ludwig.

Dann kommen 51 erbliche Reichsräte, denen drei Vertreter der katholischen und einer der protestantischen Kirche hinzugesellt sind. Um diese 55 Edlen vom Stuhl aber mit Namen und Stand aufzurufen, bedarf man nach einer genauen Zählung sechshundertneunzig — und was für — Worte. Man erkennt also schon am bloßen Namensaufruf, um wieviel bedeutender diese hohen Herrn sind als die Gewählten der zweiten Kammer, die nur „Joseph Filser, Ökonom" heißen. Hier aber nennt man sie: „Seine Durchlaucht Fürst Albrecht zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg, k. Kronobersthofmeister". Oder: „Seine Durchlaucht Fürst Bertram von Quadt zu Wykradt und Isny, Standesherr, Oberst à l. s. der Armee". Oder: „Seine Durchlaucht Fürst Karl zu Oettingen-Oettingen und Oettingen Wallerstein, Graf zu Oettingen-Baldern und Herr von Sötern, Standesherr".

Die „Erblichen" selbst zerfallen in verschiedene Gruppen: die „Kronbeamten des Reichs", die Häupter der ehemals regierenden Familien — die französische Revolution und Napoleon haben diesen Regierungen ein Ende bereitet! — und die Herrschaften, die vormals in Bayern keine reichsständischen Besitzungen gehabt haben.

Den „Pöbel" der erlauchten Versammlung bilden neben dem Gesinde in den Ministerien etliche Personen, die nicht geboren, sondern nur berufen sind. Es gibt 17 solcher zu lebenslänglichem Reichsrat Verurteilten, und es befindet sich kein Spenglermeister darunter, wie neuerdings im preußischen Herrenhaus, sondern diese Lebenslänglichen sind vielmehr Großgrundbesitzer, Generäle, ehemalige Minister, hochbeamtete Juristen, Kommerzienräte, und sogar zwei Professoren und ein Künstler. Man sieht, unter den Geborenen kommt Kunst und Wissenschaft noch

Digitized by Google

weniger zur Geltung als in irgendeinem „Pöbelparlament“: unter 88 drei Vertreter von Kunst und Wissenschaft!

* * *

Welches Recht aber hat diese ewigen und erblichen Gesetzgeber gezeugt? Eigenes Verdienst kann man allenfalls, wenn man sehr gutmütig und vertrauensvoll ist, bei den 17 Lebenslänglichen voraussetzen. Aber die anderen, die erdrückende Mehrheit? Es ist nicht ganz leicht, verständlich zu machen, warum diese Geborenen — kraft einer verwesten Vergangenheit — so viel gesetzgeberische Macht haben, wie das ganze lebendige Volk der Gegenwart in den Männern seines Vertrauens.

Es ist einmal das alte, vornehme, bayerische Blut. Sodann liegt ihre Berechtigung in dem ererbten Besitz und den Verdiensten der ungezählten Ahnen.

Alle Menschen haben ungefähr gleich viel Ahnen. Nur kennen wir gewöhnlichen Sterblichen glücklicherweise unsere Ahnen nicht; glücklicherweise, denn je weniger man von seinen Vorfahren weiß, desto weniger braucht man sich erblich belastet zu fühlen. Die besondere märchenhafte Vornehmheit des Blutes besteht also darin, daß man möglichst viele Ahnen kennt oder zu kennen — glaubt. Wenn man ganz vornehm ist, kann man den Stammbaum lückenlos bis zur Sintflut nachweisen. In dieser Lage sind aber keine bayerischen Reichsräte und wohl nur die französischen Montmorency, in deren Stamm-Kirche ein Gemälde zeigt, wie auf die Arche Noah ein Lakai in der Livree dieser Familie zuschwimmt, aus dessen Mund ein Zettel heraushängt mit den Worten: Monsieur Noa, vous étes prié de sauver les papiers de la très nobel famille de Montmorency! (Herr Noah, Sie werden ersucht, die Papiere der sehr vornehmen Familie von Montmorency zu retten!) Der bayerische Adel

muß sich begnügen, daß bestenfalls seine ältesten Ahnen in den Kreuzzügen Ungläubigen die Schädel gespalten und die Taschen geleert haben. Aber wer mag sich verbürgen, daß der Wein immer aus der Lage stammt, den die Etikette zeigt! Graf Berchem, der Minister des Kurfürsten Maximilian III. von Bayern, der es doch wissen mußte, liebte die Äußerung: „Die Mutter weiß man gewiß, aber mit dem Herrn Vater hat es bisweilen Hitze, denn man findet traurige Exempla, daß oft Haiducken und andere in die Ahnenbäume gepfuscht haben.“ Wozu nur zu ergänzen wäre, daß auch die Mutter gelegentlich — im Interesse der Erhaltung der Art — nur vorgeschützt ist. Aber sieht man selbst von dieser schreckhaften Möglichkeit ab, daß wir der geheimen Wirksamkeit von Haiducken den bayerischen Reichsrat verdanken, so genügt auch das, was geschichtlich bekannt und anerkannt ist, um zu wissen: man kann auch ohne uraltes Ahnenblut geborener Gesetzgeber sein. Wie deutsche Könige, so sind auch bayerische Reichsräte erst von Napoleons Gnaden. Die Familie Seiner Durchlaucht des Fürsten Karl Philipp von Wrede, k. Kämmerer, wußte z. B. noch am Ende des 18. Jahrhunderts nichts von Ahnen, ja nicht einmal etwas von einem Vaterland; wenigstens kämpfte ein Wrede in den verschiedensten Kriegslagern, er befehdete heute die Kameraden von gestern. Daß Seine Erlaucht Graf Karl Ernst Fugger von Glött auf einen einfachen Leinenweber, der im Graben auf dem Lechfeld rackerte, als Urahn zurückblickt, ist allbekannt; und diese einst reichste Familie der Welt hat nicht einmal das Geld zusammenhalten können, sonst hätte ein jüngerer Ahn, der Graf Fidel Fugger, im 19. Jahrhundert nicht nötig gehabt, mit der von seinen „Untertanen“ gespeisten Sparkasse übel zu spekulieren. Auch der Graf Otto von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, k. Kämmerer, geht aus dem Leinenhandel her-

Digitized by Google

vor, den der Straubinger Bürger Haimeran Lerchenfelder betrieb. Säßen die bayerischen Freiherren von Eichthal im Reichsrat, so könnten sie sich gewiß noch an jenen Armeelieferanten Aaron Seligmann erinnern, von dem sie abstammen. Auch hochgradige Unehelichkeit hindert nicht die erbliche Gesetzgeberei. Weil irgendein Hoffräulein die Ehre hatte (wie es in einer alten Schrift heißt), dem bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht die ersten Gefühle der Liebe einzuflößen, wurde im Jahre 1723 ein Bube geboren und sitzt jetzt ein Graf Ludwig von Holnstein im Reichsrat. Jenes Hoffräulein teilte hernach mit Unzähligen ihres Geschlechts die Ehre, Karl Albrecht weitere Gefühle der Liebe einzuflößen. Auf diese Weise wurde viel Ahnenblut erzeugt, wenn auch bloß ein „Kammermensch" Gegenstand der höchst unehelichen Neigungen gewesen sein mochte. Übrigens blieben die Holnsteins dem Bürgerlichen und dem Unehelichen noch weiterhin treu: der Sohn des frisch gepfropften Stammvaters heiratete nämlich die uneheliche Tochter des Kurfürsten Karl Theodor, die er der Mannheimer Schauspielerin Josephine Seyffert einzuflößen geruht hatte. Bürgerliches Bastardblut verwässert auch die fürstliche Familie Löwenstein, die zu den vornehmsten der vornehmen gehört.

Ist es somit weder das alte, noch das adelige, noch auch das legitime Blut, das Bedingung und Voraussetzung reichsrätlicher Fähigkeiten ist, so braucht es auch durchaus kein bayerisches Blut zu sein. Ein erheblicher Teil der bayerischen Reichsräte stammt aus allen möglichen Winkeln Deutschlands sowie des Auslandes: „wälsches" Blut ist ebenso häufig wie das Haiduckenblut.

Aber lassen wir die geheimnisvollen Pfade des Bluts und der zärtlichen Gefühle, untersuchen wir die Rechtstitel des Besitzes und der Verdienste. Hier haben wir festeren Boden unter uns, aber auch einen mit Gewalt-

tat und Verbrechen blutig gedüngten Boden. Wollen diese von Geburt regierenden Familien die Verdienste ihrer Vorfahren für ihr heutiges Vorrecht geltend machen, so müssen sie es sich schon gefallen lassen, daß man ihnen auch die unermeßlichen Frevel ihrer Ahnen noch heute anrechnet.

Jeder große Besitz ist durch die Arbeit — der anderen erzeugt, die man ausplündert. Vor allem aber kleben an allem Großgrundbesitz die tausendfältigen Flüche armer Bauern, die beraubt, geschunden, gemordet worden sind. Besitz und Verdienst adeliger Geschlechter beruht nicht am wenigsten darauf, daß sie sich hervorragend an der Niederwerfung der Bauern beteiligt haben. Wollte man erzählen, wie sich manche Reichsratsfamilien in den vergangenen Jahrhunderten ihren Besitz gerafft und erhalten, wie sie sich dem Vaterland und Volk verdient gemacht haben, man müßte ein Buch schreiben, das so dick wäre, wie sämtliche Protokolle des Reichsrats seit Anbeginn zusammengenommen, und jedes Blatt tröffe von Blut und Grauen.

Begnügen wir uns mit ein paar Stichproben. Der berühmteste Sproß der Familie Pappenheim — sie gehört zu dem Reichsratsadel, aber gegenwärtig scheint kein Mitglied gesetzgeberisch vertreten zu sein — ist ein Ungeheuer des Dreißigjährigen Krieges, der nicht nur in erster Linie für die Verbrennung Magdeburgs verantwortlich ist, sondern vor allem die grausame Hinschlachtung der aufrührerischen Ober-Ens-Bauern besorgt hat. Den Erfolg von Magdeburg kennzeichnete Pappenheim in einem Brief: „Ich halt' dafür, es sind ob 20 000 Seelen darauf gegangen; all' unsere Soldaten sind reich geworden." Von den Bauern des Ober-Ens-Tals kamen gar 40 000 um; den Überlebenden, die sich ergaben, verpfändete Pappenheim das Ehrenwort, daß ihnen verziehen werden sollte; darauf wurden sie furchtbar gefoltert und hingerichtet.

Digitized by Google

Unter den Vorfahren der Preysings trieb es ein Herr Kristof so arg als Bauernschinder, daß ihn die allzu Geduldigen 1512 vor der Kirchentür erschlugen. Ein Max v. Preysing war 1807 bis 1813 Landrichter zu Miesbach. Von ihm berichtet der Ritter von Lang: „Dreißigtausend Gulden Amts- und Vormundschaftsgelder waren bereits durchgebracht, davon die Schuld auf sich zu laden Sr. Gnaden natürlich nicht zuzumuten war. Die gemeine Seele eines sterbenden Schreibers schien dazu vollkommen hinlänglich. Der treue Landgerichtsdiener stürzt also eines Abends plötzlich in die Amtsstube, versetzt dem armen Oberschreiber mehrere Dolchstiche und läßt ihn blutend und als tot auf der Erde liegen; er eilt nun, einige Gerichtspersonen herbeizuholen, die über den Selbstmord des Schreibers ein Protokoll aufnehmen und unter diesen aufgeregten, verdächtigen Umständen die Kasse aufschließen sollen, nachdem Seine Gnaden der Herr Landrichter alle Ursachen hätte, zu fürchten, daß es damit nicht richtig sei. Als aber die Kommission eintrat, hatte der vermeintliche Kadaver sich schon wieder erhoben und besaß noch so viel Kraft, ins nächste Haus zu gehen, wo er der Hilfe eines Arztes übergeben wurde.“ Der edle Max floh darauf nach München und wurde nebst seinem Gerichtsdiener — Patriot. Er stellte sich nämlich zum allgemeinen Aufgebot und ward Major, der Gerichtsdiener Hauptmann. Vergebens suchte der arme Schreiber sein Recht. Als aber nach dem Frieden dessen Klagen allzu laut wurden, stellte man endlich den Herrn v. Preysing vor Gericht, das ihn auch verurteilte. Aber das Urteil wurde nicht bestätigt — und dem Schreiber durch Schenkung eines Brauhauses in Tölz der Mund gestopft.

Einen wackeren Raufbold darf der Reichsrat Graf Karl Theodor von und zu Sandizell, k. Kämmerer und Rittmeister der Reserve des 1. Schweren Reiterregiments,

als Ahnherrn verehren; dessen ruhmreichste Leistung mag in diesen frommen Zeitläuften zu allgemeiner Erbauung erzählt werden. Dieser Wilhelm von Sandizell nahm nach mancherlei blutigen Familienhändeln an der Spitze deutscher Landsknechte 1527 am Sturm auf Rom teil, um den Papst Klemens VII. wegzujagen. Das gelang denn auch und der Papst ist, wie die alten Quellen berichten, „so schnell gelaufen, daß ihm der Schweiß ausging, als ob man ihn mit Wasser begossen hätt'". In den Straßen Roms dauerte das Morden acht Tage. Zu Tausenden lagen die Leichen auf der Straße, unbeerdigt, so daß die Pest ausbrach. Die Kaiserlichen und Herr von Sandizell aber plünderten Rom aus. „Die Landsknecht haben die Cardinals-Hüt' aufgesetzt, die roten langen Röck' angetan und sind auf Eseln in der Stadt umgeritten, haben also ihr Kurzweil und Affenspiel gehalten. Wilhelm von Sandizell ist oftermals mit seiner Rott', als römischer Papst gekleidet, mit den drei Kronen (der Tiara) vor die Engelsburg gezogen, da haben die Knecht in den Kardinals-Röcken ihrem Papst Reverenz getan, ihre langen Röck' vornen mit den Händen aufgehebt, den hinteren Schweif aber auf der Erd' lassen nachschleifen; sie haben sich mit Haupt und Schultern vor ihrem Papst tief gebogen, niedergeknieet und ihm Händ' und Füß' geküßt. Alsdann hat der v. Sandizell mit einem Glas voll Wein den Segen geben und dem rechten Papst Clementi (welcher zu einem Fenster der Engelsburg herabblickte) einen Trinkspruch zugebracht." Und dann haben sie den Luther zum Papst ausgerufen. (Ein Nachkomme dieses Trefflichen ist heute vom Zentrum im Wahlkreise Aichach als Reichstagskandidat aufgestellt.)

Oder sollen wir die Chronik der Törrings aufblättern, die mit dem Unhold des Raubritters von Stein anhebt, dessen Missetaten sich zu der Blaubartsage vom Heinz von Stein verdichteten? Oder sollen wir von

Digitized by Google

den wilden Kämpfen zwischen Kaspar v. Törring und dem Wittelsbacher Herzog erzählen, die wider einander das Gericht der Feme anriefen, bis schließlich der verurteilte Wittelsbacher den freigesprochenen Törring beseitigte: das wäre wieder nicht zur Freude der Wittelsbacher Reichsratsstühle . . .

* * *

Das sind die Rechtstitel des Ahnenparlaments, die aus dem Dreibund von Blut, Besitz und Verdienst geworben. Heute haben die Herren es bequemer, Besitz und Verdienst zu erwerben. Sie brauchen keine so rohen Gewaltmittel mehr anzuwenden. Dafür geben sie heute Gesetze — als „Parlament" — wie sie ihnen gefallen. Sie treiben unverhüllte Familienpolitik, und, keinem Wahlrecht verantwortlich, nutzen sie die Gesetzgebung zu ihren allerhöchsten Zwecken. Das ist auch eine Art Ahnentreue.

Das Zentrum aber, die Vorkämpferin einer Kirche, die auf ihre Demokratie stolz ist und deren Führer selber keine Ahnen sein dürfen, hat niemals etwas gegen dieses Gespensterhaus unternommen; sondern es ist im Gegenteil insgeheim mit ihm verbündet und mutet heute den Wählern zu, die Macht des Adels noch dadurch zu stärken, daß sie diese Herren auch noch als „Volksvertreter" ins Reichsparlament entsenden. Erlaubt doch der Reichsrat der Mehrheit der zweiten Kammer, gelegentlich „volksfreundliche" Beschlüsse zu fassen, im Vertrauen darauf, daß die erste Kammer sie dann doch streichen würde und die zweite dann „schweren Herzens" gezwungen sein würde, die eigenen Beschlüsse zu opfern. In Bayern kann die Regierung keinen Gesetzentwurf machen, ohne sich vorher mit den Geborenen zu verständigen.

Gerade in der letzten Tagung erwiesen sich die Herren ihrer Ahnen würdig. Wie wüteten sie gegen

Digitized by Google

die 5 Proz. Einkommensteuer! Beinahe hätten sie deshalb die ganze Steuerreform demoliert. Wie bekämpften sie dazu alle Steuererleichterungen für die Besitzlosen! Auch beseitigten sie den von der zweiten Kammer beschlossenen Achtstundentag für die Bergarbeiter! In dieser erlauchten Körperschaft ist dann schließlich auch das Wort des Bischofs von Regensburg gefallen: „Knecht muß Knecht bleiben!"

Die „Knechte" vergelten nicht Gleiches mit Gleichem. Sie verlangen durchaus nicht, daß Herr Herr bleiben müsse. Im Gegenteil, sie wollen so rasch wie möglich die Geborenen von der Last befreien, gesetzgeberisch zu arbeiten.

Vor fast einem halben Jahrhundert schrieb der urwüchsige Otto Titan von Hefner, der fleißige und ehrliche Chronist des bayerischen Adels: Er habe das gute Vertrauen, „daß das letzte Überbleibsel unserer adeligen Privilegien in Bayern — die erste oder sogenannte Adelskammer — eine nahe und begrenzte Ewigkeit habe, so daß sie, als ein unnützes und deshalb schädliches Bollwerk, als ein Hemmschuh der staatlichen Entwicklung über kurz oder lang seligen Todes verbleichen werde". Es widerspricht dem Wesen unserer Zeit, „daß man den Willen und die Tatkraft der übergroßen Mehrzahl eines Volkes von der Einsicht oder dem guten Willen einer verhältnismäßig unbedeutenden Anzahl größerer Grundbesitzer und Ober-Staatshämorrhoidalisten abhängig macht und dadurch oft die bestgemeinten Bestrebungen der Abgeordneten der steuerzahlenden Masse durch die egoistischen, größtenteils antiquierten Ansichten einiger weniger wirkungslos macht".

Über dieser Hoffnung ist der wackere Herr v. Hefner längst dahingestorben und sein Vertrauen ist immer noch nicht erfüllt, daß die Herren mit Würde vom Schauplatz ihrer Tätigkeit abtreten würden, wenn die Zeit ernstlich an die hohen Stühle klopfte. Vielmehr

Digitized by Google

regieren sie immer noch mit ihrer nach den Ahnen abgestuften Würde.

Indessen, schon hört man die Zeit pochen — dringend und drängend . . .

Aber, so meint vielleicht dieser oder jener, wäre es am Ende nicht doch schade, wenn wir diese Rarität verlieren müßten, wenn die hohen Stühle in die Rumpelkammer wanderten? Wer sagt denn, daß wir den Reichsrat ganz verlieren sollen? Wozu haben wir ein Oktoberfest in München! Der ewigen Samoaner sind wir ohnehin längst überdrüssig. Wozu sollen wir die wilden Völkerschaften aus der Ferne holen? Wenn alljährlich der selige Reichsrat aufersteht und vor dem staunenden Publikum ein paar Tage lang auf der Theresienwiese Regierungs-Vorstellungen gibt, zu zeigen, wie es in der guten alten Zeit gewesen, dann hat endlich das ruhelose Ahnenblut eine nützliche Verwendung gefunden und wir können uns auch fürderhin an den hohen Stühlen weiden ohne ihre Inhaber ernst nehmen zu müssen.

[1911.]

Hertling.

I.

Die Ernennung des Philosophieprofessors v. Hertling zum Ministerpräsidenten Bayerns hatte für die Zunft der Lehrstuhlphilosophen ein ganz besonderes Interesse. Auch bisher nannte man schon Minister bisweilen Philosophen, aber nur, um mit diesem Beinamen zu bezeichnen, daß sie sich auf ihr Regierungsamt nicht sonderlich verstünden; oder vielleicht auch deshalb, um das Erstaunen zu bekunden, daß in Deutschland Minister den Nachweis erbringen, sie vermöchten sogar Titel von Kantischen Schriften leidlich korrekt anzugeben und drei bis vier Königsberger Zitate, allerdings minder zuverlässig, zu bewältigen.

Jetzt aber ward ein gelernter Philosoph berufen. Seit Platos Zeiten hört man nie auf, sich vorzuspiegeln, daß Philosophieren im letzten Grunde Regieren bedeute; denn warum sollte man über die tiefsten Gedanken des Menschenhirns mühselig grübeln, wenn nicht zu dem Zwecke, mit den Ergebnissen des Denkens und Forschens die Gesellschaft zu erfüllen, sie geistig zu stimmen, d. h. eben sie zu regieren! Also sind Philosophen die geborenen Minister, und Minister die geborenen Philosophen. Der ewige Traum wurde in Bayern endlich erfüllt: Philosoph und Minister war eines geworden.

Die Zunft aber fragte sich nun — aus rein philosophischem Interesse natürlich, nicht etwa, um sich selbst für ähnliche Laufbahn einzurichten — welche Philosophie ein Professor in Deutschland haben und lehren müsse, um bei uns leitender Staatsmann zu

Digitized by Google

werden. (In den nüchternen, ruinenlosen Vereinigten Staaten glaubt man ebensowenig an die esoterische Professorengeweihtheit, wie an die Begnadung eines mystischen Herrscherwillens, allein das rechte Werkzeug finden zu können; deshalb wählte dort der Plebs, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre, durch die rohe Zahl einen tüchtigen Gelehrten zum Präsidenten!)

Was Herr v. Hertling als Ministerpräsident geleistet, das mögen meinetwegen die Blätter der Geschichte verzeichnen; ich will mich heut in deren Buchführung nicht einmischen. Aber ich nehme an, daß der Philosophieprofessor v. Hertling, als er sein Amt übernahm, sein philosophisches Löwenfell nicht ebenso ausgezogen hat, wie — der eigenen Versicherung nach — die parteipolitische Haut. Denn ein rechter Philosoph, der Minister wird, kann solche Last sich doch nur in der Absicht aufbürden, endlich die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Gedanken zu gewinnen. Philosophie ist nie Privatsache, ist es wenigstens nur notgedrungen; sie lauert nur auf die Möglichkeit, Staatssache zu werden. Philosophie ist gedachtes Leben, das wirkliches Leben werden will. Mithin, wenn ein Philosoph zur Regierung kommt, muß die Regierung zur Philosophie kommen, zu seiner Philosophie.

Alles, was seit bald einem Jahre in Bayern geschehen, muß demnach als angewandte Philosophie sich erklären. Und das bisher ununtersuchte Zentralproblem der Ära Hertling bleibt: welche Philosophie gegenwärtig Tat zu werden ringt, als welcher Philosophie begnadete Opfer wir erwarten dürfen, regiert zu werden.

Im allgemeinen läßt sich die Frage a priori beantworten: es dürfe wohl eine Mischung des alten Heiden Aristoteles und des neueren Christen Lehmkuhl (S. J.) sein, angewandt auf das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bayrischer Zeitrechnung und angepaßt an die Daseinsgewohnheiten der Reichsräte der Krone

Bayerns. Wir erfuhren eben erst, wie mühselig die Hertlingsche Philosophie noch vor ein paar Jahren auf Erden schlich. Sie herrschte nicht, wie ehedem, offen über die Welt und scheuchte ihre Widersacher mit Feuer und Schwert. Der arme Hertling war schon froh, wenn es ihm gelang, durch einen bescheidenen geheimen, ganz geheimen Vertrag zwischen dem Papst und dem hochmodernen deutschen Kanzler Bülow wenigstens einen Lehrstuhl deutscher Universitäten für alle Zeiten den Anhängern seiner Philosophie zu sichern. Der eine der Vertragsgegner, Herr v. Bülow, kam bald darauf an der also zu Kräften gelangten Philosophie Hertlings (Abteilung für Ethik) um. Seitdem wuchsen dieser Philosophie die Schwingen. Und jetzt gelang es gar, einen Lehrstuhl für scholastische Experimentalphilosophie über einem ganzen Lande zu errichten, die Weltanschauung des Professors an einigen Millionen Menschen zu vollstrecken. Die allgemeine Richtung dieser philosophischen Vollstreckungsurteile fühlen wir bereits.

Indessen, die persönlichen Einzelheiten des Systems erst können unser genaueres politisch-philosophisches Schicksal ins Bewußtsein rücken. Wir müssen uns folglich in die Urkunden dieses Geistes, Professors und Ministerpräsidenten vertiefen.

Auch die weltlichen Philosophiekompendien unserer Zeit verschweigen uns den Namen Hertling nicht. Ich finde da z. B., daß Georg v. Hertling über die Beziehungen Descartes zur Scholastik in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie 1897 und 1899 sich verbreitet hat. Auch hat er, verläßlichen Quellen zufolge, gezeigt, daß Lockes Polemik sich hauptsächlich gegen die Cartesianische Schule richtet; ebenso hat er wahrscheinlich gemacht, daß Lockes Voraussetzung einer festen Ordnung der Beziehungen zwischen den Ideen aus einer Einwirkung der Cambridger Schule stamme. Das ist gewiß alles sehr lehrreich, wie

Digitized by Google

ich es durchaus als eines meiner Lebensziele betrachte, einmal die Muße zu finden, um Hertlings Werk (aus der Zeit des Versailler Friedens) über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles“ lesen zu können. Dem seligen Eduard Zeller scheint schon das gleiche Ziel vorgeschwebt zu haben und dennoch die Lektüre unerreichbar geblieben zu sein. Aber alle diese Kenntnisse erklären mir nicht die heutige politische Lage Bayerns. Ich finde keinen Weg von der Seele des Aristoteles zu Materie und Form des Dr. Pichler.

Hingegen fallen sofort alle Schleier, wenn wir in die von keinem Philosophiehistoriker erwähnten Frankfurter zeitgemäßen Broschüren blicken. Da philosophiert Hertling im Kreise seiner Lieben und Getreuen, die sich gegenseitig und damit auch uns erhellen. In der Neuen Folge erstem Bande (1880) steuert Dr. G. Freiherr von Hertling einen Beitrag bei: „Der Darwinismus — eine geistige Epidemie“. Vorher handelt in dem Sammelbande ein Herr Dr. Paul Haffner über „Goethes Faust als Wahrzeichen moderner Kultur“. Hertlings Gedankenkamerad nennt Goethe zwar den „begabtesten der deutschen Dichter“, leider aber fehle es Fausten durchaus an sittlicher Umkehr und an Streben nach Gott: „Wenn Faust im Schlafe von den Elfen gereinigt wird, wenn er dann später im Tode von den Engeln emporgetragen wird, so ist das eine sehr bequeme religiöse Anschauung, eine Anschauung, welche ganz der modernen Humanität entspricht; aber sittlich ernst ist sie nicht und darum auch nicht tragisch, sondern komisch; eine Variation des Lieds, so sagt Eichendorff, des bekannten Lieds: „Lustig gelebt und selig gestorben!“

Hinter Hertling aber philosophiert Herr Fr. Ibach über den Sozialismus im Zeitalter der Reformation. Hier erfahren wir: „Was Wunder, wenn bei diesem brutalen Umsturz aller Ordnung in der Kirche der

Umsturz auch auf das soziale und politische Gebiet übertragen wurde und man sich dabei mit ganz gleichem Recht auf dieselbe Heilige Schrift stützte, auf die Luther mit seiner religiösen Revolution sich gestützt hat. Wie leicht es gewesen, auch für den tollsten Umsturz und himmelschreiende Gewalttat das Zeugnis der Heiligen Schrift und der Religion für sich zu bekommen, haben die Greuel des Bauernkrieges nur zu sehr gezeigt. Der Unterschied zwischen dieser in dem Zeitalter der Reformation sich vollziehenden Revolution und dem Unglauben des heutigen Sozialismus ist nur ein gradueller . . . Auch sie (die Sozialisten) verstehen so gut wie die Reformatoren den Sturz der geistlichen Autorität mit der weltlichen und sozialen Revolution in Verbindung zu bringen."

Hier atmet man schon die zeitgemäß philosophische Regierungsluft des gegenwärtigen Bayern. Lassen wir nun gar Hertling selbst philosophieren. Der Darwinismus, sagt er, ist eine geistige Epidemie wie das Tischrücken. Er wurde zu einer neuen Waffe des Materialismus: „Natürlich, der Materialismus darf nicht dulden, daß bei dem Ursprunge des Menschen das Eingreifen einer höheren Macht anerkannt bliebe. Nicht Gott also hat ihn geschaffen, geschaffen nach seinem Bilde, er ist vielmehr die letzte Stufe, bis zu welcher der Prozeß natürlicher Züchtung hingeführt hat, der glückliche Emporkömmling aus einem Geschlechte affenähnlicher Vorfahren."

Herr v. Hertling lehnt es für seine Person entschieden ab, als ein Emporkömmling aus einem Geschlechte affenähnlicher Vorfahren zu gelten, vermutlich, weil sein Adel bereits älter ist als jene tierischen Vorfahren darwinistisch gesinnter Menschen. Diese grundsätzliche Ablehnung führt unmittelbar in die bayrische Gegenwart: immer ist es ein schöpferischer Herrscherwillen, der die Kreaturen eingreifend erfindet. Hertling erfuhr es selbst. Denn war es nicht der 91 jährige

Digitized by Google

Herrscherwillen des Prinzregenten Luitpold, der ihn — als leitenden Staatsmann — hervorbrachte? Hertling ist mithin in der Tat kein Emporkömmling aus eigener Kraft, sondern geschaffen durch einen Eingriff.

Selbst wenn es bewiesen wäre, fährt Hertling fort, daß aus dem bloßen Zusammentreffen von Kohlenstoff und Wasserstoff und anderen Elementen das erste Leben entstand, wenn es ebenso bewiesen wäre, daß in eben jener Art, wie die Hypothese Darwin es verneint, aus so dürftigen unscheinbaren Anfängen durch Variabilität und erbliche Übertragung und natürliche Züchtung der ganze Reichtum organischer Gebilde entstand, der heute unsere Erde schmückt, — wie kam es denn, daß jenes erste Leben zu einer bestimmten Zeit auf der Erde auftrat, da es zuvor nicht vorhanden war? Fragt Georg v. Hertling, Philosoph.

Wir nähern uns immer mehr der bayrischen Regierungsphilosophie: zu fragen, wo keine, weil jede Antwort möglich ist; und nicht zu fragen, wo mögliche Lösungen Leben bilden.

Hertling beantwortet die Frage, die ihn quält, mit der ewigen Wahrheit: Dann stände eben dort am Anfange dieses Prozesses die schöpferische Tat Gottes, der den Prozeß so einrichtete. „Das ist ein notwendiges Ergebnis, zu welchem das logische Denken führt." Ein verstorbener Kollege Hertlings, Herr Professor Kant, hat über den Wert solchen logischen Denkens einiges gesagt, was ihn freilich auf den Index gebracht hat und Hertling also nicht kümmern darf.

Noch tiefer gräbt Hertling. Woher denn die furchtbare Erscheinung, daß dieser von ihm selbst klipp und klar widerlegte Darwinismus dennoch so viele Anhänger gefunden hat?! Wir hören die Antwort: der Darwinismus „ist das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft, mit Hilfe der modernen Naturwissenschaft die Spuren zu verwischen, welche der allweise und allmächtige Schöpfer unauslöschlich seinem

Gebilde eingeprägt hat. Aus dem Glanze, der die moderne Naturwissenschaft umgibt, schöpft er die Hoffnung des Gelingens, und in dieser Hoffnung — es ist furchtbar zu sagen — liegt seine ansteckende Gewalt."

Wir sehen: Hertling ist nicht nur durch den Buchbinder mit den anderen Frankfurter Zeitgemäßen vereinigt worden. Es sind wahrhafte Mitphilosophen: Goethes Faust — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Die Reformation — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Der Sozialismus — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Und immer — es ist furchtbar zu sagen, — hat dieses krankhafte Ringen ansteckende Gewalt. Nach so fragender und so antwortender Philosophie wird nun wahrhaftig in Bayern regiert. Alles was dem Professor v. Hertling zuwider, sind Epidemien krankhaft ringender gottflüchtiger Vernunft: Liberalismus und Sozialismus, Demokratie, Republik, Gleichberechtigung, Koalitionsrecht, moderne Kunst, Wissenschaft, Literatur — alles Epidemie, alles krankhaftes Ringen, alles Vernunft auf der Flucht vor Gott.

Gegen die staatssozialistischen Gedanken seines Parteigenossen Hitze hat Hertling einmal jede derartige Ausdehnung der staatlichen Kompetenz für unzulässig und aufs höchste gefährlich erklärt. Und er sprach also vom Wesen des Staats: „Aus dem Zwecke des Menschen, wie ihn der vom Christentum vertiefte und verklärte Theismus kennen lehrt, und aus der erfahrungsmäßigen Natur des Menschengeschlechtes ergibt sich der Begriff und die Aufgabe des Staates. Der Staat ist kein direkt naturwüchsiges Gebilde. Das Kriterium seines Wesens und der Ursprung seiner Würde ist seine Beziehung zum Recht. Es ist ein Grundzug der göttlichen Weltordnung, daß der von Ewigkeit her im göttlichen Geiste beschlossene Welt-

Digitized by Google

plan durch die eigene Betätigung der Geschöpfe in der Zeit verwirklicht wird. Die Norm für diese Betätigung ist in jenem Plane enthalten, und darum eben ist der Weltplan zugleich ewiges Weltgesetz (lex aeterna) ... Nur darf die Fähigkeit des Geschöpfes, das Gesetz nicht zu erfüllen, die Realisierung des Weltplans nicht vereiteln und die Weltordnung nicht dauernd stören." Genau unser heutiger bayrischer Zustand! Die nicht klerikalen Parteien haben ja leider von der Vorsehung auch die Fähigkeit des Geschöpfes erhalten, das Hertlingsche Gesetz nicht zu erfüllen, aber auch sie dürfen die Realisierung des Weltplans nicht vereiteln und die Weltordnung nicht dauernd stören (vergleiche Programmreden Hertlings und Seidleins in der bayrischen Abgeordnetenkammer, Session 1912). Nur ist der Unterschied: wenn Hertling den Weltplan realisiert, so handelt er als Vollstrecker der lex aeterna. Wenn wir aber auf unsere Art den Weltplan zu erfüllen suchen, so sind wir geistige Epidemie und müssen, weil wir die Weltordnung dauernd stören, unschädlich gemacht, zum mindesten am weiteren Anstecken gehindert werden.

Wir wissen nun, welche Philosophie man haben muß, damit ein Professor Miniserpräsident werde. Man muß behaupten, den Weltplan aller besseren Gewalten realisieren zu wollen, vom Reichsrat aufwärts über Bischöfe und Monarchen bis zum lieben Herrgott zur Vollstreckung der lex aeterna autorisiert zu sein.

Da können wir weltplanlose Leute freilich nicht mit, die wir schon froh sind, sofern wir nur als ein bißchen glückliche Emporkömmlinge über ein Geschlecht affenähnlicher Vorfahren uns emporzurappeln vermögen.

Eines aber möchten wir doch noch wissen, ein Problem für die Bayrische Staatszeitung:

In welchem Verhältnis stand der Jesuitenerlaß zum ewigen Weltplan? Und mahnt hier nicht offenbar ein

Digitized by Google

trauriges Beispiel für die Ohnmacht des gesunden Ringens der zu Gott geflohenen Vernunft, die — es ist furchtbar zu sagen — niemanden und nichts anzustecken vermag?

[Januar 1913.]

II.

Der Jubilar (zum 70. Geburtstag).

Wenn einer an seinem siebzigsten Geburtstag immer noch darauf wartet, daß seine Zeit komme, so zeugt das von einem nicht gewöhnlichen Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit und Unentbehrlichkeit. Der Zufall, daß Georg von Hertling katholisch geboren wurde, hinderte ihn, nationalliberal zu werden, und der weitere Zufall, daß das katholische Bayern dem preußisch gewordenen Hessen in München eine professorale Zuflucht gewährte, ließ ihn den vom Umsturz geängsteten Reichsräten und Prinzessinnen der Krone Bayerns als den ministeriellen Retter in der Not erscheinen, als das vom Zentrum entwurzelte Ministerium Podewils durch den Schrecken des liberal-sozialdemokratischen Wahlbündnisses vollends umgeblasen wurde. So wurde Hertling ein Führer der schwarzen Internationale, obwohl er seiner innersten Gemütsart nach nationalliberal ist, und so wurde er vorübergehend der Leiter der bayrischen Staatsgeschäfte, obwohl er preußisch gesinnt und ihm das besondere Wesen der bayrischen Politik zeitlebens fremd geblieben ist, am fremdesten, als er sie leitete. Ist Hertling klerikal? Gewiß, er beherrscht als Philosophieprofessor auch den Sprachgebrauch der Hierarchie. Er spricht von ewigen Wahrheiten, unantastbaren Autoritäten, er erkennt alle Ansprüche der Kirche an, beschäftigt sich mit der römischen Frage, und zwingt sich sogar einen kleinen Zornanfall ab, wenn er von den Säkularisationen des allzu aufgeklär-

Digitized by Google

ten Ministeriums Montgelas redet. Auch ist das Haupt der Görresgesellschaft gelegentlich durchaus bereit, über die nachaugustinischen Richtungen der Wissenschaft und der Weltanschauung in volkstümlich bemühten Schriften derbere Sprüche zu prägen — dem Darwinismus war er besonders unhold —, aber alle diese Arbeit an der Erhöhung der klerikalen Macht diente doch nur der Kräftigung der Gesellschaft, die ihn selbst um so höher zu tragen vermochte, je kräftiger sie war. Dieser kleine Herr mit dem kahlen Schädel und dem vorgestülpten Munde eines schmollenden Knaben, der sicher mit seiner eigentlichen und edleren Haut, dem peinlich zugeknöpften schwarzen Gehrock, zu Bette geht, ist kein Fanatiker, und man kann ihm schon glauben, wenn er einmal im Reichsrat versicherte, er würde als Ministerpräsident zum Schutz der katholischen Sache durchaus nicht die immerhin ein wenig strengen Mittel der Gegenreformation anwenden. Hertling begnügt sich in der Tat mit Geheimanweisungen und Verwaltungsmaßnahmen, um seine Pläne zu fördern. Dagegen ist immer noch kein Scheiterhaufen von ihm angezündet worden.

Als Hertling das bayrische Ministerpräsidium auf eine nicht mehr ganz geheimnisvolle Weise erwarb, glaubten seine Gegner es mit einem tüchtigen, geschickten Politiker zu tun zu haben. Dagegen mißtrauten ihm von Anbeginn seine engeren Parteifreunde. In wenigen Monaten enttäuschte Hertling von Grund aus die Gegner und rechtfertigte die Gefühle seiner zärtlichen Freunde. Er hatte die Mission von Berlin mitgenommen, das Abgleiten der bayrischen Politik nach links zu verhindern und alle Bürgerlichen gegen die Sozialdemokratie zu sammeln. Man setzte große Hoffnungen auf ihn. Im Reichstag galt dieser Vorsitzende der Zentrumsfraktion als ebenso verschlagener wie geschliffener Staatsmann. Er trat in Berlin nur selten hervor. Wenn er es aber tat, war seine wohl-

vorbereitete, sorgsam abgezirkelte und gefällig, beinahe anmutig vorgetragene Beredsamkeit, nie ohne Wirkung. Er sprach über die auswärtige Politik in einem Parlament, das dieses Gebiet ehrfürchtig der Weisheit der Diplomaten überläßt. Auch Hertling redete als ein Salonrhetor national-klerikaler Weltpolitik gemeinhin nur jeweils Komplimente für den leitenden Staatsmann. Es kam ihm auf die auffälligsten Ungenauigkeiten nicht an, wenn es ihm galt, — in der Zeit, da das Zentrum im Reiche regierte — auch die schwersten Niederlagen des Kanzlers zu rechtfertigen. So war Hertling der einzige Verteidiger der Marokkopolitik Bülows. Als dann freilich das Zentrum in Ungnade gestürzt war, da benutzte derselbe Mann dieselbe Marokkopolitik, denselben Kanzler zu vergiften. Er tat das nach allen Regeln klerikaler Kunst. Und an jenem Tage, da Hertling im Reichstag, in der frommen Maske eines mild verteidigenden Kritikers des Grafen Bülow marokkanische Irrungen mit lauter kleinen aber um so zahlreicheren Messerstichen zerschlitzte, galt Hertling als ein Staatsmann von unfehlbarer Sicherheit; und als es ihm dann schließlich gelang, den verhaßten Kanzler zu beseitigen, schien er berufen, sein Nachfolger zu werden. Aber im bayrischen Landtag, wo er nun nicht nur als deus ex machina auftreten durfte, war in wenigen Wochen Ruf und Ruhm zerronnen. Seine parlamentarische Geschicklichkeit erwies sich als das Kunsterzeugnis gewissenhaften Memorierens. Er vermochte nicht den geringsten unerwarteten Widerstand mit einer schlagfertigen Improvisation zu überwinden. Er geriet vielmehr bei solchen Gelegenheiten sofort aus den Fugen, und die Ungeschicklichkeiten seines Auftretens sammelten schnell alles nicht sowohl gegen die Sozialdemokratie als vielmehr gegen Zentrum und Regierung. Bald stöhnte der Reichsrat, dessen Geschäftsempfehlung Hertling seine Ministerschaft verdankte:

Digitized by Google

Er ist doch nur ein Professor! In der Tat ist niemals so weltfremd regiert worden, wie unter dem Ministerium Hertling.

Die herrschende Partei Bayerns hatte zum erstenmal seit dem Vormärz ein Ministerium ihres Schlags. Aber Herr von Hertling war diesen bayrischen Zentrumsleuten im Innersten mehr zuwider, als irgendein Liberaler oder Sozialdemokrat. Der Mann hatte so gar nichts von Oberbayern, Niederbayern oder Oberpfalz an sich. Er hatte den doppelten Hochmut des Preußen und des Professors. Er war unnahbar. Konnte man sich etwa Hertlings Gehrock und Zylinder im Franziskaner bei Märzenbier und Weißwürst vorstellen? Und welcher Sterbliche hätte ihn jemals in der Schwemme des Hofbräu gesehen? Nein, der Mann gehörte nicht nach Bayern. Natürlich, nichts wäre verfehlter, als anzunehmen, daß wegen dieser Abneigung des Zentrums gegen den vornehmen Herrn man weniger mit ihm durch dick und dünn gehen würde, wo Zentrumsinteressen auf dem Spiele stehen. Aber wo man es ohne Gefahr konnte, tat man ihm doch gern jeden Schabernack an. Das mußte der Prinzregent von Bayern bei der Königssache erfahren. Es war der Meisterstreich eines führenden Zentrumsabgeordneten, daß er zugleich die bayrische Regierung beruhigte, seine Partei würde der Proklamation eines Königs aus eigenem Recht sich nicht widersetzen, und dann das Zentrum selbst gegen diesen Plan aufregte. So war Hertling in Sicherheit gewiegt, und rührte keine Hand, um die Plebs für seinen Plan zu gewinnen, und war völlig überrumpelt, als die herrschende Partei seine Absicht durchkreuzte.

Durch die Mißerfolge der bayrischen Politik wurde Hertlings staatsmännisches Ansehen so gründlich erschöpft, daß nun auch das Ziel seines Ehrgeizes sich für immer zu entfernen drohte. Hertling hatte die bayrische Ministerschaft immer nur als Übergang zum

Reichskanzlertum betrachtet. Jetzt hielt ihn niemand mehr für geeignet, in schwierigen Lagen der Reichspolitik den rechten Weg zu finden.*) Er hatte sich durch seinen bayrischen Zwischenposten um das höhere Amt politisiert. Aber je mehr ihm das Ziel seiner ehrgeizigen Träume entwich, um so hartnäckiger warb er um das Unmögliche. Bald klagte man in den bayrischen Ministerien, daß der Vorsitzende im Ministerrat sich um gar nichts mehr kümmere; es ginge alles drunter und drüber. In der Tat, Herr v. Hertling zeigte kein Interesse mehr für innere bayrische Geschäfte, von denen er ohnehin niemals viel verstanden hatte. Sein Geist weilte in weiteren Gefilden. Er mischte seine Hände in Reichsangelegenheiten und preußische Politik. Er suchte sich die Gunst seines Herrn, der nicht ohne Sorgen den Niedergang seiner Volkstümlichkeit unter den Leistungen des Ministeriums Hertling beobachtete, dadurch wieder zu gewinnen, daß er ihm gewisse Vergünstigungen des höfischen Zeremoniells in Berlin erwarb. Besonders suchte er jedoch seine staatsmännische Autorität dadurch wieder herzustellen, daß er in der Militärfrage das Zentrum für die Reichspolitik einfing. Es gelang ihm wirklich, seine Partei umzustimmen. Und wenn er unlängst aus Berlin ein Dankschreiben erhielt, weil es seinen Bemühungen zu verdanken war, daß das Zentrum schließlich sogar die gestrichenen Kavallerieregimenter bewilligte, so mag ihm solche Anerkennung die Zuversicht stärken, daß er dennoch als Siebziger noch zu höheren Dingen bestimmt sei.

Indessen, wenn Hertling die Zeichen der Zeit recht zu schätzen vermöchte, so müßte er seinem Selbstbewußtsein doch die Einsicht abringen, daß er berufen

*) 1918: Der Krieg ließ alles vergessen. Nach ein paar Wochen Kanzlerschaft des Herrn Michaelis wirkte Hertling wieder fast wie ein staatsmännisches Genie. Bald ging es freilich mit seinem Ruf in Berlin geradeso wie in München.

Digitized by Google

sei, den Rest seiner Tage nicht als Kanzler, sondern als Professor zu schließen. Schon die Höflichkeit gegen eine Freunde und Schüler fordert es, daß er so rasch wie möglich die Muße findet, um all die tiefsinnigen Beiträge zu studieren, die man ihm in den ihm gewidmeten Festschriften auf den Geburtstagstisch legt. Diese Festschriften lassen den Professar freilich als Bürger einer recht vergangenen Welt erscheinen. Aber gerade deshalb eignet sich Hertling viel mehr dazu, sich in die Probleme des pseudo-hermetischen Buches der 24 Meister zu vertiefen, oder das Licht in der Naturphilosophie des Robert Großeteste auf sich wirken zu lassen, oder chronologische Untersuchungen zu den philosophischen Kommentaren Alberts des Großen anzustellen, als der intellectus agens der bayrischen Politik zu sein, der, wenn er auch noch so sehr auf den Lehren der ältesten Franziskanertheologen beruht, doch nicht ausreicht, um die bescheidensten Ansprüche des bayrischen Volkes von 1913 zu befriedigen. Schon einmal hat ein Professor Bayern regiert, und obwohl jener sich liberal nannte, hat Hertling mit ihm mehr Wesensverwandtschaft als mit dem klerikalen Vorgänger, dem Lolaminister Abel. Hertling treibt die Politik des Professors und Miniserpräsidenten Freiherrn v. d. Pfordten; und er mag sich vorsehen, daß gegen ihn sich nicht dereinst ein ähnlicher Wahlaufruf des Zentrums richtet, wie ihn die bayrischen Klerikalpatrioten 1869 gegen die preußische Politik des Ministeriums v. d. Pfordten schleuderten. Da hieß es: „Auf dem faulen Fundament, auf dem dieser moderne Staat (Preußen) sich mit satanischen Mitteln aufgebaut hat, ist eine Dauer in die Länge unmöglich. Nach den ewigen Gesetzen göttlicher Gerechtigkeit und sittlicher Ordnung wird er sich selbst sein Grab graben ... Nach dem Zusammensturz dieses unnatürlichen, unter Lug und Trug aufgerichteten, mit Blut zusammengekitteten Raubstaates

wird erst die Zeit kommen, wo man an eine Auferstehung und Einigung des ganzen Deutschlands als eines friedlich brüderlichen Föderativstaates denken kann ... Unser Wahlspruch sei: die Freiheit Bayerns im mutigen Kampfe für Gott, König und Vaterland gegen Lug, Trug und Ungerechtigkeit."

So spricht das Zentrum freilich heute nicht mehr. Es geht willig mit dem Raubstaat Arm in Arm nach Kehlheim. Gleichwohl — die deutschen Professoren haben kein Glück als Minister. Gegen v. d. Pfordten, den Preußenfreund, erhob sich sogar der Zorn der schwarzen Poeten und schrie ihn an:

Mit deines leeren Wortschwalls eitlem Tande
Stehst du vor uns als Gleißner ohnegleichen,
Und traurig sich der Blick zum Throne hebt:

Wie lange soll ein Wolf im Schafsgewande,
O Bayerland! in deinen Gauen schleichen,
Derweil dein Todfeind dich zu packen strebt!

[August 1913.]

Digitized by Google

Die Kabinettsorder von 1820.

Ein deutsches Sittenbild aus dem 20. Jahrhundert.

I.

> Im Innern der Staaten selbst, wo die Menschen zur Gleichheit unter dem Gesetze vereinigt zu sein scheinen, ist es großenteils noch immer Gewalt und List, was unter dem ehrwürdigen Namen des Gesetzes herrscht; hier wird der Krieg um so schändlicher geführt, weil er sich nicht als Krieg ankündigt, und dem Befehdeten sogar den Vorsatz raubt, sich gegen ungerechte Gewalt zu verteidigen...
>
> Die Befreiung des ersten Volks, das da wahrhaftig frei wird, erfolgt notwendig aus dem stets wachsenden Drucke der herrschenden Stände auf die beherrschten, so lange, bis er unleidlich wird; — ein Fortschritt, welchen man den Leidenschaften und der Verblendung jener Stände, auch wenn sie gewarnt werden, sehr ruhig überlassen kann.
>
> J. G. Fichte, Die Bestimmung des Menschen. 1800.

Der deutsche Bürger hegt seit jeher eine verhängnisvolle Bewunderung für die Charakterfestigkeit der — andern. Je unterwürfiger er selbst ist, um so mehr bestaunt er die Rücksichtslosigkeit der Eisenkerle. Das ist das Glück der Junker gewesen und der von ihren Klasseninteressen geformten preußischen Soldateska. Der deutsche Bürger verfällt gar nicht auf den Gedanken, daß gerade dann, wenn sich die ihm feindselige politische Macht männlich ehrenhaft

schlägt, er dann um so unerbittlicher sein eigenes Recht durchsetzen müßte: Mann gegen Mann! Es ist das Geheimnis des Erfolgs des feudalen Militarismus, der so gespenstisch in die aufgehellte Erde von heute hineingrinst, daß er jede schimpfliche Handlung mit schmetternden Fanfaren zu verwegenem Angriff führt; daß er, ertappt, sich nicht ergibt, sondern seine Ankläger angreifend zu Paaren treibt.

So wird jetzt dem bürgerlichen Liberalismus sogar der kernige Oberst v. Reutter zum Helden, der zwar nicht einmal in der eigenen Truppe Zucht zu halten vermochte — trotz strengen Verbots durfte der ihm untergebene Leutnant die Bevölkerung beschimpfen und Soldaten durch Belohnungen zur Tötung von Zivilisten aufreizen — der aber, in strammer Bewußtlosigkeit der rechtlichen Grundlagen des Staats die bürgerliche Ordnung über den Haufen zu werfen und kaltblütig Maschinengewehre gegen neckende Kinder bereit zu stellen wagte. Ein ehrlicher Haudegen — sicher; meinetwegen auch ein sympathischer Fanatiker aus militaristischer Inzucht. Aber dürfen die Verteidiger der bürgerlichen Freiheit deshalb ihm mildernde Umstände bewilligen? Müßten sie nun nicht erst recht selber Kerle sein und die widerspenstige Gewalttätigkeit zur Fügigkeit zwingen? Nein, reizend so ein kerniger Schlagododro, so ein schneidiger Draufgänger ohne alberne juristische Hemmungen! Und wenn die Zivilverwaltung so schlapp versagt — nämlich die Ehre provozierender Jünglinge im Leutnantsrock nicht dadurch schützt, daß sie die Straßen mit Bürgerblut färbt — so konnte der prachtvolle alte Herr doch gar nicht anders handeln, als einfach selbst in das Bürgerpack hineinzufahren. Denn schließlich, der liberale Bürger ist doch selbst Leutnant der Reserve, und sein Sohn vielleicht gar schon Fahnenjunker!

In seinem ehrfürchtigen Staunen vor dem bewaff-

Digitized by Google

neten Charakter erkennt er nur noch wie durch Nebelschleier, daß bei diesem Vorfall der ganze bürgerliche Rechtsstaat in die Luft gesprengt wurde. Und in Andacht versunken vor den ragenden Beinen eines herrlichen Verächters des zivilen Paragraphenplunders gewinnt er selbst nicht das Bewußtsein, daß dieses Jahr 1914 mit einer der wichtigsten Entdeckungen begonnen hat, mit der Entdeckung des Geheimnisses des letzten Jahrhunderts preußisch-deutscher Geschichte, mit dem Verrat der geheimen Kabinettsorder vom 17. Oktober 1820.

In der Tat, jetzt endlich kennen wir das Ergebnis eines hundertjährigen Kampfes um die staatsbürgerliche Freiheit und Rechtssicherheit. Das öffentliche Recht ist in Preußen-Deutschland ein wüster Trümmerhaufen unfertiger Gesetze. Die Elementarrechte des Deutschen sind lediglich interressante Streitfragen für die Professoren des Staatsrechts. Die Lebensbedingungen unseres staatlichen Daseins sind durch unbestimmte, widerspruchsvolle, jeder Deutung fähige oder jedem ernsten Gebrauch sich entziehende Bruchstücke rechtlicher Normen geregelt. Aber hinter dieser Mannigfaltigkeit des Dunklen und Schweifenden ahnten wir längst das eine einheitliche herrschende Gesetz, das sich aber bisher vor unseren tastenden Händen und spähenden Augen verbarg: Die Kabinettsorder von 1820. Sie ist — ganz ohne übertreibende Ironie gesprochen! — die wirkliche preußische und mithin die wahre deutsche Verfassung.

Dieses staatliche Grundgesetz aber des preußischen Wesens war schon zur Zeit seiner Emanation geheim, zur Kenntnis nur bestimmt für die herrschenden Gewalten, nicht für die ihm unterworfenen Untertanen. Selbst im Jahre 1820, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, wagte man jene hohenzollernsche Kabinettsorder nicht in die „Gesetzessammlung für

die preußischen Staaten" aufzunehmen, die doch wahrlich damals vor der Kundgabe blutiger Gewaltverordnungen nicht zurückschreckte, sondern in jenen Jahren vollgepfropft ist mit den Exzessen reaktionären Wahnsinns. Das wagte man selbst damals nicht der Öffentlichkeit zu bieten. Es wußte nur darum, wer berufen war, im Ernstfall danach zu handeln. Diese geheime Kabinettsorder aber ist die „Rechtsgrundlage", mit der jede preußische Gewalttat in Deutschland sich seitdem begründen kann; wenn man sich erst nach fast 100 Jahren auf sie beruft, so nur deshalb, weil man sich trotz allem nicht mehr stark genug fühlt, ohne jede rechtsartige Begründung Gewalt zu üben.

Selbstverständlich, diese Kabinettsorder hat keine Rechtsgeltung mehr, hat sie überhaupt niemals gehabt, da sie geheim geblieben ist. Und wenn sie jemals den Schein eines Rechts besessen haben sollte, so ist sie durch die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 aufgehoben, deren Bestimmungen über die Eingriffe der bewaffneten Macht in das bürgerliche Leben durch das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 im einzelnen näher umgrenzt und so in das deutsche Reichsrecht übergegangen sind, da wir es in den mehr als vier Jahrzehnten gesetzgeberischer Arbeit im Reichstag immer noch nicht zu dem angekündigten neuen Gesetz gebracht haben. Mit diesen Vorschriften der Verfassung von 1850 und des Gesetzes von 1851 steht die Kabinettsorder von 1820 in unvereinbarem Widerspruch, und kein preußisches Staatsrechtswerk, auch das ausführlichste und maßgebende von Rönne nicht, hat bisher von jener Kabinettsorder etwas gewußt, die zwar keinerlei Rechtskraft, aber eine um so entschiedenere Machtgeltung hat. Wir haben ja auch inzwischen erfahren, daß wieder als geheime Instruktion, obzwar unter ministerieller Gegenzeichnung —

die alte Kabinettsorder am 23. März 1899 vom gegenwärtigen König von Preußen den militärischen Kommandostellen aufs neue eingeschärft worden ist.

Es ist ein Irrtum militärischer Schriftsteller, wenn sie jetzt behaupten, diese königliche Aufforderung zur militärischen Aufhebung der bürgerlichen Verfassung sei in der Armee unbekannt. Die Kabinettsorder ist in der Tat Dienstbefehl der obersten Kommandogewalt und durchaus nicht nur auf die preußischen Truppenteile beschränkt.

„Findet der Militär-Befehlshaber, bei Beobachtung des Auftritts nach Pflicht und Gewissen, daß die Zivil-Behörde mit der Requisition um Militärbeistand zu lange zögert, indem ihre Kräfte nicht mehr zureichen, die Ruhe herzustellen, so ist er befugt und verpflichtet, auch ohne Requisition der Zivilbehörde einzugreifen, und den Befehl, dem diese sich zu fügen hat, zu übernehmen." Diese Verfügung der alten Kabinettsorder, die jedem militärischen Befehlshaber gestattet, auch ohne Verhängung des Belagerungszustandes die Zivilverwaltung durch das militärische Standrecht außer Kraft zu setzen, ist in der Tat bis zur Stunde die allgemeine militärische Instruktion. Die Wendung der 1899 aufgefrischten Kabinettsorder kehrt z. B., fast wörtlich wieder in dem Handbuch des bayerischen Kriegsgerichtsrats Endres: „Der militärische Waffengebrauch". Da heißt es kurz und bündig: „Ohne Requisition einer Zivilbehörde sind die Militärbefehlshaber behufs Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit zum Einschreiten mittels Waffengewalt zur Unterdrückung innerer Unruhen und zur Ausführung von Gesetzen selbständig befugt: a) wenn der Militärbefehlshaber nach Pflicht und Gewissen findet, daß die Zivilbehörde zu lange zögert.

Der tapfere Held von Zabern wußte also ganz genau, daß ihm gar nichts geschehen könnte; er brauchte nur

nach Pflicht und Gewissen zu finden, daß die Zivilbehörde zu lange zögere. Diesen Nachweis aber konnte er auch jederzeit — dank uralter militärischer Rechtsbelehrung — führen. Denn ein anderes preußisches „Gesetz" erklärt hinlänglich, warum der Zaberner Oberst im voraus wissen konnte, daß das Militärgericht alle unbequemen Aussagen von Zivilisten „gesetzlich" mißachten durfte. In Übernahme gewisser Bestimmungen des Allgemeinen Preußischen Landrechts (aus dem 18. Jahrhundert!) über die unterschiedliche Wertung von Zeugenaussagen, verfügte nämlich das preußische Gesetz über den Waffengebrauch vom 20. März 1837: „Daß beim Gebrauch der Waffen das Militär innerhalb der Schranken seiner Befugnisse gehandelt habe, wird vermutet bis das Gegenteil erwiesen ist. Die Angaben derjenigen Personen, welche irgendeiner Teilnahme an dem, was das Einschreiten der Militärgewalt herbeigeführt hat, schuldig oder verdächtig (!!!) sind, geben für sich allein keinen zur Anwendung einer Strafe hinreichenden Beweis für den Mißbrauch der Waffengewalt."

Dem braven Oberst konnte wirklich nichts passieren. Er war völlig gedeckt (wenn auch nicht durch das Recht). Er brauchte nur nach Pflicht und Gewissen zu finden, daß die Zivilbehörde zu lange zögere, und das Gegenteil pflichtmäßigen und gewissenhaften Handelns konnte ihm niemals nachgewiesen werden, da ja alle bürgerlichen Zeugen als der Teilnahme schuldig oder verdächtig „gesetzlich" unglaubwürdig waren! Der Oberst hatte nicht mehr Entschlossenheit aufzuwenden, als Rekruten, die blindlings irgendeiner zwar ungesetzlichen aber durch den Befehl des Vorgesetzten eben gedeckten Weisung eines Unteroffiziers folgen.

Bei dieser Sachlage erblaßt nun doch der Strahlenkranz des Heldentums so sehr, daß selbst die liberalen zivilen Charaktere von der Erhabenheit des militäri-

Digitized by Google

schen Charakters sich nicht mehr begeistern zu lassen brauchen. Der sonst bewußtlose Oberst war sich ja darüber klar bewußt, daß er nicht stürzen würde, es müßte denn zuvor das ganze preußische System stürzen, das seit jeher nichts ist wie eine geheime feudalmilitaristische Verschwörung gegen bürgerliche Freiheit und Sicherheit.

Nun aber wissen wir auch, was in Wahrheit der Januschauer damals meinte, als er den Reichstag mit dem Leutnant und den zehn Mann bedrohte. Er dachte an die Kabinettsorder von 1820 ...

II.

Die Ausgrabung der unter der Erde höchst lebendig gebliebenen Kabinettsorder ist der witzigste und würdigste Abschluß des Jahres der Feier der Freiheitskriege. Dem schlichten und ach! so kernigen Obersten von Zabern war es vorbehalten, uns mit einer klirrenden Tat zu zeigen, was in Wahrheit die Regierenden mit der Jahrhundertfeier beabsichtigten. Sie dachten nicht daran, den Volksaufstand von 1813, die Befreiung von Napoleon, zu verherrlichen; ihre Inbrunst galt den heiligen Errungenschaften, die nach den Kriegen für das preußische System gewonnen wurden.

Der frechste Spötter würde nicht die phantastische Erfindung gewagt haben, daß am Ende des Jubeljahres eine Verordnung als die Rechtsgrundlage des deutschen Reiches produziert werden würde, die man sogar im Jahre 1820 nicht zu veröffentlichen wagte.

Man muß sich nur einmal anschaulich vorstellen, was es heißt, auch nur zu behaupten, daß ein absolutistisches Erzeugnis aus dem Preußen von 1820 im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts Rechtskraft haben könnte.

Die Kabinettsorder ist eine der Maßnahmen, und zwar die tollste, die bestimmt war, die Durchführung der Karlsbader Beschlüsse zu sichern. Man traut den

Bürgern nicht mehr, nachdem sie mit ihrem Blut den Fürsten die Freiheit erobert. Der deutsche Bund ist begründet zu dem Zwecke, daß sich seine Mitglieder gegenseitig im Kampfe gegen widersetzliche Untertanen Soldaten und Waffen leihen. Jede politische Bewegung gilt als „gefährliche Verbindung", die mit Zuchthaus, Schafott, Waffengewalt zu unterdrücken ist. Jede geistige Regung, Wissenschaft und Kunst wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Es ist die Zeit, da eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. von Preußen bestimmt: „Da seit einiger Zeit auf mehreren Universitäten Spuren von Verbindungen und anderen Umtrieben unter den Studierenden sich abermals gezeigt haben, die Untersuchung derselben aber darüber die juristischen Beweise nicht immer zu ermitteln vermag; so will ich, daß von nun an die bei meinen Universitäten angestellten außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten gehalten und befugt sein sollen, diejenigen Studenten, welche nach ihrer Überzeugung verdächtig sind, auf der Universität förmliche oder formlose Verbindungen zu stiften, einzuleiten oder zu befördern, oder welche in solchen Verbindungen auf anderen Universitäten stehen, sowie diejenigen, welche Verbindungen zwischen den verschiedenen Universitäten unterhalten oder irgendeiner Gattung von darauf gerichteten oder anderen Umtrieben sich schuldig machen, ohne weitere gerichtliche Untersuchung und ohne Mitwirkung des Universitätsrichters oder des akademischen Senats sofort von der Universität zu entfernen." (Man erkennt die Ähnlichkeit mit der Kabinettsorder über die militärische Diktatur.) Es ist die Zeit, da der tote Fichte als der verfluchte Urheber des Umsturzes gilt, und die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission die Demagogenjagd organisiert — gegen alle, die den Geist der eben beendigten Feldzüge als Freiheitskriege mißverstanden hatten.

Digitized by Google

Nicht nur Studenten und Professoren werden verfolgt und zu Tode gehetzt. Die ersten Führer der nationalen Erhebung sind jetzt verdächtig. Selbst Freiherr vom Stein wird von der Bundeskommission als einer von den Männern genannt, welche „die demagogischen Umtriebe besonders angeregt" hätten, ein Urteil, das der Kanzler des preußischen Königs, Hardenberg — sogar gegen Bedenken Metternichs — verteidigte. Ein konservativer Militär wie Gneisenau — damals Gouverneur von Berlin —, der sich nicht genug tun konnte, über das „jakobinische Gesindel" und über die damals radikalen Theologen und Priester von der Art de Wettes zu schimpfen, „die mit ihrer verpesteten Moral ganze Geschlechter vergiften, und Bibelstellen zum Beweis ihrer verbrecherischen Meinungen zusammenlesen", wird als Organisator der jetzt verfolgten Landwehr von 1813 geheimer Umtriebe bezichtigt. In dem Jahre der Kabinettsorder fand man bei der Verhaftung des mittelalterlich teutsch schwärmenden Görres in Koblenz folgenden Zettel: „Ich muß schon Verräter am Vaterlande werden, indem ich bekenne, daß man heute einen Überfall gegen Sie projektiert. Coblenz, den 9. Mai 1816. Ihr Carl Gröben." Das war die scherzhafte Ankündigung, daß Görres, der nur einen kleinen Haushalt führte, von einer Anzahl unerwarteter Gäste zum Abendessen „überfallen" werden würde. Jetzt nach vier Jahren — Graf Gröben war Chef des Generalstabes in Breslau — wurde dieser Zettel für das Anzeichen eines hochverräterischen Unternehmens gehalten, und sogar der alte Offizier in Untersuchung gezogen.

In diesem Jahre 1820 schreibt Jahn, der Turnvater, seine Klagebriefe aus Kolberg, wo ihm ein Zwangswohnsitz unter steter Polizeiaufsicht angewiesen ist, nachdem er aus langer willkürlicher Untersuchungshaft entlassen war. Am 16. Oktober 1820, also gleichzeitig mit der Kabinettsorder, schmuggelt

Digitized by Google

er an Reimer in Berlin einen Brief durch, in den er seinen Zorn ausströmt: „Freiwillig bin ich nicht in diesen Bannort gegangen. Gleich bei der ersten Ankündigung habe ich mir diese Gnade von Scheinfreiheit verbeten ... Mein Schicksal kümmert mich gar nicht, nur will ich mich nicht selbst eigenhändig geißeln. Mögen meine Feinde immerhin ihr Jagdnetz noch enger spannen. Je ungerechter, je besser. Schlimmer ist nichts als der vorgespiegelte Gnadenschein von Menschlichkeit, unter dessen Blendlicht jede Willkür verübt wird. Das macht unbefestigte Gemüter wandelbar und verwirrt die öffentliche Meinung ... Wer sich bei ungerechtem Anfall zufrieden gibt, wird Selbstmörder seiner eigenen gerechten Sache. Das kann das verhagelte und verhegelte Gesindel nicht begreifen. Von den Heuchellippen tönen in einem fort: Demut, Geduld, Ergebung und innerer Frieden. Diese hohlen Klänge sollen denn Kriechfertigkeit, Faulheit, Feilheit und Feigheit beschönigen. Das ist jenes aberwitzige Gezücht, für das Dante in seiner Hölle selbst nur Gräber hat."

Im Sommer 1818 war Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit, Vierter Teil" erschienen. Da hatte der leidenschaftlichste und beredteste Propagandist der Freiheitskriege in der Schaffung einer Volkswehr, oder wie er sagte, einer deutschen Wehrmannschaft, die einzige Sicherung nationaler Freiheit erkannt und gefordert:

„Die französische Umwälzung hat die verlorene Idee des wahren Krieges wieder in die Welt gebracht, sie hat gezeigt, wie fürchterlich und unüberwindlich Heere sein können, die von einer Idee oder nur von einem dunkeln, gemeinsamen Triebe beseelt werden, selbst wenn dieser Trieb einer der untersten und schlechtesten wäre. Alle Mächte, alle Heere, die durch Rüstigkeit und Fertigkeit und Übung und Glanz auf den Paradeplätzen für die ersten Heere Europas

Digitized by Google

gehalten wurden, haben der Gewalt nicht widerstehen können, welche eine Volksgewalt war."

„Was soll man hieraus lernen? Und was haben die Völker daraus gelernt? Daß ein stehendes Heer, wenn es auch aus lauter Eingeborenen besteht, weder die leibliche noch geistige Kraft hat, ein Land allein zu beschirmen, sobald die Zeiten irgend gefährlich werden. Denn jedes stehende Heer, auch das beste, wird leicht etwas vom Volke Abgesondertes, Insichgeschlossenes, Sichvornehmer- und Besserdünkendes und entbehrt also nur zu bald aller gewaltigsten und größten Belebung der wahren Liebe und des wahren Mutes . . ."

„Jedes stehende Heer wird im Frieden gar leicht etwas Abgestandenes und Totes, etwas Geistloses, Eingebildetes, woran sich Tand und Eitelkeit genug hängt. Die stehenden Heere sind seit hundertfünfzig Jahren die Plage und Not der Völker Europas gewesen, für ihre fortgehende Vermehrung und Unterhaltung haben alle Kräfte der Länder über das Maß gespannt und angestrengt werden müssen, für sie müssen die meisten Völker noch seufzen."

„Mit den leeren Bildern des Kriegs soll im Frieden am wenigsten gespielt werden, die sind so voll Gaukeleien, des Tandes und Wahnes, daß die besten Männer darüber eitel und leer werden können, und das zuletzt in einzelnen Tritten und Schwenkungen zu haben meinen, wozu ein ganz anderes Streben und ein ganz anderes Schwingen und Schwenken gehört, wenn es einmal Sieg und Ruhm anlocken soll. Die zu viele Quälerei und Ziererei der Paradeplätze und der blanke und leere Prunk, welcher Eitelkeit und Aufgeblasenheit gebiert, macht ungeschickter für den erhabenen Ernst des Schlachtfeldes, als derjenige ist, der vielleicht nur sechs Wochen Rechts! Links! gehört hat."

Solche Worte trafen das preußische System ins Herz. „Hochverrat!" war die Antwort der gegeißelten Soldateska. Und der stürmische Patriot, der die Freiheits-

kriege mit der Macht seines Wortes an erster Stelle rüsten half, wurde seiner Bonner Professur entsetzt und durch endlose Kriminaluntersuchungen gequält, hinreichend verdächtig, „der Teilnahme an revolutionären Umtrieben und der Mitwirkung zur Erregung der Unzufriedenheit mit den Regierungen und der Unruhen im Volke im allgemeinen und in speziell gewaltsamen Revolutionen".

Aus solcher Zeit quoll als ärgstes Erzeugnis, lichtscheu in seiner Schamlosigkeit, die geheime Kabinettsorder vom 17. Oktober 1820 hervor, wie eine direkte königliche Erwiderung auf jene Volkswehrschwärmereien der Patrioten der Freiheitskriege: jeder Offizier des stehenden Heeres erhielt nun das Recht, die Schwärmer für deutsche Freiheit, Einheit und Verfassung niederzukartätschen, wenn er fand, daß die Zivilverwaltung zu lange zögere.

Während das Volk niemals von diesem obersten Gesetz, das über ihm waltete, erfuhr, blieb es als letzte entscheidende Triebkraft gewalttätigen Willens lebendig in den Schädeln der Herrschenden, die kein Bürgertrotz hemmte. Das ewige geheime, immer dunkel gefühlte, aber niemals in reiner aktenmäßigen Formulierung gekannte Recht des deutschen Volkes ist seine — militärische Zerstörung.

Die Nationalen und Liberalen von heute, die sich mit den Namen der Stein, Fichte, Gneisenau, Arndt, Jahn die Blässe entarteter Feigheit zu überschminken gewohnt sind, knien vor den unveränderten Nachkommen der Schergen von 1820 und ihrem herrlich männlichen Charakter!

[Januar 1914.]

Digitized by Google

Der Geßlerhut.

Taktvolle Bühnenbearbeitung für das liberale Theater.

(Wiese. Der Hut auf einer Stange.)

Frießhardt. Wir passen auf umsonst. Es will sich niemand
Heraus begeben und dem Hut sein' Reverenz
Erzeigen. Schlecht Gesindel ist das Volk.

Leuthold. Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Nur um zu beugen sich vor diesem Hut.

Frießhardt. Doch Galgenvögel gibt's, die weigern frech
Den Gruß der Ehrfurcht dem erhabnen Kaiser.

Leuthold. Für diese Rotte ist der Hut ein Pranger,
Vor dem wir stehn; dieweil die Reverenz
Uns Patrioten Hochgefühle weckt.

Mechthild. Da hängt der Landvogt — habt Respekt, ihr Buben.

(Tell kommt mit seinem Sohn.)

Tell. Das Land ist schön und gütig wie der Himmel,
Doch, die's bebauen, sie genießen nicht
Den Segen, den sie pflanzen.

Walter. Pfui Vater,
Du redest ja wie'n Sozi. Recht ist's doch:
Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

Tell. Weh, Junge, daß du Wehrkraftbube wurdest!

Walter. O, Vater, Heil dem Hut dort auf der Stange!

Tell. Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen.

(Frießhardt mit der Pike ihm entgegen.)

Digitized by Google

Tell. Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?
Frießhardt. Ihr habt's Mandat verletzt, Ihr müßt uns folgen.
Leuthold. Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen.
Tell. Freund, laß mich gehen.
Frießhardt. Fort, fort ins Gefängnis!
Walter. Den Vater ins Gefängnis! Sagt' es gleich,
Warum hat er verstockt die Huldigung
Dem leeren Hut der Majestät verweigert!
(Das Volk strömt herbei.)
Sigrist. Was gibt's?
Rösselmann. Was legst du Hand an diesen Mann?
Frießhardt. Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräter!
Rösselmann. Entsetzlich! Deß erfrecht sich unser Tell?
Walther Fürst. Um Gottes willen, Tell, was ist geschehen?
Frießhardt. Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will sie nicht erkennen.
Stauffacher. Das hätt' der Tell getan?
Melchthal. Der brave Tell?
Leuthold. Er hat dem Hut nicht Reverenz bewiesen.
Walther Fürst. (Erblassend, dann voll Zorn).
O Tell, hast du denn allen Takt vergessen?
Wir ehren uns, wenn wir das Zeichen grüßen,
Das kraft Verfassung und Gesetz uns beugt.
Wie lächerlich, so gegen die Person
Zu demonstrieren, die Gefühle zu
Verletzen, die monarchisch heiß uns glühen.
Tell (trotzig). Man ächtet uns, verhöhnt die Freiheit und
Entrechtet uns. Ich bin kein Sklave, der
Den Fuß in Demut küßt, der mich getreten.
Ich huldige, wo mich Gesinnung treibt.

Digitized by Google

Walther Fürst. Verblendeter, was sträubst du dich der Form
Der Höflichkeit? Auch ich bin frei gesinnt,
Doch weiß ich, was der Schicklichkeit gebührt,
Und was die Klugheit fordert.
Tell. Seid ihr Männer?
Rösselmann und Melchthal (Duett). Das sind wir, Gott sei Dank, doch wissen wir,
Was wir dem Kaiser schulden, den wir ehren,
Mag kommen, was da mag, auf unsre Rücken.
Du aber, Tell, bist reif für'n Staatsanwalt.
Wir haben fürder nichts gemein mit dir,
Denn du kompromittierst die gute Sache.
Tell (bitter). Die gute Sache!
Walther Fürst (beschwört). Ja die beste Sache.
Weißt du, was du getan, taktlos frevelnd?
Ich mach's dir ganz bewußt, das Maß der Torheit.
Du hast, o grenzenlose Missetat,
O ungeheurer Unsinn, nur das Wasser
Getrieben auf die Mühlen — —
Das Volk (durcheinander schreiend). Welche Mühlen?
Was für ein Wasser?
Walther Fürst (mit bebender Stimme). — weh, der — Reaktion!!
Tell (wie von Blitz getroffen). Ich Unglücksel'ger, wahrlich, schwere Schuld
Hab ich gehäuft. Nun wächst Zwinguri uns
Zehn Stockwerk höher in den freien Himmel.
Jetzt seh ich ein, was ich im Unverstand
Taktlos geirrt, rhetorisch blöd gefaselt:
Der Starke ist am schwächlichsten allein!
(Mit schnellem Entschluß.)
Doch nicht zu spät ist Umkehr. Sieh, o Volk,
O Volk der freien Schweizer — so sühnt Tell.
(Er wirft sich vor dem Hut auf die Erde und bleibt zehn Minuten in dieser Stellung. Das Volk kniet

Digitized by Google

nieder. Man hört tausendstimmige Rufe: Es lebe der Hut, es lebe der Kaiser. Das Echo der Berge wiederholt die Rufe. Geßler erscheint.)

Geßler. Ein braves Volk! Ihr wißt die Ehre wohl
Zu schätzen, die der Hut euch gönnt. Ich will
Von nun an hunderttausend Hüte auf
Den Feldern euch, den Almen, vor den Hütten
Errichten, daß die Rücken schneller beugen
Und öfter sich in treuer Fron für mich
Den Herrn ...

Das Volk (jubelnd). Heil, Geßler, heil!

Walther Fürst. Heil, edler Herr!

Tell (immer noch kniend).

Und ich hinfort will wallen durch das Land,
Und immer werdet Ihr mich finden vor
Der hunderttausend Hüte einem kniend.
Denn grade weil mir in dem freien Busen
Republikanisch glüht die stolze Seele
Hab ich gelernt: Die Tapferkeit ist Takt!

(Der Vorhang fällt, da sich nunmehr die weitere Handlung erübrigt.)

[Juni 1914.]

Digitized by Google

Inhalt

Erster Teil: Wir Toten auf Urlaub

Seite

1. Wir Toten auf Urlaub 5
2. Letzter Marsch 7
3. Krieg. Drei Szenen 9
4. Jaurès 15
   Nachtrag 1918 19
5. Völkerrecht. Einige Anmerkungen 21
   I. Rechtmäßige Völkerrechtsverletzungen . 23
   II. Volkswehr im Völkerrecht 37
6. Theorien und Phantasien vom ewigen Frieden. . 52
7. Die Theorie des großen Krieges 59
8. Die Neunte, das Werk der Zeit 69
9. Krottingen. Eine Erinnerung 75
10. Das Kursbuch der Weltgeschichte 81
11. Bismarck über Kriegführung und Kriegsziele. . . 88
12. Preußen — Italien — Österreich. Zur Naturgeschichte diplomatischer Verhandlungen und Verträge 96
13. Die Presse im Kriege 106
14. Die Wiener Kongreß-Akte. 116
15. Hus 123
16. Die Angst der Toten 131
17. Hat es ein Sozialistengesetz gegeben?. 139
18. Zusammenbruch! Ein Jahrwendgespräch 145
19. Die Lebenswinde 155
20. Mensch-Ersatz-Würfel 159
21. Die vier Könige. Die Urform einer evangelischen Erzählung 164
22. Das Abreiß-Gehirn 169
23. Die Austrocknung des heiligen Geistes 176

Digitized by Google

Seite

24. Aus Tagheften. 1914—1918 182
Humor und Idylle. — Internationales Gespräch. — Diplomatische Abhärtung. — Zuchthaus für Stimmungsbilder. — Laute Gedanken. — Die Kriegssprache. — Die Schwierigkeiten des Komparativs. — Die neue Erfindung. — Französische Gedankengänge. — Verdurstung als Kriegsmittel. — Und sie schrieben Briefe. — Märzstürme 1918. — Ein Opfer. — Die Sorge um Soissons. — Redeoffensive.

25. Kleine Kriegsmärchen. 204
Das Merkmal der Rassenzüchtung. — Arithmetischer Landesverrat. — Die völkerrechtswidrige leichte Verwundung. — Grenzsicherungen. — Das Leichengemüt. — Die Opposition. — Der Unheilbare. — Führer an die Front! — Ich habe es nicht gewollt. — Kultur mit Wasserspülung. — Die Schule des Fliegens. — Das Kriegsziel. — Verlustliste. — Der Lebenshaß.

26. Marx-Feier 221

Zweiter Teil: Die Heerstraße zum Abgrund.

1. Das gelbe Zeichen 243
2. Wir haben genug! 257
3. Der goldne Magnetberg. 264
4. Sozialdemokratie und Staatsform. Eine öffentliche Diskussion zwischen Kurt Eisner und Karl Kautsky 285
5. Der Sultan des Weltkrieges 326
I. Auswärtige Politik in der deutschen Sozialdemokratie. Persönliche Erfahrungen . . . 326
II. Vorwort. 331
III. Ergebnis 333
6. Die Tragikomödie des deutschen Liberalismus . . 342
7. Anekdoten vom Tage 406
Der Schwindler. — Der Mord. — Das freie Opfer. — Ein Leutnant und zehn Mann.

Digitized by Google

Seite

8. Luise. Eine Heiligengeschichte aus dem 19. Jahrhundert 411
9. Die Meineidslinde von Essen 421
10. Chefredakteur Wilhelm 425
11. Die Steuerlampe. Plan einer Zeitschrift 432
12. Meinungsbetrieb 437
13. Preß-Probleme 444
I. Das bürgerliche Preßgeschäft 444
II. Die Grundlegung der Größe der Parteipresse 449
III. Die notwendigen Reformen 455
14. Dynastische Geschichtsauffassung 463
15. Aus der Panther-Zeit 467
Sus — die deutsche Existenzfrage. — Innere und äußere Kolonisation. — Frankreichs Friedensbürgschaft. — Und nun?
16. Die hohen Stühle. 481
17. Hertling 494
Professor und Ministerpräsident. — Der Jubilar
18. Die Kabinettsorder von 1820 509
19. Der Geßler-Hut 521

Digitized by Google

GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

KURT EISNER

ZWEITER BAND

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN
1 9 1 9

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1919 by Paul Cassirer, Berlin

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Befreiung

Digitized by Google

Das ewige Friedensmanifest.

Kraft der Allmacht des Kalenders wird wieder unter den 500 Millionen Menschen, die sich — ein Drittel der Gesamtmenschheit — Christen nennen, das Friedensmanifest des himmlischen Gebieters verkündet, das den „Frieden auf Erden" in weithallenden Akkorden spendet. Die Botschaft ist fällig.

Wirre Weihnachten! Mehr ein Spottlied auf den Sinn der Feier als ein heiliger Festchoral.

Das Fest des Friedens beschließt das Jahr, in dessen Mitte die vom russischen Zaren veranlaßte Diplomatenposse, unter dem lieblichen Harfengetön der Abrüstung, die Idee des Völkerfriedens höhnend geißelte. Über dem Christbaum lastet der blutige Nebel eines verbrecherischen Raubkrieges, auf dem Weihnachtstische der Welt ächzen zerstückelte Leiber und modert verrucht gemordetes Leben, glanzlos brechende Augen starren aus dem grünen Geäst, das mit Granatsplittern und Hautfetzen, als wär' es Buntpapier und Flittergold, übersät ist.

Und wo nicht in Wirklichkeit der Krieg wütet, da sind doch die Gemüter erfüllt von den Vorstellungen der Vernichtung. Der Menschenwitz erschöpft sich in neuen Mitteln, um das Dasein der Kreatur zu zerstören. Die Parlamente vergeuden die Mittel der Völker für den Bau von Kasernen und Panzerschiffen. Die Lehre von dem Recht des Stärkeren ist zur Pflicht des Stärkeren gesteigert, die da gebietet zu herrschen und zu knechten. Das Evangelium des Hammers kündet am Vorabend des Weihnachtsfestes der Minister des christgermanischen Reiches. Und selbst den Kin-

Digitized by Google

dern schenkt man zur Weltfeier des Friedens Säbel, Flinten und Helme.

Das himmlische Friedensmanifest, das seit fast zwei Jahrtausenden alljährlich in die Erinnerung gerufen wird, ist noch wirkungsloser als das des irdischen Herrschers über ein Volk von Sklaven — ein leerer Klang, ein toter Schall. Es hat keinen anderen Erfolg, als daß es von Jahr zu Jahr in leidenschaftlicherer Form den Krieg in der Wirtschaft entfacht. Weihnachten ist ein Jahrmarkt, auf dem sich der Umsatz der Waren fieberhaft steigert. Der Konkurrenzkampf der großen und kleinen Händler wird in diesen Tagen zum grausamen Gemetzel, und die letzten Hoffnungen der Kleinen brechen verzweifelnd zusammen. Ein Heer von Handelsangestellten, Frauen und Männern, wird vom dämmernden Morgen bis in die Nacht hinein gehetzt, um die zahllosen Hände der Käufer zu füllen; sie peitschen die Nerven, um aufrecht zu bleiben, und, wenn die Friedensbotschaft über die Lande fliegt, haben sie nur das Gefühl teilnahmsloser Erschöpfung.

Auch nicht für einen Augenblick schweigt das Keuchen der Arbeitssklaven, verstummt das Wimmern der Zertretenen und Versinkenden. Hinein in die stille heilige Nacht tobt die wilde Jagd, und das Friedensmanifest ist nur eine flache Hürde, die niemanden hemmt, nicht Jäger, nicht Wild.

Aber was tut's. Sie sind einmal Christen und darum schuldig, das alte Mirakel wie eine ernste Wirklichkeit zu verehren. Tags zuvor brüllen sie nach dem starken Mann, der das Freiheit suchende Volk der Bedrückten würgen möchte, und 24 Stunden später haben sie an allen Menschen ein Wohlgefallen. Sie weiden sich unablässig an der Wollust des Verfolgens, und plötzlich bekennen sie sich zu der aufrichtenden Wahrheit des Evangelisten: Selig sind, die Verfolgung leiden! Sie scharren Schätze, plündern wuchernd die Arbeit der Armen, um in üppigem Überfluß zu genießen, und

Digitized by Google

kehren nun andächtig ein in den Stall, da die Not den Heiland gebar. Jedes Wort, das in diesen Tagen die Christen sprechen, ist ein Pfeil wider sie selbst.

Es ist eine der seltsamsten Wandlungen der Geschichte, wie das Christentum, das im Ursprung eine Erlösungsreligion der Ärmsten war, zu dem eitlen Schaustück und gefährlichen Machtmittel der Herrschenden ward. Das Demütigende und Entsagende, das die Lehre in sich barg, die nur den Heldenmut des Leidens kannte, ermöglichte diese Umkehrung des Sinnes des Christentums. Von Haus aus ein seelisches Befreiungsmittel der Unterdrückten, ward es, wegen seiner passiven Tendenz, zu einer Waffe der Herrschenden im Klassenkampf, zu einem Instrument der Zähmung und Bändigung der Massen. Die Geschichte des wahren Christentums ging schon in den ersten Jahrhunderten zu Ende — was hernach kam, war nur die Erhaltung des Namens, dessen Inhalt von allem Christlichen gereinigt war.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in den Zeiten des Urchristentums, wafd es als ein Widerspruch empfunden, daß ein Christ zu den Edlen und Mächtigen gehörte. Tertullian, der um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts die reine Lehre Christi erläuterte und verbreitete, erklärte, daß alle Gewalten und Würden dieser Welt nicht nur Gott fremd, sondern feindlich sind. Die Verwalter der höchsten Staatsämter durften während ihrer Amtsdauer keine christliche Kirche betreten — es galt als eine Entweihung des christlichen Gottesdienstes, wenn staatliche Würdenträger an ihm teilnahmen. Heute ist von dieser Sitte des reinen Christentums nichts mehr übrig; im Gegenteil, der Gottesdienst wird geadelt durch die Gegenwart der hohen Würdenträger, die ihrerseits aus ihrer Christlichkeit ein Mittel gestalten, auf der Stufenleiter der Gott feindlichen Herrschaftsämter empor zu klimmen.

Digitized by Google

In unserem scheinchristlichen Zeitalter wird selbst der Krieg verchristlicht, und es wird gesagt, daß ein guter Soldat ein guter Christ sein müsse. Jener Lehrer des Urchristentums aber schrieb, daß ein Christ überhaupt nicht Soldat werden dürfe: „Glauben wir etwa, daß es erlaubt sei, einen menschlichen Fahneneid auf den göttlichen zu setzen, von einem anderen Herrn nach Christus uns den Eid abnehmen zu lassen und sich von Vater und Mutter und jedem Verwandten loszusagen, die das Gesetz denn doch zu ehren und nächst Gott zu lieben vorschreibt, und welche auch das Evangelium, sie bloß nicht höher stellend als Christum, so geehrt hat? . . . Wird der Sohn des Friedens wohl in der Schlacht mitwirken, er, für den sich nicht einmal das Prozessieren geziemt? Wird er Gefangennehmungen, Kerker, Foltern und Todesstrafen anordnen, er, der nicht einmal die ihm selber zugefügten Beleidigungen rächt? . . . Dann wird er die, welche er am Tage durch Exorzismen vertreibt, bei Nacht beschützen, gestützt oder ruhend auf der Lanze, womit die Seite Christi durchbohrt wurde."

Wer Krieg führt, der wird dem Christentum fahnenflüchtig, so schreibt der Bekenner des Urchristentums. Seitdem ward die Lehre ins Gegenteil gewendet, und das „Frieden auf Erden" ward darum zur leeren Formel, die alljährlich einmal in den Rauschstunden eines lärmenden Festes verhallt.

Und dennoch ist der Gedanke des wahren Christentums nicht ganz erstorben, nur hat er sich von den Christen zu denen geflüchtet, die als die Bekenner des Antichrist verleumdet und verfolgt werden, und die aus der duldenden, mystisch schwärmenden Gefühlsseligkeit ein zielklares Programm vernünftigen Handelns gestaltet haben. Ihnen ist „der Frieden auf Erden" keine im Widerhall sich selbst verspottende Phrase, sondern das Streben ernster Kulturarbeit. Das Proletariat ist der redliche Träger und Kämpfer

Digitized by Google

für jenes Weihnachtsfest der Zukunft, in dem das ewige Friedensmanifest nicht mehr vonnöten ist, um den Kultus der brutalen Gewalt heuchlerisch zu umflittern, sondern wo es eine Erinnerungsfeier sein wird an jene Zeit, da der Friedensschluß unter den Völkern beschlossen ward. Es wird das Weihnachtsfest sein, von dem Ada Negri singt:

Es fließt kein Blut mehr, das in roten Fluten
Die Erde oft so schmerzensreich getränkt,
Die Kriegsgöttin dämpft des Streites Gluten
Und hat die Waffen friedlich jetzt gesenkt.

Es schweigt der Mitrailleusen tolles Knallen,
Kein Donner von Kanonen mehr erkracht,
Und Kriegslieder hört man nicht mehr schallen
Durch das Getümmel und den Lärm der Schlacht.

Die Welt ist jetzt ein Vaterland, die Seelen
Von heiliger Begeisterung durchbebt,
Und sanft ein Friedenssang aus tausend Kehlen
Von einem Ufer an das andre schwebt.

[Weihnachten 1899].

Digitized by Google

Ein Friedhof der Lebenden.

Wer die Straße, an der der schmucklose, fast dörfliche Saal des Essener Parteitages lag, weiter verfolgte, der kam nach kurzem Spaziergang zu einer idyllischen Ansiedelung, die unwillkürlich zum Verweilen einlud. Bunte, zierliche Giebelhäuschen, einfach und anmutig, mit freundlichen Erkern, mitten in kleinen Gärten versteckt, die voll glühender Herbstblumen prangten; fast wuchsen die üppigen Blüten über die Giebel der Häuser empor. Jede dieser traulichen Heimstätten ist ein kleines Reich für sich. An einer Stelle breiten sich zu beiden Seiten eines grünen Platzes auch zierlich gegliederte Reihenhäuser.

Es ist feierlich still in der ganzen Ansiedelung. Man sieht keine spielenden und lärmenden Kinder. Zwei Kirchlein, eine protestantische und eine katholische, erheben sich in ihrer gefälligne Holzarchitektur nicht allzu stolz über die Wohnhäuser; auch der liebe Gott haust, so scheint es, in diesem Gefild schlicht und bescheiden, nur ein wenig die Menschen überragend. Ein größeres Gebäude trägt den Vermerk, daß der Eintritt verboten sei; im Hofraum liegen hohe Haufen von Weidenruten aufgeschlichtet, es ist wohl eine Werkstatt, in der Körbe geflochten werden. Im Vorgarten eines Hauses sieht man die Kirchen und die Häuser der Kolonie sauber in kleinen Holzmodellen nachgeschnitzt; der Inhaber zeigte sie eben nicht ohne Selbstbewußtsein einer Dame, die vielleicht als Spielzeug eines oder das andere kaufen will. Am Ende der Kolonie treffen wir einige größere Gebäude, Krankenhäuser, Erholungsheime, Altersasyle. Alles atmet beschaulichen Frieden, künstlerisch verfeinertes Behagen,

Digitized by Google

eine Insel der Ruhe. Selbst die Essener Luft, die immer mit Kohlenstaub und Schmieröl gesättigt ist, scheint diese Oase zu verschonen; würzige, natürliche Luft läßt endlich wieder einmal die Lungen freier atmen. Eine Hölle ist dieser westfälische Industriebezirk. Es ist ein unerträglicher Gedanke, daß hier Hunderttausende, Millionen Menschen leben müssen, in einer Welt, wo die dürftigen Grashalme und die Kohlblätter der Eisenbahnböschungen schon landschaftliche Schönheit darstellen. Wie kam das Paradies plötzlich mitten in das Reich gigantischer Unholde, die sich vom Blut des Lebens nähren und alle Schönheit verschlingen?

Wenn man in Essen sich erkundigt, was irgendein Gebäude, eine Ansiedelung, ein Werk sei, so hört man fast immer das Zauberwort: Krupp. Keine absolute Monarchie hat jemals in allen ihren Teilen so uniform den Stempel des Herrschers getragen, als Essen die Marke Krupps. Es ist eine Stadt, die um einen Industriethron herum gebaut ist. Auch dieses Eiland gehört Krupp, ist eine Kruppsche Schöpfung. Mitten in der Kolonie gewahrt man jetzt auch ein Denkmal — einen Granitblock, in dem das Medaillon des jungen Krupp eingefügt ist, und eine Inschrift belehrt uns, daß dankbare Arbeiter aus ihren Groschen den Stein ihrem teuren Wohltäter errichtet haben.

Es ist Altenhof, der soziale Stolz Essens, der Triumph der großindustriellen Wohlfahrt, die Altersstätte der Kruppschen Invaliden, wo sie geruhig den Rest ihrer Tage zubringen können, ohne Arbeit, sofern sie nicht etwa noch fähig sind, sich mit Flechtarbeit einen letzten Nebenverdienst zu schaffen. Dieser Rest der Tage muß nicht eben groß sein, sonst müßte die Kolonie viel umfangreicher sein. Die alten Ehepaare, die hier hausen, beeilen sich offenbar, das Paradies zu verlassen. Stirbt einer der Gatten und kann sich der Überlebende allein nicht mehr helfen, so verläßt er

das Einzelhaus und wird in das Massenquartier, das Altersheim, gebracht, bis er von dem Friedhof der Lebenden in den Friedhof der Toten übersiedelt, auf dem es keine Kindergräber gibt.

Altenhof — müssen hier nicht endlich die Lästerer des Kapitalismus verstummen und die zornigsten Ankläger des Unternehmertums schamvoll die giftige Zunge hemmen? Wie herrlich ist doch die Entwickelung! Nichts mehr davon, daß sich die Alten, Invaliden, Siechen mit der wimmernden Drehorgel an die Landstraße setzen müssen. Sorglos wohnen sie im eigenen Heim. Und diese Häuser haben auch nichts mehr von der grauenhaften Öde der Arbeiterhäuser, dieser geschwärzten Backsteingräber ohne Farbe, ohne Form, wie sie die Kruppsche Wohlfahrt der älteren Periode noch massenhaft als Zeugnisse der barbarischen kapitalistischen Vorzeit hingestellt hat. Hier vermählte sich die Kunst mit der Arbeit und dem weisen sozialen Herzen eines Wohltäters . . .

Aber wo ist die glückselige Bevölkerung dieses sozialen Paradieses? Es scheint wie ausgestorben. Oder sollten etwa diese bleichen greisen Gestalten, die erloschenen Blickes, müde und interesselos die sauberen Straßen entlang schleichen, die Einwohner sein? Wozu dann der bunte Tand, der dann doch nicht mehr wäre, als ein bunter Sarg? Aber jetzt sehe ich diese Gestalten auch in den Erkern, an den Fenstern, zwischen dem lustigen Blumengestrüpp der Gärten. Haben sie alle die Sprache verloren, daß sie nicht plaudern, scherzen, lachen? Wie Gespenster wandeln sie und stehen sie. Verlorene, versonnene Seelen, fast wie man sie in jenen unheimlichen Totenhainen der Irrenhäuser sieht, wo die melancholisch Irren stumm beieinander stehen, nur nach Einem unverwandt schauend, dem Tode.

An einem Gartenzaun sehe ich ein altes Ehepaar, das freundlich blickt und in deren bleichen Gesichtern doch noch einiges Leben sich regt. Ich bitte um die

Erlaubnis, die Wohnung besichtigen zu dürfen. Bereitwillig, fast mit etwas eitler Genugtuung, führen mich die freundlichen Alten. Wie ich in die Türe trete, nehme ich den Hut ab. Der Alte, dem ein Arm fehlt, wehrt energisch ab. Ich soll den Hut aufbehalten, er sei nur ein einfacher Arbeitsmann. Er wird böse, als ich dennoch barhäuptig bleibe. Und ich muß mit dem Hut auf dem Kopf das kleine Anwesen besichtigen, zwei Zimmer, und oben unter dem Dach, wie er sagt, noch eine Kammer. Alles ist sauber und hell, aber innen ist nichts mehr von der künstlerischen Kultur des Äußeren. Der Essener Spaziergänger, der Wohlfahrtsbummler, geht ja nur vorbei. Da genügt die Fassade. Die innere Ausstattung haben die Invaliden selbst zu besorgen. Also sind die billigsten, geschmacklosesten Tapeten angeklebt. Der Hausrat ist armselige Bazarware. Das lohnt sich für den Wohltäter nicht, sich auch darum zu sorgen, was niemand sieht. Künstlerischer Hausrat — das geht über die Kraft und die — Lust. Aber nein, man soll nicht ungerecht sein. Es ist zu gestehen, daß Krupp auch für die Kunst im Leben der Invaliden sorgt. Die Wände und Schränke sind behangen und bestellt mit Kruppbildern in Steindruck und Photographie und Gips. Dutzendfach ist der alte und der junge Herr zu sehen, sehr geschmacklos und sehr billig. Aber der Hausbewohner weist auf sie mit nicht geringerer Andacht hin, als der russische Bauer seine Heiligenbilder verehrt.

Nichts anderes kennt der alte Mann. Seine ganze Seele ist ausgefüllt mit dem Bilde seines Herrn. Das hat der Kapitalismus aus dem freien Menschen, dem Ebenbild Gottes, gemacht: Unterwürfige, demütige Geschöpfe, die noch dankbar sind, daß sie für ihren Herrn Millionen erarbeiten durften, die in Rührung vergehen, weil sie in Frieden wohnen können, nachdem ihnen die Arbeit das Mark des Lebens bis zum letzten Atom ausgeschürft hat.

Digitized by Google

Denn kaum einer kommt in dieses Paradies, der noch wahrhaft lebt. Es ist das Ruheland der Abgeschiedenen. Altenhof ist ein Totenhof von Menschen, die sich noch bewegen. Aber das Lebensfeuer ist ausgeglüht. Wer zwanzig Jahre Feuerarbeiter gewesen, der ist kein Mensch mehr, der seines Daseins sich bewußt ist. Keinen Tag früher läßt ihn die Arbeit los, ehe denn alle Kraft bis zum Letzten versiecht ist. Hat er aber aufgehört, zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu genießen, versagen Muskeln und Nerven völlig, nun dann geht er ein in diese geschminkten Gräber als tottraurige Staffage für die stolze Augenweide kapitalistischer Wohlfahrt.

So weit bringt es das christliche Unternehmertum in seiner unermeßlichen Liebe also doch — bis zum heiteren, bunten, leuchtenden Friedhof von Lebenden, die zwischen ihren eigenen Gräbern wandeln und die lustigen Blumen auf ihnen selber begießen . . .

[September 1907.]

Digitized by Google

Kommunismus des Geistes.

Die ältere Generation der deutschen Sozialdemokratie hat das geistige Lesen an zwei Männern gelernt, die Inbegriff und Steigerung aller überkommenen Bildung waren: An Lassalle und Karl Marx. Es war eine wenigstens in der deutschen Geschichte durchaus neue Erscheinung, daß die tiefste Wissenschaft selbst sich unmittelbar an die ungelehrten Massen wandte. Alle deutschen Denker vor ihnen sprachen immer zu einer Gemeinde von Auserwählten, und sie waren ängstlich bemüht nachzuweisen, daß sie nicht daran dächten, dem gemeinen Volke zu predigen. Sie lehrten die Menschheit in ihrem Begriff, nicht in ihrer Materie. Der Stil der deutschen Philosophie ist freilich wesentlich bestimmt durch die Zwangsweisungen des Allgemeinen Landrechts, das die Nation in ihrer Gesamtheit von der Bildung ausschloß und den Versuch der Unberufenen, unmittelbar dem Volke gefährliche Geheimnisse zu entschleiern, als Hochverrat ahndete. Immerhin, die Scheidung einer gelehrten Minderheit und einer unwissenden Menge wurzelte tief in dem Bewußtsein der klassischen Denker. Fichte entwarf nach Pestalozzis Vorbild seine kommunistischen Bildungsinseln, auf denen in strenger Abgeschlossenheit von der lebendigen Verwesung einer entarteten Kultur erst einmal die Gesamtheit der Jugend erzogen werden sollte, damit sie dann fähig würden, Bürger eines geschlossenen Handelsstaates zu sein; seine Reden an die deutsche Nation waren nichts wie eine Propädeutik für ein kommunistisches Gemeinwesen, dessen literarische Ausführung den Philosophen die letzten Lebensjahre beschäftigte, ohne daß dieses

bisher nur in Bruchstücken bekannt gewordene sozialistische System der letzten Periode bisher vollständig veröffentlicht wäre. Die Meinung war also bestenfalls, daß das Volk, das gemeine Volk, erst durch eine allgemeine Bildungsschule hindurchgehen müßte, ehe es tätiges und gleichberechtigtes Bürgertum werden könnte. Der Unterschied zwischen Esoterikern und Exoterikern war doch noch genau so stark auf weltlichem Gebiet, wie der zwischen Klerikern und Laien im Kirchenstaat. Mit dem Aufwuchs der proletarischen Bewegung nun schwand dieser Unterschied, der Tendenz nach. Die höchste Bildung sollte Gemeingut gerade der tiefsten Masse werden; das Vertrauen zur schaffenden Gleichheit aller menschlichen Vernunft war so groß, daß man überzeugt war, die bloße Zwischenkunft der großen Erzieherin, der menschlichen Not, genüge, um die Geister fähig zu machen, den Ertrag tausendjähriger Gedankenarbeit zu erfassen, und zwar nicht nur im Inhalt des Wissens, sondern auch in der Methode der Forschung.

Dieses kühnste Experiment und dieser, wie es scheint, ausschweifendste Anspruch hatte den ungeheuersten Erfolg, bloße geistige Forderung bestimmte von vornherein die überlegene Würde und den selbstbewußten Stolz der proletarischen Bewegung. In dem weltgeschichtlichen Klassenkampf des Bürgertums mit der Feudalität war die politisch unterdrückte Klasse nicht nur wirtschaftlich herrschend gewesen, sondern sie war auch im Vollbesitz aller Bildung, in Wissen und geistiger Schulung dem Adel weit überlegen. In der proletarischen Bewegung setzte sich das unvergleichlich gewaltigere Unternehmen durch, begehrte sich durchzusetzen, daß eine Klasse, die vom Besitz und der Bildung ausgesperrt war, die an technischem Wissen und intellektueller Schulung tief unter der beherrschenden Klasse stand, sofort, anscheinend durch die Auf-

Digitized by Google

stellung der idealen Forderung allein, sich weit über die mit allen Hilfsmitteln ausgerüstete Klasse in der Moralität der geistigen Verfassung erheben sollte. Das hohe Ziel zeugte durch sich selbst erhöhte Wirklichkeit. Die proletarische Bewegung hatte in der Tat seit ihren Anfängen diese Überlegenheit beibehalten, zu der sie ihre ersten Meister aufriefen; wenn nicht in allen Einzelleistungen, so durchaus in ihrer Gesamtstimmung. Die Grundanschauung von dem möglichen Gemeinbesitz der Bildung ist durch die Entwicklung der sozialdemokratischen Kulturarbeit über jeden Zweifel gestellt worden. So sehr immer auch die Verwirklichung hinter der Forderung zurückbleiben möchte, die ideale Richtung des sozialdemokratisch erzogenen Proletariats weist zu jenen Höhen, die ihm am Ausgang gezeigt waren. Die proletarische Presse hat sich bisher all den aufdringlichen Verführungen entzogen, so volkstümlich ordinär wie die Lokal- und Generalanzeiger zu werden. Wo sich das Proletariat als Kunstgemeinde organisiert hat, wie in den freien Volksbühnen einiger Großstädte, da begehrt es ausschließlich die höchsten Schöpfungen der Weltkünstler. Die Arbeiter sind das beste Publikum für ernste Kunst geworden. Wirkliches politisches Interesse findet man außerhalb ganz enger bürgerlicher Zirkel nur im Proletariat; insbesondere ist der gebildete und der ungebildete Mittelstand politisch tot. Umfangreiche wissenschaftliche Werke schwierigen Inhalts werden außer von Professoren nur noch von Arbeitern gekauft und gelesen. Eine politische und soziale Aufklärungsliteratur strengeren Stils ist in Riesenauflagen im Proletariat verbreitet worden. Wenn einmal ein Wahlrecht nach der politischen Bildung abgestuft werden sollte, das Proletariat brauchte um das Bestehen des Examens nicht besorgt zu sein, wie denn klar ist, daß wirkliches politisches Leben überhaupt nur in der Ar-

beiterschaft herrscht. Diese durch schwere Tagesarbeit abgerackerten Proletarier setzen sich abends in ihre Stube und lesen von Anfang bis zum Ende ihre oft schwerflüssige Zeitung, sie gehen in politische Versammlungen und beschäftigen sich in wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionsabenden mit den dunklen Problemen der menschlichen Gesellschaft. Von der Partei und Gewerkschaft ist in der Tat so etwas geschaffen worden, wie eine pädagogische Provinz, in der das Proletariat für seine geschichtliche Mission erzogen wird.

Indessen, in demselben Maße, in dem sich der Kommunismus der Bildung aus eigener Kraft der Masse, der Tendenz nach, siegreich durchringt, um so größer werden doch die Schwierigkeiten des Ausgleichs zwischen den idealen Möglichkeiten und den harten Realitäten. Jeder, dem das Glück beschieden ist, im Proletariat zu wirken, wird Stunden haben, in denen ihn der Zwiespalt niederbeugt. Und um die Depression zu überwinden, muß er immer dann ein wenig in die Öde studentischer und gut bürgerlicher Kreise hinabtauchen, um den ganzen Unterschied proletarischer Regsamkeit und bürgerlicher Stumpfheit tröstlich zu verspüren. Aber gerade weil in der Arbeiterschaft die Möglichkeit zur vollkommenen Kulturentfaltung gegeben ist, darum quält die Einsicht in die scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihr Schranken setzen.

Die alte Generation der Arbeiterführer gewann die Formen ihrer Weltanschauung, indem sie die großen Ideen und die kühn aufstrebende Logik jener Meister des Sozialismus buchstabierte. Das Material der aktuellen Politik und der Einzelwissenschaften blieb zunächst außerhalb ihres Gesichtsfeldes. Sie gewannen erst den festen Grundriß ihres Geistes, dann wuchsen sie allmählich in der öffentlichen Betätigung selbst in die Wirklichkeit der lebendigen Dinge hin-

Digitized by Google

ein. Sie füllten die allgemeinen Formen, die sie beherrschten, stofflich aus. Die Entwicklung der einzelnen hielt gleichen Schritt mit dem Aufstieg der allgemeinen Bewegung aus kleinsten einfachsten Anfängen. Ganz anders heute! Indem die heutige Arbeitergeneration in das öffentliche Leben eintritt, flutet über sie eine unübersehbare Menge von Einzelerscheinungen, die schon als bekannt vorausgesetzt werden. Jede Zeitungsnummer redet in Namen, Begriffen, Tatsachen zunächst eine völlig fremde Sprache. Das ganze Leben in seiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit richtet sich vor ihrem Geiste auf einmal auf und heischt, von ihr bewältigt zu werden. In karg bemessenen ermüdeten Stunden, mit den primitivsten Hilfsmitteln, ohne vorher irgendwie ausgerüstet zu sein, soll der junge Arbeiter das ganze Chaos der Probleme im ordnenden Bewußtsein einheitlich bewältigen. Die Gefahr liegt nahe, daß er bei allem hingebenden Eifer dem Anprall erliegt und statt der geistigen Durchdringung sich auf eine äußerliche buchstabenmäßige, unsicher tastende und flüchtig gleitende Aneignung beschränkt. Heutige Zeitungen, Versammlungsreden, auch Broschüren und Bücher, selbst Bildungsvorträge einfachster Art setzen doch immer schon ein Maß von Kenntnissen voraus, die der junge Arbeiter nicht besitzt. Oft macht ein einziges Fremdwort, das er wegen Mangels an sprachlicher Vorbildung nicht genau erfassen kann, ihm unendliche Schwierigkeiten, und das halbe ahnende Verständnis gewöhnt ihn daran, in Worten und Vokabeln, statt in Sachbegriffen, frei nachschaffend, zu argumentieren.

Die Volksschule versagt völlig. Sie gibt ihm schlechterdings nichts für das Leben mit. Ich habe oft in meinen Bildungsvorträgen, die ich auch in entlegenen kleinen Orten halte, Gelegenheit, erschreckt zu beobachten, wie wehrlos die Volksschule die Jugend macht, anstatt sie zu rüsten für die künftigen Auf-

Digitized by Google

gaben eines Staatsbürgers. Die Anfüllung der Gehirne mit kirchlichen und geschichtlichen Legenden ist ein Verbrechen an der Schule und den Menschen, die ihr anvertraut sind. Die wenigen Jahre, die die Proletarierkinder in einiger Freiheit ihrer Ausbildung widmen könnten, werden vergeudet. Es kann gar nicht anders sein; eine Schule, die beabsichtigt, die Heiligkeit des Vergangenen den Seelen einzuprägen, muß künftige Krüppel erziehen. Jede fruchtbare Bildung kann immer nur von einem großen Zukunftsziel ausgehen. Die Volksschule will bewußt von der Kultur absperren, weil sie von einem Staate unterhalten wird, dessen herrschende Klassen fürchten, daß eine zu geistiger Begehrlichkeit erzogene Jugend und ein für die Aufnahme aller Bildung gerüstetes Proletariat nicht mehr geneigt ist, sich den kapitalistisch-feudalen Arbeitsbedingungen zu unterwerfen, unter die die große Masse der heutigen Menschheit gebeugt ist. So wird die spätere Selbsterziehung des Proletariats nicht durch die Schule vorbereitet und ermöglicht, sondern im Gegenteil: die Bildungsarbeit muß erst mit der Forträumung des Schulgestrüpps beginnen. Die Volksschule liefert die Kinder an das Leben aus, ohne wissenschaftliche, künstlerische, politisch-soziale Disposition. Das Lehrziel der heutigen Massenschule ist erreicht, wenn der reifende Mensch in Dunkelheit und Unkenntnis über sich gedrillt ist. Die proletarische Bewegung braucht aber Köpfe, die dem Bürgertum nicht nur gewachsen, sondern überlegen sind.

Wie können die Arbeiterorganisationen mit ihren bescheidenen Mitteln diese Aufgabe lösen? Ein ganzes Heer von Wissenschafts- und Kunstbeamten wird besoldet, nur um ein paar tausend Söhne der besitzenden Klassen für die Regierung und Verwaltung, für den Rechts- und Medizinbetrieb, für die Forschung und die Kunst zu erziehen. Der Staat verfügt über eine zahllose Menge von besoldeten Sachverständigen,

Digitized by Google

deren ganze Lebensaufgabe darin besteht, irgendein Teilproblem, eine einzelne Frage des politischen und sozialen Lebens zu bearbeiten. Was die gesamte Staatsmacht für eine winzige Minderheit, nicht einmal allzu reichlich, leistet, sollen die Millionen der Besitzlosen aus eigener Kraft sich selber geben. Ist diese Aufgabe einer wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen und auch körperlichen Gesamterziehung durch sich selbst überhaupt denkbar, geschweige zu lösen? Ohne die stärksten Erzieher, das harte Leben selbst und den aufs höchste gespannten Willen, wäre die Aufgabe freilich eine leere Utopie. So aber hat sie die moderne Arbeiterschaft in der Tat übernommen, und sie ist rüstig an das Werk gegangen, ohne vor den Hindernissen zurückzuschrecken. Sie weiß, daß sie helle Köpfe braucht. Seit dem Mannheimer Parteitag stehen die Bildungsbestrebungen im Vordergrund des Interesses, und wenn vielleicht die Bewegung selbst äußerlich in den letzten Jahren stiller geworden scheint und weniger in die Ohren wirkend, so ist es eben die geräuschlose und tiefe Arbeit scheinbaren Rastens, die unabhängig von allen lauten Erfolgen des politischen Marktes vorwärtsdringt und Zukunft säet.

Unbeachtet blieb dieses stille Erziehungswerk nicht. Mit dem Kriminalblick des Jahrhunderte hindurch geübten Polizeimeisters hat die preußische Staatsgewalt die Massenbildung seit jeher nicht aus den Augen verloren und stetig beobachtet. In dem mit Hilfe eines entarteten Liberalismus geschaffenen Reichsvereinsgesetzes erkennt man deutlich die Spuren der Befürchtungen. Der Ausschluß der jugendlichen Arbeiter unter 18 Jahren von politischen Versammlungen ist gegen die neuen Jugendbildungsbestrebungen der deutschen Arbeiterschaft gerichtet. Längst sind die maßgebenden Kreise auf die Lücke aufmerksam geworden, die zwischen der wahrhaft preußischen Volksschule und dem Eintritt in den nicht minder

Digitized by Google

wahrhaft preußischen Militärdienst klafft. In dieser Zeit vom 14. bis 18. Lebensjahr rafft sich die stürmisch aufdrängende Kraft die Elemente der künftigen Weltanschauung, die später nicht mehr überwunden wird, wenigstens nicht bei den bereits ins Erwerbsleben gestellten drei Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen unter 18 Jahren. Es läßt sich voraussehen, daß die negative Jugendklausel im Reichsvereinsgesetz eine positive Ausfüllung durch irgendeine Form staatlichen obligatorischen Jugendunterrichts finden wird. Daß man zunächst alle möglichen gutgesinnten Jugendvereinigungen gründen wird, um jene Lücke auszufüllen, ist ebenfalls selbstverständlich.

Außerhalb solcher besonderen staatlichen Schwierigkeiten aber ist die ganze deutsche Entwicklung ein schweres Hemmnis für die Durchdringung der gesamten Nation mit dem Kulturbewußtsein, das die geistige und materielle Arbeit der Jahrtausende erobert hat. Kein zivilisierter Staat ist so sehr vom Kommunismus der Bildung, dieser Voraussetzung jeder wirklichen Nation, entfernt, als gerade Deutschland. Die Spannung zwischen der Welt der bürgerlichen Bildung und dem Reich der handarbeitenden Masse hat nicht nachgelassen, sondern zugenommen. In Preußen gibt es nur ganz selten einen Aufstieg aus den Massen zu den Stellen höherer Ausbildung. Der eine Student der Juristerei proletarischer Herkunft, der bestenfalls im Durchschnitt jedes Jahr auf preußischen Universitäten angetroffen wird, ist typisch für die antidemokratische Richtung der deutschen Gesellschaft. Niemals hat die deutsche Literatur Männer hervorgebracht, die so in das unmittelbare staatlich-gesellschaftliche Leben und in alle Breiten und Tiefen des Volkes gewirkt haben, wie die Heroen in anderen Kulturen. Wie eingesperrt in enge Zirkel ist schließlich ein Lessing oder ein Schiller (die übrigens durch den Zwang der Rechtsordnung apolitisch sein mußten)

Digitized by Google

gegen die weltbewegenden Voltaire oder Rousseau. Wo haben wir heute in Deutschland einen Zola oder Anatole France, einen Edmondo de Amicis oder Björnson, einen Tolstoi oder Gorki, einen Ruskin oder Crane! Wo ist bei uns die University extension, die in den angelsächsischen Kulturen blüht, wo die Studenten, die ihr höheres Wissen dermaßen in den Dienst des allgemeinen Unterrichts stellen? Steigt einmal ein Professor zu den Massen bei uns herab, so will er bekehren. Daher das tiefe Mißtrauen gegen alle Volksbeglückerbestrebungen von oben, das in der deutschen Arbeiterschaft häufig herrscht.

Diese nationale Zerreißung wirkt zunächst ungünstig auf die Intellektuellen selbst. Wissenschaft und Kunst werden exklusiv, verschwenden ihre Kraft in den geistig minder begehrlichen privilegierten Klassen und werden schließlich in ihrem innersten Wesen deformiert, indem sie sich einerseits den Weisungen der Staatsgewalt und dem Geschmack des kaufkräftigen Publikums anpassen, sodann aber, ihre innere Unfruchtbarkeit für eine wahrhaft nationale Bildung empfindend, sich in spezialistischen Dünkel verlieren. Losgelöst von dem Mutterboden des Volkstums werden ihre Träger ein Erzeugnis der Familieninzucht und erreichen so auch an persönlicher Fähigkeit bei weitem nicht das mögliche Maß.

In der Rückwirkung auf die Masse der geistig Entbehrenden und Begehrlichen äußert sich diese beklagenswerte Trennung der Intellektuellen von der aufsteigenden Klasse darin, daß es nun auch im deutschen Proletariat an erziehenden Kräften mangelt. Es schwillt zwar das geistige Proletariat an, aber diese Kraft liegt brach, verkümmert und wird nicht nutzbar gemacht für die Kulturbewegung des Proletariats. In den großen Industriezentren kann für die geistigen Bedürfnisse der Arbeiterschaft noch allenfalls gesorgt werden. Sowie man aber von der Heerstraße abbiegt,

trifft man überall in Deutschland jene Arbeiterorganisationen, die sich mit unsäglich rührendem Eifer wissenschaftlich und künstlerisch zu bilden suchen und die doch aus der Wirrnis nicht herauskommen, weil es ihnen an jeder Anregung durch eine berufsmäßig geschulte Kraft fehlt. Die große Gemeinde der Freien Volksbühne in Berlin hat wohl die Mittel, die Arbeiterschaft zum Genusse der neunten Symphonie zu sammeln. In Berlin ist eine Arbeiterbildungsschule möglich, gedeihen gewerkschaftliche Fortbildungskurse, ist sogar eine Arbeiterakademie gegründet worden. Ähnliche Bestrebungen sind noch in einigen anderen großen Städten erfolgreich. Aber wer in die Provinz hinausgeht, der hat etwa Gelegenheit einer Märzfeier beizuwohnen, zu der die strebende Arbeiterschaft des Ortes mit großen Opfern — schon die Ersetzung der Kosten der Eisenbahnfahrt verschlingt die mühseligen Beiträge von Monaten — zwar einen bekannteren Festredner aus der Ferne sich hat kommen lassen, wo dann aber eine elende Dorfkapelle zu Ehren der Märzgefallenen den Walzer aus der Lustigen Witwe kratzt und ein erbarmungswürdiger Gesangschor in dem Mindestmaße von Zeit das Höchstmaß von falschen und unreinen Tönen erzielt. Diese Erscheinung verdient keinen Spott, sondern sie enthält die tiefe Tragik der besten Elemente der Nation, die nicht nur ausgeschlossen sind von den materiellen Gütern des Lebens, sondern deren heißer Drang nach geistigem Brot nur mit Steinen befriedigt werden kann. Hier entblößt sich aber auch die schwerste Schuld der deutschen Intellektuellen. In allen Zentren lungern müßig und verdrossen junge Gelehrte, Künstler, Dichter, Maler und Musiker, die ihr Los beklagen, weil sie ins Leere arbeiten. Sie darben materiell und seelisch, da sie im Grunde keine Mission haben. Die Arbeiterschaft aber wendet verhältnismäßig hohe Beträge von ihren niedrigen Löhnen an, um sich die

Digitized by Google

Möglichkeit wissenschaftlicher und künstlerischer Erziehung zu leisten. Die Nachfrage nach Kräften ist groß, das Angebot gering und oft von minderem Wert. Ist ein Ausgleich möglich, wird irgendwo ein Weg sichtbar, der in Deutschland die Intellektuellen der großen nationalen Bildungsaufgabe dienstbar machen könnte?

Es ist wenig Hoffnung. Jene jungen Leute besserer wissenschaftlicher Ausbildung und künstlerischen Talents müßten vor allem sich daran gewöhnen, ohne all die Eitelkeit und den Plunder eines höheren Menschentums als schlichte Arbeiter unter die Arbeiter zu gehen, ohne irgendeinen anderen Ehrgeiz, als von ihren Kräften aus reinem Willen der Allgemeinheit zu leisten, was sie vermögen. Dennoch scheint es mir nicht ganz ausgeschlossen, daß sich allmählich in den wissenschaftlichen und künstlerischen Bezirken Produzentenorganisationen bilden, für die die Arbeiter dann die Konsumgenossenschaften bilden. Insbesondere ließe sich auf künstlerischem Gebiete eine derartige Organisation schaffen. Eine Gruppe von jungen ehrlich strebenden und leistungsfähigen Künstlern aller Art, die der Arbeiterschaft für all ihre festlichen Veranstaltungen zur Verfügung stände, könnte auch wirtschaftlich ihr Fortkommen als Berater und Mitwirkende der Arbeiterbestrebungen finden. Auf dem künstlerischen Felde wäre das Mißtrauen leichter zu überwinden, als auf dem wissenschaftlicher Aufklärung. Aber auch hier ist eine Annäherung zwischen den Lagern, ein ehrliches Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Bildung, ein immer dringender werdendes Bedürfnis.

Der Kommunismus der Bildung ist nicht zum wenigsten eine Lebensbedingung der berufsmäßigen Bildner. Das Wesen der Bildung selbst steigt mit ihrer Verallgemeinerung. Sie wird Natur, indem sie Kultur der Gesamtheit durchführt; und vor allem würde die Sozialisierung der Bildung jenen geschichtlichen Fluch

Digitized by Google

von der deutschen Kultur nehmen, der die geistige Trainierung in Gegensatz zur Erziehung des Willens geleitet hat. Alle Bildung ist letzten Endes Strategie des Willens. Das Elend der deutschen Politik, die Ausschaltung der Nation von der Leitung seines eigenen Schicksals, die politische Farblosigkeit und Unreife der deutschen Nation, die kleinbürgerliche Unentschlossenheit und Charakterschwäche eines Volkes, das sich niemals die demokratische Selbstbestimmung erobert hat, beruht in der Wurzel auf der Zerklüftung der allgemeinen Bildung, die nicht nur die Menschen auseinandergerissen hat, sondern auch den Intellekt und den Willen, die Idee von der Tat. Erst der Kommunismus der Bildung wird aus der bloßen, sich selbst genügenden Literatur eine Kultur des Handelns gestalten.

[Mai 1908.]

Anmerkung 1918. Hier wurden vor einem Jahrzehnt Entwickelungen angedeutet, die sich heute unter dem Modewort vom tätigen Geist — in aristokratistelnder Benommenheit — literarisch aufdrängen. Die organisierte Bildungsarbeit im deutschen Proletariat wuchs immer mehr in die Breite; auf dem Nürnberger Parteitag 1918 erregte ich als ihr ketzerischer Kritiker den übereinstimmenden Unmut der Delegierten. Ich schlug neue Wege vor, die aber auch — dort wo sie versucht wurden — nicht zum Ziele führten. Das Grundübel steckte in der verdorrten Seele der Organisation. In den letzten Jahren vor dem Kriege entstand — in merkwürdiger Übereinstimmung mit den stürmischen Emanzipationsregungen der bürgerlichen Jugend — auch in der proletarischen Jugend eine neue Geistigkeit, die auf individuelle Willensbildung gerichtet war; das war die verheißungsvolle Bewegung der „Achtzehnjährigen", die aber von den alten Routiniers der Partei und Gewerkschaften mit wachsendem Mißtrauen beobachtet und in ihrer Freiheit mehr und mehr von den Aufsichtsinstanzen beengt wurden. Der Krieg hat diese jungen Arbeiter fortgeschleppt und die gleichgesinnten Mädchen Granaten drehen lassen.

Digitized by Google

Religion des Sozialismus.

Eines Sonntags im Herbst 1908 sollte ich in einer Volksversammlung zu Abenberg sprechen, einem abseits gelegenen fränkischen Städtchen, zu den sieben Orten gehörig, die sich um den Ruhm streiten, die allein echte Stammburg der Hohenzollern zu bergen. Es ist eine katholische Enklave; die fleißigen und still versonnenen Frauen mühen sich in der überlieferten Heimkunst der Silberspitzenklöppelei. Es war die erste sozialdemokratische Versammlung im Ort. Ich durfte also nichts voraussetzen und mußte unmittelbar den Zugang zu den unverbildet empfänglichen Gemütern finden. Ich hatte angekündigt, daß ich über „Religion des Sozialismus" sprechen wollte. Aber schon die Überschrift hatte man nicht verstanden und geglaubt, ich würde über „Religion und Sozialismus" reden, über die berühmte Privatsache und dergleichen. Ich hatte mir zuvor vergebens überlegt, wie ich das gewählte Thema ausführen könnte. Noch als ich im Versammlungssaal stand, und der Vorsitzende sich anschickte, mir das Wort zu geben, hatte ich keinen Plan, nicht einmal den Anfang. Mich bedrückte die Fremdheit dieser Hörer. Da, im letzten Augenblick, als ich die andächtig sitzenden Menschen vor mir sah, flogen mir die Gedanken und Worte zu, und ich improvisierte die Ausführungen, die ich hier in einer Jahre später durch den Druck verbreiteten Skizze wiedergebe.

Der Vortrag hatte Folgen. Der Pfarrer des Ortes, der zur Versammlung eingeladen, aber nicht erschienen war, predigte vorher und nach-

her fanatisch in der Kirche gegen mich. Da er nicht wußte, was ich gesagt, und auch meinte, ich hätte über die Stellung der Sozialdemokratie zu Religion und Kirche gesprochen, holte er gegen mich vor, was er in den München-Gladbacher Agitationsheften gefunden haben mochte. Seine Gemeinde, soweit sie mich gehört hatte, wurde durch die fortgesetzten Angriffe des Geistlichen gegen mich, aufgebracht, weil man erkannte, daß er gegen eine von mir gar nicht gehaltene Rede schimpfend loszog. Und als der Pfarrer schließlich sogar bei einem Begräbnis (eines meiner Hörer) gegen mich predigte, um angesichts des Todes und der ewigen Verdammnis vor dem Verführer zu warnen, kam es zur offenen Empörung der Gläubigen gegen ihren Hirten, die, wenn ich mich recht entsinne, damit endigte, daß man es für geraten hielt, den Heißsporn an einen anderen Ort zu versetzen.

Es gibt Hunderte von Religionen auf der Erde, verschieden in ihren Vorstellungen und Lehren, in ihren Organisationsformen und ihrem Verhältnis zu den staatlichen und gesellschaftlichen Verfassungen. Aber eines ist allen Religionen gemeinsam: ihre letzten Ursprünge verlieren sich im Dunkel der Vorzeit, und auch die Formen, in denen sie sich heute noch betätigen, sind vor vielen Jahrhunderten gebildet worden. Die jüngste unter den großen Weltreligionen, der Islam, ist fast dreizehn Jahrhunderte alt. Seitdem sind wohl neuere Sekten entstanden, auch konfessionelle Abspaltungen, aber eine wirkliche neue, machtübende Religion ist nicht mehr erwachsen. Es scheint mithin, als ob die Menschen und Völker der neuen Zeit die Kraft verloren hätten, aus ihren eigenen gegenwärtigen Lebensbedingungen heraus eine Religion zu gestalten, gleichwie die Baumeister der Gegenwart nicht mehr vermögen, jene Wunderwerke religiöser Kulte zu schaffen, die im Mittelalter errichtet worden sind.

Digitized by Google

Wie seltsam, daß die heutige Menschheit ihre religiösen Bedürfnisse in geistigen Gebilden befriedigt, die in anderen Ländern, anderen Völkern, anderen Sprachen und von Grund aus anderen politischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen sich entfaltet haben! Die Religion verheißt uns, die schwersten Fragen unseres Daseins zu beantworten, unsere tiefsten Sehnsüchte zu befriedigen; die Fragen und die Sehnsüchte wurzeln in unserm heutigen Leben, drängen aus den Zuständen, Gärungen, Nöten unserer heutigen Zeit, aber die Antworten suchen wir in der Weisheit fremder verschollener Jahrtausende, und wir stillen unsern Durst in den Zisternen, die in der Morgendämmerung der Geschichte befruchtender Regen gefüllt hat.

Liegt hier nicht ein unlösliches Geheimnis verborgen? Heißt es nicht in Wahrheit, daß unsere religiösen Triebkräfte erloschen sind, wenn wir uns begnügen mit der Überlieferung von Religionen, die die Völker überwundener Kulturen sich gebildet haben, anstatt daß wir selbst, gleich unseren Vorfahren, die Fähigkeit betätigen, unser Leben von heute in religiöser Einheit zu beseelen?

Dieser Widerspruch wird um so schroffer, wenn wir das Wesen aller alten Religionen uns vergegenwärtigen. In allen alten Religionen, die heute noch herrschen, spiegeln sich deutlich die sozialen und politischen Verhältnisse, die natürlichen und geistigen Lebensbedingungen ihrer Entstehungszeit. Sehen wir von allen einzelnen Religionen ab, so erkennen wir insgemein, daß sämtliche alten Religionen aus dreifacher Wurzel erwachsen sind: aus der Ohnmacht des Menschen vor der Natur, aus der Wehrlosigkeit des einzelnen gegen die gesellschaftliche Ordnung, in die er hineingeboren worden ist, aus der Furcht der Sterblichen vor dem Tode.

In seiner Religion setzt sich der Mensch der Vergangenheit zunächst mit den ihn bestimmenden Naturgewalten auseinander. Die Menschen jener Vergangenheit haben keinerlei Naturerkenntnis. Alles ist ihnen wunderbar, rätselhaft, schrecklich. Weil sie die Natur nicht kennen, beherrschen sie sie nicht, und weil sie die Naturkräfte nicht beherrschen, fürchten sie sich vor ihnen. Dem Gewohnten lernen sie schließlich vertrauen, aber jede Unregelmäßigkeit muß ihnen unheimlich, grauenverkündend erscheinen. Religionsforscher haben darauf hingewiesen, wie sehr die Gottesvorstellung des Judentums, aus dem das Christentum entstanden ist, noch durch die ursprüngliche Heimat der Israeliten bestimmt sind, am Fuße eines Vulkans, der in friedlichen Zeiten die Weinberge und Saaten fröhlich gedeihen läßt, aber im Zorn alles Leben ringsum in Glut und Asche zerstört. Der Mensch jener Zeiten freut sich der lebenspendenden Sonne, die vom blauen Himmel herunterstrahlt. Plötzlich ballen sich schwarze Wolken zusammen, ein wirbelnder Sturm bricht wie aus einem unbekannten Lande heulend hervor, ein furchtbares Krachen dröhnt aus dem eben noch so stillen Himmel, und feurige Schlangen laufen zischend über die aufgeregte Welt. Und plötzlich schnellt eine dieser Schlangen herab. Die Hütte, die eben noch gegen die strömenden Himmelsfluten Obdach gewährte, geht in Flammen auf, und Menschen und Tiere, die atmenden, sind auf einmal aus dem Leben geschleudert — Leichname. Wie soll sich dieser Mensch das schreckliche Schauspiel deuten, er weiß nicht, was ein Gewitter ist. Aber sein Denken sucht nach einem Grund der Zerstörung, und so entsteht die Vorstellung von dem strafenden Gott, der ihm ob seiner Sünden zürnt. Zerknirscht betet er und opfert er, um den Zorn des Gewaltigen zu beschwichtigen. Und siehe da, der Himmel heitert sich auf und über dem ganzen Gewölbe spannt sich ein wunderherr-

Digitized by Google

liches Farbenspiel, wie ein Zeichen der Erhörung, eine Brücke der Versöhnung. Die Menschheit von heute weiß, was ein Gewitter ist, sie weiß, wie ein Regenbogen entsteht. In jedem naturwissenschaftlichen Laboratorium lassen sich ähnliche Erscheinungen wie Gewitter und Regenbogen künstlich herstellen. Noch mehr, auch die himmlischen Gewitter können wir Menschen zähmen, wie ein Haustier, und wenn noch so sehr der große Geist im Himmel uns zürnen mag, er hat keine Macht mehr über uns, wir bändigen seine Blitze, daß sie keinen Schaden anzurichten vermögen. Wir brauchen bloß auf das Dach einen kupfernen Stab mit einer vergoldeten Spitze zu setzen und kein Gewitter kann uns etwas anhaben. Der Blitzableiter ist stärker als alles Zürnen der Natur. In den Dörfern läutet man wohl auch heute noch die Glocken, wenn ein Gewitter heranzieht, aber die Kirche selbst vertraut man doch nicht dem Schutz des Glockenläutens an, sondern ganz oben findet sich auf dem Turm, vorsichtshalber, ein Blitzableiter.

Wenn den Menschen der Vergangenheit nächtlich unter den vertrauten Sternbildern plötzlich ein blutroter, langgeschwänzter Fremdling erschien, so war für sie das Vertrauen in die gewohnte Ordnung der Natur auf einmal erschüttert. Woher die düstere Erscheinung? Ein Vorzeichen, eine Zuchtrute, die Ankündigung furchtbarer Strafen für die sündige Menschheit. Heute überrascht uns kein Komet. Der Astronom hat seine Schleichwege aufgespürt, und er berechnet seinen Lauf. Und er prophezeit: dieser Komet wird im Jahre 2786 am 12. Juli 1 Uhr 38 Minuten $22^1/_2$ Sekunde nachmittags wieder zum Vorschein kommen, und er ist sicher, daß der Gast sich pünktlich einstellen wird. Jeder Zeitungsleser weiß heute schon Monate voraus, wann ein Komet erscheinen wird. Es gibt keine Überraschung, also auch kein Erschrecken. Wir ängstigen uns auch nicht, wenn die Sonne sich

plötzlich beschattet; wir glauben nicht, daß dann ein böser Geist die Sonne verschlingt, denn jeder Schulbube weiß, welch harmlose Erscheinung eine Sonnenfinsternis ist. Meer und Hochgebirg sind keine Schrecken mehr für uns; denn wir beherrschen mit unsern Schiffen die furchtbarsten Stürme und unsere Eisenbahnen klettern zu den höchsten Gipfeln empor. Dieselbe Kraft, die das Gewitter unsern Vorfahren so schrecklich machte, heute in den Dienst menschlicher Arbeit gestellt, ermöglicht uns, über Hunderte von Meilen hinweg zu schreiben, zu sprechen, zu hören, Wasserfälle, Ströme zu verwandeln in Licht und Kraft, die unsere Nächte taghell machen und unsere Maschinen treiben, daß wir heute in einem Tage mehr Güter zu erzeugen vermögen als die frühere Menschheit in einem Jahrhundert. Selbst Ausbrüche von Vulkanen, die auch heute noch Tausende und Hunderttausende von Opfern in wenigen Sekunden zu mähen vermögen, betrachten wir nicht mehr als Strafen für menschliche Versündigung. Wir kennen die natürlichen Ursachen der Erdbeben, und die heutige Menschheit antwortet auf solche furchtbaren Katastrophen nicht mit brünstiger Verzweiflung, sondern sie ruft die Solidarität der Menschheit an, um Hilfe zu spenden, und sie stellt dem Ingenieur die Aufgabe, erdbebensichere Häuser zu konstruieren, damit die stürzenden Trümmer nicht Leben erschlagen.

So hat sich unser Verhältnis zu den Naturgewalten von Grund aus umgeändert. Keine Spur mehr der Anschauung ist uns geblieben, die in jenen alten Religionen die Vorstellungen der Angst und Verzweiflung geformt hat. Wir fürchten die Natur nicht mehr, wir durchdringen ihre Wunder, ihre Kräfte sind der Grundquell all unserer heutigen Kultur. Wir lieben die Natur, wo sie groß und erhaben ist, das stürmische Meer, der einsame Gletscher erfüllt uns mit Andacht und stolzer Verehrung, seit sie wegsam für uns ge-

Digitized by Google

worden. Wir glauben an die Natur, weil wir sie kennen, wir preisen ihre Kräfte, und wir wissen keine höhere Aufgabe, als ihre Geheimnisse immer tiefer zu ergründen, und die unbeirrbaren Gesetze ihres Wesens der menschlichen Freiheit dienstbar zu machen. Dieses triumphierende Gefühl ist die Religion der heutigen Menschheit, und so erkennen wir, daß sich in Wirklichkeit doch über allen alten Religionen eine neue mächtige Religion gestaltet, die unser heutiges Leben auf der ganzen Erde beherrscht: die Religion des Sozialismus, der aus der Entfaltung der Naturkräfte seine neue herrlich aufsteigende Zuversicht gewinnt.

Wie der Mensch der Vergangenheit das Verhältnis seiner Ohnmacht zur Natur in düsteren religiösen Schreckvorstellungen umdeutet, so gibt ihm seine Religion auch die Auskunft über die furchtbaren Ängste seines politisch-gesellschaftlichen Daseins. Diese Religionen sind entstanden und entfaltet in einer Zeit, da die große Masse der Menschheit aus Sklaven bestand, das heißt aus Rechtlosen, aus Sachen, mit denen ihre Herren und Peiniger treiben durften was sie wollten. Dieses Dasein war für die große Masse in der Tat ein Jammertal, aus dem es kein Entrinnen gab. Man hätte ohne die Religion schließlich am Leben verzweifeln müssen. Warum sind wir arm und jener reich? Warum müssen wir alle Unbill dulden und jene dürfen uns quälen, ausbeuten, töten, ganz nach Willkür? Dieser Wahnsinn der menschlichen Verhältnisse läßt sich nicht lösen. Vielleicht erheben sich einmal die Sklaven in auflodernder Wut gegen ihre Herren. Aber die Gewalt schlägt sie nieder und es wird schlimmer denn zuvor. Die große Masse der Menschen ist ohnmächtig gegen die Gesellschaftsordnung, in der zu leben sie schuldlos verurteilt worden sind. Aber die menschliche Vernunft empört sich gegen dies unerträgliche Schicksal; und weil die Körper sich nicht zu wehren vermögen, so suchen die Seelen

eine Zuflucht. Das kann doch unmöglich der Zweck des menschlichen Daseins sein, so jammervoll dahinzugehen, die Herzen voll von Sehnsucht nach Glück und Freude und immer nur gemarterte, mißhandelte hungernde und frierende Lasttiere der Arbeit! Aus diesem Zwiespalt vernünftigen Denkens und sinnlos grausamer gesellschaftlicher Zustände entsteht der Flucht- und Zufluchtsgedanke des Jenseits: wenn dann in diesem Leben es keine Erlösung gibt, so muß nach dem Tode dennoch das wahre Leben der Gerechtigkeit und Freiheit beginnen! Das war der notwendige Trostgedanke, der die Menschen vor dem Zusammenbruch rettete, und das war die große niemals verächtlich zu wertende Leistung des Christentums, daß es die Sklaven lehrte, das Leben zu ertragen. Wir wissen wohl, wie schmählich später die weltlich-politische Organisation der Kirche diesen frommen, heiligen und heilenden Trostgedanken mißbraucht hat, indem sie ihn umkehrte und zu einem Werkzeug der Unterdrückung fälschte. Der Skave erträumte den Himmel, weil er im Diesseits ohnmächtig war, sein furchtbares Dasein zu erlösen. Daraus fälschte man die Lehre, weil der Sklave des Himmels gewiß sein muß, soll er sich hienieden in alle Gewalt seiner Peiniger geduldig fügen. Dennoch, jener Gedanke der Erlösung war in seinem Ursprung selbst Erlösung. Man begreift nun auch, wie die alten Religionen die Jahrhunderte überdauern konnten, denn die soziale Ohnmacht der beherrschten Klassen wie des einzelnen gegenüber der bestehenden Rechtsordnung dauerte bis in die neueste Zeit unverändert, ungemildert. Der leibeigene Bauer, der bis an die Schwelle der Gegenwart die Masse des unterdrückten Volkes darstellte, ist in Deutschland erst im neunzehnten Jahrhundert, in Bayern erst durch die Revolution von 1848 befreit worden. Das Industrieproletariat aber, das seitdem entstanden ist, hat trotz aller seiner sozialen Unter-

Digitized by Google

drückung und Ausraubung doch als Erbteil der großen Menschheitskämpfe wenigstens das Recht der freien Geburt, der Selbstbestimmung erhalten. Der geburtsfreie Proletarier weiß, daß er nicht das wehrlose Opfer einer durch alle Ewigkeit dauernden unentrinnbaren Gesellschaftsordnung ist, sondern er hat erkannt, daß alle menschlichen Ordnungen Menschenwerk und deshalb vergänglich sind. Diese Einsicht gewann er, weil er ja selbst mitwirkte an der Gestaltung der Rechtsverhältnisse.

Nur ein paar Jahrzehnte zurück und es gibt keine politische Betätigung der Masse: kein Wahlrecht, kein Parlament, keine freie Presse, kein Vereinsrecht. Was heute dem Proletariat das mächtigste Werkzeug der Notwehr gegen den Kapitalismus geworden ist, das Koalitionsrecht, war noch in einer nahen Vergangenheit Verbrechen der Meuterei, des Aufruhrs, des Hochverrats; wer sich mit seinen Arbeitsgefährten zur gemeinsamen Selbsthilfe zusammenfand oder gar durch Arbeitseinstellung bessere Lebensbedingungen zu erzwingen versuchte, hatte die schwersten Strafen verwirkt, Peitsche, Folter, Zuchthaus, Schafott.

Jetzt aber ist die Menschheit mündig geworden. Sie hat die Ohnmacht in der Erduldung überkommener politischer und sozialer Verhältnisse überwunden. Wie immer noch unsere Rechte und Freiheiten verkümmert sind, wie immer noch die rohe Gewalt des Staates wie einzelner bevorrechteter Personen die freie Selbstbestimmung der Masse zu lähmen bemüht ist, und aus aufrechten, ihrer Würde und ihrer Aufgaben bewußten Menschen zitternde Untertanen zu demütigen versucht, — wir wissen heute dennoch, daß wir stark genug geworden sind, den Anteil an den Gütern des Lebens, die Rechte und Freiheiten zu besitzen, die wir entschlossen sind uns zu erringen. Wir sind nicht mehr ohnmächtig, wir haben im Gegenteil alle Macht, wenn wir nur wollen, wenn wir durch gemeinschaft-

liches entschlossenes, ehern zusammenhaltendes Handeln die politischen und sozialen Zustände herbeizuführen bereit sind, die unsere Menschenvernunft uns klar und hell zeigt: Brot, Freiheit, Glück für alle, ohne Unterschied auf dieser Erde, in diesem Leben!

Haben wir so Macht über unser eigenes Schicksal gewonnen, so beflügelt unseren Willen der junge Glaube zur Tat, daß die Menschheit zu erreichen vermag, was uns als Ziel ihres Strebens vorschwebt. Dieser Glaube an die Zukunft ist unsere Religion, die hell, tapfer, freudig dem Leben zugewandt ist und das Leben aller zur reichsten Blüte zu entwickeln strebt. Die Religion des Sozialismus in ihrem Kraftgefühl und ihrer Daseinsbejahung hat die Verzweiflung des Jammertals, die Hoffnungslosigkeit des irdischen Geschicks für immer überwunden.

Aber wenn auch, wie jeder uns zugeben wird, in der Tat diese Religion des Sozialismus für die Rätsel unseres heutigen Daseins die rechte lösende Antwort findet, haben wir dann, so wird man fragen, wirklich den ganzen Sinn des Lebens erfaßt, für vernünftige Menschenzwecke wertvoll gedeutet? Bleibt nicht gerade dann, wenn es uns gelingt, das Dasein der ganzen Menschheit zu all seiner möglichen und denkbaren Herrlichkeit zu entfalten, mit verschärfter Bitternis die quälende Tatsache bestehen, daß dennoch all diese Herrlichkeit für die Menschen endigen muß — im Tode. Der natürliche Lebenstrieb jeder Kreatur hat sich in lähmende Todesangst verwandelt. Nicht immer haben die Völker den Tod gefürchtet. Aber besonders seit dem Mittelalter ist es wie eine Geisteskrankheit über die Menschheit gekommen, daß sie sich in schrecklichen Zuckungen vor nichts mehr fürchteten als vor dem Ende. Und keine schwerere Schuld hat kirchliche Machtbegierde auf sich geladen als die Ausbeutung der Todesangst, die Marterung der Gewissen. Dadurch erst sind die Menschen auch see-

Digitized by Google

lisch zu Sklaven geworden. Wir haben es nie begriffen, wie einzelne Menschen von Fleisch und Blut, wie wir alle, es vor ihrem Gewissen verantworten konnten, arme gequälte Kreaturen, die schon auf Erden die Hölle hatten, nun noch mit der gesteigerten Hölle nach dem Tode zu ängstigen.

Was wollen wir Menschen denn im tiefsten Grunde? Wollen wir ewig leben? Ewig leben können, heißt soviel wie ewig leben müssen. Das aber wäre der Tod, die wahre Hölle alles Lebens. Wenn wir Menschen gezwungen wären, niemals wieder, wie wir ins Leben kamen, so auch aus dem Leben gehen zu können, der Lebenszwang wäre das Unerträgliche, das unser Dasein vom ersten Tage an vergiften müßte. Nein, es ist gnädig von der Natur eingerichtet, daß das Leben des einzelnen, wenn es ein Weilchen sich geregt hat, auch wieder in stillem Frieden zu erlöschen vermag.

Verhängnisvoll ist diese Geisteskrankheit für die Entwicklung der Menschheit geworden. Denn indem wir entsetzt und verängstet auf den natürlichen Tod starrten, vergaßen wir den Kampf gegen den künstlichen Tod, der vor der Zeit die Menschen zerstört, diesen Tod, der der Fluch der Menschengeschichte geworden ist, und den wir, wenn nicht fürchten, so doch hassen und bis zur Ausrottung verfolgen müssen. Herrlich ist es, nach getaner Lebensarbeit, nach Erschöpfung der Glücksspenden des Daseins, wieder davonzugehen. Aber es gibt keine entsetzlichere Vorstellung, als denken zu müssen, daß in Wahrheit nur wenige Menschen ihr Leben leben können. Unübersehbar die Opfer der Schlachtfelder, auf denen in den Jahrhunderten die Jugend verfaulen mußte. Unübersehbar die Zahl der Opfer, denen durch Hunger, Überarbeit, gesundheitsgefährliche Arbeitsverhältnisse das Leben künstlich verkürzt, verkümmert, verkrüppelt worden ist. Und gibt es einen gräßlicheren Gedanken als diese Massenerscheinung,

daß Millionen von armen kleinen Menschenkindern, wenn sie kaum das Licht der Sonne erblickt und damit das Recht gewonnen und die Sehnsucht dunkel empfunden haben, daß auch sie nun teilhaben werden an den Strahlen des Lebens, sofort wieder nach wenigen Tagen und Monaten, düsteren Vorwurf in den erlöschenden Augen, sterben müssen, nur weil die Mütter unter der Ungunst ihrer Daseinsverhältnisse nicht genügend an gesunder Nahrung für sie besaßen, weil sie in den engen Wohnhöhlen tödliches Gift einatmen. Diesem künstlichen Tod gilt der Kampf der Sozialisten, und unser religiöser Glaube ist es, daß wir einst eine Menschenordnung erreichen werden, in der jeder, der geboren ist, keine Stunde vor dem natürlichen Ende, vor der erlösenden Ruhe vernichtet wird.

In diesem tätigen Glauben wird das Bedürfnis nach Unsterblichkeit in all seiner sehnsüchtigen Tiefe ganz erfüllt. Der einzelne Mensch stirbt, aber die Menschheit lebt. Und daß das Leben dieser Menschheit sich immer reicher und größer gestalte, das ist der Inbegriff unseres Ringens und Kämpfens. In der Gemeinschaft, der Solidarität der Menschheit wird der Unsterblichkeitsglaube Wahrheit und Wirklichkeit. Was jeder Gutes tut im Dienste der Menschheit, und sei es die bescheidenste Leistung des namenlosen, ärmsten Mannes im fernsten einsamsten Dorfe, das kann niemals untergehen, darin verbürgt sich seine persönliche Unsterblichkeit, das ist die Aussaat seiner unsterblichen Seele in alle Ewigkeit. Zu diesem schöpferischen Unsterblichkeitsglauben steigt die Religion des Sozialismus gipfelan.

Sieben Briefe. An eine Freundin.

I.

Natur und Kultur.

... Wie ich von Dir Abschied nahm, war es das letzte Mal, daß ich einem Menschen die Hand drückte, in dem Begehren, sie fest zu halten. Nun bin ich alt geworden, und es ist vergeblich, noch Krieg gegen das Alter zu führen. Ich schließe meinen Frieden mit dem ergrauenden Haar. Es ist das sicherste Zeichen, daß mein Leben zum Abend hinabrinnt, daß ich aufgehört habe, mich nach irgendeinem bestimmten Menschen zu sehnen. Nur nach der Menschheit drängt sich mein Sinn, nur in ihrer Idee erfüllt sie mein Gemüt mit Wärme und Licht. Wenn man leiblich abstirbt, erwacht ganz, mit allmächtigem und ausschließendem Zwang die große Sache und heischt Hingabe bis zum letzten Blutstropfen; wenn man nicht einen Menschen mehr zu lieben vermag, beginnt man die Milliarden des ganzen Menschengeschlechts zu lieben, die vor uns waren, mit uns wandeln und nach uns zur Sonne schauen werden.

Und dennoch! Ist es ein Rest noch von unüberwindlicher Jugend? In dem Augenblick, wo ich wußte, daß ich von allem Persönlichen mich für immer trennte, erwachte in mir die drängende Lust, geistig mit Dir zu wandern, die ich niemals wiedersehen werde; tief aus dem Herzen mit Dir zu reden, deren Stimme ich nicht mehr hören werde; endlich Dich mir zu erringen, die Du ein Weilchen mein zu sein schienest, und mir doch nie gehört hast. Jetzt, wo alles Sterbliche zwischen uns zerronnen ist, will ich zu Dir

reden, wie in eine weit verlorene Ferne, die ich zu mir locken will. Ich will Dich zu mir bekehren, jetzt, da es zu spät ist, ein rechter altmodischer Schwärmer, der die Heimat seines Gefühlslebens in einer längst verschollenen Zeit hat, während er äußerlich hart und nüchtern und klügelnd auf dieser Erde kämpft, die das Fühlen verlernt hat. Ich baue Dir meine Welt auf, Dir ganz allein, wie einem einsamen verstoßenen Kinde zu Weihnacht, die ein Wunder ihm bescherte. Ich muß endlich einmal reden wie ein Mensch, der sich selbst zu bekennen wagt, mit all seiner Wärme, seiner Begeisterung, seiner Empfindsamkeit und der ganzen Trauer seiner unbefriedigten, friedlosen Ungeduld.

Gelingt es, einen guten Menschen für eine Sache zu bekehren, dann ist der Sieg dieser Sache gewiß.

So laß uns also gemeinsam wandern. Sei willig dem alten Schulmeister mit dem spottenden Verstand und dem törichten Herzen, das nicht zu entsagen lernt . . .

*

Ist es nicht seltsam, daß ich in all den Jahren, da wir beieinander lebten, im Grunde niemals mit Dir von den Dingen gesprochen habe, die mich bewegten? Ich gab Dir wohl einmal ein Buch mit einer scheuen, fast stummen Widmung. Ich lockte Dich wohl auch ein paarmal in eine Versammlung, in der ich sprach. Du lasest die Bücher und sprachst nicht darüber. Du hörtest die Reden und schwiegst bewegt. Ich wußte nie recht, wie tief das alles in Deine Seele drang. Aber vielleicht ist es immer so, daß man gerade zu dem Nächsten nichts von alledem spricht, was uns am nächsten ist.

Nun aber haben wir doch einmal davon gesprochen. Und das war, als wir für immer uns voneinander wandten.

Wir stiegen aus den Bergen hinunter. Das Leben

Digitized by Google

auf einer Einöde, in die wir eingekehrt waren, hatte uns sonderbar berührt. Da spielte sich nun weitab von allem Menschengewimmel ein Lebensschicksal ab im steten Kampf mit den Launen der Natur, und nur aus unendlicher Ferne drang das Brausen des großen Daseins herüber. Nur die Marktpreise des Viehs verknüpften die kleine Familie, die dort oben hauste, mit dem Getriebe der Welt. Und wenn nicht etliche Maschinen in den Schuppen gestanden hätten, so hätte man glauben können, daß dort drei Jahrhunderte spurlos vorübergegangen wären, seitdem der Urahne auf felsigem Grunde dort oben das wohlbefestigte Gemäuer aufgeführt. Nichts hatte sich scheinbar geändert. Die Zeit stand still, während die Arbeit gleichmäßig und rastlos die Tage verband und die einfachen und großen Freuden und Schmerzen des Menschengeschlechts wechselten: Geburt und Tod, Liebe und Scheiden. Ein freies Menschenhäuflein, in sich abgeschlossen, unabhängig von dem Volke der Tiefe, mit harten rissigen Händen, dem Sturm und dem Wetter die Frucht des Bodens abtrotzend, die Fruchtbarkeit der Tiere sorgsam fördernd und überwachend.

Nachdenklich gingen wir den Weg zu dem Eisenbahnzug, der uns wieder in die große Stadt führen sollte. Das Gefühl überkam uns, das wir Großstädter empfinden, wenn wir in einsame Menschensiedlungen verschlagen werden, wenn wir nächstens im Eisenbahnzug an hundert stillen Dörfern vorüberhuschen, in denen ein paar Lichtlein aufblinken. Wie sonderbar, daß überall Menschen die Möglichkeit des Lebens finden, daß sich in solcher Enge und Losgelöstheit überhaupt Leben abzuspielen vermag.

Wir gingen schweigend. Der späte Herbst, den die Abendröte noch tiefer erglühen ließ, hielt in sehnender Angst noch die letzten blutenden Blätter fest, daß sie ihm nicht entweichen möchten. Schon stieg im Tal dichter, kältender Nebel herauf. Die Einsamkeit über-

mannte uns. Die Natur war auf einmal verlassen und entseelt. Mich drängte es nach Menschen, nach dem lärmenden Treiben der Stadt, nach dem gehäuften, getriebenen, erhitzten Dasein; nach den rauchenden Schlöten, den surrenden, dröhnenden Maschinen, nach Bogenlampen und Straßenbahnen, nach der ganzen chaotischen Wildheit, mit der der Menschenwitz die Natur überlistet und übersteigert hat.

Und ich begann zu reden von der ganzen Welt der Industrie, von der Erhabenheit der Technik und von der neuen gewaltigen Bindung und Bildung der Menschen, die der Kampf des Proletariats und die Erlöserkraft der sozialistischen Idee dereinst gewißlich erringen würde. Wie klein und arm dieses Dasein des Dorfes, gar der Einöde! Nur wo die Menschen in ihrer Fülle schaffen und wirken, begehren und opfern, ringen und rütteln; wo die Konflikte eines unübersehbar verästelten Daseins erbarmungslos aneinander prallen; wo das Leben in tausendfältiger Qual, in ungeheurem Chor des Schreckens aufschreit; wo niemand den andern kennt, und wo doch gerade deshalb erst das Bewußtsein der Menschen erwacht — nur dort ist das Leben wert, gelebt zu werden!

Da beugtest Du Dich zur Erde und, als ob Du endlich nach vieljährigem Nachdenken den Entschluß einer letzten unveränderlichen Antwort gefunden hättest, sagtest Du leise, ein wenig zitternd: Ich fühle nichts von dem, was Du fühlst. Ich begreif's nicht einmal im Grunde. Deine Ideale bewegen mich nicht, und das, was Du Leben nennst, ist mir Widerwille und Qual. Ich hasse die zusammengedrängten Menschen, die sind niedrig, voll schmutziger Begierden und entarteter Instinkte — in tausend Abhängigkeiten eingeschnürt —, und die stete Gefahr, die sie zu vernichten droht, schärft ihre unedelsten Triebe. Keiner spricht, was er denkt. Niemand vermag mehr ein kindliches, echtes, ungebrochenes Gefühl aufzubrin-

Digitized by Google

gen. Ich glaube nicht daran, daß diese Menschen erlöst sein wollen und daß sie sich erlösen können. Ihre Seelen sind vergiftet, wie die Luft, die sie mit ihrer Arbeit verpesten. Sie sind feig, unterwürfig und boshaft. Wenn ich unter ihnen gehe, so ist mir, als ob tausend Blicke tückisch mich hetzen und beschimpfen. Ich hasse Deine Kultur, für die Du lebst. Sie hat dem Menschen das Glück genommen und noch mehr die Güte. Ich will nicht mit Dir in die Stadt gehen. Laß mich zurückkehren zu der Einöd und dort bleiben. Dort kann ich frei und unabhängig sein. Wenn ich den Hühnern ihr Futter streue, wenn ich die Saat sprießen, die Rosen blühen sehe und das Hausgetier friedsam die paar Begriffe seines Daseins austönen höre — dann wird mir warm, und ich fürchte mich nicht mehr vor dem Leben, das mich ängstigt.

So sprachst Du, und da kam über mich die Erkenntnis, daß wir nie miteinander gelebt haben . . .

II.

Die große Unruhe.

. . . Du lehnst Dich im Grunde Deines Herzens gegen diese ganze Welt von Erscheinungen auf, die die gemeinschaftliche Arbeit der Menschheit in Jahrtausenden geschaffen, überliefert, gesichtet, verworfen, geordnet und vermehrt hat. Du empörst Dich gegen das, was wir Kultur nennen, ohne die Du doch am wenigsten leben kannst. Dich schmerzt, was Dir unentbehrlich ist, Du willst nicht, wohin Du drängst. Aber es ist nicht die Kultur der Dinge, die Du leugnest, vor der Du fliehen möchtest, sondern umgekehrt, die mangelnde Kultur, die von den großen Dingen noch nicht in die Menschen übergeflossen ist. Die Dinge, die der Mensch geschaffen, leben im 20. Jahrhundert. Der Mensch, der sie schuf, verwest noch in einem dunklen Mittelalter. Der Mensch hat sich

eine Welt gestaltet, in die er selbst nicht mehr hineinpaßt. Er hat sein Werk über sich hinausgetrieben, nun findet er sich nicht mehr zurecht in seinem eigenen Reich, unruhig, boshaft und heimatslos. Der Mensch hat die Erde nach seinem Bild gestaltet, das nur in seiner Idee existiert. Er hat, so scheint es, vergessen, sich nun wieder nach seinem Bilde zu wandeln. Du sehnst Dich nach Natur, und Du empfindest die Kultur als ihren Widerspruch, als den Feind und den Vernichter des Natürlich-Menschlichen. Aber alle Qual unserer Gesellschaft wurzelt nur darin, daß die Kultur ein Fremdland geblieben ist, daß sie nicht Natur geworden ist. Denn der Mensch hat nur eine Natur — das, was er sich erkämpft und erschaffen hat — seine Natur ist sein Werk.

Erinnerst Du Dich, wie wir ins Dorf hinunterstiegen und für eine letzte Stunde in dem alten Wirtshaus landeten, auf diesen Bänken, wo schon die Leute sich von den Greueln des Dreißigjährigen Krieges erzählt haben? Alles war uralte Einfachheit. Und wie die Wirtin uns das Essen zubereitete, so hat man wohl schon dort gekocht, als man in der Gemeinde kämpfte, ob man sich der neuen Lehre Luthers zuwenden solle. Aber über dem alten Tisch hing an einem künstlich geflochtenen Faden ein beweglicher Schirm, der eine gläserne Seele barg. Eine Seele, in der ein dünnes Schlänglein zitterte. Es war finster geworden, da kam die freundliche Wirtin zu uns, legte ihren Finger an eine kleine Scheibe in der Nähe der Tür, und plötzlich leuchtete das Schlänglein hell auf, und ich konnte, ohne daß ein Mensch oder ein Gott das Wunder der Lichtwerdung bewirkt zu haben schien, beim Leuchten dieses jeden Tag neu erzeugten Gestirns, dieses immer aufs neue aus dem Nichts hervorgezauberten Flammenquells Dir in die Augen schauen, die Abschied nahmen und Entsagung weinten. Du freutest Dich, daß auch in diese verschollene Einsamkeit, mitten in

Digitized by Google

die Unveränderlichkeit eines nicht über die alten Wurzeln emporgewachsenen Daseins, dieser Zauber höchsten Menschengeistes aufflammte. Fühltest Du nicht, wie diese kleinen elektrischen Birnen nicht nur unser stilles letztes Fest belichteten, sondern daß ihr Schein in die ganze weite Welt hinausstrahlte, uns beide in dem engen Wirtshaus des alten Dorfes verband mit dem ganzen wilden Dasein gesteigerter Kultur, vor dessen Härte und Wirrsal Du erliegst? Die Flamme war nicht denkbar ohne die ganze brausende Weltindustrie, ohne die tausendfältig erzeugte Leistung der Zivilisation, ohne die Massen der Arbeiter, die den Eingebungen des Genius Leib und Glieder, Leben und Wirklichkeit hämmern. Natur, so wie Du sie meinst, hätte uns im Dunkel gelassen, sobald die Sonne sinken mochte. Nicht einmal den Holzspan gibt sie von selbst her, der rauchend und mühsam flackernd nur Licht bringt, um zu zeigen, wie finster es ist.

Und nicht nur die Nacht wäre unentrinnbar für uns gewesen, auch an den Ort wären wir gefesselt. Wie immer wir voneinander strebten, wir hätten bleiben müssen. Ein paar Meilen vielleicht in der Runde wäre uns Freiheit gelassen, uns zu bewegen, nicht viel mehr als der Hof eines Gefängnisses. Der Mensch starb, wo er geboren war und erkannte von dieser ganzen Erde nichts, wie diesen Kerker. Jedes Dorf und alle Menschen in ihm war ein unentrinnbar starres Schicksal; ein ganzes Menschenleben hätte nicht ausgereicht, um von der Stätte der Geburt aus die Erde zu durchmessen.

Wir beiden Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts aber, das Dir ein Fluch erscheint, stiegen in die Eisenbahn, und ehe ein Stunde sich vollendete, waren wir wie auf einen anderen Stern verschlagen, mitten in das ewig veränderliche Getriebe der lärmenden Großstadt. Möchtest Du wirklich die Eisenbahn missen? Brauchst Du sie aber, so läßt sich wieder aus dem

Digitized by Google

Riesenräderwerk des heutigen Daseins kein Teilchen entfernen.

Erst die technische Entfaltung der Naturkräfte, erst die moderne Wirtschaft hat uns der Erde gewonnen, uns wahre Freizügigkeit erobert. Deine Natur war technische Leibeigenschaft; sie ist überwunden, nur die soziale Leibeigenschaft ist noch nicht gesprengt. All die Unruhe der industriellen Wirtschaft ist nur das Reibungsgeräusch unserer endlichen Freiheit, unserer Loslösung von Schwere und Schollenhaft. Noch fühlen wir nur die laute Pein der Hemmung und Reibung. Die menschliche Gesellschaft hat es noch nicht verstanden, die Glieder ihrer Ordnung so ineinander zu fügen, daß gerade in der sausenden, schwingenden Kraft die tiefe Ruhe freier Bewegung sich entfaltet.

Deine Einöde ist nicht still, sondern stumm, nicht friedlich, sondern verschlafen; nicht beharrlich, sondern erstarrt. Die große Unruhe aber des heutigen Daseins ist die Wiege unserer Erlösung. Und nicht nur die Unruhe der Dampfpfeifen und Schnellwagen, des Massengesurrs und des Rädergerassels — nicht minder ist die gewaltige Unruhe unserer Hirne und Herzen der Ursprung und die Vorbedingung für einen neuen Menschheitsfrieden der organisierten Kraft und der vernunftgeleiteten Tat.

Die ungeheure Steigerung in der natürlichen Kraftumsetzung und Kraftverwertung steht in unlöslicher Wechselwirkung mit der Rastlosigkeit in der Neuschöpfung unseres Bewußtseins, mit den Veränderungen unseres inneren und äußeren Schicksals. In jedem Augenblick erlebt der soziale Mensch von heute gewaltigere Umstürze, als jemals der berühmte Umsturz der Revolution am Ende aller Dinge — Du weißt, wie wir beide als Kinder uns vor diesem letzten Gericht der Nie-mehr-Auferstehung geängstigt haben — wird zuwege bringen können. Das „natürliche"

Digitized by Google

Dasein, von dem Du schwärmst, ist die Unveränderlichkeit von ein paar Seelenformeln und Daseinsmöglichkeiten. Dieses Dasein hat einen Sprachschatz von einem Dutzend Worten und ein Erlebnisgehalt von einem halben Dutzend Handlungen — eine ungeheure Sparsamkeit am Leben, ein furchtbarer Lebensgeiz, der immer nur seine wenigen Pfennige wieder durchzählt — gleich durch Generationen und Jahrhunderte. Der einzelne Mensch der großen Gegenwart lebt von Entwurzelungen und Erwürgungen. Er stirbt tausendmal den seelischen Tod. Dem Bauer schafft noch heute die Geburt den Boden seines ganzen Lebens. Der Kapitalismus hat die Menschen wie ins Nichts gestellt. Nicht einmal die Geburt sichert ihm eine umfriedete Wiege. Mit der Geburt war einst das ganze Dasein bis zu seinem Ablauf sozial bestimmt. Heute endigt erst der Tod die Möglichkeiten der endlosen Wandlung.

Die Großstadtkultur hat bis jetzt keine Gesellschaft hervorgebracht, die den einzelnen sicher trägt. Der in die Stadt fremd Verschlagene ist mehr gefährdet, mehr dem Zufall preisgegeben, als irgendein Robinson, der einsam an einer unwirtlichen Insel gestrandet. Das Dorf bildet noch heute eine Gemeinschaft, die den einzelnen Gliedern eine gewisse Gewähr der Existenzbehauptung gibt. Die moderne Stadt hat kein Ohr für den, der nach Hilfe schreit. In der Einsamkeit des Landes wird der Notschrei der Bedrängten vernommen, im Lärm der Massenstadt wird der Ruf verschlungen. Und es ist kein Arm unter den Millionen von Armen, der sich Dir entgegenstrecken wird, wenn Du ihn brauchst.

So wäre diese Kultur wirklich der Abgrund und die Vernichtung, die grausame Laune und der unberechenbarste Zufall? Und so hättest Du recht mit Deiner Lebensangst?

Du siehst nicht, daß eine neue sichere Gemeinschaft sich bildet, gerade in dem, was Dich ängstigt, in der Masse selbst.

III.

Der verlorene Einzelne.

... Du, meine arme Freundin, suchst Schutz vor der sozialen Lebensangst, die Dich treibt und hetzt, in der Starrheit des festgewurzelten Daseins des Dorfes mit seiner überlieferten Arbeit an der mütterlichen Natur und seinen einfach gewobenen, durchsichtigen und sicheren Familienbeziehungen.

Erinnerst Du Dich, wie wir beide einmal ganz allein in eine Tropfsteinhöhle krochen, die halb verfallen war und von den Sehenswürdigkeitssuchern nicht mehr berücksichtigt wurde? Wir hatten nur zwei triefende Stearinlichte bei uns und ein paar Streichhölzchen, deren Vorrat rasch zu Ende ging. Nach wenigen Schritten bereits verlöschten die Kerzen in dem eisig flackernden Dunkel und es gelang uns nicht mehr, sie zu entzünden. Wir faßten uns an den Händen und tappten uns durch niedrige Gänge, mit den Köpfen fast auf dem Gestein, mutig weiter. Wir fürchteten uns beide und wollten es uns nicht gestehen. Das Ungewisse lauerte auf uns. Man hatte uns gesagt, daß in der Höhle sich ein See befände, und wie uns das tropfende Wasser das Haar befeuchtete, wähnten wir jeden Augenblick, in den See zu stürzen. Obwohl wir beide nicht allzu fest an diesem Leben hingen, so grauste es uns doch, so verloren in der Nacht eines undurchdringlichen Nichts unser zaghaftes blinkendes Lebensfünkchen ungehört und ungefühlt von den andern, fernab der Menschen, verzischen zu lassen. Unser Bangen wuchs, und ohne daß wir uns unsere Angst eingestanden, kehrten wir fast fliehend um. Als wieder der blaue Himmel wie ein strahlender

Digitized by Google

Stern am Ausgang uns leuchtete, und die milde Luft der Erdenwelt über Tage unser wie begrabenes Leben aufweckte, da empfanden wir die Stunde als das neue Genesungsglück nach schwerer Todesgefahr . . . Ein paar Tage später besuchten wir wieder eine Höhle, diesmal in Gesellschaft lustiger Leute mit Führern und unverlöschlichen Fackeln. Nichts mehr von Grauen und Feigheit. Wir wanderten durch die kalte Unterwelt, der die Fackeln die warme Farbe des Lebens einzuhauchen schienen — voll Eifer für die Erkenntnis der natürlichen Bildungskraft, voll Bewunderung für die künstlerischen Triebe dieser toten Natur, die doch wie ein genialer Schöpfer persönlich gestaltet. Wir wuchsen im Wandern, und indem wir uns näher denn je den Urgewalten der Erde fühlten, rauschte durch uns das starke Gefühl, daß es dem Menschen vergönnt ist, all das Große zu empfinden und zu beseelen, dessen Glied er selber ist. Beide Male waren wir in einer Tropfsteinhöhle. Woher der unvereinbare Unterschied unserer Empfindung, woher die feige Angst das eine-, die stolze Freude des Genießens das anderemal? Die Tropfsteinhöhle hatte sich nicht geändert? Es waren die gleichen Schlünde und Abgründe, dieselben ahnungsschweren schwarzen Gänge, und irgendwo lockte immer ein Geheimnis und eine Gefahr, ein rätselhaftes Wasser und ein begehrlich schlingendes Licht. Es war nicht die Welt, die sich verschieden gestaltete, es waren nur die Menschen, die diese Welt auf verschiedene Art meisterten. Zuerst zwei verlorene Einzelne, die im Dunkel und im Ungefähr den Pfad fürchteten, den sie nicht sahen. Dann eine fröhliche Gemeinschaft, die ausgerüstet war gegen das Dunkel und in sich Halt und Ziel fand.

Der Mensch, der in die moderne Stadt verschlagen wird, ist in Wahrheit als einzelner verloren. Trotz aller blendenden Fülle des elektrischen Lichtes und der Glühkörper ist die soziale Gesellschaft für ihn nur

das Höhlendunkel, in dem jeder Schritt ihm Verderben droht. Es ist ein unbekanntes Land, dessen fremde Gesetze und unerklärliche Eingebungen er nicht meistert. Welche Gewähr seiner Existenz gibt ihm diese Gesellschaft? Die menschliche Phantasie ist erfinderischer in der Ausmalung der Hölle, deren Schrecken zu steigern und zu verwickeln es für sie schlechterdings keine Grenzen gibt, als in der Schmückung des Himmels, dessen Wonnen immer nur ein blasses Einerlei sind. Die soziale Ordnung scheint dieser Eigenart des Menschen zu entstammen. Auch sie kennt ungezählte Formen der Vernichtung und nur ein paar enge Auswege ins Freie und Helle. Wer bürgt dafür, daß Du überhaupt Deine Arbeit und Dein Brot findest? Wo ist der sichere Führer, der Dich, wenn Du fremd verschlagen in dem Getriebe auftauchst, Dich sicher geleitet zu der Stelle, wo Arbeit und Brot Deiner harrt? Niemand bürgt Dir Dein Leben, niemand führt Dich zu Deinem Platz in der sozialen Gliederung. Hat Dich aber endlich ein Zufall statt in die Tiefe auf die Wege des sozialen Daseins geschwemmt, wer leistet Dir Gewähr, daß Du Dich auf Deinem Platz behauptest? Jeder Tag kann Dich wieder fortspülen, Deine Sicherheit ist nur die Frage einer Kündigungsfrist von ein paar Wochen. So lange Du Arbeit findest, so lange wirst Du mißhandelt, und wenn die Mißhandlung aufhört, liegst Du ratlos und verlassen am Wege. Diese soziale Ordnung ist nur die Mietswohnung, aus der Dich jeden Augenblick der Hausherr hinauswerfen darf. Wie fremd bleiben sich all diese Tausende von Menschen! Sie kennen sich nicht, selbst wenn sie auf dem gleichen Gange wohnen, in einem Zimmer miteinander schlafen. Die Männer und die Frauen finden sich zusammen nach der blinden Spielregel des Ersten Besten; sie gesellen sich in dem Taumel einer Nacht, ohne daß sie von ihren Seelen wissen; selbst die Art ihres Leibes ist ihnen

Digitized by Google

unbekannt. Lauert nicht hinter jeder Umarmung Ekel und Krankheit? Selbst wenn sie sich fürs Leben verbinden, so lernen sie sich erst kennen, wenn ihr Schicksal geschmiedet ist.

Überdenke unsere sozialen Beziehungen in ihrer ganzen unheimlichen Zufälligkeit. Sind die Menschen, die aus uns geboren werden, etwas anderes als die kranken Rauschkinder einer sinnlosen sozialen Trunkenheit, die ihre Geschöpfe erzeugt, nachdem sie ihre Vernunft vergiftet hat?

So verstehe ich Deine Lebensangst und begreife Deine Sehnsucht nach der friedlichen Dorfgemeinschaft, wo Acker und Haus sich durch Generationen vererben, wo die toten Steine des Kirchhofes mit ihren verwitterten Inschriften als traulich erinnernde Schwellen verwandt werden, über die schreitet, wer ins Haus geht; wo die Leichenbretter, auf denen einst die Vorfahren gelegen haben, zwischen das Holzwerk unter dem Giebel eingefügt werden; wo alle Glieder der Gemeinde sich von Kindheit an kennen, wo die Burschen und Mädchen frei sich zusammenfinden, wenn ihr Frühling kommt, und wo sie sich heiraten, wenn die Früchte quellen . . .

Ist es nicht das, warum Du Dich hinaussehnst aus der großen Stadt, in die Dich ein Ungefähr geworfen hat? Ist es nicht darum, daß Du das Glück der Einöde so tief empfindest?

Dieses Glück! Ich habe mich nach den Insassen des kleinen Paradieses erkundigt. Nur das Gehöft ist alt, der Bauer haust aber erst seit einiger Zeit dort oben. Er ist zugewandert, er hat das Gut übernommen, von dem der verschuldete Bauer vertrieben ward. Auch er zittert vor jedem Zinstermin, ist völlig stumpf und rennt, wann er immer Zeit gewinnen kann, hinunter in das größere Dorf, spielt und besäuft sich. Taumelt er heim, so prügelt er sein Weib, ängstigt seine Kinder. Man sagt, daß er sich nicht lange mehr halten wird.

Er schimpft unflätig auf die Knechte, die Arbeiter, die gar nicht mehr zu bekommen sind und die für hohe Löhne faulenzen. Sorge, nichts als Sorge! Sie lesen keine Zeitung, sie kennen kein Kunstwerk, sie wissen nichts von den großen Kämpfen der Menschheit und all den gewaltigen Bewegungen ihrer Zeit. Und eine verreckende Kuh ist ihnen Schicksal.

Willst Du hinauf zu ihm? Oder willst Du nicht am Ende doch helfen, die Fackeln anzünden, die aus dem Schrecken des Dunkels eine lebendig wärmende Fülle gestalten? Nicht die unübersehbare Menge, nicht die Industrie ist es, welche uns das Leben verödet, uns diese Angst vor einem Dasein der schrankenlosen Willkür einflößt. Wir müssen nur in Gemeinschaft wandern und die Fackeln anzünden. Fester, furchtbarer, reicher als alle alten Dorfgemeinschaften ist die neue Ordnung einer Massengliederung. Wir suchen eine Heimat und finden sie in der — Solidarität aller Menschen.

IV.

Solidarität.

Der menschenscheuen Frau biete ich, um ihr in der bangen Verlassenheit eine Heimat zu geben, nichts wie ein dürres Wort. Ein Fremdwort dazu: Solidarität. Alle diese Begriffe, mit denen wir unsere neue Welt bauen wollen, sind öde, künstliche Bildungen aus fremden Sprachen zusammengeflickt. Sie haben alle keinen Duft. Man kann Leitartikel mit ihnen schreiben, aber das bescheidenste Lied würde an ihnen sterben. Solidarität, ein technisches Erzeugnis, wie Sozialdemokratie, wie Organisation, Agitation, Politik, Parlament, Koalition, Streik — alles tote Fremdworte!

Wenn einst die Menschen von dem Sinn und der Seele ihres Zusammenlebens sprachen, dann hatten

Digitized by Google

sie Heimatslaute: Liebe, Mitleid. So redete die alte Religion und die schlichte Volkssittlichkeit. Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du — war das nicht das traulichste und einfachste Gesetz aller gesellschaftlichen Bildung? Sei mitleidig gegen die Armen und Schwachen, gegen die Wehrlosen und Siechen — war das nicht der Quell aller Hilfe und lebenerhaltenden Gemeinschaft? Selbst in der französischen Revolution, die so lustig zu singen und so ausgelassen zu tanzen wußte, fand man noch mütterliche Laute für das, was der Verstand dachte, das Herz ersehnte. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Ein ganzes Gebäude der gesellschaftlichen Sittlichkeit, der wirtschaftlichen Ordnung und der politischen Verfassung in drei Worten. Selbst in dem stummen Deustchland wurde die Sprache der Revolution zuliebe schöpferisch. Man hatte kein Wort für das, was die Franzosen Fraternité nannten. Da war es der alte wackere Campe, dessen Kinder-Robinson wir einst beide verschlungen haben, der erwärmt von der Beobachtung des friedlichen, freundlichen und liebreichen Betragens der neuen Republikaner die deutsche Neubildung „Brüderlichkeit" wagte.

Wie kommt es wohl, daß wir für die sittlichen Begriffe, die die Handlungen der proletarischen Politik bestimmen, keine Herzenslaute mehr finden? Ist die alte Sprache nicht mehr schmiegsam genug, um neuem Wesen ein Gewand zu leihen? Oder ist der Willensinhalt dieser Begriffe nicht ernst und tief und heiß genug, um sich ein natürliches Lautgebild aus seinem eigenen Atem zu weben? Oder sind endlich die Sachen, die wir wollen, die Handlungen, die wir begehen, die Gefühle, die uns treiben, noch zu fremd in unserer Welt, zu neu und unfertig, als daß ihnen die Sprache das Heimatrecht zu verleihen sich schon getraute?

Solidarität — es scheint in Wahrheit undenkbar,

daß dies Wort Gefühle auslöse, innere Kräfte befreie und Wärme erzeuge. Du möchtest lieber von der alten Liebe sprechen, und ein bißchen mitleidige Empfindung ist da mehr als ein ganzes Programm und ein dickes Buch von solchen sozialen Fremdworten. Wie Du das Dorf preisest vor der Stadt, den Acker vor dem Hochofen, so möchtest Du auch zurück zu den einfachen Begriffen, den treuherzigen Worten, den einfältigen Gefühlen einer natürlichen Menschheit. Du magst Deine Worte und Begriffe nicht aus gelehrten Manifesten schöpfen, sondern aus der Unmittelbarkeit des noch fest an die Erde geschmiegten Daseins. Es soll zwischen den Menschen wie ein Volkslied tönen, nicht wie aus einem dicken Lehrbuch doziert werden, mit vielen Anmerkungen und weitläufigen Abschweifungen.

Du siehst nicht den neuen Reichtum, der in diesen Begriffen sich verbirgt, die für Dich nicht tönen wollen. Es liegt eine tiefe Zweckmäßigkeit darin, daß wir mit fremden kunstreichen Worten die große Sache unserer Zeit und unserer Zukunft bezeichnen. Nicht nur, daß wir so uns über die ganze Erde verständlich machen. Denn es sind Fremdworte in allen Sprachen und sie bilden so eine einheitliche weltverständliche Internationale — auch ein Lehnbegriff — von gleichlautenden Begriffen inmitten des babylonischen Sprachgewirrs der Menschheit. Wir trennen uns auch — und das ist das Wesentliche dieser sprachlichen Eigenart — mit den ausländisch gekleideten Begriffen von allen volksmäßigen Dämmerzuständen der Vergangenheit. Indem wir unsere politischen und sozialen Begriffe von der überkommenen Sprache absondern, scheiden wir uns auch von dem dunklen, triebhaften Handeln der unbewußten Massen der Vorzeit, und verraten auch äußerlich, daß die Regeln unseres neuen Handelns aus einem anderen Reich stammen, wie aus der trächtigen Nacht des dumpfen Getriebenwerdens

Digitized by Google

durch ungebändigte Leidenschaften und wehrlose Unterwerfung unter heroische Zwangsgebote. Homunculus, der chemische Mensch aus der vom Menschenwitz verzauberten Retorte, mag nicht das warme Blut der nach der alten Art gezeugten Müller und Meier haben, aber er ist doch eben kein gewöhnliches warmblütiges Wesen, sondern ein Geist, mit eigenen, sonderbaren, magischen Kräften ausgestattet. So treiben auch die Homunculi unserer politischen Sprache ihr mächtiges Wesen unter uns, gerade weil sie nur in der Brautnacht toter Materie, in den Umarmungen locker begehrlicher Elementarstoffe entstanden sind.

Solidarität ist mehr wie das erniedrigende Mitleid, auch mehr wie die erhöhende Liebe. Der Begriff ist Baumeister einer ganzen erhabenen Weltordnung.

Die vor uns lebenden Geschlechter haben viel von Liebe gesungen und Mitleid gewinselt. Ihre Herzen waren von Kindheit an überheizt mit dieser Seelenwärmung. Man schwärmte von Menschenliebe — aber in Wirklichkeit gab es Liebe nur in den Beziehungen von ein paar Menschen, die untereinander sich gegen die übrige Welt abschlossen, bei Mann und Frau, bei Mutter und Kinder, in einigen behaglichen Familiennestern, zwischen Freunden am ernstesten. In den Gesetzen aber, die die Gesellschaft zusammenband und gliederte, hatte die Liebe keine Stätte. Die christliche Religion und die schulmäßige Anstandslehre verkündeten gleichermaßen, daß der Nächste geliebt werden müsse, weil er so wie Du sei. Die Einrichtungen des Staates aber, die auf grausamen, unentrinnbaren und unumstößlichen Gesetzen beruhten, wußten von so viel privater Liebesseligkeit gar nichts. Sie lehrten den Haß, sie rechtfertigten die Unterdrückung, sie bewaffneten den Übermut der Starken gegen die Schwachen. Wir waren erfüllt von zerknirschtem Mitleid, und schwollen über von Erbarmen

für den Gekreuzigten. Unser Mitleid weinte über den Kreuzestod eines Märtyrers, es trieb die eklen Menschenwracks sozialer Zerstörung und körperlicher Entartung von den öffentlichen Straßen in die abgesperrten Spitäler, es kleidete den Nackten, tränkte den Durstigen und zupfte Scharpie für die Wunden der Krieger. Aber kein Mitleid sorgte, daß Elend und Verkümmerung gar nicht entstünde; daß Verkünder neuer Lehren nicht erst gekreuzigt wurden; daß die weichen Verbandsflocken entbehrlich wären, weil Kriege nicht mehr geführt würden.

All die Gefühlstugenden waren für den Privatgebrauch. Das öffentliche Recht hatte mit ihnen nichts gemein. Die erhabenen Empfindungen der Nächstenliebe und des Mitleids waren Betäubungsmittel, die Roheit, Gewalt und Grausamkeit benutzten, um die Ohnmacht zu schänden und auszurauben.

Nein, nichts mehr von Liebe, Mitleid und Barmherzigkeit. Das kalte, stahlharte Wort Solidarität aber ist in dem Ofen wissenschaftlichen Denkens geglüht. Sie wendet sich nicht an schwimmende, gleitende, rosig leuchtende, untergehende Empfindungen, sie schult die Köpfe, hämmert die Charaktere und gibt der ganzen Gesellschaft die granitene Grundlage einer Umgestaltung und Erneuerung aller menschlichen Beziehungen in ihrer ganzen Breite.

Die Solidarität hat ihre Wiege im Kopfe der Menschheit, nicht im Gefühl. Wissenschaft hat sie gesäugt, und in der großen Stadt, zwischen Schlöten und Straßenbahnen ist sie zur Schule gegangen. Noch hat sie ihre Lehrzeit nicht abgeschlossen. Ist sie aber reif geworden und allmächtig, dann wirst Du erkennen, wie in diesem harten Begriff das heiße Herz einer Welt von neuen Gefühlen und das Gefühl einer neuen Welt leidenschaftlich klopft.

Digitized by Google

V.

Eine Weltfahrt in 50 Kilometern.

Solidarität aller Menschen ist keine Liebesseligkeit für den inneren Menschen, sie ist der Gesetzgeber allen Rechts auf allen Feldern unserer Betätigung. Sie ist Tat, gestaltende Kraft.

Und wenn Du fünfzig Kilometer vom Dorf in die Stadt fährst, dann entdeckst Du dieses junge Reich der schöpferischen, tragenden, steigernden Solidarität. Durch sie wird die Welt Dir zur großen, freien, bewegten und belebten Heimat, die nichts mehr gemein hat mit der Schollenhaft der alten engen Heimat.

Aber diese Entdeckung wächst Dir nicht entgegen, Du mußt sie Dir erarbeiten wie alles in der Welt, was Wert hat; und schließlich wirst Du nach vieler Mühsal und bitterem Leid nur Spuren finden, entgleitende Spuren, und vielleicht wirst Du als ganzen Ertrag Deines Ringens nur eine Hoffnung, einen Glauben, eine Zuversicht, eine zitternde Überzeugung des Zukünftigen gewinnen. Gleichwohl, die Entdeckungsfahrt, zu der ich Dich einlade, als mutige Gefährtin teilzunehmen, birgt so viel des Großen und des Glücks in sich, daß Du später gar nicht mehr fragen wirst, ob denn all der Aufwand an Denken und Wollen durch die Sache gerechtfertigt und bezahlt würde.

Ehe Du indessen Dich in das neue Land hineinfindest, mußt Du Deine Augen üben für die Erkenntnis des alten Reiches. Tu keinen Schritt, ohne das, was Du siehst, an Deiner Vernunft zu messen. Nimm keine Handlung, kein Geschehnis hin, ohne nach Grund und Ursache, nach Zweck und Ziel zu fragen. Fast ist es schwieriger für den Menschen, Probleme zu sehen, als sie zu lösen. Alle Dinge dieser Welt müssen Dich anreden, müssen Dich fragen. Du weißt gar nicht, wie neugierig alle diese Dinge sind. Sie wollen von Dir Auskunft über sich selbst. Sie wollen sich von Dir

Digitized by Google

belehren und verändern lassen. Nur das ist Dein, dessen Geist, dessen Seele Dein Werk ist.

Und alle Dinge, wenn Du nur verstehst, sie gesprächig zu machen, erzählen Dir von der großen Sehnsucht nach Solidarität. Du brauchst nicht die Welt zu durchfahren, nicht alle Erdteile abzugrasen, um die Welt Dir zu erschließen. Der Weise, der einst über den Marktplatz des kleinen Städtchens an der russischen Grenze nie hinausgekommen, maß doch in seinem Geist das ganze Universum aus, den Himmel und die Erde, den Sirius und das menschliche Bewußtsein, die Zeiten und die Länder, den Gang der Gestirne und das Kreisen des menschlichen Willens. Eine Fahrt von ein paar Meilen, und alle Gegensätze der heutigen Kultur, die Triebkräfte unserer Wirtschaft und die Zuckungen des Zukünftigen offenbaren sich vor Dir.

Wie wir zwischen Wald und Eisenbahnböschung wandern, fährt durch die Nacht ein hellerleuchteter goldbrauner Zug. Selbst die Schrift, die Speise- und Schlafwagen kenntlich machte, leuchtet zierlich. Durch die hellen, großen Fenster sehen wir im Flug geschäftige Diener eilen mit weißen Handschuhen, ohne des Kohlenstaubs zu achten, der überall eindringt. Auf breitem Polster erhascht unser Blick ein junges, umschlungenes Paar, das müde sich anschickt, für die Nacht sich vorzubereiten. Während sie Hunderte von Meilen durchmessen, sind sie warm geborgen, wie in einer weichen Kammer. Aus der Unendlichkeit der Nacht draußen reichen Millionen von Schicksalen unsichtbar ihre geheimnisvollen Arme in dieses eilende Lichtnest hinein. Einsame Gehöfte, in sanft ansteigenden Tälern gebettete Dörfer, rauchende Städte, die aus glühenden Hochöfen den Himmel zu verbrennen scheinen — all dies bunt und mannigfach treibende Leben öffnet dem Zug wie für einen Augenblick nachschauend und aufmerkend seine Augen, um sie gleich

Digitized by Google

wieder zu schließen. So verlieren sich Zeit und Raum. Die Sonne geht auf. Im Frührot lugt ein kleines Hirtenmädchen, an die Schranke der Dorfstraße gelehnt, nach dem vorüberstampfenden Zug. Es wird immer nur an die Schranke gebannt, die Ferne, die es nie erleben wird, im enteilenden Zug zu ahnen vermögen. Vielleicht hat es von seinem alten Schulmeister schon gehört, daß weit draußen Meere brausen, Schneegipfel in den Himmel wachsen, daß der reiche Mann, der im Norden friert, einen Tag später schon zwischen märchenhaft duftenden Frühlingsblumen zu wandern vermag, daß er schneller in wunderlichen fremden Völkerschaften unterzutauchen ermöglicht, als das dumme Dirnlein deren Schilderungen in Indianergeschichten buchstabierend zu bewältigen vermöchte. Die Weltfahrt in dem goldbraunen Zug unterbricht nicht einmal das Behagen des Hauses. Der Mensch selbst erhält etwas von der Bewegungskraft der im Wechselgesang der Sphären den ewigen Reigen des Unendlichen tanzenden Sterne. Alle Menschen aber sind gleich in diesem Zug. Kein Raum ist anders ausgestattet. Die Gleichheit auf den Gipfeln des Reichtums! Alles was die Verkehrstechnik an Bequemlichkeiten und sinnreicher Erleichterung zu ersinnen vermag, ist in diesem Zug angewandt. Wer in ihm fährt, braucht nicht das Gefühl zu haben, daß das Reisen eine Sünde sei, die bestraft werden muß durch die Marter des Reisens selbst. In den Kursbüchern setzt man ein L vor die Zugnummer — Luxuszüge für die reichen Leute, die immer irgendwo zwischen Ostende und Konstantinopel, zwischen Paris und Petersburg oder gar zwischen Nizza und Peking leben. Und daß diese Glücklichen offenbar gar nicht die Schande der öden Gleichmacherei empfinden, von der man uns doch sagt, daß sie das edelste des Menschentums zerfresse! Sie hausen alle in derselben Wagenklasse, die man die erste nennt.

Wir beide müssen noch ein Weilchen warten, dann steigen auch wir von unserem kleinen Dorfe aus in den Zug. Wie anders ist der gestaltet. Er ist zusammengestoppelt wie aus Fahrzeugen aller Epochen des Eisenbahnzeitalters: enge, dürftige Kästen, holperig und schlecht beleuchtet, auf rauhen Federn stoßend. Unser Zug stolpert langsam wie ein ermüdeter Klepper und auf unseren Holzbänken, in denen der Menschenschweiß von Generationen sich eingenistet zu haben scheint, finden wir keinen Raum und keine Fläche, um unserem Körper Behagen zu schaffen. Wir sind eingezwängt wie in die eiserne Jungfrau, hocken dicht zusammen mit wildfremden Menschen, die mit Körben und Kästen den Raum füllen, schwatzen oder gähnen, im Halbschlaf hindämmern, schnarchen oder rauchen. Nach wenigen Minuten fühlen wir uns schon krank und matt. Wenn wir nur erst zu Hause wären! Freilich unser Zug besteht nicht nur aus diesen Holzkerkern, man hat auch grün und rot gepolsterte Zellen, die zweite und die erste Klasse. Und wenn wir über die südliche Grenze gen Norden fahren würden, hätten wir auch noch das Schauspiel der wimmelnden Tiefe, die vierte Klasse, in der man es schon als eine soziale Wohltat einer erleuchteten Regierung betrachtet, daß sie auf den christlichen Einfall geraten ist, wenigstens für einen Teil der hier zusammengeklumpten Menschheit ein paar Sitzhölzer zur Verfügung zu stellen.

Hörtest Du, wie der Luxuszug Dich befragte, und wie dieser nicht einmal beschleunigte Personenzug mit seinen drei Klassen Dich mit seiner Neugier bestürmte? Du hast eine Weltfahrt durch unser soziales Dasein für die paar Pfennige erlebt, die uns in der dritten Klasse, hinter dem Luxuszug her, vom Lande in die Industriestadt gebracht hat.

Digitized by Google

VI.

Wagenklassen.

... Nichts könnte mich hindern, auch diese Weihnacht wie sonsten zu Dir zu kommen und Dir ein Bäumchen anzuzünden. Sind wir auch an hundert Meilen auseinander, nicht viel mehr als eine Nachtfahrt, und ich bin bei Dir. Aber wir werden beide allein sein und Du wirst nur einen Boten, diesen kleinen Brief, von mir erhalten. Wäre es Dir Ernst mit Deiner Leugnung der modernen Kultur, so müßtest Du dem Briefe die Annahme verweigern; denn indem er Dich über Nacht zu erreichen vermag, fliegt mit ihm die technische und organisatorische Kulturarbeit von Jahrtausenden, die Du verachtest, hassest und fliehen möchtest.

Oder stelle Dir vor, wie es zu erreichen wäre, wenn es keine Eisenbahn gäbe und keine kunstvolle unendlich verschlungene und doch einheitlich klare zweckeinfache Organisation des Postwesens, um ein paar Zeilen über hundert Meilen zu befördern. Nur Könige könnten sich solches leisten, fast nur siegreiche Könige, die das Land beherrschen. Karawanen müßten ausgesandt werden, um meinen einzigen Brief zu befördern, auf unwegsamen, gefährdeten Gebieten, über Flüsse, die keine Brücken haben und kaum gebrechliche Nachen. Wochen würd' es dauern und Monate, ehe die teure Botschaft an Dich gelangte, sofern die Erde noch wäre wie Du sie träumst, ganz Natur und nur Natur.

Heute kostet der Spaß ein paar Pfennige, im Nu sind die hundert Meilen durchmessen und der Brief erreicht Dich mit einer Sicherheit, als würde er durch ein unverbrüchliches Naturgesetz selbst befördert, als wäre er ein Sonnenstrahl. Opfere ich gar ein kleines bescheidenes Silberstück, so kann ich Dir auch den Weihnachtsgruß über die hundert Meilen hinweg ins

Ohr rufen. So lange die Welt besteht, ist niemals Kraft verloren gegangen. Nur verschwand sie leicht ins Unauffindbare wie eine Quelle, die plötzlich in der Erde versickert, nachdem sie eben erst hervorgesprudelt.

Das ist das neue, das unermeßliche Glück unserer Zeit, daß all die Millionen Quellen, die seit Anbeginn auf Erden unsichtbar vorhanden sind, plötzlich wieder im Tage erscheinen und alle ihre Zauberkräfte sichtbar zeigen. Wir brauchen uns heute nicht mehr mit dem Gefühl zu trösten, daß die Quellen vorhanden sind, nur daß sie sich eben verkrochen habe. Unsere zivilisierten Kräfte der Natur, die bleiben immer vor aller Augen, ihre Verwandlungen vollziehen sich auf offener Bühne, sie kleiden sich ohne Scheu vor jeder Neugier um, und kein Dunkel der Erde, kein mystischer Nebel verhüllt ihr Wandeln und unterbricht ihr Werden. Das Wort, das ich hundert Meilen der Freundin hinüberrufe, verschwindet nicht ins Leere, versickert nicht in den unergründlichen Wirbeln ätherischer Bewegung, wo nur ein Gott es zu entdecken vermöchte, sondern es marschiert geradenwegs, nur ein wenig ermattet und von der langen Reise verstaubt, ins Ohr und ins Bewußtsein der Frau, der es galt.

Ist nicht unsere künstliche Zivilisation, die uns dem natürlichen Menschentum zu entfremden scheint, recht eigentlich erst die Entdeckung der verschütteten Natur? Nur vermögen wir die Quellen, die so lustig in unendlicher Fülle aus der Tiefe der Jahrmillionen hervordrängt, nicht schön zu fassen, sie nicht rein zu halten, sie nicht ins Fruchtbare zu leiten. Wir stampfen sinnlos in ihnen wie die Barbaren, wir zertreten in wüstem Gerauf die Durstigen, die sich erquicken wollen, und wir beschmutzen und verderben die reine Kraft.

Wir genießen nicht nur den Ertrag von Jahrtausenden, wir erleben in jeder Stunde, an jedem Tage unmittelbar Jahrtausende. Das Reporterwort von der

Digitized by Google

Völkerwanderung, das sich regelmäßig einstellt, wenn von der Bewegung großer Menschenmassen die Rede sein soll, ist ein ganz kümmerlicher Vergleich. Er soll eine gigantische Übertreibung sein und ist nur eine armselige Verkleinerung. Was ist denn jene alte Völkerwanderung, wenn wir ihre ganze Bewegungsleistung summieren, verglichen mit jener Wanderung, die vor dem Weihnachtsfest innerhalb eines einzigen Landes vollbracht wird: Ein kleinstädtischer Sonntags-Spaziergang gegen die Bewegung einer Millionenstadt. Die dicken Geschichtswerke über die Völkerwanderung würden, wenn sie mit dem Schrittmesser nachrechnen würden, nicht entfernt die Wanderleistung eines Dezembertages vor Weihnachten ermitteln: Millionen Briefe und Pakete, Frachten und Menschen, alles auf einmal durcheinander gewirrt, in den reißenden Strudel geworfen, hinausgeschleudert und umhergehetzt, sich kreuzend und überstürzend und doch ohne Verwechselung und ohne Umweg ihr vorgesetztes Ziel erreichend.

Jeder Mensch scheint in diesen Tagen irgendwo eine Heimat zu haben, zwischen dem äußersten Osten und fernen Westen fluten Soldaten, dicht gedrängt in die hölzernen Käfige, hin und her. Ein paar Tage Urlaub ermöglicht ihnen ferne Freundschaft und Liebe aufzusuchen. Übernächtig erreichen sie das Ziel. Zermartert von der harten Fahrt in der dumpfen vergifteten Luft, die von fauligem Atem zersetzt und in der all der Schweiß zusammengepferchter Menschen aufgelöst ist. Warum wird diese Fahrt zur Marter? Warum fahren sie nicht alle bequem und lustig, ohne bei trübem Licht die Zeit müßig zu verbringen, ohne auf naturwidrigem Sitz sich zuschanden räkeln zu müssen? Wir listen zwar der Natur ihre Geheimnisse ab und schirren sie wie geduldige Zugtiere ein, aber das edelste Geschöpf der Natur, der Mensch, verstand sich selber noch nicht zu zähmen. Und während wir mit der Zeit um die Wette uns vorwärts bewegen, bleiben

wir weit hinter uns selbst zurück. Wir könnten alle fliegen und die meisten müssen doch kriechen. Die Technik kennt kaum noch eine Marter, und wir erhalten künstlich alle Qualen und basteln selbst neu die überlebten Erzeugnisse der Vergangenheit. Wir schaffen mühselig die Pein und wenden unsäglichen Fleiß darauf, Unvollkommenes hervorzubringen, während wir die Vollkommenheit zu erreichen vermöchten. Wir würden alle mehr als 200 Kilometer in der Stunde vorwärts stürmen und wir vergeuden die Zeit, indem wir uns noch mit dreißig begnügen. Wir könnten in lichten behaglichen Räumen die Erde durchmessen und wir verurteilen uns selbst, in Staub und vergifteter Luft uns auf ungefüger Folterbank zu zerquälen. Wir fahren in drei und vier Wagenklassen, in den Fahrzeugen aller technischen Zeitalter. Wir schleppen jede Stümperei von ehedem noch mit und wir verwandeln das lebendig flutende Dasein in ein dunkles Museum vorzeitlicher Seltsamkeiten oder in ein Leichenschauhaus, wo wir die Selbstmordfälle der entwickelten Technik grausam öffentlich zeigen — gegen Eintrittsgeld sogar.

Das Ziel all unserer ringenden Kultur scheint in Wahrheit die Sonderung in Wagenklassen zu sein, oder auch in der Züchtung künstlicher Krüppel ... Ich werde mich in der heiligen Nacht einsam in eine letzte Wagenklasse setzen und irgendwohin, weit in das Dunkle, hinausfahren. Vielleicht werde ich der einzige Gast sein, da alle ihre Heimat schon gefunden, und werde heimatslos immer weiter fahren bis in das Land, wo es keine Wagenklassen mehr gibt und keine — Klassen ...

VII.

Fremde Seelen.

Du bist ein armer Teufel gewesen. Du bist in Enge aufgewachsen. Im Elternhause kanntest Du nie an-

Digitized by Google

deres als den niedrigen Hader und die gemeine Notdurft. Das Wochengeld war das Schicksal dieses Daseins. Niemals wußtet ihr, wovon morgen leben. Wenn der Tag des Mietzinses kam, befiel es alle wie Todesangst. Zerrissen die Stiefel, so war der Schuster, der bezahlt sein wollte, für euch der schwarze Mann. Ihr schrakt zusammen, sobald vom Hausflur das Glockenzeichen tönte; dort standen immer Leute, die Geld haben wollten, niemals welche, die Geld brachten. Jeder Brief flößte euch Entsetzen ein; gewiß brachte er euch eine grobe Mahnung. Und den Staat sahet ihr nur als den Steuererheber und Gerichtsvollzieher. Ihr kanntet keine Freude, keine Hoffnung. Euer ewiger Gedanke des Schreckens war: So würde das Leben abrinnen, in Grau und Gram! Deine Jugend zeigte sich nur in der feinhäutigen Empfindlichkeit gegen die harte Grobheit der Alten, die fluchten und schimpften und längst das Gefühl verloren hatten für die Abscheulichkeit eines Menschenverkehrs, der auf der Brutalität der ungehemmten Launen beruht. Du hast mir oft erzählt, wie Du am Abend zu Bett gingst mit dem stumm schluchzenden Gebet: Nur nicht mehr aufwachen, nur ein Ende, nur einmal Ruhe! Und warst doch jung, und Dein Leben blühte wider Deinen Willen, mitten durch das zerfleischende Gestrüpp hindurch.

In Deiner Welt waren geistige Bedürfnisse ein frevelhafter Luxus. Man riß Dir die Bücher fort. Sie setzen Dir nur dummes Zeug in den Kopf, machen Dich überspannt, und halten Dich von der Arbeit ab. Du dachtest verzweifelt: Jedes Leben, das über meines emporsteigt, ist also überspannt. So zu leben, wie ich lebe, so trostlos, so niedrig, das ist normal, vernünftig, praktisch.

Dann kamen Deine Mädchenträume. Der Mann wuchs in Deiner Phantasie auf. Du schwärmtest von Hingabe bis zum Tode, von Opfern ohne Zaudern

und Zagen, von zarter seelischer Gemeinschaft, von tiefinnerer geistiger Kameradschaft. Sahst wohl im ersten besten Burschen die Erfüllung Deiner Sehnsucht. Und dann wieder, monatelang, blutete Deine gefesselte Liebe für einen Gelehrten, der fast schon Greis, den Adel seines Denkens in einem gelähmten Körper trug. Nun wolltest Du Deine Kindlichkeit opfern, als demütig dienende, entsagende Gefährtin. So suchte Dein Drang nach dem Großen und Guten wirre Auswege.

Das war nun alles wieder überspannt. Schlag Dir die Dummheiten aus dem Kopfe, hieß es. Geh lieber an Deine Arbeit, keifte es. Man muß Dir die Mucken aus dem Leibe prügeln, drohte man, als Dein Blut einmal ernstlich rebellierte. Gelegentlich wurde man auch sentimental: Du bringst Deine Eltern frühzeitig ins Grab, nichts als Sorge bereitest Du uns. Die freilich hatten längst vergessen, daß auch sie jung und leidenschaftlich gewesen, vielleicht waren sie es auch nie. Dummheit und Überspanntheit, oder auch Sünde, Schmutz und Laster, in dieser Belastung, Verzerrung und Besudelung erschien Dir die erhabenste Kraft der Menschheit, so trüb quoll Dir der lautere Quell allen Lebens.

Bald verkrochst Du Dich schweigend in Dein Elend. Aber wenigstens arbeiten wolltest Du, nur arbeiten, um zu vergessen, nichts mehr zu wünschen; um dieses Dasein nicht zu „überspannen"!

Arbeiten wirst Du wohl noch dürfen!

Da enthüllte Dir diese grausame Welt ihr unheimlichstes Rätsel: Es gab nicht einmal die Arbeit für Dich. Auf geistige Arbeit hattest Du längst verzichtet. Niemals warst Du so toll, Deine kleinen künstlerischen Talente ausbilden zu wollen. Musik, Theater, Malerei — nein, das war nichts für Dich. Solcher Träumereien hattest Du Dich entwöhnt. Nein, Du wolltest ganz gewöhnlich arbeiten, mit Hand und Augen, mit Nerven und Sehnen, tagelöhnern, gleichviel was, im endlosen Einerlei, wenn es sein mußte, gegen kärgliche Entloh-

Digitized by Google

nung; nur so viel begehrtest Du, um Deinen Hunger zu fristen und Dir ein Stübchen zu mieten, zu arbeiten bis zur Erschöpfung und auszuruhen für neue Erschöpfung.

Du wolltest arbeiten und diese überstürzend geschäftige Gesellschaft fand keine Arbeit für Dich. Alle Galeeren waren besetzt, sie hatten nicht einmal Raum, Dich an die Kette zu legen. Freilich Arbeit hättest Du schon finden können, aber nicht nur Arbeit, wie Du wolltest. Man begehrte noch mehr von Dir als die Arbeit, als die Muskeln und das treibende Gehirn. Auch Deine Seele wollte man haben, diese scheue Seele, die nackt, schutzlos, einsam von Schmerzen gequält wurde, wenn eine plumpe Faust sie berührte, schon wenn ein unreiner Hauch sie anwehte. Du solltest in Gemeinschaft, in Abhängigkeit arbeiten; das ertrugst Du nicht. Du liefst aus dem Warenhaus fort, in dem Dich die eitle Oberflächlichkeit der Gefährtinnen anwiderte, das schroffe Herrenbewußtsein der Vorgesetzten empörte, die schamlose Anmaßung des Publikums aufreizte. Du flüchtetest aus der Fabrik, in der Du jeden Tag den Ekel der faden Gerüche, den Schmerz der schrillen Geräusche mühsam überwinden mußtest, weil Du den Ton der andern nicht ertrugst, Du hattest nichts Gemeinsames mit ihnen, Du fühltest Dich unablässig betastet, ausgekleidet, ausgefragt, und wolltest doch nichts anderes wie still für Dich arbeiten, fremd und verlassen. Und endlich schlossest Du Dich in Dein Zimmer ein, Heimarbeiterin, für Almosen Tag und Nacht Dich mühend, aber wenn Du die Waren abliefern solltest, so befiel Dich ein Grauen, wenn Du an die Späße Deiner Peiniger und die Nörgeleien der Gestrengen dachtest. Gab es denn in dieser Welt nicht wenigstens ein Recht auf Abgeschlossenheit, auf ein Für-sich-Sein, einen Schutz des freien Empfindens? War ein armer Mensch, und zumal eine Frau, wehrlos ausgeliefert jedem Angriff und jedem Eindringen? Gab es keine Möglichkeit, zu arbeiten

ohne von Menschen gequält zu werden? Konnte man nicht arbeiten und dennoch frei sein?

In diesem Zustand fand ich Dich zuerst. Niemals habe ich einen so verzagten und verkümmerten Menschen getroffen, der aus gepeinigter Seele so inbrünstig nach Ruhe und — Güte schrie. Und am ersten Abend gestandest Du mir: „Ich ertrag es nicht länger. Ich gehe in ein Bordell." Dabei sahst Du mich aus großen trauenden Kinderaugen unschuldig an. Das schien Dir das letzte, die unentrinnbare Ruhe unrettbarer Verkommenheit.

Ich warnte Dich, man werde Dich für lasterhaft, für verrucht halten. Du lächeltest müde: Schlimmer könnte es doch nicht werden, Du hättest nichts zu verlieren, es sei Dein ernster Entschluß . . .

Darüber sind viele Jahre ins Land gegangen. Wir beide leben noch. Eine Laune des Schicksals hat Dich aus dem Tiefsten gerettet. Aber Du bist immer noch ein Menschenflüchtling, der sich verkriecht — eine fremde Seele in dieser wimmelnden Menschenherde.

Zu jener Zeit aber empfand ich es als meinen Beruf, Dich für dieses tätige Dasein zu erziehen, Dich abzuhärten, Deine Empfindlichkeit zum Idealismus der großen Sache und der heiligen Handlung zu läutern. Aber schon in den ersten Tagen gewahrte ich den Zwiespalt, der sich nicht lösen wollte. Dein Empfinden war in der Öde Deiner kleinbürgerlichen Herkunft gebildet. Du fühltest Dich noch als etwas sozial Höheres und Feineres, obwohl Du ganz unten in der Tiefe verschmachtetest. Und damals ging es in mir auf, wie die soziale Zerklüftung unserer Gesellschaft nicht nur Reiche und Arme, Herrscher und Unterdrückte, Ausbeuter und Ausgebeutete erzeugt, sondern wie sie in den Klassen gesonderte Rassen hervorbringt, die sich nicht verstehen, die anders reden, denken' empfinden, als ob sie auf verschiedenen Sternen lebten.

Ich lud Dich zu einer kleinen Wanderung ein, zu einer

Digitized by Google

kurzen Eisenbahnfahrt — dort oben im Norden, wo es noch eine vierte Wagenklasse gibt. Du warst gewöhnt, die paarmal, wo Du reisen konntest, die bürgerliche dritte Klasse zu benutzen. Ich versuchte, Dich in die vierte zu locken — mitten unter die Proletarier der Stadt und die Marktfrauen vom Dorf. Du sträubtest Dich. Ein physischer Abscheu befiel Dich. Und Du, die bettelarm war und so jämmerlich elend, fürchtetest trotz aller Deiner Not, noch unter Deine Klasse herabzusinken. Diese proletarische Welt war Dir ein Unbekanntes und ein Grauen — wie eine unheimliche wilde Völkerschaft, deren Gedanken, Empfindungen, Absichten man nicht kennt und denen man deshalb mißtraut. Sie hatten fremde, dunkle Seelen, und Du fürchtetest Dich vor der Berührung mit dieser — vierten Wagenklasse, Bürgerin der dritten! . . .

Damals grollte ich Dir wegen Deines verstockten Eigensinns. Ich grollte Dir, denn ich glaubte Dich noch ändern zu können. Jetzt, da das Jahr zu Ende ging, das uns trennte, weiß ich, daß ich nicht, daß niemand die Macht hat, Dich in die — vierte Wagenklasse zu locken. Auch meine Briefe wandelten nicht Deine Seele. Du bist mir fremd geworden, indem ich die Ohnmacht meines Schreibens fühlte. Und fast will es mir scheinen, als ob es auf der ganzen Welt keinen Menschen gibt, den ich so wenig kenne wie Dich — die einzige Freundin vieler, vieler Jahre.

Ich werde Dir niemals mehr schreiben. Aber in dem Augenblick, da ich Dir und mir das Gelöbnis des völligen Vergessens gebe, ist es mir, als ob eine neue Jugend in mir aufwacht. Ich suche wieder nur den einzelnen Menschen und ich weiß: morgen wird das Geschöpf der verjüngten Welt auf der Schwelle meiner Türe stehen und von dem vergrämten Einsiedler begehren, daß sie ihm Schülerin sei, Gehilfin, Wandergefährtin, Geliebte — bis in den Tod . . .

[Herbst 1908.]

Die ewigen Arbeiter.

(Aus einem Reich 24stündiger Arbeitszeit.)

Eine soziale Wanderung.

I.

Die Tragödie der großen Masse, der namenlos Vorübergehenden, Vorübergewehten, lebt und vollendet sich in der toten Ware, die allen Glanz dieses Daseins ermöglicht. Die blutige Runenschrift der Waren entziffern, heißt die Bedingungen unseres gesellschaftlichen Daseins erkennen. Geronnene Tränen, geschliffene Seufzer, verwebte Lungen, zerhämmertes Hirn, das sind die gesellschaftlichen Urelemente, die sich unsichtbar mit den natürlichen Stoffen und der kunstfertigen menschlichen Weisheit verbinden. Und je heller die Ware schimmert, desto dunkler ist die Höhle, in der sie geboren ward. Gäbe es ein Gesetz, das den Käufer verpflichtet, jeder Ware einen Ursprungszettel beizugeben, in der die soziale Zeugungsgeschichte des Gegenstandes wahrheitsgetreu verzeichnet ist, die verhärtete Menschheit würde diese Urkunde nicht ertragen.

Der grausamste Spiegel aber menschlicher Not, die zur Ware wird, ist der Spiegel. Wenn er sich selbst bespiegeln könnte, wenn er wiedergäbe, nicht was vor ihm steht und das Echo seiner Eitelkeit zu hören begehrt, sondern wenn in ihm das Bild, die Bilder seiner Entstehung sichtbar würden, das hellste Kristallglas würde in grauenhaften Blutflecken erblinden. Eine Leidensstation des Spiegels hat vor Jahren Bruno Schönlank der entsetzten Öffentlichkeit geschildert:

Digitized by Google

die menschenfressenden Quecksilberbeleg-Anstalten in Fürth. Aber das ist nur eine Station. Von Anbeginn bis zum Ende, von der Herstellung des ersten Rohprodukts bis zur letzten Veredelung wandert der Spiegel in wirren Kreuz- und Querzügen von Not zu Not. Alle Sinnlosigkeit und alle Qual der kapitalistischen Verfassung häufen sich in diesem schimmernden Glas, das dann den Selbstgenuß der Schönheit zeugt. Von Feuer zum Wasser und vom Wasser zum Feuer wandert das Produkt, und indem in ihm die Spuren der Unzulänglichkeit des Stoffes bis zum letzten Rest getilgt werden, schleppt es rastlos häufend mit sich die Male gemarterten und zerbrochenen Menschentums. In der Oberpfalz am bayerischen Wald, fernab von den großen Heerstraßen, beginnt das Leben des Spiegels. In der Höllenglut der Glashütten opfern Menschen ihre Lungen, um das rohe Spiegelglas zu blasen. Zwar liest man wohl im Konversationslexikon, daß die schon 1688 erfundene Glasgießerei das Blasen der Spiegelscheiben vollständig verdrängt habe, aber die Lungen von Menschen sind immer noch die billigsten Maschinen und so wird in der Oberpfalz das Spiegelglas eben immer noch geblasen. Die glühende Masse, die der Glasmacher durch die Pfeife hin- und herschwingend mit dem Munde aufbläst, wiegt bis zu 80 Pfund und die Fertigkeit, die er anwenden muß, um den Hals der Riesenflasche abzusprengen, die so entstehende Röhre zu spalten und sie dann in Flammen flach zu walzen, ist für den Zuschauer unfaßbar. Dann wandert das rohe Glas in die Schleif- und Polieranstalten, die die Flußtäler des bayerischen Waldes besiedeln. Das Elendskind des rauhen Waldes kommt in die rauchige Stickluft von Fürth. Auch hier wandert das Glas noch durch manche Hände, bis die Veredelung vollendet ist. Unablässig rinnt das Wasser über die Hände des Arbeiters, der in den Polier- und Facettieranstalten die Kanten anschleift, die Hände schwellen

Digitized by Google

auf wie Leichenhände, aber der Arbeiter achtet des nicht; mit gespanntem Körper und starrem Blick, unermüdlich zwingt er dem spröden Glas die Facetten ab. Drüben, ein paar Straßen weiter, hat wieder das Feuer die Herrschaft, hier erhält der Spiegel seine Seele, den Metallbelag. Seit Schönlanks Schrift sind die Fabriken, die Quecksilber benutzen, bis auf zwei ausgestorben. Das Gewissen hat sich seitdem beruhigt. Aber es ist trotzdem kaum viel besser geworden, denn nun müssen Arbeiterinnen in lähmender dumpfer Hitze, in Sommer und Winter überwärmten Räumen, die Luft voll ätzender Dämpfe, 12 Stunden lang die Silberlösung auf das Glas bringen. Kein Luftzug ist zulässig, denn er würde schwarze Flecken in den Glanz wehen. Mädchen von 16 Jahren verlieren in dieser Temperatur von 35 Grad und mehr schnell ihre Jugend, und Greisinnen mit 60 Jahren, den verrunzelten Körper notdürftig bekleidet, mühen sich gleichmütig, stumpf und längst hoffnungslos geworden über derselben Arbeit, in der sich schon ihr Tod spiegelt. Ich war in einer der besteingerichteten dieser Fürther Spiegelanstalten; die kurze Zeit meines Aufenthaltes genügte, um mich für ein paar Tage meiner Stimmmittel zu berauben ... Nun aber folgt auf die Tragödie das freche Satirspiel. In der Veredelung des Glases gehen all die fleißigen Arbeiter zugrunde. Wenn aber der Spiegel fertig ist, wenn gar nichts mehr an ihm gearbeitet wird, dann veredeln sich plötzlich die Menschen, die mit ihm zu tun haben. Der Spiegel, der mit dem Hunger genährt wurde, solange an ihm gearbeitet wurde, beginnt auf einmal Gold zu hecken, nachdem die Arbeit abgeschlossen ist. Die Menschen werden Millionäre, Kommerzienräte, geheime Kommerzienräte, sogar Wohltäter der Menschheit, stiften patriotische Denkmäler und fühlen sich als Herren der Welt.

In der Tat: der Spiegel ist die Ansammlung aller

Digitized by Google

denkbaren kapitalistischen Monstrositäten. Die längsten Arbeitszeiten kuppeln sich mit den niedrigsten Löhnen. Der Raubbau der Akkordarbeit wuchert auf allen Leidensstationen seiner Herstellung. Die Arbeitsteilung, die den Menschen zur Maschine macht, ist bis in die feinsten Verästelungen durchgeführt. Ein vielfaches, kompliziertes tückisches Zwischenmeistersystem, das einzelne Leute bereichert, drückt schwer auf die Löhne der Arbeit. Die Arbeit selbst wird hin und her geworfen zwischen toller Überarbeit und unfreiwilligem Feiern: wenn die Bäche zu viel oder zu wenig Wasser haben oder wenn auf dem Markt Krise herrscht. Auf dem ganzen Wege wird nirgends unter gesunden, nicht einmal unter erträglichen Verhältnissen gearbeitet. Übergroße Hitze wechselt mit verheerender Kälte und Nässe. Beizender Staub, quälende Dämpfe, verfaulte Luft verbreiten Krankheiten. Nirgends Schutz gegen gefährliche Unfälle. Schon die früheste Jugend wird in diesem Maelstrom verwüstender Arbeit hineingerissen, die Frauen werden noch schlimmer und schneller zerstört als die Männer, und selbst die verbotene Kinderarbeit blüht insgeheim und unausrottbar noch fort. Der aber, der endlich diese ungeheure Ernte des Todes in Geld ummünzt, leistet nicht einmal die organisatorische Arbeit des Unternehmertums. Es ist der Exporteur, der Händler, der die Saat mäht. Er leistet nicht nur gar nichts zur Herstellung des Produkts, er ist sogar befreit von aller kapitalistischen Verantwortung und jedem finanziellen Risiko. Diese Unternehmerintelligenz besteht darin, daß sie ohne jede eigene Leistung den höchsten Gewinn erzielt. Während die Arbeiter durch eine feindselige gemeinsame Haftpflicht aneinandergekettet sind, während sie — und zum Teil auch die kleinen Zwischenmeister oder Zwischenfabrikanten — die ganze Verantwortung auch für die möglichst große Produktivität der Arbeit auf sich nehmen, während einer den an-

deren in seiner Arbeit kontrolliert, weil nicht nur mißratene Ware von dem Arbeiter ersetzt werden muß, sondern weil auch jede Pfuscherei eines Gliedes in der Kette alle in der Teilarbeit folgenden Glieder in ihrer Leistungs- und Verdienstfähigkeit vermindert — bedarf der Kaufmann, der am Schluß erntet, was die anderen gesät haben, nur eines Hauptbuches und eines Geldschranks. Gerade in diesem System, wo nicht der Arbeiter und auch nicht der Fabrikant, sondern der Exporteur der Ausbeuter ist, entblößt sich sinnfällig und unentschuldbar der Aberwitz einer Gesellschaftsordnung, in der zugrunde geht, wer die Güter der Gesellschaft mit seinem ganzen Leben verantwortet, wo gebietet und emporsteigt, wer verantwortungslos nur die Arbeit der anderen rafft.

Von einer Station nun des Spiegelmartyriums möchte ich einiges erzählen, von Zuständen, wie man sie in Deutschland nicht für möglich halten sollte, und die radikal zu ändern eine unaufschiebbare Aufgabe der Gesetzgebung ist. Ich will von den „ewigen Arbeitern" in den Schleif- und Polierwerken des bayerischen Waldes reden, den „ewigen Arbeitern", wie sie sprichwörtlich genannt werden, weil sie in Wahrheit niemals zur Ruhe kommen, solange sie arbeitsfähig sind, das heißt zumeist: bis sie das Grab umfängt.

II.

Die Schleif- und Polierwerke, die das halb veredelte Spiegelglas zur Fertigstellung nach Fürth liefern, sind überall in der Oberpfalz verstreut; sie folgen den Flußläufen, deren Wasser ihnen die mechanische Kraft gibt. Ich sah die entlegensten dieser Werke. Bei einer Wanderung im Murntal, schon nahe der böhmischen Grenze. Diese Hütten des Murntals gelten als die verhältnismäßig erträglichsten in diesem Gebiet, und ich besuchte sie an einem heiteren warmen Herbsttage, nicht im Winter, wo sie verschneit liegen. Ich

Digitized by Google

besuchte sie am Tage und nicht in der Nacht. Und ich sah sie endlich gerade an dem Tage, da vierwöchentliche unfreiwillige Ferien zu Ende gegangen waren und der Betrieb wieder aufgenommen wurde; da herrschte noch etwas wie Feiertagsstimmung, wie Ausgeruhtheit und Behaglichkeit. Die Hetzjagd war noch nicht im Gange. Wenn trotz dieser günstigen Umstände sich die Verhältnisse mehr wie Ausgeburten eines toll gewordenen Menschenquälers, wie kapitalistische grausame Fieberträume, denn wie Wirklichkeit darstellten, so mag man einen Begriff davon erhalten, welche Eindrücke ein Wanderer mit sich nehmen würde, der in eisiger Winternacht die schlimmsten dieser Arbeitsstätten besuchen würde.

Über Schwandorf-Bodenwöhr zweigt das Bähnchen von der Hauptlinie ab, das nach Neunburg vorm Wald führt, in dieses lustige alte Städtchen, dessen helle Häuser bergwärts zum Schloß und zur Kirche klettern, in dessen Hauptstraße nur Gasthäuser zugelassen zu sein scheinen, wo ehemalige Klöster und Schlösser zu Bierbrauereien umgewandelt sind, die das billigste Bier der Erde hervorbringen; denn in der Oberpfalz kostet der Liter nur 20 Pf. In einer kleinen Wanderung erreicht man von hier den Wald, noch eine anmutige Ortschaft, und dann geht es hinauf in die unendliche Einsamkeit des ernsten Tales. Bald springt am Bach die erste Ansiedelung schroff und plump hervor. Trotz ihres Alters haben sich die ungefügen Gebäude nicht in die Waldeinsamkeit hineingewöhnt. Sie sind der Natur fremd geblieben in ihrer nackten geschäftlichen Öde. Sie sollen Gewinn abwerfen, Produktionskosten sparen, nicht menschenfreundliche Hausung gewähren. Um die langgestreckte Scheune, die das Werk birgt, ein paar armselige Hütten, in denen die Menschen wohnen. Diese Hütten sind der Stolz der Murntalwerke, denn anderswo haben die Arbeiter überhaupt keine Wohnung, son-

Digitized by Google

dern sie hausen unter dem Dach des Werks oder in der Werkstatt selbst. Alles ist schmutzig, verfallen, wie unfertig. Und die Öde der Ansiedelung wird noch gesteigert durch die Blutfarbe, die Häuser, Boden, Gegenstände und vor allem die Menschen beschmutzt. Alles ist von diesem abscheulichen Rot befleckt, das die Leute dort Pottic nennen: Es ist das Polierrot (Eisenoxyd), das zum Polieren des Glases verwendet wird. Der Farbstaub dringt überall ein, malt die Gesichter und die Hände, die Haare, die Kleider, die Wäsche, die Betten. Die Zeitung, die sie lesen, ist rot gefärbt, der Lohnzettel, ebenso wie der Brief, den sie schreiben. Ein Brief von einem Glaspolierer verrät auch uneröffnet und ohne Poststempel den Ursprungsort — durch die roten Flecken. Der Farbstoff macht die Generationen, die hier das im Familienbetrieb überlieferte Gewerbe ausüben, zu einer Rasse von Rothäuten. Die Wiege, die der ewigen Arbeit neue Opfer nährt, ist ebenso rot betupft wie das Leichenhemd, das das Opfer erledigt. Dieses entsetzliche, schmutzige alldurchdringende Rot wird nur beschattet von dem tiefen Schwarz der politischen Färbung. Denn in der Oberpfalz herrscht das Zentrum, und christ-katholische Geistliche lehren in schöner Toleranz allsonntäglich die braven Arbeiter, daß sie geduldig für alle Zeiten die „Spiegeljuden" von Fürth zu füttern hätten. Im Murntal freilich hat die sozialdemokratische Aufklärung schon die Köpfe erhellt. Und dieser kernige tüchtige Menschenschlag gewinnt durch den neuen Glauben die Kraft, der kapitalistischen Zerstörung ihres Daseins in tätiger Hoffnung Widerstand zu leisten.

In drei Abteilungen, die auch räumlich getrennt sind, vollzieht sich das Schleifen und Polieren des Rohglases. Die Technik der Kraftzuführung hat sich den modernen Möglichkeiten nicht angepaßt. Das große Wasserrad leitet in direkter Umsetzung die

Digitized by Google

Kraft zu. Daher die unfreiwilligen Pausen der Arbeit bei Trockenheit oder Überschwemmung. In diesen Pausen erhält der Arbeiter nichts. Nur wenn wirtschaftliche Ursachen Arbeitseinstellung veranlassen, wird neuerdings eine Entschädigung bezahlt, 6 Mark die Woche für den Mann, 3 Mark für die Frau. Aber selbst wenn bei nicht allzu niedrigem Wasserstand der Betrieb noch nicht eingestellt zu werden braucht, so wirkt die verminderte Kraft auf die Arbeitsleistung ein und senkt den elenden Akkordverdienst noch mehr. Binnen einem Jahre mußten die Murntalleute 7 Wochen (Oktober 1908 4 Wochen, Februar 1909 3 Wochen) wegen elementarer Ursachen ohne jede Entschädigung, 4 Wochen (August-September 1909) wegen angeblich schlechten Geschäftsgangs feiern. Aus der ewigen Arbeit werden die Menschen in die Untätigkeit und in den Hunger gestürzt und die Muße belebt deshalb nicht ihre verbrauchte Energie, sondern sie zermürbt sie vollends, so daß sie gebrochen schließlich nur noch von einem Wunsch getrieben werden: nur Arbeit haben, gleichgültig unter welchen Bedingungen. Diese „Ferien" sind höchst wirksame Antreiber für die Unternehmer . . .

Das Rohglas wird zunächst poliert. Auf großen Eisenscheiben, 4 Meter im Durchmesser, werden die Gläser in zwei Quadraten aufgegipst. Auf zwei viereckigen Marmorblöcken von derselben Größe werden ebenfalls Gläser aufgegipst. Der Schleifer hat dann diese Marmorplatte, die mit den Gläsern etwa 5 bis 6 Zentner wiegt, äußerst behutsam auf die Unterlage zu fügen. Jeder Bruch einer Scheibe ist — wie in dem ganzen Produktionsprozeß überhaupt jede Beschädigung oder Unvollkommenheit — von dem Arbeiter zu zahlen. So ruht Glas auf Glas. Und indem die untere Scheibe wie die darauf liegende Platte in gegenläufig rotierende pfeilschnelle Bewegung gesetzt werden, schleifen sich die Gläser aneinander. Nun be-

ginnt die höchst verantwortungsvolle Leistung des Schleifers. Fließendes Wasser bespült ständig die Scheiben; der Arbeiter aber hat in regelmäßigen Abständen Sand hinaufzuwerfen, erst den gröbsten, dann immer feineren, sieben Sorten nacheinander, darauf noch drei Sorten Schmirgel. Wenn neuer Sand gestreut wird, so zischt es auf wie Meeresbrandung, ist doch auch das Meer die große Schleifmühle der Kiesel. Aber die schrillen, spitzen Obertöne scheiden diese künstliche Brandung peinigend von der erhabenen ruhigen Sturmgewalt der Natur, die im stärksten Brausen noch die Schönheit des Orgelklangs bewahrt. Alle Geräusche der Industrie quälen. Das allmähliche Verebben des schreienden Zischens zeigt dem Schleifer, daß er wieder Sand auf die Scheiben zu werfen hat.

In 8 bis 9 Stunden sind die Scheiben auf einer Seite geschliffen und werden gewendet. Die Arbeit wiederholt sich, so daß das Schleifen der Scheiben auf beiden Seiten den ganzen hier üblichen 16stündigen Normalarbeitstag erfüllt.

Aber nicht nur die Scheiben, sondern auch die Menschen werden aneinander gerieben und schmerzhaft geschliffen. Hat der Sandsortierer seine Arbeit nicht sorgsam geleistet, so mißraten dem Schleifer die Gläser. Ist der Schleifer aber unachtsam gewesen, so vermehrt er die Arbeit und mindert den Lohn der Doucier erin, die in der Regel seine Frau oder Tochter ist. Aus der Schleiferei nämlich wandert die Scheibe in den Doucierraum, wo Frauenarbeit herrscht. Hier wird mit der Hand die Feinschleiferei vollendet. Mit Hilfe einer Glasscheibe und feinstem Schmirgel fährt die Arbeiterin unablässig über die zu schleifende Spiegelscheibe hin und her. Hat der Schleifer gut gearbeitet, so ist wenig auszubessern, sind starke Mängel, so beansprucht die Veredelung viel Zeit und die gelohnte Stückzahl vermindert sich. Der Doucierraum ist zugleich Wohn- und Schlaf-

Digitized by Google

raum, Küche und Kinderstube der Arbeiter. In dieser menschenleeren Gegend wird mit dem Raum gespart wie in der Hauptstraße einer Weltstadt. Schon die unendliche Arbeitszeit, die notwendig ist, um ein paar Mark zu verdienen, fesselt ja den Arbeiter unablässig an die Arbeitsstätte. Warum soll er dort nicht gleich ganz wohnen! Das haben sich in vielen Werken die Besitzer zunutze gemacht, und nicht nur die Doucierin, sondern alle Arbeiter wohnen in, neben und über dem Werkraum. Emil Girbig schilderte kürzlich im „Fachgenossen", dem Organ der freien Gewerkschaft der Glasarbeiter, solche Wohnungsverhältnisse: „Die Wohnungen befinden sich fast ohne Ausnahme auf dem Boden der Polierwerkstätte. Die Räume sind aber nicht abgeteilt. Ein großer Bodenraum gilt als Aufenthalt für 6 bis 8 Familien. Es steht das Bett, in dem die Eltern schlafen, dicht neben dem Bett der Kinder; dazwischen steht der Doucierblock und das Faß mit Wasser zum Abspülen der doucierten Gläser. Dann folgen die Betten der Nachbarn und Mitarbeiter. Es gibt keine Scheidewand. Jahraus, jahrein hausen die Familien nebeneinander. Die Kinder werden in den Räumen geboren, und wenn der Tod an den Arbeiter herantritt, dann stirbt er unter dem Dach und bleibt auch in diesem gemeinsamen Raum drei Tage bis zur Beerdigung liegen." Die Geschlechter sind nicht getrennt, und eine bayerische Verordnung, die die Trennung verfügte, wird kaum gehalten, wie denn für dieses ganze Arbeitsgebiet alle Schutzmaßregeln versagen.

Aus den Händen der Doucierin kommen die Scheiben in den Polierraum. Wieder werden die Gläser auf große Bänke aufgegipst und darüber fährt dann, von einem Gestänge geführt, ein schwerer mit Filz bekleideter Block. Eng aneinander, oft zu hunderten, stehen die Blöcke nebeneinander, so eng, daß ein ungeübter Mann nur mit äußerster Gefahr durch

das Getriebe hindurch zu gleiten vermag. Der Polierer aber, der eine die einzelne Arbeitskraft weit übersteigende Anzahl von Blöcken zu bedienen hat, wenn er leben will, drückt sich zwischen den Blöcken hindurch und richtet sie, damit der Filz allmählich alle Teile der Scheibe gleich glättet. Eine dieser Poliererfamilien, die ich besuchte, hatte nicht weniger als 72 Blöcke zu versehen. Alles Ächzen der leidenden Kreaturen in der ganzen Welt, alles Heulen der Schmerzen auf Erden scheint sich in diesen Räumen vereinigt zu haben. Von hier beginnt das Polierrot seine Wanderung in alle Poren des Betriebs und der Gegend. In diesem Geächz und Geheul verbringt der Polierer sein ganzes Leben. Er wird schwerhörig und man muß laut zu ihm sprechen, wenn man sich draußen auch in der Waldstille mit ihm verständlich machen will. Sein ganzes Leben — buchstäblich! Denn hier wandelt sich die 16stündige Arbeitszeit in die 24stündige Endlosigkeit! Tag und Nacht fahren die Polierblöcke gespenstisch hin und her und sie bedürfen unablässig von Zeit zu Zeit der Wartung, sei es, daß die Lage verändert werden muß oder Polierrot hinzuzufügen ist. Die Arbeiter hausen Tag und Nacht in diesem Grauen. Am Montag in aller Frühe beginnt das Rackern und endigt erst, wenn die Kirchenglocken des nächsten Orts Sonntags zum Christendienst rufen; denn die erforderliche Religionsübung läßt sich eben doch nicht im Polierraum vornehmen. Während der ganzen Woche kommt der Arbeiter nicht aus den Kleidern. Wohl kann er, wenn die Blöcke richtig laufen, eine Weile sich auf einer Bank niederstrecken, aber er ist die ganzen 24 Stunden des Tages zur Arbeitsbereitschaft verpflichtet! Will er ein paar Nachtstunden ungestörter Ruhe haben, so muß er sich entweder von Familienmitgliedern vertreten lassen, oder auf seine Kosten einen Hilfsarbeiter stellen. Auch seine Ar-

beitsleistung hängt in ihrem Ertrag wesentlich ab von dem Zustand, in dem ihm die Doucierin die Scheiben überliefert.

Der Polierer weiß nichts von der Welt. Sein ganzes Dasein ist erfüllt von dem Lärm der Polierblöcke, dem roten Polierstaub und dem Kampf mit dem gemeinen Hunger.

III.

Denn der ewige Arbeiter muß ewig hungern! Der Schleifer verdient mit seiner 16stündigen Arbeitszeit 15 M. die Woche. Der Sandsortierer 11 M., die Doucierin (bisher bei 12stündiger Arbeitszeit) wöchentlich 5 M. Der Hilfsarbeiter erhält 7 M. (mit Kost), 13—14 M. (ohne Kost). Er muß Tag und Nacht zur Verfügung stehen; vertritt er den Polierer zur Nacht, so bezieht er von ihm für 6 Stunden Nachtarbeit 40 Pf., nämlich für alle 6 Stunden insgesamt. Der Polierer ist der König in diesem Reich. Er schwingt sich bei 24stündiger Arbeitszeit mit 48 Blöcken zu 17—18 M. die Woche empor. So beläuft sich der Familienjahresverdienst insgesamt auf 600—700 M. Dafür müssen Mann und Frau, die erwachsenen Töchter und Söhne, aber auch — trotz des Verbots — die kleinen Kinder arbeiten. Diese Löhne haben erst nach den letzten Tariferhöhungen von 1907 den Stand von 1885 wieder erreicht. Die Arbeitszeit ist nicht kürzer geworden, aber die Lage hat sich insofern verschlechtert, als die ganze Lebensmittelteuerung mit voller Wucht auf diesen Unglücklichen lastet. Und sie segnen heute nicht gerade mehr den Bauerndoktor Heim, der sie im Reichstag vertritt. Die Arbeiter müssen alle Lebensmittel kaufen, sie besitzen nicht das kleinste Äckerchen, kein Nutztier. Die Preise sind auch in diesem entlegenen Winkel nicht billig; Kuhfleisch 60 Pf., Ochsenfleisch 80 Pf., Schweinefleisch 80 Pf., Kalbfleisch 60 Pf. Das sind freilich für

Digitized by Google

die Glasarbeiter nur theoretische Preise. Sie verfallen nicht auf den Gedanken, Fleisch zu essen. Die trockene Kartoffel ist ihr Nahrungsmittel. Die paar Stunden Rast in der Woche müssen sie noch zur Arbeit nutzen. Sie wandern in den Wald, um Holz zu freveln; Polizeistrafen für solche Eingriffe in das Waldeigentum bilden regelmäßige Abzüge ihres Lohnes.

Der furchtbare Lohndruck ist wesentlich bedingt durch das raffinierte Zwischenmeistersystem. Diese Werke gehören Besitzern, die in München oder sonst fern in einer Stadt wohnen und für die Exporteure diesen Teil der Veredlung besorgen. Die Besitzer der Schleifwerke setzen nun Werkmeister ein, die den Betrieb beaufsichtigen. Gelegentlich ist dieser Zwischenmeister zugleich auch der Besitzer, aber es ist nicht die Regel. Der Meister stellt die Betriebsmaterialien. Er liefert von dem Geld, das ihm der Besitzer zur Verfügung stellt, Filz, Gips, die rote Farbe, Sand und Schmirgel. Er hat also das Interesse, daß mit diesem Material sparsam umgegangen wird. Die Rechnung stellt sich nun so: Der Meister erhält von dem Besitzer 1000 M. in 14 Tagen. Die Summe fällt zur Hälfte ihm zu, zur anderen dem Arbeiter. In die 500 M. teilen sich — ich führe ein konkretes Beispiel an — 7 Schleifer, 4 Poliergesellen, 11 Doucier*erinnen*. Je ein Drittel der 500 M. entfällt etwa auf die drei Kategorien. Von den 500 M. bezahlt der Meister Hilfsarbeiter und die Materialien. Ihm bleiben als dem einzigen, der nicht arbeitet, 150 M. für 14 Tage übrig. Durch dieses System wird auch der letzte Rest von Verantwortung von den Unternehmern abgewälzt. Aber es ist klar, daß der parasitäre Zwischenmeistergewinn ein Raub am Arbeitslohn ist.

In ähnlichen Verhältnissen leben 2300 bayerische Arbeiter und Arbeiterinnen. Aber gibt es denn keine Gewerbe-Inspektoren, nimmt sich kein Gewerbearzt dieses Elends an? O, dieses Reich ist den beamteten

Digitized by Google

Hütern der sozialen Wohlfahrt durchaus nicht unbekannt. Jahr für Jahr tönen aus den Gewerbeberichten dieselben Klagen, die, so gedämpft sie auf leisen Sohlen schleichen, die Wahrheit ahnen lassen. Der Streik der Glasschleifer von 1905 lenkte die Gewerbe-Inspektoren auf die ungeheuerlichen Mißstände. Damals verkauften sogar noch die Zwischenmeister die Materialien an die Arbeiter zu Wucherpreisen und zogen sie vom Akkordlohn ab. Das wenigstens wurde beseitigt. Die Wohnungsverhältnisse werden immer wieder in grotesker Sanftmut als „nicht gute" bezeichnet. 1906 wurden 88 Wohnungen beanstandet, weil sie zugleich Wohn- und Arbeitsräume waren. Sie waren „feucht, zu stark belegt, schmutzig, Böden, Wände und Decken schadhaft, Fenster, Fensterrahmen und Türen schadhaft oder nicht schließend". Es wird von Kindern unter 12 und 13 Jahren berichtet, die arbeitend betroffen wurden. Es wird geklagt, daß die Bestimmungen über ärztliche Zeugnisse nicht beachtet werden. Es wird das Gutachten eines Arztes mitgeteilt: „Tagtäglich kann die Beobachtung gemacht werden, daß die Arbeiter in den Glasschleifereien und -Poliereien meist blasse, anämische, krankhaft aussehende Leute sind, welche fast sämtlich an chronischen Bronchialkatarrhen und tuberkulösen Erkrankungen der Lungen leiden." Ein anderer Arzt schreibt: „Bei den Arbeitern in den Glasschleifereien und Glaspoliereien handelt es sich um die Einatmung eines äußerst scharfen, die Respirationsorgane im hohen Grade angreifenden, meist quarzhaltigen Staubes. Äußerst schädlich auf die Atmungsorgane wirkt auch die rauchige Atmosphäre, welche die schlechten Öllichter verbreiten, womit die Arbeitsräume beleuchtet werden." Auch Nachtarbeit von kleinen Kindern wird konstatiert. Aber die Gewerbeberichte entschuldigen diese unerhörten Zustände immer schließlich mit den unvermeidlichen

Bedingungen des schlecht gehenden Gewerbes, das man nicht zerstören dürfe, und keinem fällt es ein, zu erklären, daß eine Industrie wert ist, so schnell wie möglich zugrunde zu gehen, wenn sie nicht bei menschenwürdigen Bedingungen existieren kann. Aber die Verhältnisse könnten gebessert werden. Es ist die Brutalität einer verantwortungslosen Ausbeutung, die dieses verruchte System erzeugt hat.

So leben diese Arbeiter. Wie sterben sie? Auch im Tode finden sie keine Ruhe. Vor mir liegt ein Aktenheft, das den Kampf um die Rente für einen getöteten Arbeiter erzählt. Auch diese Papiere sind rot bestäubt. Eines Morgens findet man einen Polierer tot mit zerschmettertem Kopf unten im Radraum. Neben ihm liegt ein Handbeil und die geliebte Schmalzlerdose, die ihm beim Niedersinken offenbar aus dem Schurz gefallen ist. Niemand war bei dem Unfall zugegen, aber jeder Arbeiter weiß, wie er sich zugetragen hat. Am Wasserrad war irgend etwas nicht in Ordnung. Der Mann nahm ein Beil und kroch in der nächtlichen Benommenheit der Überarbeit hinunter, um die Maschine zu richten und in der Akkordarbeit nicht beeinträchtigt zu werden. Dabei traf ihn eine Kurbel. Der Fall war klar. Nur nicht für die Berufsgenossenschaft in Fürth, deren Phantasie eine tolle und schamlose Räubergeschichte ersinnt, um die Witwe ihrer Rente zu berauben. Der Rentenanspruch wird abgelehnt mit der Begründung, daß der Ehemann sich der Gefahr selbst ausgesetzt habe, weil er verbotswidrig, während das Werk im Gange war, in den Radraum kroch. Dann heißt es: „Wenngleich nicht festgestellt werden konnte, zu welchem Zweck Ihr Ehemann in die Radstube gegangen ist, so muß doch aus der Sachlage der Schluß gezogen werden, daß Ihr Ehemann nicht einer mit der üblichen Betriebsarbeit an sich verbundenen Gefahr erlegen ist.“ Der Vertrauensmann der freien Gewerkschaft nimmt sich der

Digitized by Google

Witwe an und legt Berufung gegen diesen Entscheid ein. Die Berufsgenossenschaft beantragt die Verwerfung der Berufung und begründet ihr Begehren wie folgt: „Es sei nicht anzunehmen, daß der Getötete in der Radstube einen Keil hätte antreiben wollen. Neben der Leiche ist auch die Tabaksdose gefunden worden, so daß in den staatsanwaltschaftlichen Akten ... auch der Ansicht Ausdruck gegeben wird, die Tabaksdose sei durch eines der Löcher im Boden des Polierraumes ... in die Radstube gefallen, Schmidt (der Getötete) habe sie holen wollen und sei dabei verunglückt. Das Handbeil könnte dabei sehr wohl zum Hervorlangen gedient haben.“ In der Tat ein höchst geeignetes Instrument für diesen Zweck! Das Schiedsgericht erkannte auf die Zubilligung einer Rente. Darob geriet der Vorsitzende der Berufsgenossenschaft, ein königlicher Kommerzienrat, in eine wilde Aufwallung tief verletzten Rechtsbewußtseins. Und er legte beim Reichsversicherungsamt Rekurs ein, indem er das Schiedsgericht wie folgt anblies: „Das Schiedsgericht hat auf bloße Vermutung und ohne jede positive beweiskräftige Unterlage hin als feststehend angesehen, daß Schmidt zum Zwecke irgendeiner Betriebsarbeit das Werk betreten habe. Das ist kein Recht, sondern Willkür, gegen die wir uns wehren.“ Aber auch das Reichsversicherungsamt war der Meinung, daß ein Glasarbeiter nicht für seine Tabaksdose sein Leben opfert und daß ein Handbeil keine Stange ist. Es verwarf den Rekurs.

Seitdem ist der königliche Kommerzienrat der Fürther Aristokratie überzeugt, daß es auf der Welt kein Recht mehr gibt ...

[1909.]

Digitized by Google

Unter der Sonne.

Nie geschaute Frühlingsbilder hat dieses starre Preußen uns heuer gezeichnet: Aus den bewegten Linien dunkler Kleider, die sich zu Tausenden drängen, recken sich weiß leuchtende Hände zum Himmel empor. Es sind harte Hände der Arbeit und der Drangsal, verwitterte Hände der Sorge und des Schmerzes, gefurchte, verstümmelte Hände; aber alle diese Risse des Alltags sind unsichtbar geworden, aufgelöst in dem schimmernden Weiß, so wie sie sich jetzt aus dem düsteren Gewirr strecken, sind es alles dieselben schwörenden Hände des großen Willens und des furchtbaren Zornes, weit und hoch entfaltete Hände, die sich nicht in demütigen Gebeten verschränken, sondern die frei und stolz rufenden Finger dem Lichte zukehren, das an ihnen mild und reich herabrinnt, als wollte es die Sonne selbst in die Herzen leiten. Wie Blüten sind diese Hände, die plötzlich der Frühling auf steinigem Brachland erweckte. Eine neue Schönheit hat der bedeutsame Augenblick geboren: Über dem finsteren Millionenelend betrogener, geplünderter Menschen, der farblosen Masse, die immer nur anderen Farbe gewinnt, hat sich die unendlich gegliederte, in zahllosen Wandlungen doch einheitliche Riesenblüte schaffender Hände strahlend ausgebreitet, und diese öde Welt der Fron hat auf einmal die Form und Farbe des Frohen gewonnen. Eine neue Sonnenfeier ist wie über Nacht geworden.

Die Machthaber wußten wohl, was sie taten, als sie sich weigerten, die Menschheitsbewegung unserer Zeit in ungehemmtem Sonnenlicht sich ausbreiten zu lassen. Mochten die Rebellen immer sich in öden, qualmigen

Digitized by Google

Sälen einsperren, sich als Höhlenmenschen vor dem natürlichen Licht verkriechen, da sah man sie nicht, da sahen sie sich selber nicht, nur ihre Lungen wurden zerdrückt und verstaubt und ihre Augen verlernten im Licht zu schauen. Es war eine Aussperrung aus der Natur, und die fahle Dämmerung ließ alle Schrunden und Wunden in einem Grau sich verstecken. Nur unter der Sonne reift die unzerstörbare Kraft, nur wer in ihrem Licht, das jede Lüge entkleidet, zu bestehen vermag, bezeugt sein großes, gesundes, ungebrochenes Menschentum. Indem die Masse unter dem Himmel sich ausbreitet, zählt sie sich nicht nur, fühlt sie sich nicht nur, wächst in ihr nicht nur die sehnsüchtige Daseinsfreude und die tätige Entschlossenheit, sie gewahrt auch die Zerstörungen, die ihr Leben an ihnen verübt hat: die Sonne bringt es an den Tag, daß in der heutigen gesellschaftlichen Verfassung, dieser ewig währenden Schlacht, die große Mehrzahl der Menschen entstellende Wunden der Not und der Fesselung mit sich schleppt, die sie schamvoll verhüllen möchte. Die Sonne heischt die ungebrochene Schönheit des Menschen, und sie selbst wird zur Anklägerin wider die Verbrecher an menschlicher Kraft, Größe und Reinheit. Unter der Sonne wird alles Unechte entlarvt, aller hüllende Plunder und alles erheuchelte Gefühl zerzaust: Nur die ganz starke Wahrheit kann sich in ihrem richtenden Glanz bewähren. Nur in ihr können frohe, ehrliche, brausende Feste des Lebens entstehen!

Es lag von Anbeginn in der Maifeier des Proletariats, daß die Wiedergeburt der Natur sich mit dem Frühlingswillen menschlichen Strebens innig verbände — ein Sonnenfest erwachter Völker, ein Menschheitsfest, das zum erstenmal wieder in farbiger Freude und lachender Schönheit die ganze Erde einigen sollte. Aber fast schien es, als ob die Kraft, Feste zu feiern, versiegt sei. Das Maifest bildete sich keine eigenen

Formen seines tiefen und heiligen Wesens. Es schleppte den Geruch und den Druck des Werktags mit sich. Wir nahmen an Veranstaltungen teil, nicht aber an einem Fest, in dem sich der erhöhte Sinn des Lebens offenbarte. Nur in unlustigen Sälen gab es etliche Vergnüglichkeit und flüchtige Erbauung.

Von unseren Festen, diesen Ausströmungen menschlicher Freude in den Formen der Kunst, der zu unmittelbarem Leben gewordenen Kunst, gilt, was William Morris von der Kunst selber sagt: „Verkauft ist sie worden und billig fürwahr, achtlos vernichtet durch die Gier und Unfähigkeit von Narren, die nicht wissen, was Leben und Freude bedeuten, und sie weder selbst besitzen, noch anderen gewähren wollen, zum Opfer gebracht jenem Ungeheuer, das alle Schönheit zerstört hat, und dessen Name ist — Handelsgewinn.“ In Wahrheit: sind nicht auch unsere Feste zur Ware geworden, Spekulationsobjekte für Saalbesitzer und Bierbrauereien? Nicht nur unsere Arbeit wird ausgeschrotet, sondern auch unsere Freude, und wenn wir in den kargen Minuten losgebundener Knechtschaft mit ermüdeten Sinnen und kaum sich selbst wagender und bejahender Sehnsucht uns dem Schein einer Freiheit hingeben, so wird auch sie auf dem Markt lärmend ausgeboten und feilschend verwüstet. Unsere Feste von heute sollen eine Vorahnung der Wirtschaftsordnung von morgen sein. Diese Ordnung, die aus dem rohen Chaos der menschlich-staatlichen Gesellschaft selbst ein Kunstwerk gestaltet, wäre nicht wert des Kampfes und der Opfer gewesen, wenn sie nur (wieder mag William Morris reden!) „die Bürde der Arbeit erleichtert hätte, ohne ihr wiederum jene Elemente sinnlichen Vergnügens beizumischen, das den Kern aller wahren Kunst ausmacht.“ Der englische Künstler-Sozialist weiß, was die Proletarier wollen, „und was sie aus den tiefsten Tiefen ihrer Barbarei zu erretten vermöchte: Arbeit,

Digitized by Google

die ihr Selbstgefühl nähren, ihnen die Anerkennung und Teilnahme ihrer Genossen eintragen könnte, ein Heim, das sie mit Freuden aufsuchen, eine Umgebung, die sie besänftigen und erheben würde; vernünftige Arbeit, vernünftige Rast. Aber nur eine Macht in der Welt kann ihnen das schenken, die Kunst.“ Keine Kunst der Wenigen, sondern „eine Kunst, geschaffen durch das Volk, als ein Glück für den Schöpfer, wie für den Genießer.“ Die belebende Seele dieser neuen Ordnung wird die Kunst sein und sie wird eine Gesellschaft entwickeln, in der „die künstlerische Veredelung des Tagewerkes, an Stelle von Furcht und Not, Hoffnung und Freude als diejenigen Kräfte einsetzen wird, welche die Menschen zur Arbeit antreiben und so die Welt in Gang erhalten.“

Dieser großen Zukunft Gleichnis und körperlich im voraus gestaltetes Abbild ist das Maifest, sollte es sein! Darum muß auch seine belebende Seele die Kunst sein. Wenn in der Völkerfeier des Mai die Schreie des Zornes und die Weckrufe zukunftsträchtiger Zuversicht in Massenchören über die Erde hallen, so bedarf der politische und soziale Gehalt des kämpfenden Festes der reinen, farbigen Formen, um auf die Seelen zu wirken, ihnen für immer ein Erlebnis zu bleiben, sie als ewig treibende, gläubige Trösterei durch alle die dumpfen und stumpfen Tage zu geleiten. Die Maifeier kann niemals zugrunde gehen, wenn es gelingt, ihren erhabenen Sinn in dem künstlerischen Ausdruck ihrer Verkörperung heranzuholen. Nur wenn sie in einer eilig gepfuschten Routine erstarrt, wenn sie Jahr für Jahr in barbarischem Gemengsel lediglich Antriebe und Vorwände für Lustbarkeitssteuern darbietet, dann hat sie ihre Seele, ihr Daseinsrecht verloren, auch wenn man sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zum fälligen Termin auf die Tagesordnung immer wieder setzen mag.

Die früheren Zeiten kannten den bunten, ein wenig

rohen, doch lustigen Kirmeslärm der Volksfeste, die die Massen in einem Drang vereinigte und die echt und lebensstrotzend waren, wenn sie auch zumeist das listig verführende und beschwichtigende Geschenk der Mächtigen waren. Die Volksfeste sind gestorben, und was sich noch so nennt, sind, da ihnen alle innere Volksgemeinschaft fehlt, leere entartete Nachahmungen und Fälschungen. Wir aber streben heute von den alten Volksfesten, die sich durch viele Tage des Jahres häuften, zu einem Völkerfest: Ein Fest nur, doch alle Völker! Das ist das Neue, Unerhörte, Gewaltige des Maifestes. Kein tollendes Betäuben über den Jammer des Alltags, den man wehrlos wie eine ewige Sckickung trug, kein bocksmäßiges Herausspringen aus sonst versperrtem Stall, wie in den Volksfesten von ehedem, sondern ein Bergen und Ernten zukünftigen Reichtums in der symbolischen Versinnlichung ernster Freudenfeier — das ist das Maifest und das muß es zu formen imstande sein.

Wir brauchen die Farben der schlichten, echten, feierlichen Freude. Die Masse selbst, die von einem Ideal bewegt wird, gewährt uns den gewaltigsten Urstoff, ein würdiges Fest zu gliedern, den die Menschheitsgeschichte bisher dargeboten hat. Erfinden wir ihm die Linie und die Farbe seiner stolzen Weihe, rufen wir die Künstler, die mit uns fühlen, uns zu helfen. Nicht daß wir uns mit glitzerndem Plunder und täuschendem Flitter behängen wollen, grelle Papierblumen aufpflanzen und die Textilindustrie der Anilinfarben über die Natur breiten, nein, wir rufen nach der großen Einfachheit des Ausdrucks freier Freude, die sich innig schmiegt in die umgebende Natur und sichtbar auswirkt, was uns in Herz und Hirn gärt und zur Sonne hervor drängt. Lichte Kleider der Frauen und Mädchen, Frühlingsblüten in dem gelösten Haar der Kinder, helle Gesänge der unfertigen Jugend und die markigen Lieder der Reifen, und die

Digitized by Google

große Kunst der klassischen Musik, der in Tönen eine neue Menschheit kündenden Meister — und alles unter der Sonne, furchtlos sich darbietend ihrer unbestechlichen, unbeirrbaren Prüfung. Und dann wird am Ende einst der Tag kommen, wo wir nicht nur geordnet, wie preußische Soldaten, durch die Straßen ziehen und in den Parks uns regelrecht säuberlich sammeln, wunderbar angepaßt der streng äugenden Polizei, die im Lineal das Szepter Gottes anbetet, sondern die farbig erglühende Masse tanzt durch die Straßen und schlingt unter den Bäumen der jetzt nur fürs Anschauen behüteten Stadtgärten den Reihen — und alle Straßenbahnen, Automobile, Droschken halten vor solchem Mirakel still, und die ältesten Schutzmannsgäule wiehern vor erstauntem Vergnügen und hüpfen, daß ihre Reiter herunterfallen und — mittanzen . . .

[1. Mai 1910.]

Festlicher Kampf.

Krieg und Kampf — das sind die beiden Gegensätze der menschlichen Gesellschaft, das ist der Weg von der Barbarei zur Kultur. Krieg ist das Raufen um Vernichtung, Kampf das Ringen um Vollendung. Die herrschenden Klassen führen Krieg, die unterdrückten, aufwärtsstrebenden kämpfen. In der kapitalistischen Welt herrscht unablässig verwüstender Krieg, durch den für wenige ein satter Friede erkauft werden soll. Die sozialistische Welt will keinen Krieg, um einen trägen Schlaraffenfrieden zu ernten; sie will vielmehr den Frieden, um kämpfen zu können. Nichts Größeres ist den Menschen gegönnt als der Kampf; er ist der heiligste Inhalt des Lebens. Daß dieses Dasein zum heiligen, zum festlichen Kampf werde, ist höchstes Ziel menschlicher Kulturarbeit. Und darum ist das Weltfest des Proletariats, der Maitag, die tiefsinnigste Idee, die jemals verwirklicht war, dieser Gedanke eines Feiertages, der zugleich Fest und Kampf ist. In solcher Vereinigung ist unsere Maifeier, wie mühselig, in echt proletarischem Schicksal sie sich immer vor dem Wirrsal der andrängenden Hemmungen behaupten und durchsetzen mag, dennoch ein Vorklang jenes zukünftigen Lebens, das festlicher Kampf sein wird.

Dieses Festgefühl sollten wir in unseren zähen, oft klein und kleinlich scheinenden, bisweilen hoffnungsarm ermattenden Werktagskämpfen niemals vergessen. Wo und wie sich das Proletariat betätigt, ob in der Enge des Dorfes oder der Unrast der Weltstadt; ob auf dem Acker oder in der Fabrik, ob es seinen Stimmzettel in die Urne wirft, in Versammlungen de-

Digitized by Google

monstriert, Flugblätter austrägt, in einer Werkstattberatung noch so winzige Verbesserungen seiner Arbeitsverhältnisse erörtert; ob es genossenschaftlich die Beschaffung von Nahrung und Hausung organisiert, ob es sich in das freie Wort seiner Presse versenkt, mit hingebendem Fleiß um wissenschaftliche Erkenntnisse sich bemüht oder sein Gefühl in künstlerischen Offenbarungen erfüllt — stets umwittert den Proletarier die Größe seiner weltgeschichtlichen Aufgabe und, indem er um das Nächste und Bescheidenste kämpft, erhebt er sich zum ahnungsvollen Bürger einer erhabenen Zukunft, die er selbst rüsten hilft Das helle Mailicht begleitet den aufrechten Proletarier durch alle Tage des Jahres, und in keinem Tun vergißt er die festliche Begeisterung, die er seinem Werk schuldet.

Ludwig Feuerbach hat in einem schönen und kühnen Gleichnis die Erhabenheit des Alltäglichen gezeichnet: „Essen und Trinken ist das Mysterium des Abendmahls — Essen und Trinken ist in der Tat an und für sich selbst ein religiöser Akt; soll es wenigstens sein. Denke daher bei jedem Bissen Brot, der dich von der Qual des Hungers erlöst, bei jedem Schluck Wein, der dein Herz erfreut an den Gott, der dir diese wohltätigen Gaben gespendet — an den Menschen! Aber vergiß nicht über der Dankbarkeit gegen den Menschen die Dankbarkeit gegen die Natur! Vergiß nicht, daß der Wein das Blut der Pflanze und das Mehl das Fleisch der Pflanze ist, welches dem Wohle deiner Existenz geopfert wird! Vergiß nicht, daß die Pflanze dir das Wesen der Natur versinnbildlicht, die sie selbstlos dir zum Genusse hingibt! . . . Hunger und Durst zerstören nicht nur die physische, sondern auch die geistige und moralische Kraft des Menschen, sie berauben ihn der Menschheit, des Verstandes, des Bewußtseins. O, wenn du je solchen Mangel, solches Unglück erlebtest, wie wür-

dest du segnen und preisen die natürliche Qualität des Brotes und Weines, die dir wieder deine Menschheit, deinen Verstand gegeben! So braucht man nur den gewöhnlichen gemeinen Lauf der Dinge zu unterbrechen, um dem Gemeinen ungemeine Bedeutung, dem Leben als solchem überhaupt religiöse Bedeutung abzugewinnen."

Unser Maitag ist solche Unterbrechung des gemeinen Laufs der Dinge, um dem Gemeinen ungemeine Bedeutung zu geben. Er lehrt uns die Alltäglichkeit unseres Kampfes in seiner Größe erkennen, das Glück des Kämpfens selbst im Innersten empfinden, er bestärkt und befeuert uns in der erhabenen Überzeugung, daß der Klassenkampf des Proletariats die schaffende Vernichtung des Klassenkrieges ist, den die Herrschenden unbarmherzig und sinnlos zu führen verurteilt sind.

Man sollte unsern Kampf nicht mit dem Kriege jener vergleichen. Es ist nichts Gemeinsames zwischen diesen beiden Betätigungen. Kämpfen ist Schaffen, Kriegen ist Zerstören. Es ist nicht das Ringen moralisch Ebenbürtiger, das zwischen den beiden Lagern brandet. Das sind die Kämpfer des Daseins, die das festliche Schöpferglück noch in dem Augenblick begnadet, da sie im Übermaß der Kraftanspannung zusammenbrechen. Der Denker ist Kämpfer, der die quellende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in klaren einfachen Gedanken zu bändigen sich quält. Der Künstler ist Kämpfer, der das Schicksal der Menschheit in großen Gesichten zu gestalten ringt — bis zur verzehrenden Aufopferung seines Selbst. Wer auf schwankem Fahrzeug hoch über der Erde im weiten Luftmeer, den tödlichen Sturz vor Augen, unerschrocken steuert, wer in die Eisgefilde fernster Einsamkeit vordringt, wer den verderbenden Krankheitserregern im menschlichen Körper, die grauenhaften Geheimnisse ihres Wirkens nachspürt — der weiß,

Digitized by Google

was Kämpfen heißt. Wer mit schwerem Schritte die Scholle bearbeitet, wer glühendes Metall zu zweckmäßig sinnvoller Form unterwirft — sie alle gehören zu dem Maiheere der Kämpfer.

Die Herrschenden aber kämpfen nicht, sie führen Krieg, sie zerstören. Sie rasen in allen Ländern und Ströme von Blut fließen. Bald führen sie Rachezüge gegen wildwüchsige Naturvölker und rotten sie im Namen der Zivilisation aus, bald treiben sie zivilisierte Nationen mit Kanonen, Maschinengewehren, Panzerschiffen gegeneinander. Jetzt entfesseln sie unblutige, aber kaum minder grausame Völkerkriege durch Zölle und Sperren, dann toben sie in inneren Fehden: Die Straßen röten sich vom Blut wehrloser Bürger, frecher Übermut sperrt Tausenden Raum und Werkzeuge der Arbeit, Rechte und Freiheiten werden zertreten. Gerichtssäle und Gefängnisse, Arbeitshäuser und Prügelheime, Kasernen, in denen die Leiber entseelt, und Kirchen, in denen die Geister entkörpert werden, das sind ihre Kriegsschauplätze.

Blickt in die Fratzen dieser Krieger, wo gewahrt ihr Größe, Begeisterung, oder auch nur ein gutes Gewissen? Sie säen Tod und ernten Verwesung. In all ihrem Glanz, in all ihrer Macht, in all ihrem Reichtum irren sie doch scheu, wie von der Weltacht Gebannte und Verfluchte, unstet durch ihre Zeit, die für sie zum ewigen Grabe wird. Sie haben nichts, wofür sie kämpfen dürfen. Sie kennen ja nur Unterdrückung und Erniedrigung. Sie wissen nichts von der Unsterblichkeit des Kämpferglücks, das des endlichen Sieges gewiß ist. Ihr zittert vor euren eigenen Geschossen und Sprengstoffen, vor euren eigenen Klassengenossen und noch mehr vor denen, die ihr beraubt. Wir aber reichen, mit unbewehrten Händen, unbekümmert um alle Schrecken stählerner Waffen und blutiger Gesetze die brüderlichen Hände über alle Grenzen und rufen, ob man uns tausendfach als Hoch-

verräter schmähen und verfolgen mag, alle zu Hilfe, die mit uns bereit sind, in festlichem Kampf ein neues Leben aufzubauen; und fast sind wir weichmütig, euch übermächtige, uns bedrohende Feinde zu bedauern, daß ihr nichts verspüren könnt von der Fülle unserer Sehnsucht, Tapferkeit und Zuversicht.

Der erste Mai ist unser Fest aus eigenem Recht. Keine Kirche lockert dem Pöbel die Zügel für kurze Rauschstunden, kein König läßt seinen Untertanen aus Marktbrunnen roten Wein fließen und den Hungernden zu stumpfer Völlerei Ochsen braten. Die Masse, die unser ernstes, verfolgtes und gefährdetes Fest feiert, ist nicht mehr euer geduldiges, armseliges, feiges Volk, dem ihr die Glieder und Gedanken nach Willkür verstümmelt, und das ihr mit huldvollen Vergnüglichkeiten begnadet, nachdem es euch sein Menschentum geopfert hat. Wir wollen kein Recht, das wir nicht selber erobert, keine Freiheit, die wir nicht selber gefügt, keine Freude, die wir nicht selber gespendet, und auch kein Fest, das wir nicht selber uns gewonnen.

Dazu erziehen wir dies neue Volk, daß jeder sich selber zu erziehen wisse, daß jeder verstünde, seinem Dasein Wert und Würde zu verleihen, sein Schicksal klug und tapfer zu lenken: jeder einzelne, in sich gereift und gehämmert, ein Kämpfer für sich und doch ein frei sich fügendes Glied in der Gesamtheit — festlichen Kampf!

[1. Mai 1911.]

Digitized by Google

Die Kindesmörderin.

Durch die Weltgeschichte des Frauenelends schleicht das blutige Gespenst der Kindesmörderin. Unzählige sind in Schande und Marter zugrunde gegangen, und die Frau allein trug das Martyrium. Der Mann erscheint an ihrer Seite nur als Richter, Folterknecht und Henker; aber der mitschuldige Mann, der das Kind zeugte, ist niemals dort zu finden, wo die Frau geopfert wird, er zieht leichten Herzens ungestraft seines Weges, den lustigen Geschmack genossener Buhlschaft auf den Lippen, nach neuem Zeitvertreib auslugend.

Bis in das Ende des 18. Jahrhunderts lastet die ganze Grausamkeit mittelalterlicher Justiz auf der armen Dirne, die unehelich empfing, um ein bißchen Liebe zu genießen. Die uneheliche Mutter war nicht nur gesellschaftlich geächtet, sondern sie verfiel durch die „Unzucht“ auch der kriminellen Ahndung. Und doch stießen die vielen Eheverbote und Eheerschwerungen ständischer, konfessioneller und materieller Art die Frau fast gewaltsam in das ungeweihte Bett der Liebe. Die Geburt eines Kindes bedeutete ihre Ausstoßung aus der Gesellschaft, entledigte sie sich aber der verfluchten Bürde, die in Angst und Qual ihren Schoß unentrinnbar schwellen ließ, so ward sie von rohen Knechten mit glühenden Zangen zum Geständnis gebracht, an den Galgen geknüpft, gepfählt, im Sack ertränkt oder lebendig begraben — unter pfäffischen Gebeten.

Die revolutionäre Weltstimmung am Ende des 18. Jahrhunderts, das die Menschlichkeit wieder entdeckte, linderte auch das Los des Kindesmörderin.

Pestalozzi, der große Erzieher, der die ganze Tragik eines einsamen, allzu feurigen Idealismus in seinem Dasein auskosten mußte, hatte aus dem Studium der Gerichtsakten die Erkenntnis gewonnen, daß häufig die uneheliche Mutter im Augenblick der Geburt im kranken Zustande geistigen Wahns unfrei und bewußtlos das Verbrechen mechanisch verübte, und predigte leidenschaftlich Milde für die Unglücklichen. Eine Preisaufgabe wurde gestellt: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindesmorde abzuhelfen, ohne die Unzucht zu begünstigen." Die drei preisgekrönten Arbeiten wurden 1784 in Mannheim veröffentlicht. Die Dichtung nahm sich der Kindesmörderin an: H. L. Wagner, Bürger, Schiller weihten die Märtyrerin, und in der Gretchen-Tragödie des Faust schuf Goethe erbarmend und begreifend aus der gefolterten Kreatur der Henkersknechte eine weltliche mater dolorosa.

Heute hat das Recht die Strafe für Kindesmord gemildert, aber nur unter gewissen Voraussetzungen gilt diese Tötung nicht als Mord. Das deutsche Strafgesetzbuch versteht unter Kindesmord nur die Tötung eines unehelichen Kindes in oder gleich nach der Geburt durch die Mutter. Das französische Strafgesetz begreift darunter die Tötung jedes Neugeborenen durch irgendeine Person. Im Vorentwurf zum schweizerischen Strafgesetzbuch ist Kindesmord die vorsätzliche Tötung eines Kindes durch die Gebärende unter dem Einfluß des Gebäraktes.

Die Rechtswissenschaft streitet über die Gründe, welche solche Milderung der Strafe vor dem gewöhnlichen Mord rechtfertigen. Die Auffassung Pestalozzis von der Bewußtseinstrübung im Vorgang des Gebärens kämpft mit der anderen, die mit der Furcht vor Schande die Herabsetzung der Strafe rechtfertigt. Die psychologischen Einwirkungen des Geburtsaktes auf die Zurechnungsfähigkeit werden von einzelnen Kri-

Digitized by Google

minalisten gänzlich geleugnet, die nur den „Ehrennotstand" gelten lassen, die Furcht vor Schande.

Von dieser Streitfrage ausgehend, sich aber weit über ihre Enge erhebend, untersucht Margarete Meier auf Grund von Material des Züricher Universitätsinstituts für gerichtliche Medizin die Psychologie des Kindesmordes. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung veröffentlicht sie in einer ganz hervorragenden Arbeit im „Archiv für Kriminal-Anthropologie" (1910, Heft 3/4). Dieser auf persönlicher Beobachtung von Kindesmörderinnen und Aktenstudium beruhende „Beitrag zur Psychologie des Kindesmordes" müßte unmittelbar eine fundamentale Änderung der Gesetzgebung veranlassen, wenn sie durch Vernunft und Humanität, statt durch Klasseninteressen bestimmt würde.

Jene Streitfrage beantwortet Margarete Meier dahin, daß eine durch den Geburtsvorgang verursachte Verminderung der Zurechnungsfähigkeit in keinem Falle nachzuweisen sei. Wenn aber auch keine Bewußtseinstrübung vorhanden ist, so befindet sich die Frau dennoch durch die Geburt „in einer so neuen, ungewohnten Situation, sie steht unter dem Zwange einer solchen Menge drückender Tatsachen, an einem solchen Wendepunkt ihres Lebens, daß ihr Zustand nicht normal genannt werden kann". Gerechtfertigt sei, den Geburtsvorgang als strafmildernd zu berücksichtigen, nicht berechtigt aber, daß er „das Strafmildernde überhaupt sei". In der Tat sind die anderen Motive des Verbrechens ungleich wichtiger. In den von Margarete Meier untersuchten Fällen wirkten als Motive der Tat, sich mehr oder weniger miteinander verflechtend:

Verlassenheit (im engeren Sinne) durch den Kindesvater achtmal;

Verlassenheit im weiteren Sinne (weil die Frau keinen Halt an ihrer Umgebung hatte) elfmal;

Ehrennotstand sechsmal;

Finanzielle Not achtmal;
Abneigung gegen Kind und Vater dreimal;
Abneigung gegen das Kind einmal.

Gemeinsam ist allen Fällen:

1. daß die schwersten Verantwortlichkeiten nicht in den Täterinnen selbst liegen,
2. daß die Täterinnen Gelegenheitsverbrecherinnen sind,
3. daß die Verhältnisse überall der Entwicklung des mütterlichen Gefühls entgegenwirken.

Zur Erläuterung bemerkt die Verfasserin: „Bei den Verbrechen der Frau und namentlich bei ihren sexuellen Verbrechen, wie Kindesmord usw., den Mann zu suchen, der selbstverständlich dahinter steckt, das wäre so naheliegend und natürlich.“ Aber den Mann zu suchen würde nichts nützen; „denn das Gesetz kann ihm nichts tun, weil er entweder . . . nichts juristisch Wägbares getan hat oder weil er wie die unehelichen Väter durch ein besonderes Gesetz geschützt ist“. „Er kann durch das Gesetz nur höchstens zur Linderung der finanziellen Not herangezogen werden; dafür, daß er die uneheliche Mutter der Schande und der Verzweiflung des Verlassenseins preisgibt, dafür kann kein Gesetz ihm etwas anhaben. Viel mehr als die finanzielle Not drängen aber die letzteren Momente die Unglücklichen zu ihren Verzweiflungstaten.“ „Jedenfalls existiert meines Wissens zur Zeit kein Gesetz, daß man dem Manne für die unehelichen Kinder die gleiche Verantwortung auferlegt, wie für die ehelichen. Bei diesem Rechtszustand sollte es für jedes Gesetz und für jedes Gericht Ehrensache sein, die Tötung eines unehelichen Kindes durch die Mutter oder einen anderen Anverwandten, auf den die Last fallen würde, so gelinde als irgend möglich zu bestrafen, denn dieser Rechtszustand ist an allen diesen Verbrechen mitschuldig. Die scharfsinnigen Erwä-

gungen über Ehrennotstand und Einfluß der Geburt sollten eigentlich für diese Fälle überflüssig sein."

Ist so der heutige Rechtszustand mitschuldig, so nennt Margarete Meier die Tötung des Kindes mir Fug eine Art mütterlichen Selbstmordes. Fast alle die Kindesmörderinnen stammen aus kleinbäuerlichen, durch Geisteskrankheit und Alkoholismus entarteten Familien. Es sind kranke Sprößlinge, deren Beseitigung für die Gesellschaft, wie Margarete Meier mit einer gewissen Härte meint, keine Schädigung bedeutet. Fast könnte man glauben, daß die Natur den Kindesmord bisweilen als Kunstgriff wählt, um die Gesellschaft nicht mit menschlichen Krüppeln zu belasten. Ein Teil der Täterinnen ist geisteskrank, fast alle in verschieden hohem Grade geistig oder moralisch oder geistig und moralisch minderwertig. Endlich ist der Entschluß zur Tat in den seltenen Fällen vorgefaßt und wird meistens „den Täterinnen durch den Wunsch erdrückender Tatsachen und Verhältnisse erst im Moment der Tat aufgezwungen".

Es sind armselige Geschöpfe, deren Schicksal uns Margarete Meier zeichnet. Aber keine, auch die nicht, welche für Lebenszeit ins Zuchthaus gesteckt wurden, ist so verworfen, wie — Goethes Gretchen, deren Missetaten die Verfasserin aus der Sprache des Dichterherzens in die heutige Gerichtssprache übersetzt; ein besonders leichtsinniges, verbrecherisches Mädchen, das sich einem hergelaufenen Manne ergibt, von dem es nichts weiß, der ihm nicht einmal die Ehe verspricht, das die Mutter vergiftet, das Kind ertränkt. Der Dichter macht die Seele reden, den „dunklen Drang" mit dem „das Gericht bis jetzt nichts anzufangen weiß".

Die Fälle, die Margarete Meier darstellt, lassen in Abgründe unserer Kultur blicken. Da tötet eine arme Großmutter das Enkelkind, weil sie schon so viel Plage mit den unehelichen Kindern ihrer Töchter gehabt

Digitized by Google

hat. Eine furchtbare Tragödie zerschmettert eine gut-erzogene, aus günstigen Familienverhältnissen stammende Frau. Zwei Schwestern, die in Bureaus tätig sind. Sie leben zusammen, schlafen in einem Zimmer, prüde, ein Jahrzehnt lang scheinbar ohne sexuelles Leben. Aber die eine Schwester hat ihren heimlichen Roman mit einem verheirateten Manne. Sie wird schwanger. Sie wird von Wehen befallen, und ohne daß die Schwester etwas ahnt, gebiert sie nachts ein Kind und vernichtet es. Kein Arzt. Sie schleppt sich aufrecht und wird schwer krank. Das verrät die heimliche Geburt. In einem Spital erhängt sie sich an einem Bettlaken. „Das gleiche, wofür ihrem Geliebten weder von der Welt noch von den Gesetzen ein Haar gekrümmt wird, muß sie mit einem Verbrechen und mit dem Leben bezahlen." Ein Dienstmädchen tötet aus Angst vor Schande und Not ihr Kind, das ein Witwer ihr gezeugt hat. Wie sie wieder freikommt, verkriecht sie sich vor allen Menschen; „sie würden mit den Fingern auf mich zeigen," schreibt sie der Verfasserin. Eine in einem Hotel beschäftigte Bauerntochter wird von einem Reisenden trunken gemacht und verführt. Der prahlt am anderen Tage, „die habe er erwischt". Das Mädchen hat niemals einen Menschen gehabt, zu dem sie Vertrauen gehabt hat; nie jemand geliebt. Sie verlobt sich während der Schwangerschaft mit einem Handwerker, dem sie ihren Zustand verbirgt. Dann tötet sie das Kind, das zwei Monate zu früh in die Welt will. Im Zuchthaus findet das verängstete und verstoßene Wesen Frieden.

Ein anderes Mädchen wird durch ein Eheversprechen gefügig gemacht. Sie lebt mit dem Geliebten zusammen — vor der Welt Mann und Frau. Vor der Hochzeit und der Geburt verschwindet der Liebhaber. Sie kommt sich vor „wie die unglücklichste und verlassenste Kreatur der ganzen Welt". Nun wird die Welt erfahren, daß sie nicht verheiratet

Digitized by Google

waren. Sie ist ganz arm, muß zehn Franken stehlen. Und sie läßt das Kind bei der Geburt verbluten. Diese Frau ist wie die meisten andern ganz unwissend. Sie wird gefragt, wer die Jungfrau Maria gewesen sei. Sie antwortet: Die Mutter Jesus. Auf den Einwand: wie konnte sie denn Jungfrau sein, ist sie ganz verdutzt und sagt: Dann war sie wohl die Schwester Jesus.

Wie sich der Mann verhält, zeigt der Fall eines erblich schwer belasteten Mädchens, das ihr Kind vergiftet. Als der Geliebte für das — noch lebende — Kind nicht mehr zahlen wollte, schrieb er ihr die zärtlichsten Briefe, sie sollte nur alles zahlen, er würde ihr's später zurückgeben. Als er aber die Tat erfuhr und in der Zeitung las, daß das Mädchen leugnete, schrieb er an das „hohe Schwurgericht", es wäre ganz verfehlt, eine „solche überwiesene leichtfertige Person" gelinde zu strafen; „der Jammer des lieben Kindes soll gesühnt werden in seiner ganzen Schwere". Und in einem Postskript bittet er — um Rückzahlung der Beträge, die er anfangs für das Kind geleistet hatte.

Unter diesen Kindesmörderinnen findet sich auch ein Glied jener Trinker- und Vagantenfamilie Zero, die Dr. Jörger beschrieben hat. Lina Zero, ein Typus völliger Entartung, zweifellos geisteskrank und doch nicht ohne menschliche Züge, die sich in alles schickte, weil sie niemals ein vernünftiges Leben fand, sondern nur eine Welt von Elend, Verwüstung und Erbarmungslosigkeit kannte. Ein Kind, das sie leben ließ, war ein taubstummer Idiot. Lina Zero strengte stolz niemals Vaterschaftsklagen an; mochten die Männer gehen, wenn sie nicht freiwillig gaben. Sie tötete ein Kind aus finanziellen Gründen. „Sie haßte die Kinder nicht, aber so lange sie da waren, mußte sie ihren ganzen Verdienst hergeben."

Margarete Meier verlangt in ihrer Schlußbetrachtung Hinzuziehung von Frauen zu den Gerichten,

Gleichstellung von ehelichen und unehelichen Kindern, strafrechtliche Verantwortung des Mannes, wenn er durch seine Schuld das Motiv der Tat mit verantwortet hat . . .

Brouardel hat in seinem Buch über den „Kindesmord" den Satz ausgesprochen, daß nur die anständigeren verführten Mädchen ihr Kind töten; die schamloseren bringen es zur Engelmacherin, bezahlen einige Monate lang, dann verschwinden die Mütter und kümmern sich um die Kinder nie mehr. Dieser indirekte Kindesmord ist für die Gesellschaft unendlich wichtiger als das direkte Verbrechen, weil er um so häufiger ist. Aber das gesellschaftliche Elend und der soziale Unverstand ist auf diesem Gebiete so riesengroß, daß moralische Entrüstung überhaupt nicht an das Problem heranreicht. Ist doch die verheerende Säuglingssterblichkeit nichts wie Kindesmord, den die Gesellschaft unablässig verschuldet und verübt.

[1911.]

Digitized by Google

Vom unheiligen Wortgeist.

Eine Pfingstlegende.

Sokrates, der weiseste aller Menschen, fühlte, daß der Schierlingstrank in seinem Leibe seinem Erfolge nahe war; seine Glieder waren starr und schwer.

Da überflog er sein Leben. Er hatte die Kunst geübt, aus den Menschen die Vernunft herauszulocken. Er stellte so listig allerlei Fragen an sie, daß alle schließlich den Weg zur eigenen Menschenvernunft fanden; alle Griechen kamen zu sich selbst.

Niemand hatte sich dieser Macht entzogen. Alles dachte mit dem Verstande des Meisters. Nur sein Eheweib nicht. Aber das kam nur daher, weil ihn seine Frau gar nicht erst zum Fragen kommen ließ.

Um so besser hatten die griechischen Bürger seine Kunst begriffen; und die Gefahr seiner Kunst. Wie, wenn er auch begänne, die Sklaven die sokratische Vernunft zu lehren, indem sie an sich die einfache Frage richteten: Warum bin ich Sklave? Das war offenbar gegen die Ordnung der Götter. Also wurde Sokrates wegen Götterlosigkeit zum Tode verurteilt. Und heiteren Gemütes trank er den Giftbecher.

Wie aber nun seine Freunde sahen, daß ihr Meister alsbald von hinnen gehen würde, weinten sie. Da lächelte Sokrates und sprach:

„Weinet nicht, o meine Freunde. Denn jetzt werde ich in den Olymp meiner Seele eingehen. Meine rastlos fragende Seele wird fortan nicht gehemmt und beschwert durch die Häßlichkeit und Gebrechlichkeit des Leibes, und meine Seele wird künftig die Menschen befragend zu reiner Antwort läutern. Kein Schierlingsbecher vermag den ewigen Flug meiner

Digitized by Google

Seele zu senken. Niemand vermag mich mehr zu verfolgen, und, glaubet mir, des Sokrates Geist wird nun in allen Menschen leben und in ihnen die Wahrheit erfragen. Dann werden selbst die Böotier menschlich weiser werden als die Gebildeten des Volks von Athen. Mein unsterblicher Geist wird in allen Köpfen fragen, und die unreinen Schlammbäche wilder Triebe werden klar und leuchtend über die geglätteten, geschliffenen hellen Kiesel vernünftiger Begriffe tanzen. Lachet darum, o meine Freunde, daß mich der Schierling sinnlos einfältiger Verfolgung nun ganz befreite. Jetzt beginnt mein unsterbliches Leben."

Mit diesen Worten auf den bläulich geschwollenen Lippen starb Sokrates. Seine Freunde aber gingen hinaus und verbreiteten die frohe Botschaft: Des Sokrates heiliger Geist ist, aus der Gebundenheit des Leibes befreit, zur Erde niedergefahren, und sein Heim und Herd ist fürderhin in aller Menschen Denken und Wollen! Befraget nur ernstlich eure Seelen, lauschet in eure Herzen, und Sokrates wird aus euch zu euch antworten!

So kündeten die Freunde. Und wahrhaftig, es begann ein mächtiges Fragen und Reden unter den Menschen. Sie stellten die Worte so künstlich wie Vogelfallen, daß sich auch der stumpfeste Geist in ihnen verfing und nicht mehr vermochte herauszufinden. Alles ward vernünftig. Man tat nichts, was nicht auf einem gesetzlichen Grunde beruhte und auf einer Einheit des Denkens; und alles, was die Menschen verrichteten, leiteten sie von obersten Sätzen ab, die man ewige Wahrheiten nannte.

Aber ein finsterer Dämon schien sein Spiel mit den Worten zu treiben. Denn die Vernunft rechtfertigte den grauenvollen Wahnsinn, das Denken erdachte gaukelnden Aberglauben, und aus all den sinnreich gereihten Worten entsprang schließlich schamlos schmutzige Lüge.

Digitized by Google

Immer finsterer wurde die Welt und gequälter die Menschheit, der dann die Herrschenden die weise Notwendigkeit so zwingend sokratisch bewiesen, daß die Unseligen es selber glaubten und sich gar brüsteten mit solcher Wissenschaft.

Die echten Jünger des Sokrates aber begannen dem Meister zu fluchen, der alle betrogen hatte. Da erschien eines Nachts der Geist des Sokrates leibhaftig vor ihnen und verteidigte sich, unter Tränen: „O meine armen Freunde! Das Volk von Athen hat nicht nur meinen Leib vergiftet. Der verfluchte Schierlingssaft ist auch in meine Seele gedrungen! Und dieser Schwindelgeist ist seitdem in alle Hirne geflossen. Die Worte, die Diener und Werkzeuge vernünftiger Dinge sein sollten, sind selbstherrlich geworden und taumeln toll und trunken durch die Gassen, losgelöst von der inneren Zucht des Gedankens, und doch sich spreizend in den befleckten Lumpen der Vernunft. Ihr aber, meine Freunde, sollt mich erlösen, mich und die ganze Menschheit. Wohlan, treibt den Schierlingsgeist aus den Seelen!“

Da gelobten sich die Freunde, den Meister zu erlösen, und die ganze Menschheit.

Jedoch das Schierlingsgift rann unzerstörbar in den Adern der Jahrhunderte, ließ sie taumeln und wollte sich nicht erschöpfen.

Verbrecher raubten den Menschen ihr Land und nannten sich die Edlen, daß alle vor ihnen knieten in Ehrfurcht. Damit sie aber Hehler und Helfer ihrer Verbrechen hätten, erfanden sie die Treue und nannten sie die höchste Tugend. Sie trieben die Völker widereinander, daß sie sich mordeten, und heiligten die Untat als Tapferkeit und Kampf für das Vaterland. Verwilderte Herrschsucht legte die Hirne in Fesseln und sie sprachen von Gott, Religion, Liebe, Demut, Glauben, Frömmigkeit. Der Aberwitz ward Gesetz und hieß sich Autorität.

Die Freuden des Daseins wurden verleumdet: Sinnenlust ward ein Brandmal. Wehe denen, die sich auflehnten gegen die Finsternis! Das Wort erhob sich gegen sie: Ketzer! und war tödlich. Oder ein anderes Wort klirrte: Aufrührer! und erwürgte. Wehe dem Weibe, das einen Feind hatte: Viele Zehntausende starben unter Martern an dem einen Worte: Hexe! Immer aber ward alles bewiesen, nach rechten Regeln des Verstandes. Man unterdrückte und nannte es Recht, man vergewaltigte und sprach von Ordnung. Man sog den Armen ihre Arbeit aus den Leibern und verschlang sie ruchlos, sagte aber: Ich gebe dir Brot! ...

Fast begannen die Jünger des Sokrates am Kampfe zu verzagen. Dennoch blieben sie aufrecht und rangen um die Reinigung der Vernunft. Und siehe da! Auf einmal fingen die Worte an, sich zu den Dingen zurückzufinden, und wurden zu Waffen wider den Erbfeind des Menschengeschlechts. Man sprach aus, was ist. Fortan aber wandelte sich das Spiel der Irrgeister. Alles Elend und jede Gemeinheit ertrugen sie gelassen; keine Wirklichkeit, und mochte sie noch so schimpflich sein, störte ihr Behagen. Nannte man aber das Ding beim Namen, so fielen sie rasend über die Worte her und über die Menschen, die sie aussprachen. Was sie im Leben sahen, nahmen sie still und feig hin, so es aber in den Abbildern des Wortes oder der Linie vor ihnen erschien, trieb es sie zur Wut. Solches Tun aber nannte man Entrüstung.

Und eines Tages geschah es, daß ein Fürst einem Stamm gedrohet hatte, ihn in Scherben zu schlagen und die Scherben ins Preußenland zu verhandeln. In einem großen Hause, darinnen man viel Worte verlor, erhob sich aber ein Schüler des Sokrates und holte behaglich, getreu der Kunst seines Meisters, aus der Drohung des Fürsten alles das heraus, was in

Digitized by Google

ihr eingewickelt verborgen war. Niemals hat der Erdkreis solche Entrüstung erlebt, wie sie damals ausbrach! Und unzählige Fäuste erhoben sich gegen den Missetäter: „Bube, du hast Preußen beschimpft! Pfui!!“

In diesem Augenblick aber erscholl aus den Lüften ein ungeheures Lachen.

Der Geist des Sokrates war erlöst und lachte, befreit endlich von aller Qual.

Mit jenem Riesenkonsum von Entrüstung war das alte Schierlingsgift auf einmal — aufgebraucht! . . .

[Mai 1912.]

Der Zuhälter.

Eine Erinnerung.

Ein Zuhälter hat zu mir einmal ein Wort gesagt, das mich aus dem Dünkel meines geistigen und moralischen Selbstbewußtseins stürzte. Das ist nun schon viele Jahre her. Aber wenn ich alle Äußerungen von Menschen und in Büchern überdenke, die Einfluß auf mich gewonnen, es will mir scheinen, daß keine andere in mir so lebendig geblieben ist, und jedesmal mich wieder so sicher auf den Weg menschlich begreifender Duldsamkeit zurückführt, wenn es mich lockt, an dem Gesellschaftsspiel der sittlichen Entrüstung teilzunehmen.

Die Geschichte sollte übrigens richtiger überschrieben sein: Wie ich die Menschenkenntnis verlor. Ich wollte sie aber meinem Helden widmen, und der Held war eben nicht ich, sondern der andere, der Zuhälter.

Es war in jenem Großbetrieb industrieller Warenerzeugung und Menschenvernichtung (unter dem Vorwand des Strafvollzugs), den man Plötzensee nennt. Die Hausordnung gehört zu den ewigen Wahrheiten, die in alle Ewigkeit währen: in jeder Minute des Tages geschieht, bis der letzte Mauerstein zerfallen, immer das Nämliche. Doch hat selbst in diese Stätte des ewig Stetigen die Revolution ihren Einzug gehalten. Man sagt mir wenigstens, daß sich heute die Schicksalsgenossen in der Freistunde miteinander nicht mehr unterhalten dürfen. Damals durften wir noch plaudern. Ich habe gleichwohl keine Gelegenheit gehabt, Rotwälsch zu lernen. Dagegen mußte ich Einen auf sein dringendes Verlangen be-

lehren, was Spektralanalyse wäre. Und ein anderer, der gehört hatte, daß ich im Besitze eines Reichskursbuches sei, bat mich mit tränenden Augen, ich möchte ihm doch sagen, ob er auf einer in sein Heimatsdorf führenden Nebenbahn wirklich Anschluß hätte, wenn er den Berliner Tageszug benutzte, oder ob es besser wäre, nachts zu fahren; ich ermittelte für ihn die beglückende Feststellung, daß er in einer Tagesfahrt ans Ziel gelangen könne, wenn auch mit einstündigem Aufenthalt an der Übergangsstation. Das erheiterte meinen Gefährten sichtlich. Ich wünschte ihm glückliche Reise. „Wann fahren Sie?" „In drei Jahren und 117 Tagen." Er mochte mein Erstaunen bemerken, denn er fügte zuversichtlich hinzu: „Ich muß mich doch darauf einrichten, und der Fahrplan wird sich bis dahin nicht ändern."

Ich berichte diese Dinge, die gar nicht zur Sache gehören, um die Liebhaber von Kaschemmengeschichten vor einer Enttäuschung zu bewahren. Denn auch mein Zuhälter sprach ein ganz gewöhnliches Deutsch, das man verstehen kann, ohne daß ich genötigt wäre, hinter jeden sprachlichen Farbenfleck unterirdischer Heimatkunst eine Nummer und eine verdeutschende Fußnote zu setzen.

Mein Freund war ein zierlicher junger Bursche mit einem wohlgestalteten Knabenkopf, dunkelgelocktem Haar und träumerischen schwarzen Augen. Er war bürgerlicher Herkunft. Die Familie hatte sich endlich seiner entledigt, nachdem die Zahl der Wertgegenstände, die nach einem Mittagessen bei einem Onkel oder einer Tante verschwunden waren, allzu empfindlich gewachsen war. Deswegen brachte man ihn zwar noch nicht ins Gefängnis, aber man entzog dem krankhaft Willensschwachen den letzten Halt und so versank er in die Tiefe. Seine Spezialität war die Vergnügungsreise zu Dreien gewesen: er, sein Schätzchen und der Liebhaber, irgendein angegrauter

Baron mit erheblichen Geldmitteln. So landeten sie eines Tages in Kopenhagen. Und da dem Mädchen der alte Gönner allmählich recht verdrießlich geworden war, benutzte das Paar einen festen Nachmittagsschlaf des ermüdeten Herrn, um ihm die Brusttasche auszuräumen und das Weite zu suchen. Die paar Tausendmarkscheine, die den Glücklichen dabei in die Hände fielen, hätten den vertrottelten Teilhaber der Liebesfahrt nicht veranlaßt, die Polizei zur Hilfe zu rufen. Da sich aber in dem Portefeuille auch eine Anzahl mit seiner Namensunterschrift versehene Blankowechsel befand, drohte das Abenteuer kostspielig und verhängnisvoll zu werden. Darum ließ er das Paar festnehmen, und beide verschwanden wegen Diebstahls für Jahre im Gefängnis.

Jetzt mußte der Zuhälter Strümpfe nähen, Tag für Tag, ungezählte. Es gehörte zu seinem Wesen, daß er im Gefängnis ein schwer zu behandelndes Rechtsgefühl durchzusetzen bestrebt war. Er geriet des öfteren mit den Beamten darüber in Streit, ob er sein Pensum in der vorgeschriebenen Vollendung erledigt hätte. War er der Meinung, daß er seine Pflicht getan, so schreckte er vor keiner Zurechtweisung des Gefängnispersonals zurück. Er hatte schon wiederholt wegen solcher Zwistigkeiten die Tortur des Dunkelarrests auf sich nehmen müssen. Als er einmal auf drei Wochen im verdunkelten Raum auf der Pritsche — es war Winter und die Dunkelzelle kalt — in seinem dünnen blauen Anzug gefroren und gehungert hatte, erkannte ich ihn bei seiner Wiederkehr nicht. Er sah wie ein Nachtgerippe aus. Als man ihn einst wieder zur gleichen Strafe verurteilen wollte, diesmal, weil er sich der Rechte eines Kollegen ungebührlich angenommen, sagte er zum Oberinspektor: „Sie können mich meinetwegen gleich ein ganzes Jahr einsperren. Wer einmal Dunkel gehabt hat, dem ist alles gleich!“ Da ließ man es mit einem Verweis bewenden.

Digitized by Google

Schlimmer aber noch als Dunkelarrest und Strümpfenähen waren für ihn die Sonntage: wenn der Industriebetrieb nicht mehr klapperte, alles still war und die Stunden klebten. Wenn dann der Frühling kam und draußen an dem Rande der Jungfernheide die neuesten Gassenhauermelodien der Ausflügler herüberhallten, wenn immer dieselben Melodien sich wiederholten, die sich uns einprägten, während wir vergeblich uns quälten zu ahnen, was es für ein neuer Text sein möchte, der zu der Melodie gehörte, dann verfiel der kleine Louis in Trübsinn. Der Aufseher unserer Station, ein ganz anständiger Mensch, machte mich einmal darauf aufmerksam, wie heidenmäßig sich der sonst, wenn er nicht gerade Rechtskämpfe durchführte, sehr vergnügte Jüngling an den Sonntagen grämte: so kamen wir zusammen. Manchmal weinte er ohne Unterlaß. An einem Sonntag aber war er fast ausgelassen fröhlich. Er zeigte mir insgeheim die Photographie einer jungen anmutigen Dame und eines vielleicht dreijährigen hübschen Kindleins.

„Das ist meine Braut," sagte er stolz, „und mein Kind, und wenn ich herauskomme, heirate ich sie und werde ordentlich und schufte, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzt."

Ich war etwas verlegen. Denn seine Geschichte konnte nicht stimmen. Ich mochte ihn aber doch nicht mit meinen Zweifeln kränken. Endlich fragte ich zögernd: „Ihr Fräulein Braut? Wirklich sehr hübsch, aber sagen Sie, ist die nicht mehr — dort . . . drüben, ich weiß nicht, es ist ja wohl in der Barnimstraße?"

„Wo denken Sie hin! Das ist meine richtige Braut. Das war doch die andere, die sitzt noch, Gottlob. Meine Braut ist ein anständiges Mädchen, Schneiderin, wissen Sie, sonst könnte ich sie doch nicht heiraten."

Und dann erzählte er mir, wie glücklich er doch sei, daß er so viele Jahre gekriegt hätte. Denn wenn er nun herauskäme, dann wäre ja alles mit der anderen

verjährt und sie könnte ihn nicht mehr anzeigen. Könnte sie das noch tun, dann würde er wegen Zuhälterei gestraft, und es gäbe keine Möglichkeit mehr, emporzukommen. Wer die Zuhälternote habe, würde von den Richtern ohne Gnade und Barmherzigkeit verdonnert, auch wenn er gar nicht so schlimm wäre.

Es waren die Jahre, wo nach dem Heinze-Prozeß von oben herab die Ausrottung der Zuhälter gewünscht worden war. Die seitdem befolgte Praxis traf dann neben den schwersten Roheitsverbrechern gleichmäßig auch die Schwachen, Sentimentalen, Hemmungslosen.

An dem Ernst der Vorsätze meines Begleiters in der Freistunde war nicht zu zweifeln. Er sah ordentlich feierlich aus, und es schien ihm fast wie die Gunst einer gütigen Vorsehung, daß die lange Gefängnishaft ihn davor bewahrte, das Delikt der Zuhälterei fortzusetzen, das in der Freiheit ja gerade hätte deshalb fortgesetzt werden müssen, weil sonst die Denunziation der Rache ihn betroffen hätte. Nun aber war er von Bann und Zwang befreit; die andere konnte ihm nichts mehr anhaben, auch wenn er jetzt heiratete.

Ich fühlte wirkliche Teilnahme für den jungen Menschen und versuchte, ihn, vielleicht etwas lehrhaft, aber aus warmem Empfinden, in seinem Vorsatz zu bestärken, ein rechtschaffener Mensch zu werden.

Die Woche darauf zerfloß er wieder in Tränen, schlimmer denn je zuvor. „Nun ist alles aus," schluchzte er.

Ich versuchte, ihn vorsichtig zu erforschen: „Was ist denn inzwischen geschehen? Hat Ihnen Ihre Braut abgesagt?"

„Das wäre noch das beste," wimmerte er, „aber nein, sie ist mir treu. Hier lesen Sie ihren Brief."

Er steckte mir heimlich ein Blatt Papier zu, und wie ich nachher in der Zelle es las, war ich von dem guten, einfachen und zärtlichen Ton des Mädchens gerührt. Jetzt fragte ich ihn: „Ja, warum ist da alles aus?"

Digitized by Google

„Weil ich doch gleich wieder ins Gefängnis komme; es hilft mir alles nichts. Die andere — — —“

„Sie sagten doch vorigen Sonntag,“ bemerkte ich, „daß durch die Haft Verjährung eingetreten sei und daß sie Ihnen nun nichts mehr anhaben könne.“

Er wurde eifrig und seine Worte wehten heiß: „Ach, vorigen Sonntag! Das war leichtsinnig geredet. Heut hab' ich den ganzen Vormittag nachgedacht. Es hilft alles nichts. Das ist doch gerade das Unglück, daß ich wieder herauskomme, denn dann“ — er suchte nach einem schonenden Ausdruck — „dann wird doch die Verjährung — unterbrochen.“

Ich verstand ihn erst nicht. Als ich aber in seine tiefglühenden, erregten Augen sah, begriff ich zwar, was er meinte, doch ganz und gar nicht, warum denn dies Ereignis, das die Verjährung unterbrechen würde und ihn wieder von neuem in die Hände der anderen gab, gleich einem Verhängnis eintreten müßte:

„Sie erzählten mir, wie gern Sie Ihre Braut haben.“

„Furchtbar gern,“ sagte er.

„Nun, da müssen Sie doch nicht . . . die Verjährung mit der anderen unterbrechen.“

Da sah mich der Zuhälter mit großen Augen an. Jetzt begriff er mich nicht. Dann aber fühlte er sich, in mich hineinsehend, auf einmal über mich emporgewachsen. Und er sprach ganz ernst und aus tiefer innerer Überzeugung, als ob er fast mitleidig an mir verzweifele: „Sie kennen die Menschen nicht! . . .“

Seitdem mied ich das Gespräch mit ihm. Weil ich mich schämte. Wie hatte ich in meiner Unkenntnis der Menschen dem armen Burschen so viel sittliche Grausamkeit zutrauen können, daß er die andere, wenn sie endlich nach Jahren sich wiedersähen, von sich stoßen könne, bloß um nicht die Verjährung zu unterbrechen.

[März 1913.]

Die neue Lehre von Bethlehem.

I.

Im Deutschen Reich treiben alljährlich rund neuntausend Arbeiter die von Professor Ludwig Bernhard („Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik"; Julius Springer, Berlin) schriftstellerisch ausgebeutete Rentenhysterie so weit, daß sie sich nicht schämen, sich für tot zu halten; merkwürdigerweise fördern die Standesämter diesen Wahn und auch die Familienangehörigen bilden sich ein, daß diese neuntausend Rentenhysteriker wirklich tot seien. Bisweilen tritt diese ausschweifendste Form der Rentenhysterie sogar epidemisch auf; man pflegt dann von einer Grubenkatastrophe zu sprechen, und verblendete Menschenfeinde, die für das Gedeihen der deutschen Industrie kein Herz haben, unterstützen wohl gar diese unerwünschten Folgen der deutschen Sozialpolitik, indem sie durch öffentliche Sammlungen dieser bis zum Jüngsten Gericht vorsätzlich und beharrlich aus bloßer Rentensucht fortgesetzten Arbeitsentziehung Vorschub leisten.

Des weiteren greift der Wahn verhängnisvoll um sich, als ob der Mensch all die vielen Glieder und Organe notwendig habe, mit denen ihn die gewissenlos verschwenderische Natur ausgestattet hat. Der Freund Friedrichs II. von Preußen, La Mettrie, gilt heute noch bei allen Edelgesinnten als ein moralisches Ungeheuer, weil er materialistisch das seelenvolle Geschöpf Gottes zur gemeinen Menschmaschine erniedrigt habe. Unser heutiges Industrie-Christentum hat sich inzwischen überzeugt, daß La Mettrie den Menschen viel zu hoch eingeschätzt hat, wenn er ihn für eine

immerhin vollkommene Maschine hielt. Heute weiß jeder industrielle Professor der Volkswirtschaft, daß die Menschen vielmehr von Haus aus jenen älteren Uhren gleichen, die man aus der Reparaturwerkstatt des Uhrmachers in zwei Paketen zurückerhielt: das eine barg die nun richtig gehende Uhr, das andere die als überflüssig entfernten Räder. Diese Aufgabe des fürsorglichen Uhrmachers leistet für den Menschen von heute die Industrie und die Landwirtschaft; sie befreit ihn von allem, was nicht unbedingt zur Arbeit notwendig ist. Solche Gunst erweist sie aber ungerechterweise gemeinhin nur den proletarischen Menschen. Wieder ein Beweis, wie einseitig man heute sich um die lohnarbeitende Klasse sorgt. Ihr schneidet die auslesende Industrie die überflüssigen Glieder ab oder zerquetscht sie; nur bei Proletariern nimmt sie sich die Mühe, unnötige Organe durch Vergiftung und Zersetzung zu beseitigen. Das System, das der amerikanische Ingenieur Taylor für die Vereinfachung der Handgriffe bei der mechanischen Arbeit scharfsinnig ersonnen hat, wirkt automatisch durch die Bedingungen der heutigen Lohnarbeit auch auf die Vereinfachung der menschlichen Körper selbst. Denn außer den Rentenhysterikern, die sich getötet glauben, werden Jahr für Jahr noch 120- bis 130000 Menschen im Deutschen Reiche verletzt und verstümmelt, das heißt von einem Teil ihrer überflüssigen Glieder, Organe, Funktionen befreit. Ist es nicht wirklich unerhört, daß diese derart vereinfachten Menschen nun auch noch dafür bezahlt werden, als Rentner leben dürfen!

Ich weiß, daß in guten bürgerlichen Kreisen vor der Geburt eines Kindes keine größere Sorge zu herrschen pflegt als die, ob denn auch der erwartete Sprößling im Vollbesitz gesunder Glieder sein möchte, ob Herz und Hirn in Ordnung, Rückenmark und Nerven gesund seien. Ein Proletarier ist auch von

dieser Sorge befreit; denn er weiß, daß es für ihn ziemlich gleichgültig ist, ob er wohlgeboren auf die Welt kommt oder nicht. Denn die Industrie wird doch bald eine verständige Auswahl aus seiner Körperlichkeit treffen. Man glaubt gar nicht, was der proletarische Mensch alles entbehren kann, ohne in seiner Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt zu werden. Nur darf man ihm eben nicht einreden, daß ein vereinfachter Zustand eine Verkümmerung wäre, die eine Entschädigung aus öffentlichen Mitteln rechtfertigte. Dann wird der proletarische Mensch faul und zieht es vor, von seinen Renten zu leben.

Das ungefähr ist die Philosophie, die Herr Ludwig Bernhard — er lebt von den erwünschten Folgen seiner Professur in Berlin — auf einhundertsechzehn Seiten entwickelt. Ein preußischer Herrenhäusler, Herr von Burgsdorff, hat allerdings vor ein paar Jahren die Bernhardschen Gedanken noch erheblich kürzer formuliert, als er äußerte, der Arbeiter von heute freue sich, wenn er einen Knacks bekäme, oder als er eine Arbeitslosenversicherung direkt für unmoralisch erklärte, weil das eine Förderung der angeborenen menschlichen Faulheit sei und es außerdem der Bibel widerspräche, jedem Arbeiter ein Abonnement auf die große Staatskrippe bereits in die Wiege zu legen; denn es stünde geschrieben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen."

Herr Bernhard demoliert in drei Teilen die ganze Sozialpolitik und überhaupt so ziemlich jede öffentliche Einmischung in private Unternehmungen. Er findet zunächst, daß das staatliche Reglementieren bei der Genehmigung und Kontrolle privater Betriebe eine Schwerfälligkeit und schikanöse Umständlichkeit erreicht hat, die für die Konkurrenzkraft der deutschen Industrie gefährlich werde. Insoweit er für die konzessionspflichtigen Betriebe eine Beschleunigung des Verwaltungsverfahrens fordert, wird ihm niemand

Digitized by Google

widersprechen. Wenn er aber behauptet, daß die deutschen Unternehmer durch die Kontrolle der sozialpolitischen Vorschriften unerträglich bedrängt werden, so läuft diese Anklage auf die Beseitigung jeder staatlichen Sozialpolitik hinaus und auf die Rückkehr zum schrankenlosen Manchestertum. Denn ohne staatliche Kontrolle ist natürlich die ganze Schutzgesetzgebung sinnlos. Und daß in Deutschland die Kontrolle nicht zu streng, sondern zu lässig betrieben wird, weiß jeder Kenner der Verhältnisse und offenbart jede gründliche Untersuchung der tatsächlichen Zustände. Die kinderleichte Ausfüllung des einfachsten Kontrollformulars erscheint diesem Professor als eine unerhörte Zumutung an die Leistungsfähigkeit industrieller Verwaltung. Über jeden Pfennig wird genau und unter Aufwand umständlicher Sicherungsmittel Buch geführt, an Leben und Gesundheit der arbeitenden Menschen ein Blatt Papier aufzuwenden, empfindet Herr Bernhard als einen ruinösen Eingriff in die Freiheit des Unternehmertums. Im Jahre 1911 wurde von den revisionspflichtigen Gewerbebetrieben überhaupt nur etwas mehr als die Hälfte kontrolliert. Von den rund 190000 revidierten Betrieben wurden nur 31000 mehr als einmal revidiert. Die Kontrolle erstreckte sich zumeist auf die Großbetriebe. Es ist sehr interessant und sehr unerwünscht, daß der Prozentsatz der von der Kontrolle erfaßten Arbeiter in demselben Maße sinkt, als die Schutzbedürftigkeit wächst. Von den männlichen erwachsenen Arbeitern wurden 84,7 Prozent, von den erwachsenen Arbeiterinnen 81,8 Prozent, von den Jugendlichen über vierzehn Jahre 80,6, von den Kindern unter vierzehn Jahren nur 78,6 Prozent revidiert. Es wurden fast 23000 Fälle von Vergehen gegen den Jugendschutz festgestellt und über 14000 Vergehen gegen den Arbeiterinnenschutz. Wenn in 1660 Betrieben Vergehen gegen den Jugendschutz ermittelt,

aber nur 1782 Personen bestraft wurden, mit drei bis zehn Mark, und wenn es auf dem Gebiete des Frauenschutzes ebenso war, so beweisen diese Ergebnisse nicht nur, wie notwendig eine verschärfte Kontrolle, sondern auch eine gesteigerte Strenge der Gerichte ist. Herr Bernhard hegt ungefähr die sozialpolitischen Auffassungen der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft, die in einem Bericht die grauenhafte Zunahme der Unfälle so erklärt: „Der Hauptanteil an der Zunahme der Unfälle ist zweifellos dem Verhalten der Versicherten selbst zuzuschreiben. Schon oben wurde auf die sehr häufig festzustellende Gleichgültigkeit und Unvorsichtigkeit der Arbeiter gegenüber den Betriebsgefahren hingewiesen. Diese bedauerliche Erscheinung mag zum Teil psychologisch auf das Bestehen der gesetzlichen Unfallversicherung zurückzuführen sein, die dem Verletzten auch bei grob fahrlässiger Veranlassung des Unfalls volle Entschädigung zugesteht; hier dürfte auch die weit entgegenkommende Rechtsprechung der entscheidenden Behörden nicht ohne Schuld sein." In den vom Deutschen Metallarbeiterverband 1912 veröffentlichten Erhebungen über die Zustände in der Schwereisenindustrie — ein Werk von einer wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, daß es den Professor Bernhard erröten lehren könnte — wird eine Fülle von Tatsachen angeführt, warum die Arbeiter in die Unfallgefahren getrieben werden. Um zur Arbeitsstelle zu gelangen, müssen die Arbeiter zum Beispiel in den Eisenbahngeleisen gehen und sie überschreiten. Es ist zwar auf dem Duisburger Phönix verboten, die Eisenbahngeleise zu überschreiten, solange sie durch Fahrzeuge gesperrt sind, aber die Arbeiter können nicht so lange warten, bis die Geleise frei sind; sie würden zu spät zur Arbeit kommen und bestraft werden. Darum klettern viele Arbeiter über die Wagen oder kriechen unter ihnen weg;

Digitized by Google

dabei ereignen sich dann zahlreiche Unfälle, und keine Behörde rührt einen Finger, um das Werk zu zwingen, gefahrlose Zugänge zur Arbeitsstätte zu schaffen.

Bernhard rühmt besonders, um die Überflüssigkeit staatlicher Aufsicht zu beweisen, die musterhaft umsichtigen Leitungen der privaten Kohlenbergwerke. Ein Fachmann, der frühere Oberbergkommissar in Graz, Busson, hat unlängst in Brauns Annalen für Soziale Politik darauf hingewiesen, daß die grauenhaften Massenopfer, welche die Bergkatastrophen in Preußen fordern, seit langen Jahren in Österreich unbekannt sind; und er führt diesen Unterschied zurück auf die ungenügende theoretische Ausbildung der Bergbeamten und vor allem auch auf die mangelhafte Aufsicht durch die Bergbehörden in Preußen: „Während in Preußen der Revierbeamte allein den Betriebsplan durchsieht und sich eventuell bei einer abzuhaltenden Tagsatzung entscheidet, ob derselbe zu genehmigen ist oder nicht, werden in Österreich die Betriebspläne kommissionell überprüft, das heißt, es findet vor Genehmigung des Betriebsplanes eine eingehende Lokalerhebung auf der betreffenden Grube statt, bei welcher alle für den zukünftigen Betrieb einschlägigen Verhältnisse genauestens erhoben werden. Es mag sein, daß diese Art der Genehmigung von Betriebsplänen dem Werkbesitzer nicht unbedeutende Lasten auferlegt, die Zeit seiner Beamten stark in Anspruch nimmt, und ihm auch Kosten verursacht, allein für die Sicherheit des Betriebes ist diese Art der Durchführung der Überprüfung der Betriebspläne zweifellos sehr gut, weil hier — und dies ist die Hauptsache des bergpolizeilichen Wirkens — vorbeugend gearbeitet wird.“ Busson weist dann des näheren nach, um wieviel eingehender und gründlicher die behördlichen Inspektionen in Österreich seien als in Preußen. Der Berliner Gelehrte der Volkswirtschaft aber stöhnt das Leid der Schwerindustriellen über die

belästigenden Eingriffe des Staats in ihre Unternehmerfreiheit. Und wenn unablässig Tausende von Bergleuten getötet, verkrüppelt, verstümmelt werden — nun, so ist daran nicht die Oberflächlichkeit der Kontrolle und die Leichtfertigkeit der Betriebsleitung schuld, sondern — die Unfallrente. Die Arbeiter wollen es nicht anders.

Das ist das zweite Plagiat des Professors Ludwig Bernhard an der Philosophie der von der schweren Industrie bezahlten Sekretäre. Es ist bisher in der Geschichte der deutschen Universitäten ein unerhörter Fall, daß ein deutscher Professor der Volkswirtschaft in dieser maßlos leichten Art niedrigstes und niederträchtigstes Gesudel von Interessenten als Wissenschaft nachschreibt. Bisher überließ man eine derartige Betriebsamkeit den von den Interessenten besoldeten Kreaturen. Man kennt die Weise, die nun zum erstenmal auch von einem Berliner Lehrstuhl aus erschallt. Die furchtbare Unfallhäufigkeit ist zum großen Teil auf die Sozialversicherung zurückzuführen, auf die Rentensucht; wegen der in Aussicht stehenden Rente spielt der Arbeiter mit den Betriebsgefahren. Noch schlimmer: wenn er den Burgsdorffschen Knacks weg hat, kultiviert er sorgsam sein kleines Leiden, er wird, wenn nicht Simulant, so doch Neuropath, der nicht geheilt werden will, weil ihm dann die Rente entzogen oder verkümmert wird. Es gibt Leute, die, um zu der bequemen, sicheren und ergiebigen Rente einer Universitätsprofessur zu kommen, kein Mittel scheuen. Das ist gewiß eine schwere Anklage gegen die Moral in gewissen Kreisen unserer Intelligenz. Wenn es aber wahr sein sollte, daß Arbeiter, um die paar Bettelpfennige einer Hungerrente zu erlangen, sich ihre gesunden Glieder verstümmeln lassen oder im Kampf um die Rente in schwere Nervenkrankheiten verfallen, gibt es eine furchtbarere Anklage gegen unsere sozialen Zustände und

Digitized by Google

gegen die Unzulänglichkeit unserer sozialen Gesetzgebung?

Aller Arbeiterschutz hat die Aufgabe, die Arbeitsfähigkeit der Menschen vorbeugend zu erhalten, und alle Arbeiterversicherung kann nur der einen einfachen Aufgabe dienen, im Falle jeder Verminderung und Vernichtung der Arbeitskraft aus öffentlichen Mitteln wenigstens einen bescheidenen Ersatz durch Gewährung ausreichender Unterstützungen zu schaffen. Unsere Arbeiterversicherung leidet an der Unzulänglichkeit der Leistungen und an der verwirrenden sinnlosen Vielgestaltigkeit der Organisation. Es ist schlechterdings unverständlich, daß die Versicherung gegen Beeinträchtigung der Arbeitskraft nach den Ursachen ihrer Zerrüttung gesondert wird. Für die zu leistende soziale Aufgabe ist es bedeutungslos, ob der in die Lunge eindringende Steinstaub den Arbeiter zerstört, oder ein Sturz vom Gerüst, erschöpfte Nerven, Alter. Ob die Störung der Arbeitsmöglichkeit durch Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter oder Arbeitslosigkeit herbeigeführt wird, ist für den Versicherungszweck, die Geschädigten und die Gesellschaft unerheblich. Die einheitliche Versicherung und Sicherung gegen alle Schädigungen der Arbeitskraft, ohne den zerrüttenden Kampf um Entschädigung und Ersatz, müßte der erste Grundsatz jeder sozialen Gesetzgebung sein, sie würde sich dann auch mit einigen wenigen Paragraphen begnügen können.

Der Professor, der typische allezeit gesicherte Rentenempfänger (in einem Beruf ohne gesundheitliche Schädigungen und ohne körperliche Gefahren), sollte gerade für die soziale Kultur der Rente Verständnis haben. Aber Herr Bernhard gleitet in die feudale Weltansicht der zweierlei Menschenrassen zurück. Auf die Besserbezahlten und angenehme Arbeit Leistenden wirkt die Existenzsicherung befeuernd und schöpferisch. Die Millionen aber, die in un-

Digitized by Google

gesichertem trostlosen Dasein harter eintöniger Arbeit, unter steten Gefahren des Hungers, des Siechtums, der Verkrüppelung, der Tötung keuchen, bei denen wirkt auch der bescheidenste Schadenersatz für die von ihnen gebrachten Opfer demoralisierend; die goldene feste Rente adelt die Besten, die kupferne, jeden Tag bedrohte Rente ist eine nationale Gefahr, sie zeugt Faulenzer, Simulanten, Hysteriker, Prozeßhänse.

Dieser Nutznießer einer hohen Staatsrente stützt seine Beweisführung ausschließlich auf die peinliche, weitläufige Diskussion, die von den Ärzten über Unfallneurose und Unfallgesetzhysterie seit Jahren geführt wird. Die ganze reiche Literatur der Fachleute der Versicherungsgesetzgebung ist ihm unbekannt. Das in den Jahresberichten der Arbeitersekretariate aufgespeicherte Material existiert für ihn nicht. Dagegen nimmt das bloße Titelverzeichnis der ärztlichen Streitschriften einen erheblichen Teil des Raumes der Broschüre ein; sie sind beinah in der Vollständigkeit angeführt, wie die üppigen Quellenverzeichnisse der Doktorschriften, die sich vererben, ohne daß jemand die im Titel verschlossenen Schätze wirklich geöffnet hätte. Während Bernhard die für kargen Gehalt unermüdlich dem gemeinen Wohl dienenden ernsten und ruhigen Arbeitersekretäre, die ohne Rücksicht auf Popularität in der Zurückweisung zweifelhafter Rentenansprüche eher rücksichtslos als lässig zu sein pflegen, als eine Art Winkelkonsulenten beschimpft, führt er als strahlende Autorität einen Medizinmann an, — Dr. Biß —, der es einmal durchgesetzt hat, daß eine Rente von 100 Prozent zeitweilig auf 66⅔ Prozent herabgesetzt wurde, weil er gutachtlich bezeugt hatte, daß ein durch einen Unfall an schwerem Rückenmarksleiden erkrankter Arbeiter in Wahrheit an hochgradig gesteigerten Begehrlichkeitsvorstellungen leide, die er sich auf der Jagd nach unberechtigten Ver-

Digitized by Google

mögensvorteilen zugezogen habe. Die gesteigerten Begehrlichkeitsvorstellungen (nicht des Dr. Biß) führten bald zum Abschluß aller menschlichen Begehrlichkeit.

Die Stellung des Arztes in der heutigen Gesellschaft ist so lange unwürdig, als er gezwungen ist, seinen Beruf als Privatgewerbe auszuüben. Es gehört zu den tröstenden Wundern der Unzerstörbarkeit menschlicher Güte, daß trotz solcher erniedrigenden äußeren Umstände gerade Ärzte Vorbilder sozialen Pflichtbewußtseins sind. Aber es gibt auch trübe Erscheinungen: von den Beziehungen zwischen Ärzten und Bädern, chemischen Fabriken, Kurpfuschern bis zur förmlichen Organisation von Schlepperdiensten, durch die begüterte Patienten gewissen Spezialitäten ans Messer geliefert werden. Vor allem sollte dem Arzt nicht gestattet sein, was in keinem andern Berufe geduldet wird. Ein Professor der Medizin darf von privaten Erwerbsgesellschaften Geldgewinne beziehen, den Staatsbeamten ist das sonst verboten. Es ist deshalb nicht einmal merkwürdig, daß wir in dieser ärztlichen Literatur, die Herrn Bernhard so erquicklich scheint, wieder Gestalten begegnen von den Eigenschaften jenes Arztes, der in den wilden Anfangszeiten des englischen Kapitalismus gutachtlich äußerte, er vermöchte in seiner Wissenschaft keinen Grund zu entdecken, warum die Arbeitszeit eines Kindes früher endigen sollte als der Kalendertag.

Die ganze Unfalliteratur der Ärzte hat schon deshalb für den Volkswirtschaftler keine zwingende Bedeutung, weil die Lehrmeinungen dieser Sachverständigen von der Auffassung, daß schlechthin alles Unfallrentenneurose sei, bis zu der Meinung, ein echter Fall dieser Art käme fast niemals vor, alle Abstufungen durchlaufen. Außerdem würde immer nur bewiesen sein, daß die Unsicherheit der Rente, um die ewig aufs neue gekämpft werden muß, nervöse die Heilung er-

Digitized by Google

schwerende und die Simulation begünstigende Wirkungen erzeuge, nicht aber die Rente selbst. Die Rentenfeinde, die um die Finanzen der in den Berufsgenossenschaften vereinigten Unternehmer besorgt sind, erzählen Wunderdinge von der Kraft der Menschen, sich an den Verlust wesentlicher Teile ihres Körpers zu gewöhnen und anzupassen. Die unablässige Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse aber infolge der Rentengesetzgebung wirft ohnehin tief unter einem erträglichen Existenzminimum lebende Menschen jeden Augenblick wieder aus den Einkommen an die sie sich eben mühselig gewöhnt und angepaßt haben; ein unerhört grausames Spiel, das auch die zähesten Nerven heillos zerrütten muß. Es ist ein vollkommener Widerspruch, die Fähigkeit, sich an körperliche Schädigungen zu gewöhnen, über die Maßen hoch zu werten; dann aber noch eine erstaunlichere Fähigkeit anzunehmen, sich unablässig und willkürlich immer aufs neue aus dem eben Gewöhnten wieder reißen zu lassen, ohne gesundheitliche Störung die ewige Gefahr ertragen zu können, daß in wirrer Unruhe elende Daseinsbedingungen noch elender werden könnten.

Bernhard führt wohlweislich aus den ärztlichen Diskussionen nur die abgeleiteten theoretischen Anschauungen über die Unfallneurosen und die Rentenhysterie an. Aber er schildert keinen einzigen Fall aus dem wirklichen Leben, der die Zusammenhänge erst veranschaulicht; er fällt formale Urteile ohne die Aufnahme des Tatbestandes. Und doch würde eine Sammlung gewisser ärztlicher Gutachten, auf die Herabsetzungen und Verweigerungen der Rente begründet wurden, einen wahren modernen Hexenhammer darstellen. Nur zwei Beispiele aus der Praxis! Im Jahre 1888 erlitt eine Taglöhnerin in München einen Unfall dadurch, daß ihr drei Backsteine auf die rechte Hand fielen. Es trat völlige Versteifung der

Digitized by Google

Hand ein. Seit 1894 bezog sie 40 Prozent der Vollrente, monatlich 12,45 Mark. Schon das erste ärztliche Gutachten äußerte, daß es sich um einen Dauerzustand handle. Gleichwohl wurden fortwährend weitere ärztliche Untersuchungen veranlaßt. In jedem Jahr wurden die Untersuchungen wiederholt, immer mit dem gleichen Ergebnis einer vierzigprozentigen Rente. Endlich, 1910, geriet die inzwischen zweiundachtzig Jahre alt gewordene Frau in die Hände eines zuverlässigen Vertrauensarztes der Berufsgenossenschaften. Der stellte Gewöhnung und Anpassung an den Zustand fest, außerdem sämtliche Zeichen des senilen Marasmus und erklärte eine dreißigprozentige Rente für ausreichend. Daraufhin beantragte die Berufsgenossenschaft Minderung der Rente entsprechend dem Gutachten des Arztes. Das Schiedsgericht lehnte den Antrag natürlich ab. In dem Urteil heißt es: „Abgesehen davon, daß schon mit Rücksicht auf das hohe Alter eine Steigerung der Erwerbsfähigkeit ausgeschlossen erscheinen muß, hat Dr. Pettenkofer zu Anfang seines Gutachtens ausgeführt, daß die Verletzte sämtliche Zeichen des senilen Marasmus aufweise. Die Gewöhnung kann aber bei einem aus anderen Gründen gänzlich erwerbsunfähigen Rentenempfänger nicht als Moment für die anderweite Festsetzung der Renten in Betracht kommen.“ Eine siebzigjährige Arbeiterin beantragte 1912 die Gewährung der Invalidenrente bei der schlesischen Landesversicherungsanstalt. Das begründete ärztliche Gutachten stellte Altersschwäche fest, Krampfadern, chronischen Magenkatarrh, schweren Rheumatismus, Verkrümmung und Versteifung der meisten Finger, Plattfüße; völlige Erwerbsunfähigkeit. Ein zweites Gutachten erwähnte noch allgemeine Hinfälligkeit und leichte wässerige Stauungen in den Knöchelgelenken. Bei der Verhandlung vor der unteren Verwaltungsbehörde erklärte auch der Vertrauensarzt die Frau für

invalide. Nun ging der Vorstand der schlesischen Landesversicherungsanstalt vor die rechte Schmiede. Sie fand einen Arzt, der bezeugte: „Die . . . sei eine für ihr Alter ziemlich kräftige Frau, die außer mäßigen Alterserscheinungen nur an durch das Alter bedingten Gelenkveränderungen des rechten Schultergelenks, verschiedener Fingergelenke und der Kniegelenke leide. Die Gelenkveränderungen an den Fingern, welche am schwersten ins Gewicht fallen, beständen aber schon seit zwölf Jahren, der Faustschluß sei beiderseits gut möglich. Die Schultergelenke werden in ihren Bewegungen fast gar nicht beeinträchtigt, und die Kniegelenke nur in mäßigem Grade. Da ferner Bücken ganz gut vor sich gehe, die Hüftgelenke also auch nicht schwer von Rheumatismus befallen seien, sei die Klägerin zu leichten landwirtschaftlichen Arbeiten mit Ruhepausen noch fähig.“ Darauf wies die Landesversicherungsanstalt den Antrag zurück: keine Invalidität. Berufung an des Oberversicherungsamt. Der Vertrauensarzt bestätigte gleichfalls die Arbeitsfähigkeit der Frau. Die oberste Instanz ermittelte genau die Fähigkeit der Frau, täglich noch $33^1/_3$ Pfennige zu verdienen; der unmoralische Anspruch der siebzigjährigen Frau, sich von der doch auch durch ihre eigenen Beiträge erkauften Invalidenrente zu mästen, wurde also abgewiesen.

Diese Fälle des Lebens, die sich zu dicken Bänden häufen ließen — die Rententragödien drängen sich jedem auf, der überhaupt irgendwelche Kenntnisse von Arbeiterverhältnissen hat — interessieren die Wissenschaft des Herrn Bernhard nicht. Sie beweisen freilich auch eine andere Unbedenklichkeit des Gelehrten. Herr Bernhard grämt sich nämlich auch über die Prozeßsucht der Arbeiter. Aber abgesehen davon, daß die Zahl der Rekurse durch allerlei künstliche Mittel erhöht ist, vergißt er zu erwähnen, daß der Prozentsatz der Rekurse der Arbeiter seit 1890 beständig

zurückgeht, dagegen die Rekurse der Berufsgenossenschaften sich in diesem Zeitraum prozentual verdreifacht haben. Die Prozeßsucht der Versicherten nimmt also ab; begreiflich, da ihre Aussichten auf Erfolg immer ungünstiger werden. Die Rekurse der Versicherungsträger dagegen schwellen an; begreiflich, da sie immer vorteilhaftere Urteile erzielen. Im Jahre 1911 hatte nur noch ein Sechstel der Arbeiterrekurse Erfolg. Dagegen wurde von den Rekursen der Unternehmer mehr als die Hälfte zu deren Gunsten entschieden. Ich selbst wohnte einer Sitzung des Reichsversicherungsamts bei, zu der ein Vertreter der kaiserlichen Werftverwaltung in Kiel eigens nach Berlin gereist war, um die Herabsetzung einer Unfallrente um ein paar Prozent persönlich zu begründen; die Reisekosten und Diäten des Vertreters haben gewiß mehr betragen als die kapitalisierte Rentenersparnis, die bestenfalls erzielt werden konnte. Solche Tatsachen muß Herr Bernhard verschweigen; denn sonst würde selbst er sicht nicht getrauen, die Forderung zu erheben, daß zur Einschränkung der Prozeßsucht das kostenpflichtige Verfahren eingeführt würde. Damit wären die Versicherten auf Gnade und Ungnade jedem falschen Urteil ausgeliefert und die Berufsgenossenschaften könnten allein den Rechtsweg beschreiten, um die allgemeine Rentendemoralisation mit Erfolg zu verhindern.

Ein paar eilige Seiten widmet Herr Bernhard schließlich noch dem parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen. Darunter versteht er jene kümmerlichen Selbstverwaltungsrechte, die in der deutschen Sozialgesetzgebung den Arbeitern eingeräumt sind: im Gegensatz zur englischen Sozialgesetzgebung, in der die Selbstverwaltung der Arbeiter als selbstverständlich durchgeführt ist. Parteipolitischen Mißbrauch nennt Herr Bernhard es, wenn die Arbeiterpartei sich an den Verwaltungswahlen beteiligt. Da das Partei-

programm sozialpolitische Forderungen immer mehr voranstellt, ist natürlich auch die Verwaltung der sozialpolitischen Einrichtungen „parteipolitisch" bedeutsam. Aber Herr Bernhard betrachtet es überhaupt als Mißbrauch, daß die Arbeiter die Männer ihres Vertrauens bei den Wahlen bevorzugen. In Deutschland bestimmt der Wille eines Mannes die leitenden Beamten des Staates. Die Adelskaste beherrscht noch immer die bestbezahlten Posten der Armee, der Diplomatie und der Verwaltung. Die höhere Bureaukratie und immer mehr auch die Universitätswissenschaft rekrutiert sich aus Nepoten. Über die große Industrie und die Hochfinanz endlich herrschen, nach dem unverdächtigen Zeugnis eines Sprößlings des Elektrokonzerns, allmächtig und ausschließend ein paar hundert Familien. Überall ist der freie Wettbewerb fast ausgeschaltet; die zünftlerische Absperrung verhindert nahezu jeden Aufstieg aus der Tiefe und aus der Masse. Wenn aber die Millionen des Proletariats Männer ihres Vertrauens in ein paar bescheidene Ämter auf dem eigensten Gebiete ihrer Interessen befördern, so wird über Mißbrauch geschrieben, obwohl die Arbeiter in einer nicht genug zu bewundernden Selbstzucht und Selbstlosigkeit bei der Auswahl der Personen in der Regel mit einer fast ängstlichen Sachlichkeit verfahren. Mag Herr Bernhard, der im freien Wettbewerb wissenschaftlicher Würdigkeit Gescheiterte, auch jede Selbstverwaltung in der Arbeiterversicherung als Beeinträchtigung der Kommandogewalt des Staates und des Unternehmertums beklagen, nur soll die Heuchelei nicht so weit getrieben werden, daß in einem Lande engherzigster gegenseitiger Kastenversorgung über die Verwahrlosung jener Bevölkerungsklasse spektakelt werde, in der die gesunde Schätzung und Auslese der Menschen nach Fähigkeit und Charakter, trotz des bösen Beispiels der anderen, immer noch die Regel zu sein pflegt.

Digitized by Google

Bernhards geistig und moralisch krüppelhafte Gelegenheitsschrift ist die Wahlparole der schweren Industrie, die die Nationalökonomie seit Jahrzehnten belehrt, daß die Wissenschaft endlich umkehren müsse: zum reinen Manchestertum. Keine staatliche Einmischung, keinerlei Sozialpolitik, Einsperrung des Proletariats in wehrlos zu duldende unentrinnbare Lohnarbeit ohne jede Möglichkeit, unmittelbar oder mittelbar auf die Arbeitsbedingungen einzuwirken, das sind die von Herrn Bernhard und seinen Gönnern erwünschten Folgen seiner Propaganda. Die Renten der Arbeitsunfähigen stören die Rentenpfründner der Arbeit.

Gelingt das Werk dieser neuesten Nationalökonomie, so wären auch die Voraussetzungen erfüllt für die Renaissance jener anderen Manchesterlehre von der Harmonie der Interessen, die in gefällig auffälliger Schutzverpackung aus Amerika kommt. Denn nur wenn man entschlossen ist, jede soziale Verantwortun- für die Wirkungen der schrankenlosen Ausbeutung abzulenken, kann jenes Taylorsystem zur Ausführung gelangen, das jetzt auch bei uns um Anerkennung wirbt. Erst wenn jede Zerstörung der Arbeitskraft und der Gesundheit als Rentenneurose erledigt wird, kann das Taylorn fröhlich beginnen.

II.

Im Taylorsystem vereinigt sich die fruchtbare Wissenschaft von der höchsten Produktivität der Handarbeit mit der gaukelnden Lehre von der Technik höchster Ausbeutung. Demgemäß gesellen sich in der Person Taylors die Seele des spürenden und regelnden Ingenieurs mit der kalten Leidenschaft eines Propheten des Kapitalismus. Taylor läßt sich also nicht so einfach abtun wie der leichte Berliner Professor der schweren Industrie. Es stecken Probleme in ihm. Man muß den Ingenieur von dem Kapitalisten ab-

spalten. Übrigens mag seine Schrift*) auch den Sprachpsychologen Vergnügen gewähren; denn wir finden uns hier an der Quelle klingender Wort- und Begriffsbildungen, die nur den einen Zweck verfolgen, das wirkliche Interesse und die tatsächliche Absicht zu verbergen. Taylor ist auch ein findiger Techniker der Terminologie des idealistischen Menschenfreundes, der nach dem Worte des Shawschen Herrn Sartorius handelt: Wenn etwas moralisch ist und außerdem noch ein gutes Geschäft, warum soll man es nicht tun?

Die Technik hat sich seither nur um die Vervollkommnung der Maschine gesorgt. Die Bemühungen Taylors sind seit einem Menschenalter darauf gerichtet, die Technik der menschlichen Hand-, Muskel- und auch Hirnarbeit zu höchster maschineller Leistungsfähigkeit zu entwickeln.

Der Arbeiter führt gemeinhin selbständig die ihm übertragene Leistung aus, nach dem Herkommen, nach „Faustregeln", nach eigenen Erfahrungen und Erfindungen. Taylor belehrt ihn, wie er arbeiten soll und wie er arbeiten muß. In jeder Teilarbeit steckt eine Wissenschaft. Es gibt eine Wissenschaft des Lastentragens, des Schaufelns, des Mauerns, auch der Prüfung von Fahrradkugeln. In jeder Hantierung ist das Gesetz der höchsten Leistung bei geringstem Kraftverbrauch zu entdecken. Es erfordert jahrelang hindurch betriebene, oft mit großen Geldmitteln unterstützte Beobachtungen, Versuche, Rechnungen, um die Technik jeder einzelnen Arbeit zu ermitteln und die individuelle Ausbildung des Arbeiters zu vollziehen. Wie schwer muß das einzelne Eisenstück sein, wie muß es getragen werden, in welchem Tempo, wann müssen Ruhepausen eingelegt werden und wie lange — damit

*) Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung von F. W. Taylor. Deutsche autorisierte Ausgabe von Rudolf Roesler. München und Berlin (R. Oldenbourg) 1913.

Digitized by Google

der größte Nutzeffekt herauskommt? Es ist sehr wesentlich, wie die Schaufel in einen Kohlenhaufen gestoßen, welche Durchschnittslast am zweckmäßigsten auf die Schaufel genommen wird. Aus diesen Beobachtungen, die auch die Methoden der Experimentalpsychologie wie die Leistungen der höheren Mathematik zur Verarbeitung heranziehen, ergeben sich Konstruktionen der tauglichsten, vielspältig anpassungsfähigen Werkzeuge. Keine Bewegung darf überflüssig sein. So gelang es beim Mauern die Handgriffe und Bewegungen, die zur Legung eines Ziegels notwendig sind, von achtzehn auf fünf und sogar auf zwei zu vermindern. Einfache Apparate ermöglichten es dem Arbeiter, ohne jede Körperbewegung stetig einen Stein nach dem andern zu legen.

Das ist Scientific Management, aber es ist leider nicht nur das. Handelte es sich nur um solche Feststellungen, wie die Produktivität der Handarbeit bei geringster Kraftaufwendung zum höchsten Grad gesteigert werden könnte, so wäre Taylor ein sozialer Erlöser; denn sein System würde uns dem Ziel nähern, die gesellschaftlich notwendige mechanische Arbeit auf ein Mindestmaß herabzusetzen, das für jeden erträglich ist, aber auch jedem Arbeitsfähigen zugemutet werden müßte, ohne Unterschied.

Aber die technische Vervollkommnung ist nur die leuchtende Schutzhülle des Systems. Der wirkliche Zweck ist, aus jedem Arbeiter die denkbar höchste Leistung herauszupressen, die überhaupt möglich ist. Und damit wird das System zur Kulturgefahr. Der Ingenieur wird Sachwalter des Kapitals und obendrein Politiker, der sich vermißt, die Interessenharmonie zwischen Unternehmern, Arbeitern und Verbrauchern herzustellen.

Taylor verspricht den Unternehmern höhere Profite, gesteigerte Arbeitswilligkeit, Befreiung von den unbequemen Organisationen des proletarischen Klas-

Digitized by Google

senkampfes. Er spendet den Arbeitern höhere Löhne und bisweilen kürzere Arbeitszeit, zudem Arbeitsfreude und fröhliche Gesundheit ohne Ermüdung und Erschöpfung. Er führt endlich für die Konsumenten Verbilligung der Waren herbei. Die Harmonie aller ist vollkommen und unwiderstehlich. Jeder muß in die Harmonie hinein. Und alles dies lediglich durch sein System. Man braucht es nur anzunehmen und der ganze ungeheuere Segen quillt automatisch und unerschöpflich. Einmal über das System belehrt, müssen es alle Teile annehmen, ob sie wollen oder nicht. Scientific Management — das sind die neuen Sirenen, deren Gesang niemand trotzen kann. Oder auch: Die feindlichen Vertragsgegner im kapitalistischen Lohnbetrieb werden zu Partnern des Schiebetanzes, in dem jede Bewegung des einen unrettbar die harmonische des andern erzwingt.

Und Scientific Management ward zuerst erprobt auf dem Stahlwerk, das sich Bethlehem nennt. Schon dieser Name heiligt die Sache und verpflichtet, allen Menschen Frieden und Wohlgefallen, wenn nicht zu bringen, so doch zu verkünden. Es ist der neue Ruf der Erlösung von der Qual der Arbeit und der Himmelfahrt zur erhöhten Inbrunst der Profite.

Gemeinhin gilt als die schärfste Methode der Ausbeutung die Akkordarbeit. Taylor verwirft das Locksystem des Stücklohns durchaus. Das ist lediglich organisierte Faulheit. Der Arbeiter entzieht dem Unternehmer vorsätzlich seine Arbeitskraft, weil jede Steigerung seiner Produktion unweigerlich Herabsetzung des Akkordlohns veranlassen würde. Also verabreden sich die Arbeiter, im künstlichen Schweiße ihres Angesichts so wenig wie möglich zu arbeiten.

Taylor ersetzt das Akkordsystem durch das Pensum. Freilich keine neue Erfindung, denn das Pensum ist der Schrecken der Strafanstalten und Zuchthäuser. Aber das Pensum der Sträflinge ist noch eine beschei-

Digitized by Google

dene Anspannung im Vergleich zu dem Taylorpensum. Denn dieses Pensum wird wissenschaftlich ermittelt. Jede Arbeit und jedes Pensum taugt nicht für alle. Folglich bedarf das Taylorsystem zu seiner Vollendung auch der wissenschaftlichen Ausbildung jedes einzelnen Arbeiters zum höchsten Grade der in ihm verborgenen Anlagen. Wie hat man doch die kapitalistische Lohnarbeit bisher verleumdet, als eine Räuberin aller freudig schaffenden Fähigkeiten, die alles Menschentum erstickt! Erlöser Taylor lehrt den Menschen sich selbst erkennen, seine tiefsten Fähigkeiten bis zur letzten Meisterschaft entwickeln. Individuelle Ausbildung — der Staat der Kultur aller ist im Bethlehem Taylors erreicht! Man hat vordem nur nicht gewußt, wie viel individuelle Anlagen es gibt. Nicht nur für Musik und Malerei, für Philosophie und Mathematik, für Schauspiel und Lyrik, in jedem Menschen steckt eine ganz besondere Tüchtigkeit, die entwicklungs-, das heißt ausbeutungsfähig ist. Man braucht sich auch nicht mehr zu quälen und zu bangen, ob das Genie auch sich durchsetze. Die Betriebsleitung ist die Vorsehung für alle, die unfehlbar jedes Genie herausholt. Es gibt zum Beispiel Genies des Tragens von Erzbarren. Sie haben keinen andern Drang und keinen andern Lebenszweck, als soviel Tonnen wie möglich täglich aus einem Haufen auf einen Eisenbahnwagen zu laden. Der Ingenieur mustert die Arbeiter. Mit Adlerblick (er ist auch bereits getaylort!) erkennt er das Erzladegenie — an den schwellenden Muskeln und an dem stupiden Ausdruck. Dieses Genie, Schmidt mit Namen, wird nun beiseite genommen. Es wird ihm eine Steigerung des Lohnes um die Hälfte versprochen, wenn er sich bereit erklärt, genau nach den Weisungen seines Lehrmeisters zu arbeiten: zu gehen, wenn es ihm befohlen wird, zu heben, wenn es ihm befohlen wird, zu verschnaufen, wenn es ihm befohlen wird. Er darf keine Bewegung

mehr nach eigenem Kopfe verrichten. Und er muß sich verpflichten, alle in ihm vorrätige Kraft restlos herzugeben. Denn wird er ertappt, daß er künstlich seine Arbeitskraft einschränkt, so wird er unweigerlich entlassen. Jetzt kann das Experiment beginnen. Schmidt hebt und trägt, geht und rastet. Und es gelingt ihm, statt bisher $12^1/_2$ Tonnen $47^1/_2$ Tonnen täglich zu verladen, und statt 1 Dollar 15 1 Dollar 85 zu verdienen. Damit ist das Pensum des Lastengenies festgestellt. Das hat nun jeder Arbeiter dieses Fachs täglich zu leisten. Es wird niemand angestellt, der das Pensum nicht zu erledigen vermag, und jeder entlassen, der es nicht bis zu dieser Stufe individueller Entwicklung bringt. Aber das Wichtigste ist nicht zu vergessen, das Menschenfreundliche: Es darf keinerlei Erschöpfung und Ermüdung mit dieser Arbeit verbunden sein! Selbstverständlich, sonst könnte ja das Pensum nicht erfüllt werden. So kann es in Bethlehem trotz solcher ungeheuren Steigerung der Arbeitsleistung keine erschöpften Arbeiter geben; sie sind alle jenseits von Bethlehem, irgendwo, außerhalb der wissenschaftlichen Trainierung. Es ist klar, daß damit jede Einwirkung der Arbeiter oder gar der Arbeiterorganisationen auf die Arbeitsbedingungen aufhört. Das Pensum wird wie der angemessene Lohn objektiv wissenschaftlich von den Unternehmern und deren Organen festgestellt. Wer das Pensum bewältigen kann und will, darf arbeiten; andere werden nicht geduldet.

Unser Genie der muskulösen Stupidität, Schmidt, trägt also an jedem zehnstündigen Arbeitstag 47 500 Kilogramm Erz vom Stapel zum Waggon, legt täglich 13 Kilometer in 252 Minuten mit und 13 Kilometer ohne Last zurück. Die Verladung jedes etwa einen halben Zentner wiegenden Barren beträgt 0,22 Minuten. Dabei bleibt Schmidt so frisch, daß er vor der Arbeit an seinem durch die Lohnsteigerung ermöglichten Häuschen baut und nach der Arbeit den Bau

Digitized by Google

fortsetzt. Welch ein ausgerechnetes Leben! Unsere bessere Gesellschaft, die sich am Sechstagerennen ergötzt, sollte sich dem nützlichern Sport des getaylorten Schmidt zuwenden und täglich 47 500 Kilogramm Erz verladen.

In gleicher Weise wird für jede Hantierung das Normalpensum ermittelt. Bei den Maurern wird durch solche Verbindung von Wissenschaft und individueller Genieentwicklung die Stundenleistung von 120 auf 350 Ziegel erhöht.

Wie sind die wirtschaftlichen Ergebnisse? Obwohl das Taylorsystem einen gewaltigen Aufwand von Aufsichtspersonen verlangt, werden große Ersparnisse erzielt. Zur Leistung der Schaufelarbeiten wurden auf den Bethlehemwerken nach dem alten System 400 bis 600 Arbeiter gebraucht. Unter der Pensumarbeit waren nur noch 140 notwendig. Die Durchschnittsleistung eines Mannes stieg von 16 auf 59 Tonnen, der Durchschnittslohn von 4,81 Mark auf 7,80 Mark, und die Durchschnittskosten sanken pro Tonne von 0,291 auf 0,138 Mark. Nach der Einführung des Taylorsystems wurden trotz der erhöhten Löhne, trotz der Steigerung der Bureau- und Werkzeugspesen, der Gehälter für Meister, Beamte, Bureauangestellte, Zeitstudienleute, nur am Schaufeln mehr als 300 000 Mark erspart.

Aus der angeführten Rechnung erkennt man, daß die Arbeitsleistung fast vervierfacht ist, der Lohn aber nur um die Hälfte erhöht ist. Damit ist von dem Erfinder selbst, und das ist ja auch der Reiz für den Unternehmer, nachgewiesen, daß dies System eine unerhörte, ungelohnte Steigerung der Ausbeutung der Arbeitskraft bedeutet. Mit einem in seiner Art großartigen Humor entzieht sich Taylor der peinlichen Frage, warum denn der Lohn nicht wenigstens in gleicher Weise gesteigert wird wie die Arbeitsleistung. Auch hier gibt die rettende Wissen-

Digitized by Google

schaft die gewünschte Antwort. Es hat sich nämlich wissenschaftlich ergeben, daß größere Lohnsteigerungen die Arbeitskraft und die Moral des Arbeiters gefährden. Und Mr. Taylor zieht aus solchen wissenschaftlichen Feststellungen den moralischen Lehrsatz, es sei nicht gut, wenn man zu schnell reich würde. Das bezieht sich aber nur auf die Psyche des Proletariers; denn dem Unternehmer, dem Aktionär, wird umgekehrt das System dadurch empfohlen, daß er noch schneller reich werden kann wie zuvor, wie denn schließlich auch das ganze Volk das Taylorsystem gebieterisch fordern muß, — — die Interessen der Allgemeinheit gehen über die der Arbeiter und der Unternehmer! — weil dadurch die Waren verbilligt werden. Von Organisationen und Spekulationen der Kapitalisten zur künstlichen Preissteigerung hat Taylor offenbar noch nie ein Wort gehört. Wie sollte man auch in Amerika!

Dem begeisterten deutschen Übersetzer der genannten Schrift ist bei den Taylorbilanzen nicht ganz wohl. Er fühlt dunkel, daß die Marxisten geradezu als Paradigma zur Veranschaulichung kapitalistischer Ausbeutung jene Taylorsche Rechnung verwenden könnten, aus der so klar das Mißverhältnis zwischen Profit- und Lohnsteigerung bei erhöhter Arbeitsleistung hervorgeht. Der Übersetzer hat nicht den gleichmütigen Witz des Originals. Er wagt nicht, das Mißverhältnis dadurch zu rechtfertigen, daß er die wissenschaftliche Entdeckung vorführt, eine mehr als fünfzigprozentige Lohnerhöhung sei für den Arbeiter nicht bekömmlich. Und er ersinnt darum das andere Argument, daß natürlich der Lohn deshalb nicht wie die Leistung gleich steigen könnte, weil die jetzt gezahlten Löhne zu hoch im Verhältnis zur Leistung wären; man dürfe also die jetzigen Sätze nicht zugrunde legen. Es ist selten Gelegenheit, so hübsch zu demonstrieren, wie das Interesse die Logik umnebelt.

Digitized by Google

Denn die Rechtfertigung der stärkeren Ausbeutung durch den Hinweis auf die Überzahlung der heutigen Arbeitsleistung würde, auf die erwähnte Taylorsche Bilanz angewendet, sich so auflösen: Steigerung der Arbeitsleistung 400 Prozent, Erhöhung der Löhne 50 Prozent, Überzahlung der Arbeit vor der Einführung des Taylorsystems 350 Prozent. Der Arbeiter hätte also, ehe Taylor alles wissenschaftlich richtig machte, das Dreieinhalbfache seines Lohns an den Unternehmer herauszahlen müssen; so viel hätte er mehr erhalten, als seine Arbeit verdient hätte . . .

Würde sich das Taylorsystem durchsetzen, so wären alle bisherigen Bemühungen des Proletariats, durch solidarisches Handeln Einfluß auf die Arbeitsbedingungen zu gewinnen und ein das Menschentum des Arbeiters nicht völlig aussaugendes Normalmaß der Arbeit herbeizuführen, mit einem Schlage vereitelt. Die Arbeiter würden völlig atomisiert und jeder müßte sich willen- und wehrlos den durch die wissenschaftlichen Helfer der Kapitalisten festgesetzten Bedingungen fügen. Wir erfahren wohl, daß Schmidt frisch und munter ist, solange er seine 47 500 Kilogramm Erz schleppt. Wir erfahren aber nicht, wieviel Jahre er diese Art von Munterkeit aushält. Der zur Maschine erstarrte Mensch wird eben auch nach den normalen Abnutzungsquoten der stählernen Maschinen rasch — amortisiert. Und ist er amortisiert, so wird eine neue Menschmaschine eingestellt, ohne daß sich jemand darum kümmert, was aus den amortisierten Menschen wird. Und dann wird Herr Bernhard, der Berliner Professor, die Aufhebung aller sozialpolitischen Schutz- und Versicherungsmaßnahmen verlangen, weil man doch nicht die Hysterie der Menschen fördern darf, die sich — amortisiert fühlen.

Lehrte uns nicht einmal die Religion von Bethlehem, daß alle Menschen Brüder seien? und gab es nicht auch irgend einmal einen Philosophen, der als den

Inbegriff aller menschlichen Sittlichkeit den Satz aufstellte, daß kein Mensch nur als das Werkzeug eines andern gebraucht werden dürfe? Verlorene Träumer, entschwebende Wolkenwanderer! Mr. Taylor nennt auch seine Lehre von Bethlehem mit starkem Nachdruck Philosophie. Er könnte sie auch Religion nennen. Philosophie, Religion und — Wirklichkeit.

[März 1913.]

Digitized by Google

Kopenhagen.

Vor dem lebenslustigen, farbenleuchtenden Ziegelbau des neuen Kopenhagener Rathauses steht eine mächtige Bronze-Vase, deren rotflammender Geranienschmuck über den weiten Platz glüht, wie ein mitten in der Stadt aufgeprägtes Siegel der Internationale. Sieht man sich das Kunstwerk näher an, so gewahrt man ringsum Reliefs, die offenbar die Berufe versinnbildlichen: Die verschiedenen Bauhandwerke, Maschinenindustrie, Schneiderei. Ist das ein altes Wahrzeichen der Zünfte? Unmöglich; denn unter den Gewerben finden sich auch die modernen Verkehrsbetriebe der Eisenbahn und der Post veranschaulicht. Und man erfährt: Diese Bronze ist ein Geschenk der sozialdemokratischen Gewerkschaften an die Stadt. Wo in der Welt haben die Arbeitervereinigungen einer Weltstadt solche Stärke und so viel Selbstbewußtsein erlangt, daß sie stolz und freigebig ihrer Stadt, deren Bürger sie sind und die sie verwalten, ein solches Geschenk stiften! Wenn einstens die Bronze edel verwittert sein wird und ehrwürdig in der Reife der Zeit schimmert, dann wird man sie als ein Denkmal preisen, das eine neue Zeit kündete, die Demokratie der Arbeit. Dänemark ist das Vorland der proletarischen Bürgerfreiheit geworden, und das ist eine Schutzwehr der Verteidigung, die fester und unüberwindlicher ist als die Hafenbefestigungen, als die künstliche Insel, die man in das Meer baute, um die Stadt gegen die fremden Panzerkolosse zu gürten.

Bismarck wollte einst der Sozialdemokratie eine Provinz übergeben, damit sie zeigen könnte, was sie alles nicht vermöchte. Nun, in Kopenhagen hat sich

das sozialistische Proletariat ein Reich in zäher Arbeit und tapferem Kampfe erobert, und dieses Reich blüht hell und fröhlich, und des rüstigen Schaffens ist kein Ende.

Hier herrscht Freude und Freiheit. Der Fremde, der aus Deutschland oder gar aus Preußen kommt, atmet sofort andere Luft. Er sieht auf Schritt und Tritt Unerhörtes. Er fährt in der Straßenbahn. Vom Schaffner empfängt er ein winziges Stückchen Papier, das er aus einer Kapsel losreißt. Dann bemerkt er erschreckt, daß der Fahrgast den Wertzettel nicht nur wie achtlos, sondern mit einer gewissen demonstrativen Geste wegwirft. Was wird es geben, wenn der Kontrolleur kommt! Aber auch die anderen Kopenhagener machen es so, und kein Kontrolleur naht, Schrecken verbreitend. Man erkundigt sich nach der unbegreiflichen Erscheinung und man vernimmt: Einmal wollte die Straßenbahngesellschaft, die noch in privaten Händen ist, Kontrolleure einführen. Über dieses Polizeimißtrauen ergrimmte die Bürgerschaft. Man verschwor sich, die Scheine als Protest fortzuwerfen. Es geschah so. Die Kontrolleure fanden nichts zu kontrollieren. Die kapitalistische Menschenverachtung mußte kapitulieren. Seitdem hat man das Wegwerfen der Papierschnitzel als symbolische Handlung beibehalten. Was sind wir deutschen Europäer doch beinahe unsere eigenen Polizeihunde! So tief ist uns der Gendarmengeist ins Blut eingedrungen, daß wir es fast in den ersten Tagen als ein wenig Unordnung empfanden, wenn man bei den Kongreß-Veranstaltungen die Massen frei gewähren ließ und ohne stramme Reglementierung alles der Selbstzucht, Ruhe und Geduld überließ. Freilich sind auch die dänischen Schutzleute reine Zivilpersonen, Mitglieder einer Gewerkschaft, gleich den Post- und Eisenbahnbeamten. Und wenn du von den freundlichen, fast durchweg organisierten Kellnern unbillige Eile verlangst, sei sicher, daß

du eher verhungerst, als daß man sich deiner Tyrannei demütig fügt. Selbst der Soldat ist in diesem Lande der Blumen und Butter ein Mensch wie alle anderen, und feiert die Sozialdemokratie ein Fest, so kauft er sich ein Abzeichen, schmückt seine Brust mit ihm, statt der metallenen Ehrenzeichen des Mordes, begleitet den Zug und mischt sich unter die Massen, die den Rednern lauschen.

* * *

Im Viertel des Königsschlosses, das ein Sozialdemokrat im Reichstag vertritt, erhebt sich an einer vornehmen Straße ein schöner Barockbau. Hierher schweifte einst die Sehnsucht unserer deutschen Klassiker, die von der geistigen und materiellen Not der zweihundert deutschen Vaterländer zu Boden gerissen wurden. Von dem Kopenhagener Grafen Schimmelmann, dem dieser durch einen Vorhof von dem Gewühl der Straße aristokratisch getrennte Palast gehörte, erwarteten die deutschen Denker und Dichter Erlösung, er vermittelte Schiller eine Pension, für die er durch seine revolutionär gedachten, dann vorsichtig ideologisch entfärbten Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts dankte.

Jetzt ist der Palast mit roten Fahnen und dem Motiv des blauen Abzeichens des Kopenhagener Kongresses (aus der königlichen Porzellanmanufaktur) weniger geschmückt als etikettiert. Und die proletarischen Erben der deutschen klassischen Philosophie und Kunst sind eine Woche lang der emsigen Arbeit für die politische und soziale Erziehung des Menschengeschlechts hingegeben, der Taterziehung durch die Massen selbst, die jetzt verwirklichen, was bei den Großen jener Zeit nur ein sehnsüchtiger Schall blieb.

Hier singen fünfhundert Arbeiter im Verein mit Künstlern des Hoftheaters ein Lied der Menschheit, ein Völkerkantate, in denen die Freiheitslieder der

Nationen sich zueinander finden. Hier braust der Chor der Internationale vom großen letzten Kampf um die ganze Freiheit, um die Erlösung von aller Not und allem Druck.

Fast glaubt man, daß in den Reden und Beschlüssen die Geister Schillerscher Humanität, deren Kundgebungen einst in diesem Palast enthusiastisch empfangen sein müssen, auferstanden sind, aber gar nicht mehr verträumt, gar nicht mehr weltflüchtig-hoffnungslos, sondern wirklich und wesenhaft, tatenlustig und voll unbeugsamer Tapferkeit, sich zu bekennen, und voll glühender Leidenschaft, sich zu verwirklichen.

Hier ballt Jaurès aus Worten und Sätzen, die wie Gebirge in vulkanischer Gärung unmittelbar zu werden und zu wachsen scheinen, sichtbar die neue Welt, die in seinem großen Herzen und hellen Verstand bereits Form und Gestalt gewonnen hat, und die nur noch darauf wartet, hinauszutreten unter die Menschen und zu werden, zu sein. Hier entfaltet sich die starke Lebenspraxis, die freundlich durchwärmte, zugleich hartnäckige und klug besonnene Daseinskraft und Volkstapferkeit der skandinavischen Sozialdemokratie, die diesmal dem Kongreß das Gepräge verlieh; in dieser einfachen, ruhig zuversichtlichen, Vertrauen und Sicherheit gewährenden Politik singt etwas wie die Melodie ihrer Volksweisen. Das skandinavische Proletariat scheint niemals ganz vom mütterlichen Boden entwurzelt zu sein. Man möchte glauben, daß sie ihr ganzes Parteiprogramm in dem Rhythmus ihres fruchtfrischen Sozialistenmarsches singen könnten.

Nirgends können sich die bedrückten und gehetzten Völker, die zertretenen Klassen so geborgen fühlen, wie in der Freiheit und Sicherheit dieses kleinen Staates, der zuerst auf diesen Inseln ein Reich proletarischer Kultur zu schaffen verheißt.

* * *

Blumengeschmückt ziehen die Arbeiter Kopenhagens vom reich bewegten Fremdenviertel durch die langen Zeilen der einförmigen Proletarierquartiere in den städtischen Park. Was auf der Bronze vor dem Rathaus sich in Sinnbildern gestaltet, ist im Zuge Mensch geworden. Alles was in Kopenhagen arbeitet, marschiert im Zuge. Der Bürgermeister Jensen geht an der Spitze, über ihm wehen die Banner der Internationale. Stattlich leuchten die Postbeamten in ihren roten Uniformen, grüne Zweige des Friedens und der Freude wie die anderen tragend. Wie die Sonne sich schon senkt, strömt die Menschenflut zwischen die alten Buchen und Eichen dieses mächtigen Waldes; im Augenblick scheint sie fest zu gerinnen. Kopf an Kopf, unbeweglich. Mitten darin ungezählte Kinderwagen, deren blonde Insassen zwar noch nicht sprechen können, aber doch schon neugierig der Kantate lauschen, die auf der größten der vier Tribünen ertönt; und wenn sie die Worte auch noch nicht begreifen, die von den Rednern der Internationale zum Menschenwald gesprochen werden, einst werden sie wachsend sie erleben. Die politische Demonstration der Völker verwandelt sich in ein nationales Volksfest. Bunte Lampen schwingen sich von Baum zu Baum. Eine Budenstadt hat sich angesiedelt. Aber wer den Lärm nicht liebt, kann in ein paar Schritten das Dunkel und die Stille des unberührten Waldes erreichen und nach den gedämpft herüberwehenden Tanzweisen der Musikkapellen mit seiner Liebsten tanzen. Und man tanzt überall, bis tief hinein in die linde feuchte Nacht. Für den Fremden wird der Park zum Irrgarten; er findet keinen Ausweg. Aber ihn verdrießen die vergeblichen Kreuz- und Querfahrten nicht, die er unternimmt, um hinauszufinden; denn er verirrt sich nur in einem unendlichen Lachen des Lebens.

* * *

Digitized by Google

Die Kopenhagener sind unermüdlich in der Betätigung ihrer Gastfreundschaft. Sie führte uns in den Wald, sie lädt uns auch auf Schiffe. In kurzer Küstenfahrt wandert der Kongreß in das liebliche Seebad Skodsborg, und jeder Teilnehmer erhält sogar ein kleines Zehrgeld gespendet, damit er nach der Sundfahrt nicht verhungert.

Wir fahren bei dem Schiff der Zarin-Witwe vorbei, das im Hafen liegt. Die Matrosen der russischen Yacht schwenken die weißen Mützen, und von unserem Schiff ruft es im Massenchor hinüber: Das russische Proletariat, Hurra, hurra, hurra. Und die schimmernden Gestalten auf dem schwarz-goldenen Schiff, in dessen Nähe ein russischer Panzerkreuzer wie ein unheimliches graues Gefängnis lauert, schwenken noch eifriger die Mützen.

Dann verschwindet die Sonne fast unverständlich rasch. Es regnet, wie es nur in Kopenhagen regnen kann. Aber je nasser wir Ungeschützten auf Deck werden, desto fröhlicher ist uns zumut. Wir ziehen uns alle einen Leinwandplan über die Köpfe und unter diesem improvisierten Zeltdach suchen wir mit Sozialistenmarsch und Internationale den Regen singend zu bezwingen.

Die Stimmen der Völker wollen auch auf der nächtlichen Rückfahrt nicht ruhen. Die Scheinwerfer, die das Wasser nach feindseligen Eindringlingen ängstlich und emsig absuchen, lassen die dunkel wogende Masse auf unseren Fahrzeugen als unverdächtig passieren. Wir spenden ja freigebig die Parole, die alle Pforten öffnet: deutsche, französische, russische, dänische, schwedische, norwegische, holländische Freiheitslieder. Ich weiß nicht, ob man auch die schöne Weise: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter“ in dieser Sundnacht gesungen hat. Jedenfalls wäre auch die Melodie im Reigen der Freiheitslieder nicht unziemlich gewesen, denn der Engländer äußert

Digitized by Google

sich auf die Weise musikalisch, wenn er sein revolutionäres Herz ausströmen will ... Bei den Schlußchören des Kongresses hatten die Engländer wirklich „O Tannenbaum“ stürmisch gesungen, just zwischen dem dänischen Sozialistenmarsch und der Internationale.

* * *

In dem erschlaffend heißen Kongreßsaal folgten sich bis in den späten Abend die Reden und die Abstimmungen. Die Arbeit muß erledigt werden. Endlich ist auch die letzte Resolution beschlossen worden. Wir werden über drei Jahre nach Wien eingeladen. Ein Zwischenruf träumt schon von Moskau als einstigem Kongreßort. Nach New York winkt der Schlußredner der Vereinigten Staaten. Vielleicht wird in wenigen Jahren Tokio, Peking, Neuseeland uns zu Gaste laden. Und wenn wir in allen Hauptstädten der Welt getagt haben, wenn uns der Kaiser von China und der Schah von Persien seine Grüße entboten haben wird, dann, ja dann wird die Entwicklung so weit gediehen sein, daß wir auch — nach Preußen gehen dürfen, nach Berlin, und Jaurès wird in der Hauptstadt des Deutschen Reiches französisch reden dürfen. Und dann ist das Jahr 1 der sozialen Republik ...

Im Rathaus zu Kopenhagen aber genießen wir ein Vorspiel der sozialen Republik. Beim Weinfest zu Stuttgart haben wir feierlich vor drei Jahren den Beginn des Zukunftsstaates proklamiert. In Kopenhagen konnten wir uns der raschen Fortschritte des Zukunftsstaates freuen. Unter der Devise „Hummer für das Volk“ begann das Fest und es endigte in rauschenden Ansprachen und übermütigen Tänzen — unter der sorglichen, unermüdlichen Obhut zweier Stadthäupter. Durch diese herrlichen Räume sind die Monarchen der Welt gelegentlich geschritten, die goldenen Stühle, auf denen sie gesessen, standen für

die Internationale bereit, sie waren sogar die einzige Sitzgelegenheit, die man uns bot. Und unter dem majestätischen Baldachin verzehrte der Schreiber dieser Zeilen eine Pastete, die ein Mundkoch des Königs gedichtet . . .

Auf dem alten Rathaus Kopenhagens steht der Spruch, mit dem das jütische Gesetzbuch des dreizehnten Jahrhunderts beginnt: „Med Lov skal man Land bygge", „Mit dem Gesetze baut man Land". Die Internationale, die, fast sieben Jahrhunderte später, im neuen Rathaus Kopenhagens versammelt war, ist bei dem Werke, den alten Spruch des Dänenspiegels zum Leben zu erwecken: Mit dem Gesetze der Vernunft und Menschlichkeit bauen wir Land, alle Sterblichen für alle.

[September 1910.]

* * *

Nachschrift. Auf diesem Kopenhagener Rathausfest war es, daß deutsche Arbeitervertreter plötzlich Jaurès vom Boden emporhoben und den massigen Mann auf ihren Armen zum Rednerpult trugen, damit er zu uns spräche. Und er sprach! Er feierte die Schönheit des Raumes und die Herrlichkeit des Festes. Dann entflammte sein mächtiges Haupt visionär. Er sah vor sich ein ungeheures Blutmeer und in seinen dunklen entsetzten Worten brandeten die purpurnen Wogen, die aus den geöffneten Adern des Menschenleibes strömten. Es schien gewitterhaft schwer und schwarz um uns geworden. Aber er beschwor das apokalyptische Bild und verhieß in gläubiger Inbrunst und in leuchtendem Wortgestalten, wenn wir durch solch Entsetzen hindurchgegangen, daß dann der Tag unseres Sieges anbreche, der Morgen der Erlösung . . .

Drei Jahre zuvor, nach dem Stuttgarter Kongreß, hatte Jaurès mit Albert Thomas mich in Nürnberg besucht. Zwei Tage führte ich ihn durch die Wunder der Stadt. Er schwelgte. Alles, was er sah, ward ihm sofort zum sinnvoll deutenden Erlebniss. Im Germanischen Museum wanderte

Digitized by Google

er wie in Verzückung, vom Grabmal des heiligen Sebald mochte er nicht eher sich trennen, als bis er für jedes der lustig irdischen Bronze-Bübchen einen Spruch gefunden. Dann lief er in alle Läden, stopfte sich die Taschen mit Andenken und ließ, was er nicht gleich mitschleppen konnte, ins Hotel bringen. Endlich saßen wir im Goldnen Posthorn, wo einst Dürer gezecht, und jetzt die schöne Wirtin, die in früheren Jahren auf dem Montmartre gewirkt hatte, in beglücktem Stolz dem Gaste huldigte.

In Wien hätten wir uns 1914 wiedersehen sollen. Ich hatte es übernommen, für die Wiener Arbeiterzeitung die Kongreß-Skizzen zu schreiben. Als ich im Juli 1914 die Wiener Kollegen brieflich über Einzelheiten des Dienstes befragte, bekam ich die dunkel seltsame kurze Antwort, ich möchte acht Tage warten. Ich wartete acht Tage und es kam — die Kriegserklärung an Serbien, und der Blutstrom der Kopenhagener Vision stürzte zuerst aus dem heißen Herzen von Jean Jaurès . . .

[September 1918.]

Digitized by Google

Geister

Digitized by Google

Revolutionäre Humanität.

Zum Gedächtnis Herders.

In den ersten Tagen des 20. Jahrhunderts drängen sich die Gedenktage, da vor einem Jahrhundert die großen Männer des klassischen deutschen Zeitalters starben, die aus der gewaltigen Zeugungskraft des revolutionären Jahrhunderts der Aufklärung Geborenen. Jetzt plätschern durch die Feuilletonspalten der bürgerlichen Presse die pflichtgemäßen Gedenkartikel auf Herder, der in Berlin noch nicht zu den Marmorehren eines Otto des Faulen gelangt ist. Im Februar 1904 folgt der hundertjährige Todestag Kants, den man immerhin schon unter dem Schweife eines friederizianischen Pferdes und als Nebenfigur Friedrich Wilhelms II., des Wasser- und Wundersüchtigen, verewigt hat. Im Mai 1905 wird man gar in einer pomphaften Schillerfeier jubilieren, und Herr Lauff wird sicher zu den Orden- und Titelverleihungen jenes Nationalfestes ein Bühnenweihespiel dichten.

Dieser Aufputz der heutigen Bourgeois-Barbarei mit den toten Göttern aus der Frühzeit des deutschen Bürgertums ist nichts wie ein leerer, heuchlerischer und verlogener Ahnenkult. Die Herder, Kant und Schiller sind nicht nur vor einem Jahrhundert gestorben, sie sind auch ein totes Element in der Bildung der Klasse, deren Kulturberuf sie zu schaffen und zu sichern trachteten. Kein Hauch des klassischen deutschen Geistes lebt in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft. Man ladet die Herren noch als dekorative Tafelgäste zu den öden Schmausereien, man stellt sie zu ewigem Nichtgebrauch in die Bibliotheken, aber

man kennt sie nicht und man versteht ihre Sprache nicht mehr. Wie ein Schwarm von Kranichen seien die deutschen Denker und Dichter über das deutsche Bürgertum gezogen, hat Lassalle gesagt. Inzwischen ist man dazu übergegangen, die Kraniche einzufangen, ihnen die Flügel zu stutzen und sie als gezähmte Wundertiere stolz vorzuweisen. Das ist das schlimmste Geschick der Klassiker in dem Zeitalter der kapitalistischen Bourgeoisie. Weil sie immer noch unbequeme Mahner einer uneingelösten Kulturschuld und trotzige Rebellen gegen die heutige Herrschaft sind, so verstümmelt man sie, raubt ihnen ihre reinste Kraft und betrügt sie um ihre Mission, damit sie nicht allzudeutlich ihre innerliche Zusammengehörigkeit mit der Weltanschauung ihrer Erben durch Wahlverwandtschaft, des sozialdemokratischen Proletariats, verraten. Indem die Bourgeoisie ihre Klassiker feiert, übt sie Verrat an ihnen, sie bricht ihnen das Rückgrat ihres Wollens und entseelt ihr heiligstes Streben. So werden sie zu schönrednerischen Spießgesellen der heutigen Bourgeoisie erniedrigt, gut genug, um eine Sache scheinbar schmückend zu verteidigen, die zu bekämpfen doch ihre Lebensaufgabe gewesen ist. Das Feiern der deutschen Klassiker durch das offizielle Deutschland ist Leichenschändung, und es muß darum auch hier die Aufgabe der Sozialdemokratie sein, die geistigen Helden des humanen Liberalismus gegen seine entarteten Renommisten zu verteidigen.

Ganz besonders leicht ist es, Herder, das Opfer der Zeitungsartikel dieser Tage, den reaktionären Bedürfnissen der vom Junkertum und dem Klerikalismus regierten Welt anzupassen. Der leidenschaftliche Prophet des revolutionären Humanitätsideals wird dergestalt fähig, als gepriesener Ahn einer Zeit mißbraucht zu werden, deren Ideal der profitable Abscheu vor der Humanitätsduselei ist. Jedes Wort Herders trifft den Geist der herrschenden Klassen der

Digitized by Google

Gegenwart ins Herz, dennoch schmücken sie sich mit Herder-Zitaten. Auch Herder lebte und wirkte in dem erhabenen glückseligen Rausch des achtzehnten Jahrhunderts, der den Himmel auf Erden nahen sah: auch Herder war ein Verkünder und Gläubiger der großen brüderlichen Menschheitsrepublik der Freien und Gleichen. Aber Graf Bülow wird ihn schwerlich fragen: „Wie denken Sie sich, Herr Pfarrer, Ihren paradiesischen Zukunftsstaat", und er wird nicht spotten: „Jetzt kommt endlich der große Moment, jetzt wird das verschleierte Bild von Sais enthüllt. Ja, Kuchen! Wir haben von Herrn Herder gar nichts gehört als dieselbe bandwurmartige Kritik, und im übrigen über den Zukunftstaat blauen Dunst." Nein, der deutsche Kanzler wird höchst gebildet für Herders hohe Gedanken schwärmen, obwohl dessen tausendjähriges Reich doch im reinen Äther der Idee sich gründete, während der Sozialismus mit allen Wurzeln im Erdreich des Wirklichen und Gegenwärtigen klammert, wie immer er nach der Sonne wächst.

Solcher Mißbrauch wird dadurch begünstigt, daß Herder schon selbst seine politisch-revolutionären Anschauungen aus Rücksicht auf seine Stellung und die literarische Polizei dicht verhüllen mußte. Er verdunkelte künstlich seinen Stil, schränkte seine Meinungen durch Einwürfe ein, entfernte die unmittelbaren Anspielungen auf seine Zeit. Deshalb sind die Schriften politischer Art, so wie er sie herausgab, blasser, orakelhafter, unbestimmter als sie ursprünglich geplant waren. Das Materielle der Zeit ist aus ihnen getilgt, die Tendenz verflüchtigt. Den ganzen Herder kennen wir erst aus der großen historisch-kritischen Ausgabe, die Suphan in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgab und der das Schicksal beschieden war, spurlos vorüberzugehen. In dieser Ausgabe findet sich der ungedruckte Nachlaß, der in die innere Werkstatt

Herders blicken läßt, wir lernen die ursprünglichen Entwürfe kennen, die dann umgearbeitet und teils verkleidet, teils zerstückt wurden. In den unveröffentlichten Niederschriften sind Sprache und Gedanken weit revolutionärer, kräftiger, auf die Zeit losgehend. Das gilt in erster Linie von der Schrift, in der Herder ein Denkmal der französischen Revolution zu setzen gedachte, von den „Briefen zur Beförderung der Humanität". Aber auch das wichtigste politische Kapitel seines Hauptwerkes „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", das vierte Kapitel des neunten Buches, das von den Regierungsformen handelt, ist wiederholt umgearbeitet worden, ehe es genugsam entsäuert war. Herder selbst schreibt, wie er das Kapitel zu Goethe, „zum Ministerialzensor", gebracht habe, der es „mit der tröstlichen Nachricht" zurückgegeben hätte, „daß füglich kein Wort davon stehen bleiben könnte".

Herder gehört zu den Deutschen, die — wie Kant, Bürger, Klopstock, Fichte — von der französischen Revolution die Erfüllung der eigenen Hoffnungen, die Befreiung aus der kümmerlichen Enge ihres Daseins erwarteten. Wenn er mit liebevoller Andacht und feiner Anpassungskunst als Erster die Poesien der Völker, auch der „wilden" sammelte, so leitete ihn bei diesen Bemühungen nicht bloß und auch nicht zunächst literarische Neigung. Ihm war die Übermittelung der Volksliteraturen ein Beweis für die innerliche Einheit des Menschengeschlechts und für die enthusiastische Möglichkeit ihres Aufstiegs zu dem Völkerbunde der Humanität. Wie Rousseau verherrlichte er die Naturvölker und fluchte dem verheerenden Einfluß der kolonisierenden Europäer. Er führt breit den Gedanken aus, daß „der unmenschlichste Eroberungs-, Bekehrungs-, Mord-, Betrugs- und Raubgeist der Europäer ausging, die ganze Welt zu

Digitized by Google

unterjochen und zu plündern". In diesem Bekenntnis zur Natur und zum Naturrecht grollt der revolutionäre Geist des Jahrhunderts. Schon in den älteren Niederschriften zu den „Ideen" wird das Recht auf Freiheit in schärfster Form gefordert: „daß Ein freier Mensch über den andern, ein Mutterkind über das andere, aus Naturgesetzen Recht und Gewalt habe: dies kann man nicht anders als durch die Faust des einen oder die gutherzige Dummheit des andern erklären, wenn aus ursprünglichen Naturgesetzen Rechenschaft gegeben werden soll". Hier proklamiert er die Freiheit vom Herrscher, vom Staat. Europas Staaten seien von der Kette der Tradition am feinsten und festesten umspannt, so daß sie „beinahe keine freie Ansicht erlauben". Die Staaten sind ihm tote Maschinen, „in denen, wie im Trojanischen Pferde, die Helden der Welt stecken und dafür kämpfen, sich einander gegenseitig stützen und wiewohl sie leblos sind, einander dennoch unsterbliche Dauer erhalten sollen . . . Aber auch gegen diese Maschinen-Ewigkeit ist die alte Mutter, Zeit, mit ihren Blättern der Vorwelt ein starker Zeuge. Sie werden sich auflösen, wie alles sich aufgelöst hat und tragen die Ursachen ihres Verfalles schon jetzt in ihrem Innern. Glücklich, daß Menschheit und Staat nicht einerlei ist; vielmehr muß jene alle ihre möglichen Formen durchgehen, so daß nach unwiderruflichen Gesetzen der Natur wie auf den ermüdenden Tag die Nacht folgt, sie sich auch nach dem Druck wieder erholet". Und Herder ruft den Menschen an, „in welchem Staat und Stande er sich auch befindet": „unterscheidet den Menschen vom Untertan, vom Staatsmann, vom Despoten. Nur der Grundsatz eines Sklaven ist's, daß der Mensch ein Tier sei, der einen Herrn nötig habe: Alle Entschlüsse seiner Seele, jede edle Tätigkeit seines Willens ist sein; und sie ist nicht mehr sein, sobald er eines Herrn bedürfte". Je mehr das Volk zur Vernunft komme,

Digitized by Google

„desto mehr muß sich die Regierung mildern oder zuletzt verschwinden". Mit wildem Hohn schreibt er: „Alle christlichen Regenten nennen sich von Gottes Gnaden .... Wir haben uns also mit ihnen auf Gnade und Ungnade dem Schicksal in die Arme geworfen, das durch sie züchtigt und durch sie lohnet. Dies hohe Schicksal gehet seinen Gang fort, und da es die heilsamsten Veränderungen der Welt selten von Thronen herab bewirket; so lasset uns die Arme desselben sein und ausführen, was jene versäumten, nämlich Erzieher der Menschen zu sein und der fortgehenden Kette der Tradition nichts als Edles und Gutes einzuknüpfen. Dies allein ist der Menschheit wert und unsterblich." Er fürchtet, daß er vielen ein Rätsel schreibe; allein die Menschheit in ihren Rechten und Pflichten bleibt ewig jung, sie erneuert sich in ihren Gliedern, sträubt alte Vorurteile ab und lernt, wenn auch wider Willen, Vernunft und Wahrheit."

Schon 1780 hatte Herder in einem Gespräche mit seinem Schweizer Freunde Georg Müller, dem Bruder des Historikers, über den Druck geklagt, unter dem die Menschheit seufze, über Despotismus, Knechtschaft der Gewissen und Geister; „und wie so allenthalben ohne Widerspruch die heiligsten Rechte der Menschen für nichts geachtet und zertreten werden". „Auch in dem aufgeklärten Preußen herrscht die größte Sklaverei. Die Menschheit seufzt vergeblich, bis ihr Erretter kommt." „Er ist dem Adel schrecklich feind," berichtet G. Müller, „weil er der Menschengleichheit und allen Grundsätzen des Christentums entgegen und ein Monument der menschlichen Dummheit ist." 1785 hatte Herder in einem Brief über seine Unfreiheit zornige Klage erhoben. „Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich — (bei der Ausarbeitung seiner ‚Ideen') — auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich; und ihr Faden durch die ganze

Digitized by Google

Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit."

Bei solchen „Ideen" ist es verständlich, daß Herder in dem Ausbruch der französischen Revolution den Anfang der Verwirklichung des Weltreiches der Humanität sah. Mit Goethe, der die Revolution mit erstaunten Philisteraugen ansah, kam es damals zum Bruch. Die revolutionären „Familiengesinnungen" des Ehepaares Herder scheinen auf dieses Zerwürfnis nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Den „Vierzehnten Julius", das Nationalfest auf dem Marsfeld 1790, feiert Herder enthusiastisch:

Rings um den hohen Altar siehst du die Franken zu Brüdern
Und zu Menschen sich weih'n, göttliches, heiliges Fest!

Der Regen, der damals herabströmte, ist ihm die Weihe „zum neuen Geschlecht mit der Taufe der Menschheit". Später freilich, als Ludwig XVI. hingerichtet wurde, verlor auch Herder den Kopf. Er glaubte die Humanität von den Franzosen verraten und droht den „Neufranken" mit der Rache des „Königs der Könige".

Im Begeisterungssturm der Revolution aber entwirft Herder seine „Briefe zur Beförderung der Humanität". Der erste Entwurf (1792), der am lebendigsten in die soziale und politische Gegenwart vorgedrungen zu sein scheint, ist bis auf wenige Reste verloren gegangen. Zwischen diesem Manuskripte und den schließlich veröffentlichten, stark abgedämpften Briefen liegen die unveröffentlichten Skizzen, die den Geist des revolutionären Humanitätsideals scharf prägen. Der Zwang der Zensur nötigte ihn zu immer erneuten Milderungen und Verhüllungen. Trotzdem wurden auch die schließlich veröffentlichten Humanitätsbriefe in Wien verboten: „Ich werde aber des-

halb keine Briefe zur Beförderung der Bestialität schreiben", erklärte Herder.

In den Humanitätsbriefen entwickelt Herder seine Religion der Humanität. Er nennt sich selbst einen „uralten apostolischen Christ", der „glaube bis zum Aberglauben, eine Gemeine (Gemeinde) der Heiligen auf Erden, d. i. eine Versammlung von Gemütern, die im Innern sowohl als in tätiger Wirkung für und miteinander Eins sind".

Humanität, das Fremdwort, nicht Menschlichkeit, der deutsche Ausdruck, ist das allumfassende Ideal Herders. Er selbst lehnt das Wort „Menschlichkeit" ab, um nicht das Mißverständnis weichlich christlicher Barmherzigkeit zu erwecken, die auch Kant als eine entwürdigende Zumutung für den Menschen bezeichnet hat. „Wir gehören" — schreibt Herder in dem 27. seiner Briefe zur Beförderung der Humanität 1794 — „zur Menschheit. Leider aber hat man in unsrer Sprache dem Wort Mensch und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt .... Kein Vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat." Auch von „Menschenliebe" will Herder nichts wissen: „Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial geworden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben." Mit dem Ideal der Humanität aber verpflichtet sich der Weltbürger zum Kampf, zur Auflehnung, zur Niederwerfung aller Mächte der Barbarei. „Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren und nicht uns eigentlich angebildet worden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er als das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Übungen, unser sein; denn eine Angelität im Menschen kennen wir

Digitized by Google

nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserem Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Tierheit, zur Brutalität zurück." (Brief zur Beförderung der Humanität Nr. 27.)

Der Humanität widerspricht jene zerknirschte Anschauung eines falschen Christentums von dem irdischen Jammertal: „Nur dunkle barbarische Zeiten haben den großen Lehnsherren des Bösen, dessen angebornes Werk wir sein, von dem uns Gebräuche, Büßungen und Geschenke zwar nicht wirklich, aber Gewandsweise befreien könnten, der Stupidität und Brutalität antichristlich wiedergegeben ... Über der Erde sehen wir von dieser massiven Vorhölle nichts. Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unsres Geschlechts, nicht seine Natur und Art ... Offenbar sehen wir, daß wir dazu da sind, dieses Reich der Nacht zu zerstören, in dem niemand es für uns tun kann und soll. ... Es ist Zweck unsres Geschlechts, der Endpunkt unsrer Bestimmung, uns dieser Unart zu entladen. Das ganze Universum treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, nur Nesseln und Dornen. — Was soll alle Verzweiflung aber unter einem nie abzuwerfenden Joch? Wozu der Traum einer von der Wurzel aus unwiederbringlichen Menschheit? Keine Hypothese kann uns wert sein, die unser Geschlecht aus seinem Standort rückt, die es bald an

die Stelle der gefallenen Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns kennen wir, und wissen, wann und warum wir gefallen sind? fallen und fallen werden? — Das Dasein jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht verwebet. Sind unsre Begriffe über unsre Bestimmung nicht rein; was soll diese und jene kleine Verbesserung? Sehet ihr nicht, daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? Rettet ihn aus derselben und er wird von selbst genesen. Beim Radikalübel greift die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfeln und Zweigen. Das Werk ist groß, es soll aber auch so lange fortgesetzt werden, als die Menschheit dauert; es ist das eigenste und einzige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unsres Geschlechts." So verkündet Herder im 123. seiner Briefe zur Beförderung der Humanität (1797) gegenüber dem listigen und perfiden Fatalismus der theologischen Erbsünde die revolutionäre Humanität der Menschheit, die ihr Schicksal mutig in die Hand nimmt und die Knechtschaft überkommener Übel mit der Wurzel ausreißt.

Indessen das sind doch immer nur revolutionäre Andeutungen und Anspielungen, die in die zensurfähige Schrift hinübergerettet sind. In den unveröffentlichten Niederschriften aber greift er mit ungestümer Leidenschaft unmittelbar die Feinde der Humanität an. Er ruft dem absoluten Herrscher zu: „Ist's denn in aller Welt Ehre, seinen Namen ewig gemißbraucht und kompromittiert zu sehen? Da ja kein absoluter Landesherr wissen kann, was in seinem Namen geschieht, ja nicht immer, was er selbst unterzeichnet. Welcher ehrliche Mann gibt nun seinen Namen einem Dummkopf oder Bösewicht her, daß er damit schalte? Und deckt nicht der Name des Landesherrn in absoluten Staaten das ganze Labyrinth Seelenloser oder verdorbener Gänge und Unordnung?"

Digitized by Google

Keine privilegierten Klassen! „Nur in werktätiger, gegenseitiger Gemeinschaft lebt und gedeihet das Menschengeschlecht. Alle abgesonderten Glieder sind tote Glieder; wen Geburt oder Stand über die Sphäre der Menschen heben, hat kein Menschenblut mehr ... in seinen Adern."

Herder höhnt das Erbrecht des Verdienstes: „Wann, auch nach dem seltensten Verdienst, das große Individuum fortan sich einbildete, daß es auf ewige Zeiten hinab in seiner ganzen Abkunft, samt Dienern, Rossen und Hunden, dieses ehemalige Verdienst repräsentiere, darstelle und in sich vereine, so wäre dies eine seltsame Einbildung. Wir müssen es dem Geist der Zeit danken, daß er diese kranken und kränkelnden Einbildungen mehr und mehr zerstöret, dergestalt zerstöret, daß, solange es in Europa verständige und herzhafte Männer gibt, solche in alter Art und Kunst nie wieder aufkommen werden."

Ja, Herder droht auch mit der deutschen Revolution: „Ans Volk, meine Freunde, wollen wir eher mit Bedauern und Wehmut als mit Stolz und Zuversicht denken. Lange Jahrhunderte ist's unerzogen geblieben, getäuscht, gedrückt und vernachlässigt worden; es schläft im Todesschlafe, oder wenn's im Fieber erwachte, wer müßte seine Fieberwut nicht schreckhaft fürchten?"

Er geißelt die Torheit der Kriege: „Schuldlose, fleißige Völker werden für die Pflicht und Ehre danken, andre Schuldlose, ruhige, fleißige Völker zu würgen, weil der Regent oder sein Minister verlockt ist, einen neuen Titel, ein Stück Landes zu denen Ländern, die er schon nicht regieren kann, mehr zu erhalten. Es wird Europa abscheulich vorkommen, für einige Familien, die das Regierungsgeschäft der Länder als einen genealogischen Pachtbesitz ansehen, sich zu verbluten oder in Hospitälern oder Kasernen elend zu verwelken."

Und während Herder sich gegen die Intervention Deutschlands zugunsten der gestürzten französischen Herrschaft wendet, — „Meines Wissens ist kein Deutscher ein geborner Franzose, der Verpflichtung und Beruf hätte, für die alte Ehre des Königs der Franzosen auch nur einen Atem zu verlieren“ — heischt er die Aufmerksamkeit für die Taten der französischen Revolution: der Adel, so spottet Herder folgte ja sonst der französischen Mode in Begriffen, Ausdruck, Einrichtung und Kleidern; „warum wollte er jetzt diese aufgeklärteste, geschmackvollste Nation, in der wichtigsten Sache, die sie je unternommen, denn nicht wenigstens anhören und prüfen? Die Konstitution, an der die Nationalversammlung arbeitet, ist ein unaufgelöstes, ein noch nicht vorgekommenes Problem; mögen die, die es auflösen wollen, ihrem Geschäft unterliegen, oder mögen sie es besiegen, der Kampf, der Sieg, selbst die Niederlage unter dem verwickeltsten, schwersten Problem der Menschheit, ist für alles, was nicht Tier sein will, doch wohl der Aufmerksamkeit wert?“

Auch gegen den Mißbrauch der Religion eifert er: „Eine Religion, die dem Staate dienen soll, wie es ihm gefällt, wird eine kuppelnde Heuchlerin.“

Es ist ein weiter Weg vorwärts von der edlen, zur revolutionären Tat bereiten Schwärmerei Herders für das Reich der Humanität bis zu der reifen Kraft der sozialdemokratischen Bewegung des Proletariats. Aber noch weiter ist der Weg rückwärts, den die herrschenden Klassen Deutschlands hinter die Gedankenwelt Herderscher Humanität zurückgegangen sind. Die Rebarbarisierung Deutschlands, von der ein letzter Epigone des klassischen Liberalismus, Mommsen, gesprochen hat, ist vollendet.

[Dezember 1903.]

Digitized by Google

Kant.

Dieser Aufsatz erschien Februar 1904 zum hundertsten Todestag Kants im Vorwärts. Es war ein Versuch, die Synthese Marx-Hegel in die Verbindung Marx-Kant aufzulösen. Denn sachlich gehört Marx zu Kant, in die Reihe der großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, wie tief und entscheidend er immer — viel stärker als man gemeinhin annimmt — nicht nur in der Methode des Denkens, sondern auch in dem ganzen Stil seiner Geistigkeit von Hegel beeinflußt ist.

I.

Der gewaltige Lebensstrom der Aufklärung, der, den Aufstieg des Bürgertums begleitend, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von England über Frankreich nach Deutschland braust, flutet in der französischen Revolution von der Philosophie zur Tat und findet, zum Ozean sich weitend, in dem Kantischen System seine wissenschaftliche Vertiefung und Vollendung. Die freie Vernunft, die in Deutschland vor Kant zum spießbürgerlichen Geschwätz einer nutzlosen Verständigkeit verflachte, wird zur Schöpferin einer in alle Fernen und Tiefen greifenden Weltanschauung. Die platte Schulweisheit unter sich lassend, meisterte sie auch die Dinge zwischen Himmel und Erde, nachdem sie den Himmel und die Erde in universaler Forschung das gesamte zugängliche Einzelwissen erfassend und im Denken zusammenfügend aus dem Chaos irrenden Phantasierens und ideenlosen Nichtsehens der Probleme in das Licht der strengen, einheitlichen und gesetzmäßigen Wissenschaft gehoben hatte.

Kant ging in der Naturwissenschaft von Newton, der dem Weltall seine Gesetze fand, in der Wissenschaft der Menschheit und ihrer Bestimmung in der Gesellschaft von Rousseau, dem Propheten der französischen Revolution, aus. Natur und Menschheit band er in einem System, das die Kausalität der starr mechanischen Notwendigkeit in der Natur mit der ehernen Notwendigkeit einer Kulturfreiheit vereinigte. Und wenn er nicht alle wissenschaftliche Wahrheit erschöpfte und erschöpfen wollte — Kant zeigte gerade den Aberwitz solchen Beginnens —, so wies er doch den einzig möglichen Weg zur Wissenschaft, die, selbst in ewigem Flusse, niemals vollendet, immer zur Vollendung strebend, in der stolzen Arbeit der Menschengeschlechter aufwärts steigt.

Kants Werk selbst aber wurde in tragischem Geschick nach kurzem Weltwirken — ohne daß die Zeitgenossen es ganz auszuschöpfen vermochten — tief verschüttet. Die im 19. Jahrhundert aufrückende Reaktion begrub ihn. Nicht nur, daß er nicht zum Führer der revolutionären Tat ward — ausgenommen die schwachen Spuren in der sogenannten preußischen Wiedergeburt nach Jena — auch sein Gedankenwerk wurde vergessen oder verstümmelt. Die Reaktion konnte ihn nicht ertragen; so entstellte sie ihn. Und da dieser Denker — nicht ohne die eigne Schuld der Konzessionen an die Unfreiheit seiner Zeit — die herrschenden Wahngedanken durch Umdeutung zu beseitigen liebte, so konnte die Umdeutung zur Quelle von Mißdeutungen werden, die sich bis zum heutigen Tage durch die vulgären Lehrbücher schleppen und ihrerseits die Schriftsteller verführen, die aus solchen abgeleiteten Quellen schöpfen.

Kant hat seine wissenschaftliche Methode, die er die „transzendentale“ nannte — die vom Denken zur Naturwelt der Erfahrung „hinausgehende“ — in das schlichte Epigramm negativ zusammengefaßt: „Ge-

Digitized by Google

danken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind." Mit diesem Schlagsatz wies er einmal die Kopfspinnen ab, die aus dem Hirne nach der formalen Logik äußerlich zusammenstimmende Systeme wirrten, leere Phantasien gaukelten, mit dem Vorteil, daß sie die unsägliche Mühe der im Laufe der Jahrtausende gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse der millionenfältigen Experimente und der geduldigen, vorsichtigen und bescheidenen Beobachtung ersparten. Andererseits verwarf er mit seinem Worte die in dem Chaos zufälliger „Erfahrungen" ohne Leitung taumelnden und willkürlich Fetzen raffenden Vertreter der „reinen Empirie", jenen faulen und flachen Opportunismus des Denkens, der sich von den Dingen treiben läßt, ohne sie systematisch zu beherrschen.

Was nach Kant kam, war ein wildes Spiel solcher Leeren und Blinden: Eine in Nebeln fiebernde Natur- und eine mit „Ideen" prunkende Geschichtsphilosophie; daneben die Verächter der Theorie, die Praktiker, die Regenwürmer gruben und mit diesem Tun sich brüsteten. Es entstand jener konservative Historismus, der die Vergangenheit nur zu dem Zweck aufleben ließ, um zu beweisen, daß man gerade unter diesen oder jenen Königen und Ministern den Höchstgrad menschlicher Vollendung erreicht: Eine epidemische Geistesschwäche, die noch heute von den Verfechtern der herrschenden Ordnung gegen den revolutionären „Rationalismus" ausgespielt wird. So feiert z. B. ein viel gerühmter königlich sächsischer Philosoph unserer Tage gegenüber einer „abstrakten Nützlichkeitstheorie" den „organisch gewordenen, in den Lebensanschauungen und Sitten einer Volksgemeinschaft wurzelnden Staat, der nicht die geringste Bürgschaft für das dort vergeblich erstrebte Wohl der Gesamtheit in der Stetigkeit und Sicherheit seiner Entwicklung erblicken darf". Und diese „organische"

Entwicklung, deren Hauptsache die Langsamkeit ist — gipfelt dann in der weisen Vorsehung des angestammten Herrscherhauses, „dessen Träger, durch seine Geburt schon über allem Streit der Parteien und Sonderinteressen erhoben, in seiner Person symbolisch die Gesamtpersönlichkeit des Staates zum Ausdruck bringt und in seinem Streben und Wollen tatsächlich die Zwecke der Gemeinschaft zu seinem eignen Lebenszweck gemacht hat".

Es ist das weltgeschichtliche Verdienst des wissenschaftlichen Sozialismus, es ist das Werk von Karl Marx, daß er gegenüber der leeren Ideologie seiner Zeit und der blinden Empirie wieder in die Bahn der großen klassischen Tradition einlenkt, die allein zur Wissenschaft führt. Wenn Kant seine „Kritiken" eigentlich nur als methodischen Rahmen gedacht hat, in den alle Einzelwissenschaften einzuarbeiten seien, so füllt Marx diesen Rahmen auf dem Gebiete der Geschichte und Ökonomie, Kants geringe Andeutungen dieser Art zugleich weit überholend. Er bannte die ungeheure Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erfahrung in dem Granitbau eines einheitlichen Systems, das nicht „Ideen" zusammenflicht und auch nicht bloße „Tatsachen" aneinander reiht, sondern die im Innersten revolutionäre Gesetzmäßigkeit des wirklichen Geschehens erkennt, deutet und gestaltet. Und glücklicher als der in dem engen Deutschland des 18. Jahrhunderts eingepferchte Denker wurde der Theoretiker der Geschichte und Wirtschaft unmittelbar zum praktischen Schöpfer einer geschichtlichen Bewegung von einer revolutionären Kraft und weltumspannenden Bedeutung, die ihresgleichen in der Vergangenheit nicht hat. Neben Kant tritt Marx, und der eherne Gleichklang der beiden Namen mag diesem Zusammenhang ein Symbol sein.

* * *

Digitized by Google

Kants zugleich nüchternes und erhabenes Geschäft ist es, die Kriterien, Bedingungen, Schöpfungsmittel, Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis zu finden. Was ist Wissenschaft? Wie ist Wissenschaft möglich? Die Frage beantwortet er, indem er das ganze Gerüst des menschlichen Denkens aufbaut, so wie es sich in der Geschichte der Wissenschaft andeutet. Er schlichtet den Streit zwischen Denken und Erfahrung, zwischen Geist und Materie, Theorie und Praxis, Vernunft und Sinnlichkeit. An dem Modell der Wissenschaften, die absolute Gewißheit gewähren, prüft er die Leistungsfähigkeit der Vernunft, scheidet er die Gebiete ihrer Betätigung, weist er die Wege, die zur Wahrheit führen. Er taucht in die Urelemente der Erkenntnis und erobert von hier aus die Natur in ihrer Einheit.

Die erkenntniskritische Weisheit Kants war für die Entwicklung der Wissenschaften von unermeßlicher Bedeutung, und ihre Geltung wird erst erschöpft sein, wenn sie als selbstverständlicher Besitz alle Disziplinen durchdrungen hat. Das Erwachen von den Träumereien der spekulativen Naturmystik im 19. Jahrhundert wird durch die Besinnung auf Kant ermöglicht. Kein Mathematiker, der zu den letzten Fragen seiner Wissenschaft vordringt, der Kant nicht zu befragen hätte. Die Mechanik, die gerade jetzt wieder ihrer schweren Probleme bewußt wird, debattiert unausgesetzt mit Kant. Ein Naturforscher wie Helmholtz mühte sich um das Verständnis der „Kritik der reinen Vernunft".

Aber nicht nur im Felde der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft wirkt Kant in solcher Lebendigkeit fort, daß es scheint, als ob er erst am Beginn seiner Mission in der Wissenschaft stünde, sondern auch für den Fortschritt der beschreibenden Naturforschung ist Kant von bisher unerschöpfter Bedeutung. Die moderne Geographie empfängt von ihm

entscheidende Anregungen. Der „Vater" der neueren Physiologie, Johannes Müller, forscht im Geiste Kants. Der Begründer wissenschaftlicher Botanik, Schleiden, der mit Schramm zusammen die Zellentheorie entdeckte, ist unmittelbarer Schüler Kants. Schleiden veröffentlichte 1842 seine „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" und diesem grundlegenden Werk schickt er auf zweihundert Seiten eine noch heute sehr lesenswerte methodische Einleitung voraus, die durchaus auf Kants Erkenntniskritik fußt. Mit ihr scheucht er den „Nebel phantastischer Kinderträume" (Schelling) und die Spekulanten, die „in arroganter Vermessenheit zum Gott aufschwellen wie die Anhänger Hegels". Er verlangt mit Kant die streng kausale mechanisch-chemische Naturerklärung, die durch keine mystische „Lebenskraft" unterbrochen werden darf. Und gegenüber gewissen Rückfällen, die heute wieder gefährlich drohen, sind die Sätze noch recht beachtenswert, die Schleiden damals schrieb: „Seit Aristoteles bis auf die neueste Zeit wagte kein Mann von Wissenschaft, die unbedingte Gültigkeit der ... zuletzt durch Kant ausgebildeten Logik als Kathartikon (Reinigungsmittel) der Wahrheit in Abrede zu stellen, selbst die Männer nicht, welche aus Mangel an logischer Ausbildung die schmählichste Verwirrung in der Philosophie anrichteten. Erst in neuerer Zeit hat uns Hegel seine Spielerei mit immer kauderwelschen und geschmacklosen, meist auch sinnlosen Formeln für eine neue, höhere Weisheit in diesem Felde verkaufen wollen. In Schule und Kolleg hört man nun zwar, daß es eine solche Gesetzmäßigkeit unsres Geistes gibt, daß die tiefsten Köpfe ihr Leben daran gesetzt, diese Gesetze zu entwickeln und zu begründen, daß es ohne diese Gesetzmäßigkeit keine echte wissenschaftliche Tätigkeit gäbe; aber sowie man an einen andern speziellen Zweig des Wissens kommt, hat man alles wieder vergessen, von Anwendung des Gelernten

Digitized by Google

ist keine Rede. Ja, man hört wohl gar: wozu die trockene Logik, die hat jeder gesunde Kopf von selbst. Kindische Eitelkeit, die sich einbildet, das so vorweg zu haben, an dessen immer weiterer Ausbildung und Begründung seit Jahrtausenden zu arbeiten, die scharfsinnigsten Köpfe, die ausgezeichnetsten Denker nicht verschmäht haben. Hier finde ich gerade den großen Grundfehler in der Bearbeitung unserer Wissenschaft, der alle unsre Bestrebungen so haltungslos und unsicher macht, daß die Systeme kommen und gehen wie Ephemeren (Eintagsfliegen), daß, was heute aufgestellt und bewundert die ganze Wissenschaft ergreift und beherrscht, morgen durch eine einzige tüchtige Beobachtung über den Haufen geworfen wird."

Ganz besonders merkwürdig sind Kants biologische Anregungen. Lange vor Darwin bekennt er sich zur Entwicklungsgeschichte der Natur, die von dem niedersten Wesen zum Menschen sich fortbildet, und klarer, wie Darwin und die Darwinisten, spiegelt er nicht eine angebliche kausal-mechanische Erklärung vor — die er prinzipiell und ohne Grenzen fordert —, wo eine der mechanischen Kausalität fremde Zwecksetzung sich einschleicht. Daher denn auch der neueste Geschichtschreiber des Deszendenzgedankens in einem erst vor kurzem erschienenen Buch der Darstellung der kantischen Formulierung des Entwicklungsgedankens die Bemerkung anfügt, daß „hier ein Standpunkt vertreten ist, der in absehbarer Zeit wieder zahlreiche Vertreter finden dürfte und durch den die Grenzen des Naturerkennens ein für allemal bestimmt umschrieben sind".

Die Erkenntniskritik als Mittel aller wissenschaftlichen Methodik ist das eine unvergängliche Verdienst Kants. Indem er aber die Grundlagen des Denkens in der Erfahrungswissenschaft fand, reinigte er zugleich das Gebiet der Naturerkenntnis von aller übersinnlichen Metaphysik und die Metaphysik von allem An-

spruch auf naturwissenschaftlichen Geltungswert. Er zerrieb die religiöse Mythologie zwischen der Naturwissenschaft, aus der sie exiliert wurde, und einer menschlichen Ethik, in der jene keinen Platz hat. Kant ist der Überwinder der metaphysisch-mythologischen Weltanschauung. Das ist seine zweite unsterbliche Tat.

II.

Mit gelinder Überspannung läßt sich sagen, daß Kant die gigantische Gedankenarbeit seiner Kritik aller wissenschaftlichen Erkenntnis — in elf langen mühseligen Jahren vollkommenen literarischen Verstummens durchdacht, dann, als jäh die Sorge sich erhob, der Tod könnte den Ertrag vor der Geburt ins Grab nehmen, an der Schwelle des Greisenalters hastend in wenigen Monaten niedergeschrieben — daß Kant die Kritik der reinen Vernunft entwarf, nicht sowohl um die Gewißheit und die Bedingungen der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft zu erklären, sondern um die Waffe zu schmieden, mittels derer die theologische Metaphysik für alle Zeiten aus dem Reich der Wissenschaft verjagt werden möchte. Bis Kant war es das Hauptstück der Philosophen, die Überlieferungen der jüdisch-christlichen Mythe und Mystik mit den äußeren Mitteln leer formaler Wissenschaftlichkeit zu erhärten. Indem Kant nun bewies, daß es in Zeit und Raum keinerlei wissenschaftliche Erkenntnis außerhalb der Erfahrung geben könne, vertrieb er die theologische Metaphysik aus Zeit und Raum, er entkleidete die ersonnenen überirdischen Mächte somit aller Möglichkeit in der Natur der Kausalität durch Eingriffe, in der Menschheit durch Offenbarungen zu wirken, und wandelte sie in bloße Ideen — dafür setzte er auch das so schlimm mißverstandene „Ding an sich“ —, über die sich nichts beweisen lasse.

Digitized by Google

Aber damit nicht genug. Von der sittlichen Seite angreifend, zerstörte er auch den Geltungswert der theologischen Ideen als Pfadweiserinnen im Bezirk der Vernunft. Er nahm ihnen nicht nur ihren naturwissenschaftlichen, sondern auch ihren moralischen Kredit. Die „Heteronomie" der Sittlichkeit, d. h. die von einer übermenschlichen Macht offenbarten und diktierten Gebote durchaus ablehnend, verkündete er die Autonomie der Moral, in der die Menschheit, die freie Menschheit aus eigner Vernunft und eignem Recht sich die Gesetze ihres Handelns erfindet und über sich stellt.

So wurden die metaphysischen Gespinste ihrem ganzen Inhalt nach in Nichts aufgelöst. Aber Kant ließ, zum Schaden der klaren Einheit seines Systems, hier und da die leeren Hülsen liegen, mit denen dann bis in unsere Zeit ein nachhaltiger Unfug getrieben worden ist. Dennoch kann über die wirkliche Meinung und Absicht Kants kein Zweifel sein. Nur muß man seine Sprache zu lesen verstehen. Jede unfreie Zeit schafft sich ihren eigentümlichen Stil, in der die lautere Wahrhaftigkeit der Überzeugung mit der durch die Zwangsgebote einer unüberwindlichen Gewalt auferlegten Vorsicht ehrlichen Ausgleich sucht. Kant schrieb unter der Zensur! Wenn er überhaupt zum Worte kommen wollte, mußte er, unbeschadet aller Aufrichtigkeit, gewisse stilistische Kautelen gebrauchen, die in der Folge dann zur Erstickung seiner eigentlichen Meinung gern benutzt wurden. Kant hat zu den größten schöpferischen Ketzern gehört, der vor keiner Konsequenz seines vorwärts stürmenden Denkens zurückbebte. Im vertrauten Kreise pflegte er über Welt und Dinge mit äußerster Rückhaltlosigkeit zu sprechen. Sein Tischfreund Hippel, der Bürgermeister von Königsberg und Verfasser genialischer Einfälle in humoristischer Romanform, hat diese Gespräche Kants ohne dessen Wissen aufgezeichnet. Als

Digitized by Google

aber Hippel starb und seine Erben diese Blätter entdeckten, erschraken sie so sehr über die vermessene gottlose Kühnheit dieses Revolutionärs — der trotz seines zurückgezogenen Lebens auch ein geistreicher Weltmann, wie nur irgendein Pariser Enzyklopädist war —, daß sie die Papiere verbrannten, damit wohl die wichtigste Quelle zur Erkenntnis kantischen Wesens zerstörend.

Dennoch hat er auch in seinen Schriften die theologische Metaphysik mit einer Rücksichtslosigkeit bekämpft, die noch heute, wo kein Staatsmann als ein Wöllner und kein Fürst als ein Friedrich Wilhelm II. gelten möchte, dem Autor leicht Unannehmlichkeiten zuziehen könnte. Was Kant mit gellendem Witz und mit dem ergreifenden tiefen Pathos seiner reinen wissenschaftlichen und sittlichen Weltanschauung über den gleichen Unwert aller Kirchen, vom Fetischismus und Schamanendienst bis zum Papstkult, was er über die Dogmen, „Statuten und Observanzen" der offenbarten Pfaffenreligionen, über Gebet und Wunder geschrieben, macht ihn nicht nur zum bedeutendsten geistigen Überwinder, sondern auch zum wirksamsten Agitator gegen allen Klerikalismus, in welcher Form er sich immer zeigt.

Hundert Jahre nach seinem Tode aber herrscht der Klerikalismus in seinem Vaterland mächtiger denn je zuvor. Seine Bücher sind von der alleinseligmachenden Kirche noch immer verboten. Und Kant wäre ein Herrscher ohne Land, wenn nicht in der proletarischen Bewegung auch der geistige Befreiungskampf sich zum Siege durchringen würde.

* * *

Die Ethik, durch die Kant der theologischen Metaphysik ihre letzte Zuflucht nahm, ist die dritte Tat seiner Weltwirksamkeit. Noch ist über sie Streit, und

es ist hier nicht möglich, die Fragen irgendwie tiefer zu erörtern.

Die Ethik erhebt den Anspruch, nach „Art von Naturgesetzen" einen obersten Grundsatz sittlichen Handelns von unverbrüchlicher Geltung aufzustellen. Er konnte sie deshalb nicht begründen in dem Chaos menschlicher Psychologie, auch nicht in der schwebenden Unsicherheit individueller Glückseligkeit, sondern nur in der festen Form eines letzten Zweckes, eines Endzieles. Kants Sittengesetz der Freiheit ist eine Richtung gebende Aufgabe der Menschheit, es wurzelt in der Humanitätsidee und es hat in nichts seinen Beweis wie in seiner Möglichkeit und Fruchtbarkeit, zum Menschheitsideal zu weisen. Es ist ein Mißverständnis, wenn man Kant gegenüber der Ewigkeit seines Sittengesetzes auf die ewig in Zeiten und Ländern wandelnden Sitten aufmerksam macht. Das wußte Kant auch, und in seinem Lieblingsstudium, der Geographie, wies er scharfsinnig auf die Zusammenhänge der Sitten und der physischen Bedingungen hin, unter denen die Völker leben. Die Sittenlehre aber, die in ihrer kausalen Abhängigkeit zu durchforschen ist, nannte er Anthropologie, nicht Ethik. Die Ethik tritt als Gesetzgeber auf. Wie die Menschheit Naturgesetze entdeckt, um die Natur zu bändigen und zu gestalten, so gibt sich die Menschheit für ihr gesellschaftliches Zusammenwirken aus eigner Schopferkraft eine letzte, oberste Norm. Die Ethik erzeugt das Wert- und Entwicklungsgesetz der Gesellschaft nicht aus blauen Wolkenhöhen und auch nicht aus der sinnlichen Erfahrung, sondern aus der Vernunft, welche die Tiere zu Menschen macht, indem sie ihnen die Fähigkeit verleiht, sich selbst Kulturzwecke zu setzen.

Das Sittengesetz Kants lautet in seiner fruchtbarsten Formulierung: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals

bloß als Mittel brauchst." Dieses Gesetz übersteigt jenen einfachen Moralsatz der Reziprozität, den schon die chinesische Weisheit des Konfutse als goldene Moralregel aufstellte: Handle so, wie du willst, daß man an dir handle. Das ist Moral zum individuellen Privatgebrauch. Kants Satz dagegen legt die Menschheitsidee zum Grunde, er will der Kulturentwicklung der Menschheit die Richtung weisen.

Die Ethik Kants ist nur Gesetz, nur „Form" menschlichen Handelns. Lediglich in dieser Beschränkung liegt die Geltung, das Recht und die Fruchtbarkeit des sittlichen Prinzips. Der lebendige Inhalt, der die Form erfüllt, steht durchaus im Fluß der Geschichte. Und hier weitet sich das Reich der kausalen Erklärung, hier waltet der Mechanismus der Wirtschaft, hier erweist die geschichtsmaterialistische Methode ihre unabweisliche Kraft. Die Ethik der Form besagt nichts weiter: Wenn denn die Menschheit eine Kultur will, wenn sie ein Wertmaß der gesellschaftlichen Organisation braucht, so kann das richtende und sichere Prinzip nur jener Moralgrundsatz sein. Er verbürgt den Aufstieg der Menschheit. Diese Ethik ist also kein Fremdenführer, der moralische Sehenswürdigkeiten erläutert, sie ist auch kein Pfaffe, der ewige Gebote inhaltlich und materiell bestimmt, unwandelbar im Namen Gottes befiehlt; sie ist ein Baumeister, der gleichsam die technischen Vorbedingungen, die Mathematik der Gesellschaft lehrt — das Bauen selbst unterliegt der Kausalität der Geschichte, der Arbeit der Menschheit. Und wäre dies Prinzip, weil sie nur Form ist, auch leer? Man prüfe jenen Satz an den wirtschaftlich bedingten Klassenkämpfen der Geschichte. Hat nicht stets jede revolutionäre Klasse in irgendeiner Formel jenes sittliche Programm als Recht und Ziel ihrer Empörung auf ihre Fahne geschrieben?

Begrenzt und versteht man den systematischen Wert

Digitized by Google

von Kants Ethik so, dann ist sofort der Irrtum jener Kantianer offenbar, die den Philosophen wegen seiner Ethik zum Begründer des Sozialismus machen wollen. Als ewiger Grundsatz aller Sittlichkeit gedacht, kann er logischerweise gar nicht sich in einer bestimmten, zeitlich bedingten Gesellschaftsordnung manifestieren und erschöpfen. Diese Ethik steht über allen konkreten Gesellschaftsordnungen und sie bedingt an sich keine bestimmte Ordnung. Nur muß sich jedes Gemeinschaftswesen, wenn anders es sein Kulturrecht erweisen will, an jenem sittlichen Ideal messen. Und so wahr es ist, daß auf der heutigen Stufe der wirtschaftlich-politischen Entwicklung Kants Ethik nur im Sozialismus sich zu verwirklichen vermag, so fest steht es, daß Kant keine sozialistischen, sondern liberale Folgerungen aus seiner Ethik zog. Er lebte durchaus in der Weltanschauung der französischen Revolution, welche die Weltanschauung des Liberalismus, des freien Spiels der Kräfte war, dessen das Bürgertum bedurfte, um die Fesseln des Feudalismus zu sprengen.

III.

Die Auffassung, daß Kant in seiner politisch-wirtschaftlichen Theorie nicht über den Liberalismus der französischen Revolution hinausgekommen, scheint mit der Tatsache nicht übereinzustimmen, daß er als Erster an einer bedeutungsvollen Stelle der „Kritik der reinen Vernunft" mit ernster und ehrfürchtiger Begeisterung den als groteske Phantasie verlachten sozialistischen Staat Platos verteidigte. Indessen diese Verherrlichung, die er in einer seiner letzten Schriften wiederholte, gilt offenbar nur dem Gedanken der Möglichkeit eines Idealstaates an sich, ohne daß Kant damit die besondere sozialistische Organisationsform tiefer erfaßt oder anerkannt hätte.

Kant münzte seine Ethik in die Forderungen des Liberalismus, den er in die letzten Konsequenzen

Digitized by Google

verfolgt, dessen Grenzen und Widersprüche sich bereits ihm leise andeuten, ohne daß er sie schon zu überwinden vermag.

Zunächst verlangt Kant unbedingte Freiheit der Meinungsäußerung, was die Beseitigung der Zensur einschließt. Aber er macht eine eigentümliche Einschränkung. Im öffentlichen Gebrauch der Vernunft soll schrankenlose Freiheit herrschen, im Privatgebrauch dagegen sind Vorbehalte notwendig. Unter dem Privatgebrauch der Vernunft versteht er denjenigen, „den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte ... machen darf", und er erläutert diesen Unterschied an einem gegenwärtig recht aktuellen Beispiel: „So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinem Oberen etwas unbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegsdienste Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurteilung vorzulegen." (Was ist Aufklärung?)

Wie die französischen Revolutionäre erkennt Kant das Eigentum an. Die Gleichheit der Staatsbürger, die er verlangt, „besteht aber ganz wohl mit der größten Ungleichheit, der Menge und den Graden ihres Besitztumes nach, es sei an körperlicher oder Geistesüberlegenheit über andre, oder an Glücksgütern außer ihnen, und den Rechten überhaupt". Aber auf dem Gebiete, wo sich ihm — nach dem damaligen Stand der Wirtschaft — die Ungleichheit des Besitzes als Hemmnis seiner sittlichen Ideale unmittelbar aufdrängt, gegenüber dem Feudalismus, da wirft er doch sofort, wenn auch nur scheinbar beiläufig, die Brandfackel der Frage hinein: „wie es doch mit Recht zugegangen sein mag, daß jemand mehr Land zu eigen bekommen hat, als er mit seinen Händen selbst

Digitiz

benutzen konnte, ... und wie es zuging, daß viele Menschen, die sonst insgesamt einen beständigen Besitzstand hätten erwerben können, dadurch dahin gebracht sind, jenem bloß zu dienen, um leben zu können?"

Staatsrechtlich fordert Kant die konstitutionelle Republik: „Die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen." Jedes Glied der gesetzgebenden Gemeinschaft, jeder Staatsbürger hat die „gesetzliche Freiheit, keinem andern Gesetz zu gehorchen, als zu welchem er seine Zustimmung gegeben hat". Er hat ferner das Attribut der „bürgerlichen Gleichheit" und drittens die „bürgerliche Selbständigkeit, seine Existenz und Erhaltung nicht der Willkür eines andern im Volke, sondern seinen eignen Rechten und Kräften als Glied des gemeinen Wesens verdanken zu können". Stimmrecht sollen nur die „selbständigen" Staatsbürger haben. Kant versucht den Begriff der Selbständigkeit an Beispielen zu veranschaulichen. Unselbständige, „passive Bürger" sind „der Geselle bei einem Kaufmann oder bei einem Handwerker; der Dienstbote, der Unmündige, alles Frauenzimmer, und überhaupt jedermann, der nicht nach eignem Betriebe, sondern nach der Verfügung andrer (außer der des Staats) genötigt ist, seine Existenz (Nahrung und Schutz) zu erhalten, entbehrt der bürgerlichen Persönlichkeit". Indem er jedoch sich weiter in diese Begriffsbestimmung vertieft, empfindet er den Widerspruch mit der Forderung der Gleichberechtigung aller Staatsbürger und gesteht, es sei „etwas schwer, das Erfordernis zu bestimmen, um auf den Stand eines Menschen, der sein eigner Herr ist, Anspruch machen zu können".

Aber auch die „passiven" Staatsbürger haben das gleiche Recht auf freie Entwicklung. Es darf nicht verhindert werden, „daß diese, wenn ihr Talent, ihr Fleiß und ihr Glück es ihnen möglich macht, sich nicht

zu gleichen Umständen zu erheben befugt wären". Kein Vorrecht der Geburt, keine Hörigkeit. Kein Mensch kann durch „rechtliche Tat (weder seine eigne, noch die eines andern) aufhören, Eigner seiner selbst zu sein, und in die Klasse des Hausviehes eintreten, das man zu allen Diensten braucht, wie man will, und es auch dann ohne seine Einwilligkeit erhält".

Wie Kant im Gebiete der Religion die christliche Barmherzigkeit, die Charitas, als beleidigend für die Würde der Menschheit bezeichnet, so bekämpft er auch allen Patriarchalismus: „Eine Regierung, die auf dem Prinzip des Wohlwollens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, das ist eine väterliche Regierung, wo also die Untertanen als unmündige Kinder, die nicht unterscheiden können, was ihnen wahrhaftig nützlich oder schädlich ist, sich bloß passiv zu verhalten genötigt sind, um, wie sie glücklich sein sollen, bloß von dem Vorteile des Staatsoberhaupts, und, daß dieser es auch wolle, bloß von seiner Gültigkeit zu erwarten, ist der größte denkbare Despotismus".

Das Prinzip der Freiheit weitet sich zum Kosmopolismus, der alle Völker im Bunde der Kultur umfängt. So entwirft er seinen Traktat vom ewigen Frieden, indem er übrigens durchaus realistisch sowohl die Bedingungen des Friedenszustandes, wie die zeitlichen Notwendigkeiten von Kriegen untersucht.

Kant blieb im Bann des Liberalismus. Seine Ethik suchte ihre Verwirklichung nur in dem Sprengen von Fesseln. Aber seine Schüler zogen alsbald weitere Folgerungen. 1792 veröffentlichte Hippel seine Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber", in der zum erstenmal die völlige bürgerliche Gleichberechtigung der Frauen bis in die letzten Konsequenzen proklamiert wurde; zugleich zog er die französische Revolution vor Gericht, weil sie zwar der

Digitized by Google

Welt die Freiheit votiert, aber der größeren Hälfte der Menschen diese Freiheit ausdrücklich versagt habe. Im Weiterdenken der Kantschen Lehre wurde Fichte dann zum utopischen Sozialisten.

Kein Deutscher der Zeit hat die Bedeutung der französischen Revolution, deren echter Philosoph er war, tiefer erfaßt als Kant. Er fiel von seiner Begeisterung auch nicht ab, als die Ereignisse sich abspielten, die man als „Greuel" zu bezeichnen pflegt. Auch nachdem die Guillotine die Hinrichtung der alten Gesellschaftsordnung vollzogen, wagte Kant öffentlich die Revolution zu preisen als die „Begebenheit unserer Zeit, welche die moralische Tendenz des Menschengeschlechts beweist". Durch die umstürzenden Befreiungstaten der Revolution stärkte sich sein Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Menschengemeinschaft der Freien und Gerechten.

Kants Philosophie drang denn auch in das aufgewühlte Frankreich. Im Januar 1796 schreibt Karl Theremin, Bureauchef im Wohlfahrtsausschuß, aus Paris an seinen Bruder in Deutschland, er möchte versuchen, ein „Professorat über Kantische Philosophie" in Frankreich zustande zu bringen; er weist dabei auf Sieyes Interesse an der Philosophie Kants hin. Im November 1795 hatte schon Kants Vertrauter, Kiesewetter, der ihn namentlich ständig von den Vorgängen an dem Berliner Hofe unterrichtete, nach Königsberg im Hinblick auf die Schrift über den ewigen Frieden geschrieben: „Leid tut es mir, daß diese Schrift nur den Deutschen bekannt werden sollte, es finden sich unter uns noch manche Hindernisse, ich will nicht sagen, die Wahrheit zu erkennen, aber doch sie auszuüben; gewiß würde diese Schrift bei jener großen Nation, die so manche Riesenschritte auf dem Wege der politischen Aufklärung gemacht hat, viel Gutes stiften." Die Schrift wurde darauf tatsächlich übersetzt. Humboldt hielt Vorträge im Pariser National-

institut über die Weltanschauung Kants, allerdings wegen ihres Verständnismangels nicht zur Zufriedenheit des Philosophen.

Bei solchem Enthusiasmus ist es nun ein seltsamer Widerspruch, daß Kant in seinen staatsrechtlichen Schriften scheinbar mit höchstem Nachdruck das Recht auf Revolution verwarf. Wenn man hier zitieren wollte, so würde man die muffige und ängstliche Luft der damaligen Amtsstuben zu verspüren meinen; alles scheint auf die demütige Forderung hinauszulaufen: „Sei untertan der Obrigkeit." Und dennoch, wenn man genauer liest, wenn man die Sprache Kants beherrscht, so mildert sich der Widerspruch, wenn er auch nicht ganz verschwindet. Einmal besteht Kant auf der Gesetzlichkeit, nachdem er die Möglichkeit gesetzlicher Entwicklung durch die freie Republik vorausgesetzt hat. Dann aber bestreitet Kant das Recht der Revolution, in letzter Absicht offenbar deshalb, um auch das Recht der Gegenrevolution verneinen und die Gesetzlichkeit der revolutionären Wirkung behaupten zu können. Denn nachdem er die Revolution aus Prinzip augenscheinlich sehr derb befehdet, fährt er gemütlich fort: „Übrigens, wenn eine Revolution einmal gelungen und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann der Unrechtmäßigkeit des Beginnens und der Vollführung derselben den Untertanen von der Verbindlichkeit, der neuen Ordnung der Dinge sich als gute Staatsbürger zu fügen, nicht befreien, und sie können sich nicht weigern, derjenigen Obrigkeit ehrlich zu gehorchen, die jetzt Gewalt hat." Damit ist das Prinzip der Legitimität und der angestammten Monarchie von Grund aus preisgegeben, das in der Folge in der Reaktionszeit der heiligen Allianz die ideologische Losung der Knechtschaft ward. Kant gibt auch indirekt dem „entthronten Monarchen" den Rat, in den Stand eines Staatsbürgers zurückzutreten, seine und des Staates

Digitized by Google

Ruhe dem Wagstücke vorzuziehen, als Prätendent das Abenteuer der Wiedererlangung der Krone zu wagen. Ebenso, ohne es wieder deutlich auszusprechen, leugnet er das Recht andrer Mächte, sich diesem „verunglückten Oberhaupt zum Besten in ein Staatsbündnis zu vereinigen, bloß um jenes vom Volke begangene Verbrechen nicht ungeahndet noch als Skandal für alle Staaten bestehen zu lassen, mithin in jedem andern Staate durch Revolution zustande gekommene Verfassung in ihre alte mit Gewalt zurückzubringen".

Fichte führte dann alle diese beklommenen und verhüllten Andeutungen des Meisters mit rücksichtsloser Kühnheit aus. Aber auch bei Kant schimmert die Herzensmeinung deutlich genug durch.

Auf seine Zeitgenossen wirkte Kant vornehmlich durch seine Ethik und durch seine Ästhetik, die hier übergangen werden muß. Im Geiste Kants entwirft Schiller den Plan seiner Universalgeschichte, seiner ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts. Durch das Medium Schiller wieder wird Kants chiliastische Weltanschauung Musik in Beethoven und stürmt zum Himmel in dem Schlußchor der neunten Symphonie: Freude, schöner Götterfunken!

Wie tief Kant die Gemüter erschüttert, das zeigen Briefe Fichtes. Er lernt Kants Schriften ganz zufällig kennen. Halb verhungert, in den schlimmsten Nöten seines Daseins, muß er sie lesen, um Unterrichtsstunden geben zu können. Der Zufall wird ihm zum Schicksal: „Ich hatte mich" — schreibt er an seine Braut 1790 — „durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ungefähr schien, ganz dem Studium der kantischen Philosophie hingegeben, einer Philosophie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstande das Übergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge gibt. Ich habe eine andere Moral

angenommen, und anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei meiner schwankenden äußeren Lage meine seligsten Tage verlebt.“ Und an seinen Bruder berichtet er: „Von einem Tage zum andern verlegen um Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde.“ — Zur selben Zeit: „Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dies System gibt.“

Kant wird auch in privaten Wirren Ratgeber und Beichtvater aller Welt. Als ihn das Religionsedikt trifft — das ihn, wie Kant melancholisch spöttelt — in „Staats- und Religionsmaterien“ einer „gewissen Handelssperre“ unterwarf, forderte ihn der Braunschweiger Schulrat Campe, heute noch bekannt durch seine Robinson-Bearbeitung, auf, zu ihm zu kommen: „Sehen Sie ... sich als den Besitzer alles dessen an, was ich mein nennen darf.“ Zwar sei auch er, so heißt es in dem Briefe Campes, nicht begütert, aber er sei bedürfnislos, und so habe er „immer noch mehr übrig, als zur Verpflegung eines Weisen nötig ist“.

* * *

Der klassische Denker des Liberalismus hat mit dem heutigen Bürgertum nichts mehr gemein. Für das, was sich heute Liberalismus nennt, ist Kant nur ein Medusenschild. Will man die ganze Erniedrigung des bürgerlichen Geistes an einem, freilich unflätigen Beispiel ermessen, so mag man erwähnen, daß der heutige Inhaber des Lehrstuhls Kants in Königsberg ein Mann ist, der zwar nicht einmal in die Vorhalle philosophischer Erkenntnis eingedrungen ist, der aber die Barbarei der heutigen herrschenden Klassen hübsch in Paragraphen zu bringen versteht. Kants Humanitätsidee ist ihm tollster Unsinn, und indem

Digitized by Google

er — der Name des Philosophen sei schamhaft verschwiegen — das klassische Humanitätsideal für eine teilbare Materie, wie eine Wurst oder einen Käse hält, widerlegt er es durch die Bemerkung, daß die Menschheitsliebe „praktisch unmöglich" sei, „weil auf die einzelnen Individuen dann nur ein verschwindender Bruchteil von Liebe entfallen würde". Aber die allgemeine Idee der Menschheit sei auch nicht berechtigt und habe als solche gar keinen Wert. Es sei „gar keine moralische Aufgabe, sich . . . über den Zufall der Geburt einfach hinwegzusetzen". Und Kants Nachfolger kann sich des edlen Gedankens „nicht erwehren, daß, wie viele von denen, die am lautesten die Humanität gegen die Verbrecher predigen, dabei insgeheim von dem Gedanken geleitet werden, daß auch sie möglicherweise von dieser Humanität profitieren könnten, so auch viele von den Aposteln der allgemeinen Menschenliebe und Brüderlichkeit ein wohlverstandenes Interesse daran haben, die kräftige Geltendmachung nationaler Gesinnung zu bekämpfen, — daher denn auch die Sozialdemokratie, der Anarchismus und das internationale Manchestertum ihre eifrigsten Anwalte sind"*).

Das ist der Weg der hundert Jahre des herrschenden Geistes, von Kants Weltbürgertum bis zu dieser nationalen Gesinnung seines Nachfolgers. Alle lauten Kant-Feiern und alle Versuche, den größten Denker auf den Stand der heute regierenden Verwahrlosung fälschend zu senken, ändern nichts an der Erscheinung, daß der Philosoph des Liberalismus sein Asyl und seine Wirkung nur noch im sozialistischen Proletariat

*) Anmerkung 1918. Der Mann ist inzwischen gestorben, dessen Teilungsargument übrigens die Konsequenz hätte, daß der Patriotismus um so größerer Unsinn wird, je größer die Bevölkerung des Staates ist, dieweil dann der auf den einzelnen entfallende Anteil an Vaterlandsliebe immer mehr verdünnt wird.

hat. Die Geschlossenheit einer, den ganzen Menschen und die ganze Menschheit umfassenden, nach Einheit und Gewißheit ringenden Weltanschauung, die unlösliche Verkettung wissenschaftlicher Erkenntnis mit allem politischen Handeln, die prinzipielle Auffassung der Dinge, die Überzeugung von der Erreichung des Zieles eines Vernunftstaates, die Ethik der Freiheit und Gleichheit, die bei allem idealistischen Schwung, dennoch fest und besonnen, ohne säuselnde Sentimentalität und wehleidige Gefühlsschwelgerei auf dem Erdboden erwiesener Tatsachen, kritisch prüfend, steht, das unbeirrbare Weltbürgertum*), das alles spottet des seichten, opportunistischen, an niedrigsten Einzelinteressen haftenden, ziel- wie ideallosen und zugleich leer romantisch aufgeputzten Geistes der bürgerlichen Gesellschaft, das alles sind aber auch die tiefsten Wesenszüge der internationalen Sozialdemokratie.

*) Anmerkung 1918. „Unbeirrbares Weltbürgertum"! — das klingt wie ein Märchen aus verwehten Zeiten; denn seitdem ist die deutsche Sozialdemokratie in ihrer bureaukratischen Hierarchie den Weg des deutschen Liberalismus gegangen.

Der Philosoph des sozialen Enthusiasmus.

Zu Fichtes 150. Geburtstag.

> Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: Aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst; das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir." Fichte.

Nie ist der Unterschied englischen und deutschen Philosophierens verkannt worden. Die englische Philosophie hat etwas von der Leichtigkeit und Zuverlässigkeit des Reiseführers, der in der Unmittelbarkeit des politisch-sozialen Daseins sich zurechtfinden lehrt; sie ist klar, verständlich, anleitend, auch weltmännisch, aber ohne Sinn für die letzten Tiefen. Der deutschen Philosophie hingegen fehlt die höhere Behendigkeit weiser und witziger Menschenkennerschaft, sie gräbt schwer und ächzend unter das Leben nach letzten Geheimnissen, sie pflügt tief im dunklen Schoß des eigenen Geistes, sie wird im Enträtseln selbst zum Rätsel. Der englische Staatsmann, der kein Philosoph wäre, gälte als ein ungebildeter Stümper. Wenn man den deutschen Minister recht zu verspotten begehrt, nennt man ihn einen Philosophen. Englische Philosophie ist Lebensklugheit, deutsche Philosophie ist ein Leben für sich, abseits des Lebens.

Ist das ein Hirnunterschied der Rassen? Es ist nur der Gegensatz der Stellung des Geistigen im Staat, der den Unterschied des Philosophierens entwickelt hat. Nebstdem haben auch die Polizeiverhältnisse den Stil

gebildet. In einem Staat, in dem es zwar zeitweilig erlaubt war, alle heiligen Güter der Religion und der Philosophie zu leugnen und zu zerstören, in dem der Schriftsteller aber gestäupt wurde, wenn er es sich einfallen ließ, eine politische Maßnahme seiner Obrigkeit bescheiden in aller Ehrfurcht zu kritisieren, entleert der Philosoph sein Denken von aller anschaulichen Materie des Gegenwärtigen und streift in die ewigen Jagdgründe des Denkens, in denen es ihm doch verboten ist, ein Wild zu erlegen. Und sein Stil wird zum Umweg gezwungen, der sich nicht selten in dem Gestrüpp verliert, hinter dem er sich verstecken muß. Der dunkle Tiefsinn der deutschen Philosophie ist ein Notbehelf.

Dieser deutsche Vertiefungsprozeß, der doch zugleich ein Verkümmerungsprozeß ist, läßt sich am schärfsten bei dem Denker verfolgen, der wie kein anderer aus innerster Natur nichts sein wollte als ein Missionär der Tat. Es war Fichte, der am Schluß seines Lebens (in der sogenannten Staatslehre von 1813) schrieb:

„Alle Wissenschaft ist tatbegründend; eine leere, in gar keiner Beziehung zur Praxis stehende gibt es nicht. . . . So kann der Spruch: Dies mag in der Theorie wahr sein, gilt aber nicht in der Praxis nur heißen: für jetzt nicht; aber es soll gelten mit der Zeit. Wer es anders meint, hat gar keine Aussicht auf den Fortgang, hält das Zufällige, durch die Zeit Bedingte für ewig und notwendig: er ist . . . Pöbel."

Dieser Philosoph aber, der die Tat in die Mitte seines Systems stellt, dem der Enthusiasmus für das politische Handeln, für die revolutionäre Umgestaltung der Menschheit die Seele seines Denkens war, übte niemals eine Wirkung. Zu Lebzeiten nicht und auch nachher nicht. Wohl gewann ihm die Gewalt seiner Beredsamkeit Zulauf. In Jena strömten die Studenten; in Berlin war es in der bessern Gesell-

Digitized by Google

schaft zeitweilig Mode, die Vorträge des Mannes zu hören. Aber er ritzte nicht die Haut seiner Hörer. Freilich, an Gefühl für sein Wollen fehlte es nicht. Deshalb wurde er zeitlebens verfolgt, und nach seinem Tod noch stand der Unverstandene auf der Liste der Bösewichte. In der finstersten Zeit Deutschlands empfand man Fichte sogar als den Quell alles Bösen. Aber vielleicht nur einmal wurde die Philosophie der Tat Tat: Das war 100 Jahre nach seiner Geburt, als Ferdinand Lassalle in Fichte den Geist der Arbeiterbewegung entdeckte.

Mit seiner im deutschen Schrifttum nicht wieder erreichten volkstümlichen Urkraft, durch Vernunftgründe zu überwältigen, die Widersprüche und Ratlosigkeiten der herrschenden Phraseologie, als der Hirnlohndienerin der herrschenden Politik, in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, mit seiner Gabe, das Verwirrte im Tiefen zu vereinfachen, das Unehrliche zu entlarven und das Unsinnige spottend unschädlich zu machen; endlich mit dem rhetorischen Ungestüm eines dennoch künstlerisch gebändigten Vortrags wäre er in England wohl ein großer Staatsmann geworden. Im politisch luftleeren Deutschland mußte sich seine ungenutzte Tatkraft in mystischen Überschwang vergraben, in die Seligkeit sich selbst in der Schau des Weltgeistes zu erleben, weil er sich nicht entäußern konnte. Der lebensfrischeste deutsche Philosoph, zugleich der kühnste Revolutionär, wurde so aus dem rücksichtslosen Kritiker aller Offenbarung ein Schwärmer, der in den Zungen der Offenbarung Johannis redete. Fichte kam nicht in seiner Bildung wie Kant von der strengen mathematischen Naturwissenschaft, in der man sich frei bewegen und unabhängig von äußeren Gewalten zur harten, scharfen, methodischen Arbeit erziehen konnte. Fichte ging von dem geistig wie staatsbürgerlich gefährlichen Gebiet der sozialen Sittlichkeit aus, er war

von Haus aus und seiner innersten Neigung nach politischer Publizist und Agitator: auf diesem Feld fand er keine Freiheit der Betätigung, nicht einmal die Freiheit der Aussprache. Das war die Ursache seiner mystischen Vergrabung und Absperrung. Aber die Mystik ist doch nur Gewölk, das den hellen Himmel überflutet. Der klare Geist redet nur im Geisterstil. Wie denn auch bloß der Stil seines Denkens, nicht das Denken selbst sich verändert hat. Der junge Revolutionär hat sich nie in einen preußischen Staatsdiener, der Kosmopolit der Freiheit nie in einen deutschen Nationalisten, der sozialistische Demokrat nie in einen Reformer Hardenbergischer Art verwandelt: Die Nachlaßschriften seiner letzten Zeit stießen noch radikaler gegen alles Bestehende an als seine anonymen Jugendpamphlete. Nur die Ausdrucksweise hat sich geändert. Er sprach immer mehr nur noch zu sich selbst. Er hatte keine Mission. Er schrieb auch in den letzten Jahren keine Bücher mehr; das Lesen war ja doch nichts als eine nutzlos verschlingende Gefräßigkeit. An die Macht des lebendig gesprochenen Wortes glaubte er noch ein wenig, und seine Reden und Vorträge ließ er drucken. Aber in dem Entwurf zu einer politischen Schrift, in der er Friedrich Wilhelms III. Aufruf An mein Volk beantworten wollte, bekennt er in kämpfender Verzweiflung, daß es ihm nicht um irgendeinen unmittelbaren Erfolg in der wirklichen Welt zu tun sei; er will seine Gedanken aussprechen, „damit sie nicht untergehen in der Welt".

* * *

Fichte ist der Sohn eines Bandwebers aus Rammenau in der Oberlausitz. Es ist das Elend der Erbuntertänigkeit, in dem seine Kinderjahre dahingehen. Nach der Ordnung dieser Zeit war es ihm gesetzlich verboten, aus seinem Stand jemals herauszugehen. Er hütet die Gänse, er hilft den zahlreichen Geschwi-

stern die Erzeugnisse seines Vaters im Hausierhandel zu vertreiben. Eine bigotte und zänkische Mutter läßt ihn früh über Familienerziehung nachdenken. Auch eine andere Erfahrung begleitet ihn durchs Dasein von Anbeginn und zeugt in ihm die Grundanschauung seiner Philosophie: daß die menschliche Gesellschaft aus einem Spiel der Zufälligkeiten zu einer Ordnung aus Vernunft erschaffen werden solle. Der Zufall entscheidet immer wieder sein Schicksal. Weil eines Tages ein Junker erst nach der Predigt in die Kirche kommt, und der kleine Gänsehirt den gnädigen Herrn mit seinem Talent vergnügt, die entbehrte Predigt aus dem Gedächtnis zu repetieren, nimmt sich der Herr des Proletarierjungen an und schickt ihn auf die Gelehrtenschule; er soll Pfarrer werden. Unter dem harten Willkürregiment der Schulpforta erglüht sein Freiheitsgefühl. Rousseau wird auch Fichtes Erwecker, und Defoe sein Phantasiebildner. Der gequälte Schüler flieht und will sich irgendeine Robinsoninsel schaffen. Er wird in den Kerker zurückgebracht, aber in seinem Geist wirkt das Jugenderlebnis nach: Die Utopie seines Geschlossenen Handelsstaates wie die pädagogische Provinz in seinen Reden an die deutsche Nation sind echte Robinsonaden. Auch seine mystischen Predigten vom seligen Leben sind Fluchtversuche auf geistige Robinsoninseln.

Fichte wird Student. Die Familie seines inzwischen verstorbenen Gönners läßt ihn wirtschaftlich ins Leere sinken. Er unterrichtet ums Brot. Die Theologie gibt er auf. Er studiert unruhig und unregelmäßig. Er bringt es niemals zu einem Examen. Er nimmt den Jammer des Hauslehrertums auf sich, an das sich die meisten Intellektuellen des klassischen Zeitalters klammern müssen. Schulden würgen ihn. Keine Hoffnung mehr. Er faßt den Entschluß, seinen 26. Geburtstag nicht mehr zu erleben. Am Vorabend des 19. Mai 1788

will er ein Ende machen. Ein Zufall erhält ihn am Leben: Im letzten Augenblick erreicht ihn der Ruf, eine Hauslehrerstelle in Zürich anzunehmen. Er wandert in die Schweiz. Hier findet er zum erstenmal Ruhe. Auch seine künftige Frau findet er in Zürich, Johanna Rahn, eine Nichte Klopstocks; sie war 4 Jahre älter, nicht schön, aber verständig, klug und hingebend. 2 Jahre später kehrt er nach Deutschland zurück, nach Leipzig. Ein neuer Zufall entscheidet über sein geistiges Leben. Irgend jemand will von ihm Unterricht in Kantischer Philosophie. Er muß also Kant lesen, und aufjauchzend entdeckt er seinen Erlöser. Kant zähmt, wie Fichte in diesen Tagen schreibt, seine übermächtige Einbildungskraft, sie gibt dem Verstand das Übergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge: „Mein ungestümer Ausbreitungsgeist schwieg: Das waren die glücklichsten Tage, die ich je verlebt habe. Von einem Tage zum andern verlegen um Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde."

Not und Unruhe treiben ihn weiter. In seinen Beziehungen zu seiner Braut fehlt die sinnliche Leidenschaft. Einen schwankenden Augenblick denkt er daran das Band zu lösen. Er pilgert nach Warschau, wo sich ihm eine Hauslehrerstelle darbietet. Als er sieht, daß er von der gräflichen Familie zum Gesinde gerechnet wird, wirft er sofort wieder den Bettel hin. Jetzt wallfahrtet er zum Ort seiner Sehnsucht: nach Königsberg. Kant ist spröde. Aber es gelingt Fichte, den Alten zu gewinnen, der vornehm und klug die dringende Bitte um finanzielle Unterstützung dadurch erfüllt, daß er ihm für den eben entstandenen Versuch einer Kritik aller Offenbarung einen Verleger verschafft. Die ohne Namen veröffentlichte Erstlingsschrift wird für ein Werk Kants gehalten und

Digitized by Google

deshalb mit Posaunentönen verherrlicht. Dieser Irrtum begründet den literarischen Namen Fichtes, der fortan zu den deutschen Berühmtheiten gehört.

Fichte geht wieder nach Zürich, heiratet und schleudert (anonym) seine brausenden Revolutionsschriften hinaus, in denen er die Denkfreiheit von den Fürsten zurückfordert und die Anschauungen des Publikums über die französische Revolution berichtigt. Für Jena sucht man eine Zugkraft. Man verfällt auf Fichte. Daß er ein unzweideutiger Jakobiner war, stört die Gewaltigen von Sachsen-Weimar nicht. Schon in dieser Frühzeit erlebt Fichte das später immer sich wiederholende Schauspiel, daß man sein Wesentliches, wenn man es überhaupt versteht, nicht ernst nimmt. Ein Brief des Geheimen Rats Voigt an den Professor Hufeland zeigt, in welchem Sinn man den Revolutionär zum Jenaer Professor bändigen wollte:

„Ist wohl Fichte, selbst allenfalls mit Ratscharakter, zu haben? Er privatisiert in Zürich. Ist er klug genug, seine demokratische Phantasie oder Phantasterei zu mäßigen?"

So wenig kannte man Fichte, daß man ihm, als ob es nur wie eine kleine selbstverständliche Höflichkeit von ihm gefordert würde, zutraute, er könnte den Herzschlag seiner Weltanschauung mäßigen.

Seine Jenenser Professorenjahre waren ebenso erfolgreich (auch finanziell) wie von endlosen Kämpfen zerrieben. Unter der Anklage des Atheismus bricht seine Existenz zusammen. Er muß Jena verlassen, und alle deutschen Staaten wetteifern, Fichtes Schriftstellerei zu verpönen. Nur Preußen folgte der Anregung Kursachsens nicht (Jena wurde mit dem Boykott bedroht, wenn die Universität nicht Fichte fortjagte), und dieser Umstand veranlaßte ihn, nach Berlin zu gehen. Er wußte nicht, warum Friedrich Wilhelm III. nichts von einem Verbot des Fichteschen Journals wissen wollte. Wir aber kennen heute den Grund;

er war in der Kabinettsorder vom 25. Mai 1799 ausgesprochen. Die preußische Majestät mißbilligt es zwar auch, daß der Verfasser sich bemüht habe, „das Dasein Gottes als eines selbständigen Wesens wegzuräsonnieren", und sie bedauert die „Halbphilosophen, die ihre Vernunft in dem Grade verlieren". Aber in Preußen sei das Journal in keinem Buchladen angetroffen worden, und Fichte würde keine Anhänger seiner traurigen Lehre finden, wofern die Schriften, „die der Aufmerksamkeit der Regierung ganz unwürdig sind, nicht durch öffentliche Schritte aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, in der sie bisher gar nicht bemerkt wurden".

In Berlin hielt Fichte öffentliche Vorträge. Als nach dem Untergang Preußens in Berlin die Universität gegründet wurde, erhielt er eine Professur, zur Belohnung dafür, daß man seine Art von Patriotismus nicht verstand. Aber er war und blieb verdächtig. Nur das gedemütigte Preußentum duldete ihn, obwohl es ihm keinen Tag Schikanen ersparte. Er starb, bevor der Sturz Napoleons vollendet war, und das siegreiche Preußentum wieder die Herrschaft ergriff. Fichtes Frau hatte sich bei der Krankenpflege im Lazarett im Januar 1814 infiziert, und das Fieber übertrug sie auf ihren Mann. Am 29. Januar starb Fichte. Es blieb ihm erspart, ins Zuchthaus gesperrt oder in die Verbannung getrieben zu werden oder gar der geistig-moralischen Fäulnis zu erliegen, wie andere, wie etwa Josef Görres, der in der Jugend in Wollen und Art viel Gemeinsames mit Fichte hatte und sich in der Zeit der heiligen Allianz bis in den letzten Aberwitz verzückt frömmelnder Mystik verlor.

* * *

Johann Gottlieb Fichte gehört zu den ganz vereinzelten Gestalten unserer klassischen Zeit, die trotzig und aufrecht, ohne Beugungen und Zugeständnisse,

Digitized by Google

ihren einsamen Weg gehen. Nur einmal, einen Augenblick, schien er zu löblicher Unterwerfung bereit. Das war in den letzten Zuckungen des Jenenser Atheismusstreits. Da bot er den Rückzug an, aber ein gnädiges Schicksal verhütete, daß man sein Angebot annahm. Der Minister Goethe hatte bereits durch eine höchst formlose Überrumpelung (ein Privatbrief wurde als ein Entlassungsgesuch aufgefaßt, und das also konstruierte Gesuch schleunig genehmigt) die Entfernung des lästigen Mannes erwirkt. Im bürgerlichen Deutschland fehlte das Verständnis für jene taktlosen Charaktere, die so unbesonnen sind, ihre Weltanschauung in ihrer persönlichen Lebensführung durchsetzen zu wollen, ohne des Anstoßes zu achten.

So halfen die Weimarer Ästheten Fichte vertreiben. In dieser entnervenden Hofluft galten politische Kämpfer halb als ärgerliche Narren, halb als gefährliche Katilinarier, und konnte man nicht ihre Plattheit aristokratisch schelten, so hielt man sich umgekehrt im Namen des sonst verachteten gesunden Menschenverstands über ihre Verstiegenheit auf. Welch jämmerliche Philister die Weimaraner in allen Fragen des politischen Charakters waren, erkennt man aus dem lustig empörten mehr die Feinde Fichtes als diesen selbst ironisierenden Brief, den Caroline Herder damals über die Verteidigungsschrift Fichtes und Niethammers (des Mitherausgebers des Fichteschen Journals) an Knebel sandte:

„Wirklich, es war keine kleine Arbeit, sie zu lesen. Indessen ist es interessant zu sehen, mit welchem Stolz und welcher Eingebildetheit sie ihre Sache führen, wie sie sagen, was sie erwarten, daß die durchlauchtigsten Erhalter tun werden. Sie schreiben zwar nicht vor, aber Fichte droht mit sehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Kabale findet, dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat, einen Teil dieser Gewalt an sich zu

reißen. Was sagen Sie zu diesem letzten? Die Herren Protekteurs sind nun etwas stark beleidigt (wir hören eben im Vertrauen, daß ihm der Rat des Wanderns gegeben werden soll, von hier aus). Sie werden hier mit dieser hervorstörenden, kecken Nase dieser kleinen Person schon noch zu tun bekommen."

Eine drolligeAnmaßung in der Tat, daß eine kleine Person, die dem Weltgeist die Geheimnisse ablauscht, sich herauszunehmen erdreistet, mit seiner hervorstörenden, kecken Nase sogar durchlauchtigste Erhalter, einen lebendigen deutschen Herzog, durch die Verteidigung des Rechts zu beleidigen. Die submisse Dienstwilligkeit des Weimarer Ästhetenklubs steigerte das Mißtrauen Fichtes in die Mission der Kunst. Die Kunst ist in seinem Gedankenbau beinahe vergessen. Gegen Schillers Flucht ins Reich des Schönen richtet sich das derbe, das ganze klassische Zeitalter verurteilende Wort:

„Die Idee, durch ästhetische Erziehung die Menschen zur Würdigkeit der Freiheit und mit ihr zur Freiheit selbst zu erheben, führt uns in einem Kreis herum, wenn wir nicht vorher ein Mittel finden, in einzelnen von der großen Menge den Mut zu erwecken, niemandes Herren und niemandes Knechte zu sein."

Und an anderer Stelle:

„So ist der ästhetische Trieb im Menschen allerdings dem Trieb nach Wahrheit und dem höchsten aller Triebe, dem nach sittlicher Güte, unterzuordnen."

Die hervorstörende, kecke Nase wurde in Berlin nicht weniger peinlich empfunden. Selbst als er im vollen Bewußtsein der Lebensgefahr in der von den Franzosen besetzten preußischen Hauptstadt dem Feind die Reden an die deutsche Nation ins Angesicht schleuderte, ließen ihn die Franzosen zwar gewähren, aber die preußische Obrigkeit mißhandelte den staatsgefährlichen Patrioten. Das Manuskript einer Rede ließ die Zensur verloren gehen, das heißt, man unter-

Digitized by Google

schlug es, wie das preußische Übung war und blieb. (Im Berliner Geheimarchiv sind solche verloren gegangene Handschriften heute noch aufbewahrt.) In die anderen Reden pfuschte man hinein. Die Zensur half sogar durch Fichte selbst die Fichtelegende von dem Individualisten zu fördern, der doch ein sozialistischer Demokrat war. In die 14. Rede mußte Fichte auf Weisung der preußischen Zensur den klar auf eine Massenbefreiung zielenden Satz: „Ob aber gerade es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nicht wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen" durch den Zusatz in die ebenso ungefährliche wie beliebte, weil nicht befolgte Predigt persönlicher Charakterbildung auflösen und verdunkeln: „und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirket, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhte".

Fichte wurde zwar an die neue Universität Berlin berufen, aber seinem großen Wollen wurde kein Einfluß verstattet. Sein Rektorat nahm nach aufreibenden Konflikten ein rasches Ende. Ihn meint der Kultusminister Schuckmann, wenn er dem König rät, sein Wort zu brechen und die Verleihung der Domänen, die der Universität wirtschaftliche Unabhängigkeit sichern sollten, nicht auszuführen:

„Wie aber auch die Köpfe (der Professoren) exaltiert sein mögen, so behalten doch die Mägen immer ihre Rechte gegen sie, die einzigen, die in diesem Zustand geschont werden. Wem die Herrschaft über letztere bleibt, der wird immer auch mit ersteren fertig, und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherheit, daß die ersteren dafür arbeiten."

Fichte hat sich nach seiner Entlassung aus dem Rektorat in den Senatssitzungen nicht mehr blicken lassen.

Als der unbequeme Mann endlich tot war, und Friedrich Wilhelm III., nach Erledigung Bonapartes, wieder höchst lebendig, da wurde Fichtes Geist als der große Verderber gehetzt. Die Karlsbader Beschlüsse genügten den Preußen nicht. Es galt die Morallehre Fichtes und alle, die sich zu ihr bekannten, auszurotten. In dem Promemoria, in dem 1821 die Beckedorff, Eylert, Snethlage und Schultz den König zum Vernichtungskampf gegen den Umsturz aufriefen, wurden Fichtes verderbliche Wirkungen lebhaft geschildert:

„Da nämlich nach jenem neuern Moralsystem nur diejenige Handlung recht und sittlich genannt werden kann, welche mit der innersten Überzeugung des Menschen übereinstimmt, jede Handlung nach Bestimmung äußerer Autorität aber unsittlich und des reinen Menschen unwürdig ist; so ist es danach auch unsittlich und seiner unwürdig, sich Gesetzen zu unterwerfen, von deren Güte er nicht überzeugt ist, und zu denen er, laut oder schweigend, seine Einwilligung nicht gegeben hat. Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen wird nach dieser neuen Moral so gedeutet, daß, da Gott im Menschen selbst oder nichts anderes als des Menschen tiefstes Wesen, seine innerste Überzeugung, sei, dieser Überzeugung mehr als allen Gesetzen zu gehorchen ist. Gehorsam gegen die Gesetze findet also hiernach nur aus Klugheit zur Vermeidung äußern Zwanges und mit der Mentalreservation statt, sie zu befolgen, insofern sie mit der Überzeugung des Individui übereinstimmen, sonst aber ihnen aus sittlicher Verpflichtung auf alle Weise, heimlich oder öffentlich entgegenzuwirken. Daher entspringt denn also auch für die Bekenner dieser Moral die absolute Notwendigkeit, jedem einzelnen seinen Anteil an der Gesetzgebung zu vindizieren, mithin die Notwendigkeit einer gesetzgebenden Volksrepräsentation; so wie sich für selbige andrerseits aus dem Grundsatz der

Digitized by Google

Nichtigkeit aller Autorität, selbst der göttlichen Gesetze der Offenbarung, und aus dem Grundsatz des absoluten gleichen Wertes der Menschen als Inhaber des höchsten göttlichen Wesens die notwendige Forderung der Souveränität des Volkes ergibt."

Nach dieser gar nicht üblen Darstellung Fichtescher Anschauungen wird solche Lehre nicht (wie der Urheber selbst behauptet) als „Fingerzeig Gottes" anerkannt; hier sei vielmehr „deutlich die Hand des Verderbers zu erkennen, der die schwachen Menschen durch solche Vorspiegelungen zum ewigen Unheil zu verführen sucht, indem er das Zauberbild einer übermenschlichen Vollkommenheit ihren betörten Augen vorgaukelt". Wo aber das Christentum verloren gegangen und an seine Stelle die törichte Einbildung philosophischer Erkenntnis der göttlichen Natur des Menschen eingetreten ist, da können weder Kirche noch Staat länger bestehen. Da versinkt alles Heil der Gegenwart und Zukunft in einen bodenlosen Abgrund. Am Rande dieses Abgrunds steht unser Vaterland. Dann wurde in kerniger Schlichtheit die amtlich preußische Biographie Fichtes entworfen:

„Dieser Professor Fichte, dessen öffentliche Lehren die wirksamste Grundlage der Entwickelung dieses gefährlichen Systems gewesen sind, war schon im Jahre 1798, als damaliger Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena, auf den Antrag des Dresdener Hofes wegen atheistischer Lehren in Anspruch genommen worden. Er verteidigte sich dagegen in gedruckten Schriften auf eine Weise, welche den Grund dieser Anklage gegen ihn nur zu sehr bestätigte und das Gift seiner Lehre um desto allgemeiner verbreitete. Nachdem er demzufolge von dem Lehramt zu Jena entlassen war, wurde er zu unserm großen Unglück, gleichsam als Entschädigung für ihm dort widerfahrene Kränkung, nach Erlangen berufen; ja, er erhielt sogar die Aufforderung, anstatt zu Erlangen, hier zu Berlin

Digitized by Google

vor einem gemischten Publikum, also in populärer Sprache, seine Lehren vorzutragen. Von diesen populären Vorlesungen, welche Professor Fichte hier bis zum Jahre 1808 mit steigendem Beifall gehalten hat, schreibt sich die gänzliche Zerstörung der christlich-religiösen und moralischen Gesinnung her, welche weiterhin unter einem großen Teil der hiesigen Staatsbeamten, Gelehrten und Jugendlehrer zur Erscheinung gekommen ist, indem der feste Glaube an philosophische Allmacht und Allwissenheit des Menschen an deren Stelle trat."

Die Reden an die deutsche Nation werden in erster Linie verantwortlich gemacht. In diesem Plan deutscher Nationalerziehung sei dargelegt, „daß alle echte Bildung in Deutschland vom Volk ausgegangen, von den Fürsten und dem Adel aber gehindert worden sei, und daß die deutsche Nation vor allen anderen europäischen Nationen ihre Reife zur republikanischen Verfassung geschichtlich dargetan habe, . . . daß die bisherige Tendenz der öffentlichen Lehranstalten, die Erziehung zur Seligkeit im Himmel und der Unterricht um des Christentums willen, durchaus verwerflich sei: für die Seligkeit im Himmel bedürfe es keiner Bildung . . .; daß die Nationalerziehung auf Stand, Geburt und äußere Bestimmung keine Rücksicht zu nehmen habe". Es wird endlich (nach der unsterblichen politischen Technik, geistige Lehren für Verbrechen verantwortlich zu machen) dargetan, daß Sand, der Mörder Kotzebues, ganz im Sinn jenes „philosophischen Weltreformators" auf dem Wartburgfest gesprochen, um zu dem Schluß zu gelangen: es seien Vorkehrungen zu treffen, „daß durch Spekulation und Kritik nicht ferner wie bisher die Grundfesten der Kirche und des Staates angegriffen und erschüttert werden", natürlich, „ohne daß die Freiheit wissenschaftlicher Forschung dadurch beschränkt wird".

Digitized by Google

Die Wirkungen, die von Fichte ausgingen, sind mit berechnender Absicht in dieser Urkunde preußischer Achtung vor Philosophie und Wissenschaft maßlos übertrieben. Die gleiche Rolle spielt Fichtes Geist in den Demagogenakten der Mainzer Untersuchungskommission, und aus derselben Übertreibung wurden 1824 die Reden an die deutsche Nation als ein „verführerisches, leere Phantome nährendes Buch" verboten. Immerhin bewiesen damals die Herrschenden Preußens ihre Dankbarkeit dem Mann, der einst für ihre Befreiung unter Gefahr des Todes gewirkt, dadurch, daß sie für die revolutionäre Bedeutung des Genius das Verständnis auszubreiten suchten. Die Folgezeit ließ Fichte nicht einmal mehr seine Seele. Das Äußerste der Ächtung wird erst ein Jahrhundert nach seinem Tod erlebt werden: Dann werden die unveränderten Verfolger und Bedränger seiner Lehre ihm ein Denkmal setzen.

Fichte hat die deutsche Aufklärung zu ihrem letzten Gipfel geführt: zur Demokratie, die sozialistisch sich vollendet. Die nach innersten Gesetzen tätige Menschenvernunft wird zum schaffenden Prinzip der Welt erhoben. Alle Erkenntnis wird in bewegt bewegende Handlung aufgelöst. Das sittliche Handeln hat den Vorrang vor aller wissenschaftlichen Naturerkenntnis. An diesem Gipfel des Aufstiegs beginnt der Absturz in die Romantik, in die visionäre Gefühlsrabulistik und Ideenspinnerei der Naturphilosophen und Geschichtsdialektiker. Die Philosophie wird reaktionär, wie die Revolution Restauration wird. Fichtes absolutes Ich der tätigen Freiheit, das doch selbst den romantischen Absturz vorbereitet hat, schreitet nun, geläutert an der Spitze der Demagogen, die unter der Herrschaft der Naturphilosophen verfolgt wurden. Fichtes Geschichtsphilosophie läßt die Menschen aus eigener Kraft der Vernunft die Welt gestalten, Hegels Menschheitsgeschichte ist ein bösartiger Witz Gottes: Die sich

selbst überlassene Menschheit taumelt in trübem Aberwitz dahin; aber in der Synthese allen Unsinns wirkt sich schließlich die göttliche Vorsehung zum höchsten Sinn aus. Das ist die Hegelsche „List" der Vernunft:

„Gott läßt die Menschen mit ihren besonderen Leidenschaften und Interessen gewähren, und was dadurch zustande kommt, das ist die Vollführung seiner Absichten, welche ein anderes sind als dasjenige, um was es denjenigen, deren er sich dabei bedient, zunächst zu tun war."

Wobei denn klärlich, um die rechte Summe in dem listigen Rechenexempel herauszubekommen, nichts Wirkliches fehlen darf, und da das „Wirkliche", d. h. das gesetzmäßig Notwendige vernünftig ist, Friedrich Wilhelm III. und die Demagogenhatz als unentbehrliche Glieder in der listigen Entwickelung zur Erfüllung der Gottesidee unantastbar werden: bei Todes- und Zuchthausstrafe.

Fichtes Welt-, Gott- und Geschichtsauffassung erniedrigt den Menschen nicht zum Spielball einer niederträchtigen List. Die göttliche Vorsehung ist die menschliche Vernunft, die zur Gemeinschaft der freien und gleichen Menschen emporstrebt. Weil Fichte das Ich für die letzte Instanz erklärt, wird er von der Kompendienweisheit der Richtungs- und Wortregistratoren unter die Individualisten oder Subjektivisten eingereiht. Die Müller, Schulze und Schuckmann wären danach, jeder auf seine Art, besondere Weltschöpfer. „Die nächste sich darbietende Erscheinung bei einem epochemachenden System sind die Mißverständnisse", schrieb Hegel 1801 über das Schicksal der Lehre Fichtes. Die Mißverständnisse sind aber nicht nur die nächste, sondern, gerade weil sie aus platter Gedankenlosigkeit erwachsen, die bleibende Erscheinung. Philosophenjubiläen sind gemeinhin tausendste Wiederholungen der erfolgreichen

Digitized by Google

Posse der Irrungen, Benefizvorstellungen nicht für den Philosophen, sondern für die verschollenen Leute, die sich zuerst die Mühe gaben, ihn entscheidend mißzuverstehen.

Was ist dieses Ich?

Die Anklage des Atheismus, die ihn von Jena forttrieb, ist durchaus begründet, wenn man die Anschauung aller Mythologien von göttlichem Wesen zugrunde legt. Für die Mythologen muß Fichte in der Tat der radikalste aller Atheisten sein. Denn das Dasein solchen Gottes ist für Fichte nicht nur, wie bei Kant, nicht beweisbar, sondern sein Nichtdasein ist schlechthin notwendig. Umgekehrt ist für Fichte alle anthropomorphe Vergottung schändlichster Atheismus, roheste Blasphemie. Fichte aber ist nicht nur gottgläubig, sondern gotterfüllt, Enthusiast. Er glaubt an den Gott in sich, seine in Flammen glühende Religion ist: diesen Gott zu entäußern. Fichtes Gott ist die sittliche Weltordnung. Schärfer und reiner noch kann man Fichtes Gottesbegriff als das sittliche Weltordnen bezeichnen. Damit ist der in ihm liegende Begriff höchster menschlicher Aktivität ausgesprochen. Sittliche Weltordnung, reines Ich, absolute Realität, Gott, letzte Objektivität, Freiheit: das sind alles nur verschiedene Wendungen, um den Grundgedanken Fichtes zu bezeichnen. Das Fichtesche Ich ist so wenig ein Individuum oder ein Subjekt, daß es vielmehr die letzte, allgemeinste, unumstößliche Gewißheit der Menschheit, des Menschengeistes, des Kulturbewußtseins, oder auch Gottes und des Weltgeistes ist: die Gesellschaftsordnung sittlicher Freiheit auf Erden zu schaffen. Der Mensch müßte sich selbst aufgeben, wenn er nicht an diese Idee der Freiheit, an diese schöpferische Aufgabe des reinen Ichs glaubte und zugleich entschlossen wäre, diese höchste Realität zu realisieren, in der Erscheinungswelt des Staates zu verwirklichen. Die Neigung

Fichtes, diesen seinen elementaren Lebensgedanken in biblisch glühenden Bildern zu malen und in mystisch schwärmenden Tiefsinn zu versenken, die leidenschaftliche Inbrunst, mit dieser Philosophie tätiger Freiheit die Gemüter zu erfüllen, auch wohl der Zwang der Preßunfreiheit und der Zensur, können den, der den innern Stil seines Gedankenbaus nicht erfaßt hat, in die Irre führen.

Das ist das absolute Ich: die Wahrheit und Gewißheit an sich. Die Menschheit verliert sich selbst, wenn sie an diesem Gesetz zweifelte, ihm nicht folgte. Freilich ist damit nicht gesagt, daß sich die Menschheit nicht aufgeben kann. Es ist sogar die Meinung Fichtes, daß sich die Menschheit aufgegeben hat. An dieser Stelle erfüllt sich Fichtes absolutes Ich mit Pestalozzis Erziehungslehre. Die neue Generation soll, losgelöst von aller verlorenen Menschheit, dazu erzogen werden, die höchste Realität wiederzufinden, zu realisieren. So will er den Freiheitskrieg als einen Aufschwung zum Wiederfinden deuten, er klammert sich an die Idee des Freiheitskriegs, weil er an der Zufälligkeit des tatsächlichen Freiheitskriegs von Anfang an verzweifelt. Und er spricht im letzten Jahr seines Lebens den Fluch aus über das deutsche Volk, das die Gelegenheit des idealen Freiheitskriegs nicht ergreife und in alte Knechtschaft sich zurückführen ließe. Das wäre die Selbstaufgebung der Menschheit.

Der Grundgedanke Fichtes läßt sich nunmehr ganz einfach aussprechen: Sein ablosutes Ich, sein Gott, ist gar nichts anderes als Demokratie und Sozialismus, als tätiges Zielprinzip, gesichert durch den Enthusiasmus handelnden Glaubens an diese Aufgabe. Mir scheint, als ob letzten Endes diese Philosophie des sozialen Enthusiasmus so wenig Mystisches an sich hat, daß sie vielmehr die Lebensbedingung aller revolutionären Kämpfer ist: der absolute Glaube an den endlichen Sieg der Freiheit, an ihre Erfüllung im irdischen Jenseits.

Digitized by Google

Fichte hat von Anfang an in seiner Verteidigung der französischen Revolution und des Rechts der Revolution überhaupt die Demokratie mit sozialistischer Kritik des Eigentums gefärbt. Der Gedanke eines national abgesperrten sozialistischen Staates, der 1800 im Geschlossenen Handelsstaat ausgeführt wird, ist aus den jahrzehntelangen Handelskriegen zwischen England und Frankreich erwachsen; es schien keine andere Möglichkeit gegeben, um nicht ewig in diesen Strudel der Weltkämpfe hineingezogen zu werden, als die völlige wirtschaftliche Isolierung. Das System einer sozialistischen Republik beschäftigt erneut seine letzten Jahre. Es ist keineswegs bloß eine Art von Erziehungssozialismus. Die Reden an die deutsche Nation sind nur ein die Erziehungsfrage in Pestalozzis Sinn behandelndes vorläufiges Kapitel eines umfassenden politischen Systems der sozialistischen Demokratie. Und ganz und gar nicht denkt Fichte etwa an eine Beglückung und Begnadung mit Sozialismus von oben herab. Die Befreiung kann nur das Werk der Massenerhebung von unten auf sein. In der Staatslehre von 1813 streift er den Gedanken des Klassenkampfs: Die Menschheit zerfällt in zwei Grundstämme, die Eigentümer und die Nichteigentümer. Die Staatsgewalt war bisher der Diener der Eigentümer, die aber in Wahrheit nicht der Staat sind. Das sind schon Ideen einer durchaus praktisch-tätigen Politik. Fichte hat auch, wie die Sozialdemokraten, jeden Weg versucht, um seine Ideale zu verwirklichen, und keine Teilarbeit, keinen Teilerfolg verschmäht. Wie er Freimaurer wurde, um diesen Orden zur Propaganda zu gewinnen (mit jämmerlichem Mißerfolg übrigens), so trieb er zu den Freiheitskriegen vornehmlich deshalb an, weil er in der Schaffung einer waffenfähigen Volkswehr das revolutionäre Element erkannte. Als Demokrat und Sozialist blieb Fichte kosmopolitisch. Sein Nationalismus hat nichts mit dem gemein, was man heute

darunter versteht. Er haßte Napoleon und die Franzosen als die Verräter an der Revolution. Gerade weil im deutschen Volk aller staatlicher Verband vernichtet, und damit die organisierte Macht der Unfreiheit scheinbar aufgelöst war, hielt er das deutsche Volk für berufen, die Revolution zu vollenden. Das war sein nationaler Enthusiasmus, der über alle Grenzen und alle Zeiten hinausstrebte.

In einem Dasein von Enttäuschungen hat Fichte den Glauben an die Zukunft niemals verloren. In einem Sonett hat er selbst diese Stimmung gemalt:

„Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,
Unordnung, Ordnung und Verwesung Leben?

Was durch der Zeit, des Raums verworrnes Weben
Mich sicher leitet hin zum ew'gen Bronnen
Des Schönen, Wahren, Guten und der Wonnen,
Und drin vernichtend eintaucht all mein Streben?

Das ist's: Seit in Uranias Aug', die tiefe
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich, selber still, hineingesehen:

Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
Und ist in meinem Sein, das ewig Eine,
Lebt mir ein Leben, sieht in meinem Sehen."

[1912].

* * *

Anhang:

Zu Fichtes Charakterbild.

Fichtes Nationalismus (1912). Eine landläufige Scheidung zwischen den Wesenseigenheiten des 18. und 19. Jahrhunderts läßt jenes kosmopolitisch, vaterlandslos, ungeschichtlich rationalistisch, revolutionär

Digitized by Google

sein, dieses hingegen national, organisch, historisch, reformerisch. Das 18. Jahrhundert ist umstürzend, das 19. anknüpfend, entwickelnd. Das 18. Jahrhundert sprengte alle Grenzen und Schranken außer die Vernunft, das 19. sprengt die Vernunft und erkennt dafür alle Grenzen und Schranken an. Nach solcher Auffassung scheint es, als ob das Sinnloseste, wenn es einmal geschichtlich geworden, auf einmal den Ruhmestitel des Organischen erworben habe, und nur eine menschliche Erscheinung des organischen Wesens entbehre: die Schöpferquelle alles Menschlichen — die Vernunft.

Mit dieser Unterscheidung der beiden Jahrhunderte wird das Charakterbild J. G. Fichtes zerrissen. Mit der Vorliebe der deutschen Bildungsphilister, aus dem wilden Most revolutionärer Jugendverwirrungen auf jeden Fall den wässerigen Landwein berechtigt liberaler Spießbürgerei sich entwickeln zu lassen, hat man auch dieses ungebärdige Kind des 18. Jahrhunderts in einen braven Bürger des 19. Jahrhunderts gewandelt. Aber alle diese gelehrten und dilettantischen Bemühungen haben nur die Entfernung erweitert, die zwischen der unwandelbar revolutionären Größe Fichtes und dem deutschen Bürgertum klafft.

Das bürgerliche Bild Fichtes ist in jedem Zuge falsch; so falsch, wie jene Kennzeichnungen der Jahrhunderte, auf deren Brücke Fichte steht. Das 18. Jahrhundert ist so wenig antinational, daß in ihm vielmehr zuerst der Vaterlandsbegriff entstanden ist. Indem die französische Revolution der Welt den Patriotismus der Freiheit verkündete, entdeckte sie nicht nur die Menschheit, sondern auch die Nation. Umgekehrt hat das 19. Jahrhundert den nationalen Geist wieder verstümmelt. Die heilige Allianz errichtete für 50 Jahre den unterschiedslosen Kosmopolitismus der Monarchien, der Feudalität, der Polizei, der Kirche; sie restaurierte alles, was nicht Volk, nicht Nation ist.

Der Feudalstaat des 18. Jahrhunderts war das künstlichste, willkürlichste Gebilde. Erst die französische Revolution begann die Völker organisch zu entwickeln, bis die Reaktion des 19. Jahrhunderts den Prozeß hemmte und umkehrte.

Das 18. Jahrhundert kannte vor der Revolution eine Art von feudalem Patriotismus, aber keinen nationalen Patriotismus. Man trieb preußischen, sächsischen, bayerischen Patriotismus. Der Kult entstand, um im Interesse der Herrschenden die Bildung der aufgeteilten zersprengten deutschen Untertanen zur Nation zu vereiteln. Es war der Patriotismus des Gutsbezirks, der Treue des Untertans für seinen Herrn, die nationale Gesinnung des Großgrundbesitzers, der Bauern legt. Diese Gattung von Patriotismus ist auf das Deutsche Reich übergegangen und behauptet sich bis zum heutigen Tage.

Fichte soll sich vom vaterlandslosen Internationalismus zum Nationalpatriotismus bekehrt haben. Unter dem Druck des preußischen Zusammenbruchs soll er national geworden sein wie ein Reserveleutnant von 1912. In Wahrheit ist Fichtes Verherrlichung der Revolution keine Jugendsünde, die er später, auf gut deutsche Art „vernünftig" geworden, gesühnt hat, sondern jene Gedanken beherrschen ihn bis zum Ende seines Lebens. Die revolutionäre Schrift über die große französische Umwälzung ist genau aus der gleichen Anschauung geboren, wie die Reden an die deutsche Nation. Ja, seine umstürzlerische Gesinnung steigert sich gerade am Ende seines Daseins, das mit dem Beginn des Krieges gegen Napoleon zusammenfällt; steigert sich in den „Politischen Fragmenten" und der Staatslehre von 1813 bis zur Verkündung des demokratischen Sozialismus, der bereits ahnungsvoll das Werkzeug des Klassenkampfes tastet. Der Freiheitskrieg ist für Fichte Volksaufstand. Er haßt in Napoleon weniger den Unterdrücker Deutschlands als den Ver-

Digitized by Google

derber Frankreichs. In seiner gewaltigen Charakteristik Napoleons, die Fichte 1813 in seinen Vorlesungen entwarf, hat er die Schuld des Weltherrschers und in ihr seine eigene revolutionäre Nationalgesinnung gekennzeichnet:

„Die ihm das Schlimmste nachsagen wollen, deuten nur immer hin auf des Prinzen Enghien blutigen Leichnam, als ob dies der höchste Gipfel wäre seiner Taten. Ich aber meine eine andere, gegen welche Enghiens Ermordung beinahe in Nichts verschwindet und, nach meinem Sinne, nicht wert ist, herausgehoben zu werden, weil sie durch die einmal angehobene Bahn mit Notwendigkeit gefordert wurde.

Die französische Nation war im Ringen nach dem Reiche der Freiheit und des Rechts begriffen und hatte in diesem Kampfe schon ihr edelstes Blut verspritzt. — Aber diese Nation war der Freiheit unfähig", sagt man — und ich gebe dies nicht nur zu, sondern ich glaube, es sogar beweisen zu können. Aus folgenden Gründen: 1. Weil, da Einstimmigkeit über das Recht nicht möglich war, bei diesem Nationalcharakter jede besondere Meinung ihre Partei finden, und so, ohne eine schützende Gewalt, die Parteien im inneren Kampfe sich selbst aufreiben mußten, wie sie auch eine Zeitlang taten; 2. weil es in der ganzen Nation an der Bedingung einer freien Verfassung fehlte, der Ausbildung der freien Persönlichkeit, unabhängig von der Nationalität.

So darum stand es freilich. Indem nun diese Selbsterkenntnis anfing aufzudämmern, fiel — ich will davon schweigen, durch welches Mittel — diesem Manne die höchste Leitung der Angelegenheiten zu. Bilder der Freiheit waren in manchen begeisterten Schilderungen an ihn gekommen; ganz unbekannt war ihm darum nicht der Begriff, und daß er gedacht würde. Wäre nur irgendeine Verwandtschaft dieses Begriffes zu seiner Denkweise, irgend ein Funke des Verständ-

nisses dafür in ihm vorhanden gewesen, so hätte er den Zweck nicht aufgegeben, wohl aber das Mittel gesucht. Es hätte sich ihm nicht verborgen, daß dieses sei eine vielleicht mehrere Menschenalter dauernde, regelmäßige Erziehung der französischen Nation zur Freiheit. Es hätte dem Manne, der sich eine Kaiserkrone und eine benachbarte Königskrone aufzusetzen, und sich der Erbfolge zu versichern vermochte, nicht fehlen können, sich an die Spitze dieser Nationalerziehung zu setzen und dieselbe Stelle einem Nachfolger, den er für den würdigsten dazu gehalten hätte, zuzusichern. Dies hätte er getan, wenn ein Fünklein echter Gesinnung in ihm gewesen wäre. Was er dagegen getan, wie er listig und lauernd die Nation um ihre Freiheit betrogen, braucht hier nicht ausgeführt zu werden; jenes Fünklein ist darum nicht in ihm gewesen. Und so wäre denn meine Schilderung von ihm zur Demonstration erhoben, insoweit dies bei einem historischen Gegenstande möglich ist."

Fichte und Tolstoi [1914].

Die Tragödie Fichtes, des wahren Christen, hat sich in unserer Zeit wiederholt, nur daß den deutschen Philosophen ein früher Tod auf der umwetterten Höhe des Mannesalters dem Zusammenbruch rettungsloser, vor sich selbst fliehender Verzweiflung entzog, die den greisen russischen Dichter in nächtiger Angst würgte: Tolstoi. Das ist die tiefste Tragik des Menschenschicksals, das furchtbare Problem der Lebenspanik: Wie erträgt ein Mensch, der im Innersten erfüllt und bewegt ist von der tätigen Zukunftsgesinnung erlöster Menschheit, ein Dasein, in dem all sein Wollen und Sehnen zerbricht an den stumpfen Widerständen einer blinden Welt.

Unsere Zeit wurde von der Schlußszene der Tolstoi-Tragödie einen Augenblick erschüttert: Der sterbende Greis, der vor seinem Ende endlich, ehe es zu spät

Digitized by Google

ist, ein wahrer Christ sein will, der Heim und Familie verläßt, irgendwohin in die Einsamkeit zu seinem eigentlichen ungebrochenen, mit sich selbst eigenen Selbst suchend flüchtet und den Tod findet. Der Nachlaß Tolstois hat das wilde Grausen dieses Daseins enthüllt. In dem dramatischen Fragment: „Das Licht, das im Dunkel leuchtet", treibt Nikolaj Iwanowitsch, der Narr, der wie ein Urchrist leben will, alles, was er berührt, ins Unglück. Da stöhnt er, qualvoll zerrissen: „Sollte ich wirklich auf Irrwegen wandeln? Sollte es ein Irrtum sein, daß ich an dich glaube, mein Vater? Nein, nein — hilf mir, o mein Gott!" Und als er von der Mutter eines durch seine Lehre in die Nacht des Kerkers und der Irrenzelle getriebenen Jünglings erstochen wird, da sieht er sterbend noch die Duchoborzen, in deren Bewegung er den Anfang des Heils erkennt, und in Freuden geht er dahin, daß sein Leben doch noch einen Sinn bekommen.

Fichte ist aus härterem Stoff geschaffen als Tolstoi. In der großen Schule der wissenschaftlichen Philosophie gebildet, hat sein Bewußtsein jenes feste Gerüst höchster und reinster Gedanken, das ihn stützt und hält, ist er geistiger Künder und Schöpfer der Vollendung der Menschheit in der radikalsten Form staatlicher Organisation, während der slawische Weltdichter unserer Zeit mitten in der sinnlichen Fülle bunter und wirrer Gestalten taumelt, mit ganz einfachen Gefühlen und Vorstellungen dieses ungeheure und unermeßliche Dasein zu bewältigen sich müht und um eine Welt jenseits aller Kultur ringend ein Leben sucht, das halb wie ein wildmelancholisches Zigeunerlied, halb wie die Gottinbrunst einer urchristlichen Legende verklingt und emporrauscht.

Aber beiden gemeinsam ist dieses Grundgefühl ihres Daseins: Wie läßt es sich leben, wenn man die Wahrheit der erlösten Welt leibhaftig schaut, wenn alle Triebkräfte in dieser einen Sehnsucht nach Befreiung

verschmelzen und verrinnen, da doch die Dinge und die Menschen hartsinnig unbeirrt ihren fremden feindlichen Weg nehmen! Beide suchten die gleiche Lösung: Einmal im äußeren tätigen Dasein die unbewehrte Brust unablässig dem Feinde herausfordernd darbieten, handeln und schaffen, als ob morgen schon die Erfüllung aller Ideale möglich wäre: dann aber bergen sie ihr inneres Wesen in die leuchtende Sicherheit einer christlichen Mystik, die freilich bei Tolstoi sich in der schlichten Weisheit und Einfalt der Bergpredigt befriedigt, während Fichte in die luftdünnen Jenseitshöhen neuplatonischer Gottideen emporsteigt. Und endlich: Fichte und Tolstoi fliehen vor uns aus ihrer Zeit, für deren Umgestaltung sie doch selbst ihr Leben herzugeben bereit sind.

Als Fichte in der dumpfen Zeit unmittelbar vor der preußischen Katastrophe, als deren hellsichtiger Prophet er vorher in Berliner Vorträgen die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" entwarf, an allem verzweifelte, entwickelte er vor seiner Gemeinde seine Religionslehre: die „Anweisung zum seligen Leben". Als soziales Mitglied des damaligen preußischen Staates verzeichnete er sich auf dem Titelblatt der gedruckten Vorlesung als „der Philosophie Doktor, königl. Preuß. ordentlichen Professor der Spekulation an der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied". Was aber an Fichte geistig und wesentlich war, das lebte, unversehrbar in dem Gottesreich der Idee, ein Weltbürger im ewigen Licht. Nur auf Wunsch seiner Freunde hatte er seine lebendigen Worte in Druck gebracht. „Denn ich," so schreibt er, wie gänzlich erdentrückt, „für meine Person bin durch den Anblick der unendlichen Verwirrungen, welche jede kräftigere Anregung nach sich zieht, auch des Dankes, der jedem, der das Recht will, unausbleiblich zuteil wird, an dem größeren Publikum also irre ge-

Digitized by Google

worden, daß ich mir in Dingen dieser Art nicht selber zu raten vermag und nicht mehr weiß, wie man mit diesem Publikum reden soll, noch ob es überhaupt der Mühe wert sei, daß man durch die Druckpresse mit ihm rede."

Nur zwei Jahrzehnte umfaßt das öffentliche Wirken Fichtes. Im letzten Jahrzehnt schrieb er keine Bücher mehr, die doch ins Leere hinausgingen, nur mit der Macht seiner Beredsamkeit rang er noch, der Welt der Zukunft einige Baumeister zu gewinnen. Er war der erste politisch-philosophische Agitator Deutschlands, in einer Zeit, die keine Parlamente, keine politische Presse, keine Parteien hatte, deren einzige organisierte Wirkungsbezirke die Universitäten, Akademien und ihre Umgebungen umfaßten, deren einziges Publikum ein loser Haufen von Professoren, Gelehrten, Studenten, Schriftstellern war. Seine mächtige Prophetenstimme rief ins Nichts. Sein Wirken fiel in die Zeit gewaltiger, von außen über die deutschen Grenzen flutender Bewegung: zwischen der großen Revolution und den Freiheitskriegen. Immer schien das kreisende Chaos eine neue Welt zu gebären; und jedesmal scheiterte die tatrüstende Hoffnung. Fichte stürzte sich in jede Bewegung und wurde immer von ihr ausgestoßen. Niemand hat in Deutschland so kühn und feurig das Recht der französischen Revolution verkündet. Dem verwegenen Jakobiner bietet sich in Jena eine Stätte der Propaganda. Er unterliegt in einem elend gehässigen Religionsstreit und wird verzagt. Er schaut noch die deutsche Revolution, als die er den Freiheitskrieg wider Napoleon auffaßt, für den er deshalb begeistert. Er stirbt in der verzweifelten Überzeugung, daß abermals Volk und Menschheit um den Ertrag ihrer Blutopfer betrogen werden würden.

Dennoch ergreift er auch jeden Schein von neuem Leben. Die Tat ist alles. Wer handelt, kann nie in Verzweiflung versinken. Scheinen die Mächte der

Finsternis unüberwindlich, so muß eben ganz von neuem abseits und fern das Heil gewonnen werden. Außerhalb der Zeit schaffen, wenn die Zeit selbst nicht zu retten ist — das ist die praktische revolutionär utopische Philosophie Fichtes. So entwirft er, als die verwüstenden Handelskriege zwischen England und Frankreich keine Ruhe friedlicher Arbeit in Europa ermöglichen, jenes sozialistische Zukunftsbild eines „geschlossenen Handelsstaats", in dem Deutschland aufgefordert wird, sich von aller Welt abzuschließen und nur durch Verwendung eigener Naturerzeugnisse jedem Bürger ohne Unterschied die Notdurft des Lebens zu sichern — fern den grausamen Raubhändeln der Weltmächte, unberührt und unabhängig von ihnen. So will er, nach dem Untergang des alten Reichs und Preußens, die junge, von der Pest verdorbenen Wesens unberührte Generation in abgesonderten Erziehungsprovinzen für den Weltberuf des staatlos gewordenen Deutschtums vorbereiten und befähigen.

Was aber gibt dem handelnden Denker letzten Endes die Kraft, im Scheitern aller Pläne, im Zusammenbruch der Hoffnungen, in der quälenden Bitternis widriger Lebensumstände unerschrocken und unbewegt dennoch für die Zukunft zu werben, dennoch in Not und Verfolgung selig zu leben? Dies Prophetengeheimnis unverwundbarer Messiaskraft hat Fichte in jener Religionslehre vom seligen Leben entdeckt, die in der mystischen Glut einer an der Offenbarung Johannis entzündeten Bildersprache die Liebe des begeisterten, zukunftsgewissen Schaffens verkündet als den unversieglichen Urquell menschlicher Befreiung. Diese seltsamen Vorlesungen, die lange verschollen waren, sind neuerdings in die Hände ratloser Theologen gefallen, die den Tiefsinn dieser Religion der Erlösung auf Erden durch Vermengungen und Vergleichen mit dem landläufigen Christentum verwirrten.

Das selige Leben, in dem Fichte die Ruhe, Kraft

Digitized by Google

und Begeisterung seines Wirkens in einem Zeitalter der „Verwesung" findet, ist das erhabene Weltgefühl des Ewigen, der Rauschzustand der Zukunftsschöpfung und Zukunftsgewißheit, geschaut und gefühlt im Gegenwärtigen, aber nicht eigentlich von diesem einzelnen zufälligen Ich, sondern — nach Vernichtung des Ichs, das heißt gerade durch völlige Aufhebung des Individuums, von einer unzerstörbaren Ausstrahlung des allumfassenden, befreiten, reinen Menschengeistes und Erdensinns. Das ist Fichtes „Gott" oder das „absolute Ich"; Gott verdrängt das Ich des Individuums und gibt ihm die höchste Sicherheit und Seligkeit einer im Schauen der reinen letzten Idee zum tätigen Leben ermutigenden, verpflichtenden und begeisternden „Liebe" zum Menschengeschlecht in seiner tiefsten Umfassung. Fichte beschreibt in solchen visionären Abstraktionen das tatsächliche Bewußtsein jener Menschen, die in der Zukunft leben und deshalb für sie leben können. Daher es auch eine platte, mißverständliche Auffassung theologisch befangener Kritiker ist, daß ein Widerspruch sei zwischen der Vernichtung des Ichs und dem Ich als Schöpfer aller Tat. Freilich meint Fichte nicht etwa bloß die Vernichtung des Schlechten im Ich, worin jene Vorbeiredner und Vorbeischreiber eine Lösung des nur in ihren Köpfen vorhandenen Widerspruchs sehen würden, es ist in der Tat die radikale Austilgung des Ichs in seinen zufälligen materiellen Beziehungen und zeitlichen Hemmungen, die Auflösung des Ichs im Allgefühl der Menschheit, in der Freiheit, in „Gott". So versteht man, wenn anders man selbst einen Hauch der Begeisterung für das Zukünftige, für die Erlösung des Menschengeschlechts auf Erden zu empfinden vermag, daß in dieser Vernichtung des Ichs gerade der tiefste Urquell allen tätigen Lebens strömt: das Lebensprinzip des einzelnen Revolutionärs wie revolutionärer Klassen.

In Wahrheit: Diese Religion des seligen Schauens ins Göttliche ist so wenig tatenlose Schwärmerei, daß sie vielmehr alles Handeln ermöglicht, treibt, leitet. Wenn er gleichwohl scheinbar in die Abgründe religiöser Mystik sich verliert und in Geistersprache redet, so eben deshalb, weil hier das Licht war, das im Dunkeln seines Lebens schien, das ihm den Mut gab, trotz der Verzweiflung an jeder unmittelbaren Wirkung, seine Gedanken auszusprechen, „damit sie nicht untergehen in der Welt". So heißt es in dem Entwurf einer Schrift aus dem Frühjahr 1813, in dem er den Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" sozialistisch beantworten wollte.

Digitized by Google

Über Schillers Idealismus.

I.

Das tiefste und reichste, was Schiller der Welt gespendet, ist zugleich der Urgrund seines Falls in der bürgerlichen Gesellschaft, der Ursprung jenes Jahrhunderts der Verderbnis, Entfärbung und Fälschung, das den revolutionären Himmelsturm für die elend klappernde Mühle einer seichten und leeren Sonntagsgeschwätzigkeit einspannte; das aus dem innerlichsten Lebensbedürfnis einen Festspruchzierat, aus der heiß atmenden Weisheit die Gemeinplätze eines Stammbuchs schneiderte; das die tief in das Erdreich menschlicher Entwickelung pflügende Gedankenarbeit in eine trockene Schulbubenqual zusammenschrumpfen ließ; das endlich den kühnen Schöpfergesang der Freiheit in einen frömmelnden Gassenhauer wider die Freiheit log. Heute, ein Jahrhundert nach dem Tode des Dichters, preist den Rebellen und Republikaner die ekle Gemeinschaft der Byzantiner. Der reine Heide, der niemals etwas gemein hatte mit Pfaffentum, Kirche und konfessionellem Dogmatismus, wird von dem Weihrauch der Dunkelmänner umqualmt; der Künder eines Weltbürgertums, der es ein „armseliges, kleinliches Ideal“ nannte, „für eine Nation zu schreiben“, dessen philosophischem Geist „diese Grenze durchaus unerträglich“ war, wird nun gerühmt als einer, der dennoch „bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders)“ stille gestanden hätte, — gerühmt nämlich von denen, die in dieser Grenze national begeistert die göttliche Erfindung grenzenloser Zollmöglichkeiten

anbeten. Der Seher und zuversichtliche Bekenner einer menschlichen Zukunftsgesellschaft der Freiheit wird bekränzt von den trägen, zynischen Hirnen der mittleren Linie, die in dem Streben nach einem idealen Staat eine Narretei begrinsen, wenn sie es aus Rücksichten des Geschäfts nicht vorziehen, es als Verbrechen anzuklagen. Der Priester der Humanität muß sich den Kultus einer bluttriefenden Soldateska gefallen lassen, deren einzige Politik die gewaltsame Unterdrückung ist, und der trotzige Bekenner des Tyrannenmords als des notwendigen Mittels der Befreiung vom unerträglichen Joch, wird feiernd zum Schwurzeugen derer herangeschleppt, die das Verbrechen der Herrschenden als unumstößliches Recht und das Recht der Unterdrückten als todeswürdiges Verbrechen vertauschen. Dieses Jahrhundert klassischer Erziehung hat die Gegensätze in wundersame Harmonie aufgelöst: Franz, die Kanaille, sinkt vor Karl Moor-Schiller auf die Knie. Der Hofmarschall von Kalb wird der kluge und hochherzige Trauzeuge von Ferdinands und Luisens ehelichem Glück. Marquis Posa empfängt in jubelndem Dank von Philipp II. den eigens für ihn gestifteten Orden der heiligen Inquisition, und Wilhelm Tell drängt sich, noch bevor er zerknirscht ins Zuchthaus geht, dem Geßlerhute die ersehnte Reverenz zu erweisen.

Was gab die Möglichkeit zu solchem tollen Gaukelspiel? Das, was man den Idealismus, die idealistische Weltanschauung heißt. Schillers größte Tat ward sein Fluch, ward die Ursache, daß er selbst in seinem geschichtlichen Wirken in der Klasse, für die er wirkte, seine Mission zerstörte.

Gewiß ward Schiller das Opfer einer tückischen Verleumdung: dennoch nicht ohne eigene Schuld. In dem Idealismus, wie er ihn prägte, oder vielmehr, wie er ihn betätigte, lag schon das Element der Zerstörung, der Selbstauflösung.

Digitized by Google

Und nicht aus innerlichem Irren entstand dieser feine, kaum merkbare Bruch seiner Weltanschauung. Es war der Tribut, den er dem deutschen kleinstaatlichen Despotismus unbewußt zahlen mußte, der sozialen Misere eines mühselig um sein Brot arbeitenden armen Literaten, der von der Gnade gerade jener Elemente zu leben verurteilt war, die man in Frankreich guillotinierte. Es ist eine ekle Legende, daß unsere klassische Kunst den freien Höfen aufgeklärter, verständnisvoller Despötchen ihre Blüte verdankte. Sie verdankt ihnen vielmehr die verhängnisvolle Akklimatisation, die den Anfang bildete jener schlimmeren Anpassung an die bürgerliche Gesellschaft, der unsere Größten nach ihrem Tode dann wehrlos ausgeliefert wurden, mit Episoden der Wiedergeburt und Erneuerung, bis auf diese Tage. Mag immer Sachsen-Weimar nicht die schlimmste Heimstätte deutscher Kunst und deutschen Denkens gewesen sein, es blieb doch Frondienst, hier zu wirken. So kam es, daß Friedrich Schiller in dem gewaltigsten Augenblick der menschlichen Geschichte, da das von ihm nicht nur geträumte, sondern als notwendig erkannte und geforderte Vernunftreich der Freiheit den Riesenschritt zur Wirklichkeit tat, blind vorüberging, ja ängstlich vor ihm flüchtete, indem er die heranstürmende Zukunft, die Zukunft seines Ideals, scheu beschwor, wieder in die Ferne zu verdämmern. Diese Flucht vor der Tat war das Verhängnis seiner Wirkung im deutschen Volk, im deutschen Bürgertum, daß er, zwar mißverstanden, doch das Mißverständnis durch eigene Zweideutigkeit nährend, vielleicht mehr gegen seine Ideale erzog, als daß er es ihnen näherte. Schillers revolutionärer Idealismus erlitt in seinem Blutumlauf unter dem höfischen Druck der deutschen Kleinstaaterei eine Stockung, die seine Gewalt lähmte und am Ende wie eine Geisteskrankheit erscheinen ließ.

II.

In der Militärzwangsanstalt seines Landesvaters eingeschnürt, befreite sich Schillers Jugend an Rousseau, zu dem sich — im Stil der Gefühlsäußerung — Klopstock gesellte. Wider die Tyrannei war seine Losung. Er flüchtete zu der Utopie des erhabenen Verbrechens, das alle bürgerlichen Fesseln erlösend löst. Sein erster stürmender Idealismus war die Religion des aufbäumenden Frevels. Frei sein vom zerreibenden Druck schien ihm Freiheit. Die große Natur des heißen Menschenherzens, die Republik der einfachen, ungebrochenen, gütigen Kraft ward ihm seine ideale Welt, bevor er die Welt kannte. So entstanden seine Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, die Trilogie revolutionärer Leidenschaft. Ehrenvoller als der hundertjährige Ruhm, der Schillers Geltung in der Kulturentwickelung entnervte, war der dumme und brutale Philisterhaß, der damals den Jubel der jungen Generation zu überschreien suchte. In dieser stumpfen Verleumdung barg sich eine stärkere Anerkennung seines Elementarwesens als alle geschminkte Schwärmerei der Nachwelt. Durch diesen Jugendidealismus, der im gigantischen Verbrechen den Ausweg aus schlaffer Schande suchte, in ihm das zyklopisch sich türmende Tor zur Freiheit gesprengt wähnte, fühlte sich die gezähmte Barbarei despotisch-kleinbürgerlicher Kultur bedroht. Ein Räuberrezensent — ein Mitglied übrigens der Gesellschaft Jesu — scheute sich schaudernd, „an die Plattheiten, an die Hefe des Pöbelhaften, und an das äußerst Abscheuliche, alles gute Gefühl Empörende, die Sitten und die Menschheit Schändende zu gedenken, das aus dem Munde der Banditen, dieses räuberischen Lumpengesindels kömmt“. Der angesehene Schriftsteller Moritz denunzierte in der Berliner „Vossischen Zeitung“ Kabale und Liebe als ein „Produkt von unsere Zeiten Schande“:

„Mit welcher Stirn kann doch ein Mensch solchen

Digitized by Google

Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! . . . Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht (Vorsehung) rechtet, und voll krassen, pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase."

Derselbe wusch sich später die Hände von dem „Schillerschen Schmutz". Man beobachtete auch üble Wirkungen an diesen gotteslästerlichen Werken; und man begnügte sich nicht etwa nur mit Anklagen und Befürchtungen wie den folgenden:

„Daß der eingebildete Held aber die Bewunderung und das Interesse des Pöbels und höherer Stände wird, wo die Schwäche der landesherrlichen Macht oder Polizei in dem elendesten Kontraste erscheint; — welche Wirkungen werden solche Situationen hervorbringen? welche Lehren der Moral, der Politik, des Gehorsams gegen die Gesetze und ihre Handhaber sind stark, einleuchtend oder anziehend genug, um die vorigen Eindrücke auszulöschen?"

Man bewies die Anklage auch:

„In Leipzig wurden vor zwei Jahren während der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels im Theater und in der Stadt ansehnliche Summen gestohlen, welches natürlich viel Gerede verursachte, und den dortigen Magistrat bewog, nach der zweiten Vorstellung die fernere Aufführung des Stückes in der Stille zu verbieten. So wenig sonst ein Verbot in Sachen des Geschmacks zu loben ist, so scheint doch dieses sehr guten Grund zu haben, . . . weil ich glaube, daß die Absicht des Schauspiels ist zu vergnügen, pöbelhafte

Reden, welche in dem Stück vorkommen, durch die Vorstellung desselben, zu sehr unter junge Leute in Schwung kommen, und daß gräßliche Schauspiele ein Volk ungesittet und das Herz junger Leute hart und zu Grausamkeit geneigt machen."

Nicht genug damit, daß die „Räuber" zum Diebstahl anleiteten. Andere Anwälte der Zivilisation erzählten:

„Ein Junge von 12 bis 14 Jahren wurde von dem romanhaften Charakter Karl Moors so hingerissen, daß er den andern Tag mit seinen Mitschülern eine Verschwörung machte, als Räuber zu Fuß durch die Welt zu streichen."

Und im „Leipziger Magazin der Philosophie und schönen Literatur" las man gar 1785:

„In der Gegend von Bayern und Schwaben rotteten sich vor nicht langer Zeit gefährlich schwärmende Jünglinge zusammen und wollten nichts geringeres ausführen, als sich durch Mord und Mordbrennerei auszuzeichnen und einen Namen zu machen, oder dem großen Drange nachzugeben, Räuber und Mordbrenner zu werden. — — Und welcher Anlaß konnte solche Unglückliche, in der Imagination versengte Menschen verleiten und sie auf den Grad von Ausschweifung bringen, wenn wir es aufs gelindeste benennen? Sie wollten Schillers Räuber realisieren."

Das waren Mißverständnisse, die doch mehr Verständnis für das wirkliche Wesen des Dichters verrieten als die Totalbewunderung unserer bürgerlichen Schillerfeier von heute. Im Sinne der herrschenden Klassen seiner und noch mehr fast unserer Zeit ist Schiller die Unsittlichkeit und der Umsturz — zumal der junge Schiller.

Das 18. Jahrhundert, das so urteilte, war dabei nicht einmal fromm.

Digitized by Google

III.

Schillers Verhältnis zur Religion begann mit jenem weichen Deismus, der das Jahrhundert der Aufklärung beherrschte. In der Kirche sah er stets nur die Organisation geistiger Tyrannei. Mit dem dogmatischen Aberwitz war er früh fertig, wenn er überhaupt jemals mit ihm belastet war. Sein Gottesglaube bestand zunächst in dem Glauben an ein gütiges Geschick. Er haßt die Zyniker, die an gar nichts glauben, was außerhalb ihrer Sinnlichkeit liegt:

Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wie Hellas in seinem Geist aufgeht, verfinstert sich ihm auch das vom Kirchentum losgelöste Christentum. In heidnischer Sehnsucht läßt er die Götter Griechenlands auferstehen:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel.

Denselben christentumsfeindlichen Gedanken, der sich anlehnt an Lessings schöne Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, wiederholt er später (1789):

Die Urne und das Skelett.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben,
Und du töricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.

Der Gott des christlichen Zeitalters ist ihm der Zerstörer schöner Menschlichkeit:

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benetzen.

Das Blütenalter der Natur ist „von des Nordens winterlichem Wehn“ vertrieben:

Von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.
— — — — — — — — — — — — —
Einen zu bereichern, unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.

In immer neuen Bildern wird der finstere Gott der Christenheit gezeichnet:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
— — — — — — — — — — — — —
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Als der christlich verzückte und verstiegene Graf Stolberg sich wegen der Verherrlichung des griechischen Götterkults als der Verbindung „gröbster Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus“ bekreuzigte, schnellte Schiller den Spottpfeil gegen ihn ab:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein.

Schillers Religion verdichtet sich schließlich zur reinen Gottesidee, die letzten Endes nichts anderes ist wie der Idealismus der reinen Menschheit:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

In den Worten des Glaubens wird 1797 der Gedanke also geformt:

Digitized by Google

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig, der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist.

Allen denen aber, die dennoch den Versuch machen würden, ihn zu einem Kirchengläubigen zu erniedrigen, weil er seine Weltanschauung in der Gottesidee als der Menschheitsidee vollendete, wehrte er unzweideutig ab:

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! „Und warum keine?" Aus Religion.

IV.

Schiller hat die beiden einzigen großen Revolutionsdramen unserer Literatur geschrieben, die Revolutionstragödie des Zusammenbruchs in „Kabale und Liebe" und das Revolutionsdrama der Erfüllung in „Wilhelm Tell". Das eine kam in die Welt vor der großen französischen Revolution, das andere, als sie bereits im Bonapartismus gestrandet.

Während aber sein revolutionäres Ideal zur Wirklichkeit sich durchrang, war Schiller verständnislos, fast feindselig. Als seine Dichtung ins Leben zu treten schien, flüchtete sich Schiller, der Ehrenbürger der französischen Republik in die Welt des — Ideals. Zeuge des gewaltigsten Ereignisses der Weltgeschichte, verstummt und erblindet er. Keine seiner Schriften, nicht einmal seine Briefe, ahnen einen Hauch der unermeßlichen Zeit. Wenn Schiller auch nicht wie Goethe die Revolution mit platten Possen und stumpfen Stachelversen höhnte, so hatte er doch nichts für sie übrig wie schulmeisternde Worte des Grauens. In seinen kleinen Bemerkungen über den Wert der Ordnung, über die Weiber, die zu Hyänen werden,

über die Tigerin, die das eiserne Gitter durchbrochen, entwurzelte er die Wurzeln seiner eigenen revolutionären Kraft und warf sich dem Philistertum zur Beute hin. Seltsam, fast unbegreiflich: Wenn Schiller schon über den „Greueln" der Revolution nicht ihr Wesen erkannte, wie konnte der Schöpfer des Karl Moor so völlig auch die Einsicht in die Würde des „Verbrechens" verlernen, das die Fesseln der Tyrannei zerbricht!

Hier wird die Anschmiegung an die Bedingungen der Gesellschaft, in der er zu leben gezwungen war, sichtbar. Freilich, indem Schiller zur Welt, in der und von der er existierte, hinabglitt, brachte er das Fallen selbst in ein gewaltiges System, ohne doch den Sturz verheimlichen zu können. Es ist kein Zufall, daß sich die Weimaraner so unendlich verständnisloser gegenüber der Revolution zeigten als etwa die Königsberger.

Die höfische Akklimatisation hatte ihre Opfer gewonnen.

Die verhängnisvolle Entwickelung läßt sich in zwei, an sich unbedeutenden Begebnissen seines Lebens veranschaulichen und in ihren realen Ursachen erkennen. Im Jahre 1783 sollte Schiller in Mannheim eine „poetische Rede" zum Namenstage der Kurfürstin verfertigen. Wie er sich aus der Affäre zog, schreibt er mit vielem Vergnügen an Frau v. Wolzogen: „Kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist mehr Pasquill als Lobrede auf die beide Kurfürstliche Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuten, wird die ganze Lumpenfête eingestellt." Sechs Jahre später entsetzt sich derselbe Schiller in einem Brief an seinen Freund Körner über ein „Knabenstreich" Herders, in dessen Adern gärendes Jakobinerblut floß:

„Bei der Tafel der Herzogin sprach er vom Hof und von Hofleuten und nannte den Hof einen Grind-

Digitized by Google

kopf und die Hofleute die Läuse, die sich darauf herumtummeln. Dies geschah an Tafel und so, daß es mehrere hörten. Man muß sich dabei erinnern, daß er und seine Frau den Hof suchen, und auch vorzüglich durch den Hof souteniert werden."

Schiller hatte inzwischen gelernt, was man schuldig sei, wenn man höfisch souteniert wird. Nicht als ob diese Beeinflussung dem Dichter zum Bewußtsein gekommen wäre, es entwickelte sich alles ganz von selbst.

V.

Zur gleichen Zeit etwa, als er dem Bann der Höfe verfiel, fand er Kant, dessen Ästhetik ihm die systematische Vertiefung und gedankliche Veredelung auch seines Abwegs lieh. Er ward Kants Schüler und Prophet. So innig verschmolz er seinem Wesen die Weltanschauung des Philosophen — den niemand besser verstanden hat als Schiller — daß er mit dem Erworbenen wie mit eigenem freien Eigentum fruchtbar zu schaffen und zu gestalten vermochte. Kants Philosophie empfing gewaltigen Rhythmus und künstlerische Bildkraft in Schillers philosophischen Gedichten, die in dem Allerheiligsten der Weltliteratur ihre Stätte haben, und die, wie kein anderes Werk, das Problem einer Weltanschauungskunst vollendet zeigen.

Kant errichtete, Grenzen setzend und Wege weisend, in wissenschaftlichem Ausmaß die drei Reiche des menschlichen Kulturbewußtseins: Die reine Vernunft als die Schöpferin der Gesetze der Notwendigkeit in der Erfahrung der Natur; die praktische Vernunft als die Gesetzgeberin der Freiheit in der menschlichen Gesellschaft; die Vereinigung beider Reiche ist die Kunst, welche aus dem Gefühl empfangen, aufs Gefühl wirkend, die Welt der sittlichen Freiheit gleichsam als Naturerscheinung bildet.

Schillers wie Kants sittlich-politischer Idealismus, der die Loslösung des auf sich selbst gestellten mensch-

lichen Handelns von aller offenbarten Religion, als niedriger Polizeianstalt zur Züchtung moralischer Sklaverei, voraussetzt, empfängt Licht und Richtung von dem Endziel eines Zukunftsstaates, der die freie Gemeinschaft gleicher, zur Persönlichkeit entwickelten Weltbürger vollendet. Aus dieser Aufstellung eines revolutionären Ziels ergibt sich die grundsätzliche Verneinung des historisch gewordenen Staates der Willkür und Gewalt, dieses — im Sinne der zielweisenden Vernunft — „Notstaates", den Schiller im Gegensatz zu seinem idealen Vernunftstaat den Naturstaat nennt, dessen Überwindung ihm die eigentliche Aufgabe der Kulturarbeit der Menschheit ist.

Die Kunst nun schafft im freien Spiel der Phantasie dieses Reich der sittlichen Freiheit als eine Art naturgesetzlicher Notwendigkeit, als Naturerscheinung. Schillers ästhetische Anschauungen waren von Anfang an vorbereitet für die Ästhetik Kants. Ihm war die Kunst niemals eine leere Belustigung, sie war ihm Anklägerin der Gesellschaft, Rächerin der beleidigten Menschheit, Verkünderin der Freiheit. In den vor dem Studium Kants verfaßten „Künstlern" (1789), dem Erhabensten, was je über Kunst gesagt, wird ihm die Kunst zur träumerisch schaffenden Mutter aller Menschlichkeit; im Spiel ahnt sie die Wissenschaft voraus, im Schlag richtet sie die Frevler an der Humanität, im Bild schaut und rüstet sie schöpferisch die Zukunft:

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

Und hier vollzieht sich die verhängnisvolle Wendung. Die Kunst wurde ihm aus der Helferin und Schöpferin des Lebens Ersatz des Lebens. Die Revolution des Handelns resignierte in der Welt des Schönen:

Digitized by Google

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt selbst ermißt sie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Das war der müde Rechnungsabschluß Schillers an der Grenzscheide des revolutionärsten Jahrhunderts. Aus der Not wurde ihm ein System. Aus der Unmöglichkeit, im Kerker despotischer Kleinstaaterei, die ihn doch „soutenierte", den revolutionären Idealismus zu leben, flüchtete er in den revolutionären Idealismus seiner Kunst als — Erziehung zu diesem Leben!

Im März 1794 kündigte Schiller seine Monatsschrift „Die Horen" an, die sich über alles verbreiten sollte, „was mit Geschmack und philosophischem Geist behandelt werden kann". Aber hob Schiller nachdrücklich hervor, sie werde sich „alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht". In einer anderen Ankündigung hieß es, daß das Journal sich alle „Beziehung auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit" verbieten werde. Körner erkannte sofort, was hinter diesem feierlichen Verzicht steckte: Man entgehe dadurch, schrieb er, „vielen Unannehmlichkeiten: teils in Ansehung der Zensur, teils in dem Verhältnis des Ausschusses zu den Mitarbeitern". Er, Körner, würde gegen alles sein, was Staat und Religion zerstöre. Das könnte als Beschränkung der Freimütigkeit erscheinen. Aber das schade nichts; denn man bedürfe gar nicht der Freimütigkeit, „wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weitergekommen ist".

Schiller hatte trotzdem ein lebendiges Gefühl, daß er mit der Beschränkung auf die ästhetische Welt eine anstößige Flucht aus einer großen Zeit vollzog. In seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" rang er deutlich damit, diesen inneren Zwiespalt zu überbrücken. Er bog Kants Ästhetik ganz unkantisch um. Kant hat niemals die ästhetische Bildung als eine Vorschule des politisch-sittlichen Handelns aufgefaßt. Gegen alle Bedenken, ob die Menschheit schon reif sei für den Vernunftstaat, richtete er die schlichte tapfere Erkenntnis: Der Mensch müsse zuvörderst in Freiheit gesetzt werden, wenn er die Freiheit gebrauchen lernen solle. Schiller aber fand in dem Mißtrauen gegen die Freiheitsreife der handelnden Menschen — sie durften nicht reif sein in einem Lande des despotisch-patriarchalischen, bureaukratisch-polizeilichen Regiments — das Mittel, um die Notwendigkeit seiner gesellschaftlichen Existenz mit seinem revolutionären Idealismus zu versöhnen: Wenn denn die Kunst ahnende Schöpferin des Lebens sein sollte, mußte Erziehung durch sie nicht die Voraussetzung revolutionärer Wirklichkeit sein? So wurde der revolutionäre Idealismus der Tat vertagt, und die Menschheit zunächst in die Schule der Kunst geschickt. Statt der gemeinsamen, in Wechselwirkung sich ergänzenden sittlich-politischen und künstlerischen Arbeit, verdrängte die Ästhetik die in der Praxis unerlaubte revolutionäre Handlung, auch grundsätzlich. Die Kunst wurde die Betätigung des revolutionären Idealismus.

Wohl fühlt Schiller, daß eigentlich „der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeit so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen":

„Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz ge-

Digitized by Google

heftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen? ... Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht."

Radikal gesteht Schiller in den ästhetischen Briefen in einer fast an heutige sozialistische Kritik anklingenden Weise zu, daß es die unveräußerliche Aufgabe sei, den „Naturstaat" der Gegenwart zu revolutionieren, diesen Staat, dessen sinnlose, feindselige, verderbliche Widersprüche er schildert:

„Der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er antreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft."

Aber dieser Weg zur Freiheit kann, so biegt Schiller die große Idee um, nicht sofort gegangen werden:

„In den niederen und zahlreicheren Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen ... Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück."

Also muß die Menschheit erst erzogen werden, also muß man, „um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das Ästhetische den Weg nehmen", „weil es die Schönheit ist, durch welche

man zu der Freiheit wandert". Dermaßen stieg die Kunst zu ihrer höchsten Würde, und indem sie sich vermaß, das Leben für den Zukunftsstaat zu erziehen, stieß sie den Anspruch und die Kraft des Lebens selbst in das erhabene Nichts eines stolzen Traums.

Zugleich zog sich die Kunst selbst aus der Unmittelbarkeit des Lebens zurück. Durch Schleier und Hüllen sprach sie in den Bildern einer phantastischen Vergangenheit zur Zukunft.

Nicht als ob Schiller kein Auge für das lebendige Dasein seiner Zeit gehabt hätte. Zu den philosophischen Gedichten gestaltet er die Zustände seiner Zeit zu klarster Anschaulichkeit. Er plant sogar ein Epos unmittelbarer Gegenwart, eine Friedericiade; an der Idee zog ihn an, daß „unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste" auf Grund eines „tiefen Studiums unserer Zeit" dargestellt werden könnten.

„Wie interessant müßte es sein (schreibt Schiller an Körner), die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen, und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darzustellen! Welches Interesse für die jetzige Zeit! Statistik, Handel, Landeskultur, Religion, Gesetzgebung: Alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargestellt werden. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Konklave in Rom usw. Ein schönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch kosten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen, und das ganze Gedicht müßte dies Gepräge tragen."

Er gibt den Gedanken auf aus dem Grunde, weil er den Charakter Friedrichs II. nicht lieb gewinnen könne; „er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen."

Der Zwang der Umstände, unter denen Schiller

leben mußte, lenkt schließlich selbst unbewußt die Forderungen seines künstlerischen Stils.

So ward die Bahn frei für die Schillerschändung der bürgerlichen Epigonen. Auf ihn beriefen sich die blutarmen Schwächlinge, welche aus der Rohheit der Politik in die Stille der Kunst naserümpfend retirierten. Der revolutionäre Idealismus, der die Zukunftsgesellschaft gebieterisch fordert, wurde zur gaukelnden, unverbindlichen Phrase. Seine welthämmernde Ethik wurde zu platter moralisierender Heuchelei. Vergebens hatte Schiller versucht, die Mißverständnisse abzuwehren, die ewigen Tugendschwätzer gehöhnt, die flachen Moralisten gegeißelt und denen, die den Hunger mit moralischer Salbaderei zu betrügen suchten, das umstürzende Wort zugerufen:

Würde des Menschen:

„Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen, gebt ihnen zu wohnen.
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Der jämmerliche deutsche Liberalismus verkrüppelte den großen Stürmer nach seinem kleinen Bilde.

VI.

In Schiller vereinigt sich alles, was das deutsche Bürgertum an revolutionärer Kulturkraft aufgebracht hat. Die deutsche bürgerliche Kultur erschöpft sich in der deutschen Kunst, die zwar gerade deshalb sich so mächtig entfaltete, weil sie eben der Ersatz einer Kultur der Wirklichkeit war; die aber andererseits, in sich genügsam und isoliert, schließlich nicht, wie gedacht, Erziehung zur Wirklichkeit, sondern Ablenkung von ihr ward.

In dem Geschick der bürgerlichen Revolution in Deutschland wiederholt sich der Bruch, der Schillers Kraft und Wirkung spaltete. Die Höhe erreicht Schil-

lers Mission in den Frühlingsstürmen von 1848, und noch einmal in der tiefen Reaktionszeit ward die Jahrhundertfeier seiner Geburt — 1859 — zu der packenden Demonstration aller Deutschen, die in seiner Kunst die Freiheit und Einheit Deutschlands verwirklicht sahen.

Schillers Ruhm wäre sicherer gewahrt, wenn man ihn unter den Märzgefallenen verachtet beseitigt hätte. Die Märzfeier ist die Huldigung, die er verdiente. Wenn an diesem Mai aber die offizielle deutsche Welt den Namen des Großen vor ihre Blöße zerrt, so hat diesen Verehrern Schiller selbst das Brandmal aufgedrückt:

O wieviel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

[Mai 1905].

Digitized by Google

Das klassische Elend.

Ein Nachwort zur Schillerfeier 1909.

I.

Die klassische Kunst Deutschlands, allumspannende Ewigkeit und einsamste Verlorenheit zugleich spricht ihr letztes Wort in der Formel der Entsagung. Das Reich der Geister, das geschaffen wurde, war eine Utopie innerster Verzweiflung. Die Religion der Kunst, zu der sich Goethe und Schiller bekannten, war eine Flucht vor der Wirklichkeit, die sie nicht meistern konnten, die sie kaum berühren durften. Sie lebten in der größten Zeit der Menschheitsgeschichte und gingen an ihr schaudernd erst und dann fast gleichgültig vorüber. Sie lebten in Deutschland — das war ihr Schicksal, das ihnen verwehrte, jemals die Bedeutung für die Unmittelbarkeit des nationalen Lebens zu gewinnen, wie mindere Dichter und stärkere Kämpfer, ein Voltaire oder Rousseau.

Auch Schillers Wesen hat im deutschen Gemeinbewußtsein keine Wurzel geschlagen. Er wie Goethe hatten, nach den Sturmerfolgen der Jugendwerke, kein Volk als Boden ihrer Saat, nicht einmal ein Publikum, nur eine kleine Gemeinde von Gelehrten und Höflingen. Schiller konnte seine Zeitschriften nicht gegen die Journale des flachen Tagesgeschmacks behaupten, und wenn Goethes Iphigenie im Theater gespielt wurde, das die Jahrmarktware füllte, war der Zuschauerraum verödet. In der damaligen Bühnenstatistik verschwinden die Namen der Klassiker unter dem Wust der Modeware.

Schiller erkannte als seinen wahren Beruf die Er-

ziehung des deutschen Bürgertums zur Humanität. Wenn man die Festreden und Festartikel verfolgt, die in diesen Tagen die Öffentlichkeit erfüllten, so gewahrt man, daß Schiller für die bürgerliche Welt heute entweder nur ein gelehrtes Interesse oder ein dunkelmännischer Versuch ist, mit blassem idealistischem Wortschwall die Schillersche Erziehung des Menschengeschlechts zu hemmen. Kraftvoll und lebendig ersteht heute Schiller dagegen im Proletariat, dessen Presse dem Tag auch äußerlich mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat, als die bürgerliche Welt, die ja auch heute weiter denn je von der Berührung mit dem Geist des klassischen Deutschtums entfernt ist. Das Bürgertum redet von ästhetischer Bildung, aber besitzt sie nicht, und ein Jahrhundert des Eigentums von „Schillers sämtlichen Werken" hat es noch nicht zu dem politischen Staatsbürgertum gereift, für das die Kunst, nach der Anschauung Schillers, nur die Vorschule sein sollte. Dagegen ist das Proletariat, das die politisch-soziale Entwicklung der Menschheit nicht abhängig macht von der Voraussetzung einer vorher vollendeten Seelenerziehung, das nicht an den Erzieher- und Beglückerberuf edler Genies und hochherziger Staatsmänner glaubt, das vielmehr in der freien Selbstbetätigung der Massen, in dem unmittelbaren Kampf um die politische Freiheit und Macht die Voraussetzung zu ihrer höheren Bildung entdeckt hat, gerade durch die selbständige politische Arbeit auch zur echten und innerlichen ästhetischen Selbsterziehung gelangt.

Das Proletariat erlebt heute Schiller, der von dem Bürgertum hundert Jahre lang immer nur falsch deklamiert worden ist. Es erlebt Schiller, indem es in der Praxis seines Wirkens die Grundanschauung des Dichters widerlegt!

Aber war diese Anschauung wirklich die innerste Überzeugung, war sie vielleicht nicht doch nur An-

Digitized by Google

passung an die äußeren Umstände, unter denen Schiller zu leben gezwungen war? Eine Not, die zur Weltanschauung sich empordrängte, um sich nicht selbst gar so elend zu erscheinen? Bejahte Schiller nicht etwa nur eine Verneinung, die ihm die politische Wirklichkeit gebot? Mußte er nicht etwa deshalb ein Bürger im Reiche des Schönen sein, weil es Hochverrat gewesen wäre, ein Bürger im Reiche des politischen Handelns zu sein?

Unsere deutschen Klassiker waren Stipendiaten der Herren und Mächtigen, der Fürsten und Adligen; von deren Gnade lebten sie. Ohne sie war ihre geistige und materielle Existenz unmöglich. Sie waren gefangen in dieser Welt und sie zahlten diese Gefangenschaft mit ihrer nicht immer bewußtlosen Anpassung. Sie waren Schriftsteller in einem unfreien Lande brutaler Zensur, die zwar in den erleuchtetsten Zeiten und Gegenden geneigt war, die gelehrtesten und tiefsinnigsten Diskussionen über die letzten Fragen und ewigen Rätsel zu tolerieren und die Behandlung der Ewigkeitsprobleme zuzulassen, die aber die Einmischung der Literaten in das Leben der Zeit streng verpönte. Die freiesten deutschen Geister, die es dennoch wagten, mußten sich einen dunklen Stil wählen, um an den Paragraphen des Landrechts und an dem Späherblick des Zensors vorüberzukommen. Sie durften eine Theorie in abstrakter Vorsicht aufstellen, aber sie durften sie durch kein einziges Beispiel erhellen. Wir wissen, daß der alte Kant seinen jungen Schüler Fichte beriet, wie er bei der Herausgabe seiner ersten revolutionären Schriften durch die Form der Darstellung dem Zensor eine Nase zu drehen vermöchte.

Bei Schiller lassen sich solche inneren und äußeren Einwirkungen des Zwangs, unter dem er lebte, nicht so klar darstellen wie bei anderen. Aber das entscheidende Verhältnis zu der großen Weltwende der fran-

Digitized by Google

zösischen Revolution ist durch diesen Zwang beeinflußt worden. Das Verhältnis zur französischen Revolution mußte bei Schiller anders sein wie bei Goethe. Der Frankfurter Patriziersohn und Weimarer Geheimrat empfand für die ungehemmte Betätigung seines freien Geistes, für das völlige Ausleben seines Faustischen Drangs jede Veränderung der äußeren Beziehungen als eine Störung. Dieser Prometheus mußte und wollte an dem Felsen des deutschen Elends angeschmiedet sein wie an einer sicheren geordneten Heimat, die höchstens einmal durch einen kleinen Hausbrand erschreckt wurde; er brauchte dieses bürgerliche Behagen eines kleinstaatlichen und kleinstädtischen Friedens, dieses Ghetto des Hoflebens, um seine Kräfte rundum entfalten zu können. Aber Schiller, der Sohn der Not, der trotzige Rebell der „Räuber", hatte die Seele eines politisch tätigen Menschen. Der Ehrenbürger der französischen Revolution wäre in Frankreich aus dem Traumreich des Schönen in den Konvent gestiegen. In Deutschland verzärtelte ihn die Welt, in der er wirkte, und so mußte er der Erzieher für eine ferne Zukunft, ein enthusiastischer Fürstenberater sein, statt ein handelnder Kämpfer für das Dasein seiner Zeit zu werden. Auch die schlimmsten Grausamkeiten der französischen Revolution behalten einen Hauch des Erhabenen, leuchten groß auf in dem Widerschein der ungeheuren Götterdämmerung. Aber die stummen Greuel des deutschen Jammers haben nichts Großes, nichts Versöhnendes und Erhebendes, und sie sind grausamer in ihrer verächtlichen Kleinheit, wie die Blutbrände jenseits des Rheins.

Als die Revolution ausbrach, traf sie Schiller in einem Zustand kläglichsten Elends. Der weltberühmte Dichter der Räuber war ein kleiner thüringischer Professor, der zweihundert Taler Jahresgehalt bezog, unter seinen Schulden erstickte und unter körperlichen

Digitized by Google

Leiden zusammenbrach. Alles was er geschrieben hatte und noch schreiben mußte, tat er in harter Fron, um des Brotes willen. Nicht er kommandierte die Poesie, sondern die Misere kommandierte den Genius. Die Anfänge der französischen Revolution interessieren ihn, aber sie bewegen ihn doch nicht allzu stark. Er verhält sich sympathisch und abwartend. Die Sorge seines Herdes bewegt ihn tiefer. Ein paar hundert Taler sicheren Einkommens sind für ihn eine bedeutsamere Schicksalsfrage, als drüben die Weltumwälzung. Er ist am Ende seiner Kraft. Er wird von körperlichen Schmerzen gequält. So sieht er in den vulkanischen Erschütterungen der Revolution, angewidert, bald nur die Ausbrüche elementarer Roheit, schreckliche Abirrungen von dem großen Vernunftreich menschlicher Freiheit, an das er glaubt. Die Hinrichtung des französischen Königs ist für den alten Republikaner ein Greuel.

Und gerade in dieser Zeit erlebt nun auch Schiller seine persönliche Revolution. Sie hat mit der französischen nur das eine gemeinsam, daß auch seine Befreiung aus dem Ausland kam. Sonst ist es nur die erbärmliche Revolution von ein paar tausend Talern, die ihm ein dänischer Prinz gewährte. Schiller war damals so leidend, daß bereits sein Tod in der Welt verkündet wurde, und diese Erschütterung, die in Kopenhagen die Todesnachricht hervorrief, wurde der Anlaß, daß ihm der Prinz von Augustenburg ein Jahresgehalt von tausend Talern aussetzte, das ihm nun einige Freiheit des Schaffens ermöglichte. So kam für Schiller die Freiheit als das fremde Gnadengeschenk eines Fürsten, und so sah er auch die Menschheitsrevolution schließlich im Bilde eines fürstlichen Geschenks.

Was Schiller an revolutionären Ideen und politischer Sehnsucht in sich barg, versuchte er während der französischen Revolution in Briefen an seinen fürstlichen

Digitized by Google

Freund auszuströmen. Aus diesen Schreiben formte er dann die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", die er für sein hervorragendstes und allein der Unsterblichkeit würdiges Werk hielt. Gerade das Schicksal dieser Briefe aber zeigt, wieviel auch Schiller verbergen und abschwächen mußte.

Die Briefe an den Augustenburger setzen mit einem vollen Widerhall der großen Revolution ein, verstummen dann über die lebendigen Fragen der Menschheit und diskutieren schließlich die ästhetische Erziehung als Mittlerin und Bildnerin des tätigen Willens zum Reich der Vernunft. Indem Schiller die Gedanken der Kantischen Ethik ausspinnt, weist er der Kunst die Aufgabe zu, durch ihre Einwirkung auf Gefühl und Phantasie den menschlichen Willen erst geschmeidig zu machen für die Betätigung der Gesetze freier Vernunft, in Staat und Gesellschaft. Als Schiller schließlich die Privatbriefe für die Öffentlichkeit umarbeitete, dämpfte er die revolutionären Akkorde jener ersten Briefe, so daß sie heute nur noch wie aus weiter Ferne dumpf hallen.

Das Schicksal dieser Briefe ist ein grelles Zeugnis des klassischen Elends.

II.

Im Sommer 1790 besuchte der dänische Dichter Baggesen den 31jährigen Schiller. In seinem Tagebuch zeichnet er den Zustand des Dichters: Hoch und bleich mit seinem gelben unfrisierten Haar und mit durchbohrendem Blick in dem fast starrenden Auge. „All die angenommene Munterkeit konnte einen tiefen Kummer nicht verdecken." Und Baggesen fügt hinzu: „Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Haupt mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt; in seinem ganzen Benehmen, sogar gegen seine vertrautesten Freunde, und allermeist gegen seine Gattin, ist Kälte. In Gesellschaft ist er durchaus Nichts,

Digitized by Google

durchaus nicht unterhaltend, durchaus nicht witzig und zumeist stumm ... Er sagt niemals seiner Frau oder einem seiner Freunde ein liebevolles Wort, sondern ist trocken, kalt und verdrießlich; in seinen Schriften dagegen ist er ein ganz anderer Mensch, und in allen seinen Briefen ist Geist und Herzlichkeit. Wenn nicht die Not ihn gezwungen hätte, würde er es sicher ganz aufgegeben haben, nicht zu schreiben, aber etwas herauszugeben. Paupertas impulit audax! (Die Armut hat ihn getrieben.) Sonst würden wir nicht ein einziges von seinen letzten herrlichen Werken bekommen haben, nicht einmal Don Carlos ... Unzufrieden mit allem was er hervorbringt, würde er es im Pulte liegen lassen, wenn nicht der Magen andere Launen hätte als der Kopf."

Aus solchem Jammer rettete ihn das Jahresgehalt des Prinzen von Augustenburg, das Baggesen erwirkte. Dieser Prinz scheint ein Politiker des Stils gewesen zu sein, wie sein Nachkomme, der heutige Ernst Günther von Schleswig-Holstein, als Sozialpolitiker dilettiert. Er soll nebst seiner Frau auf die Nachricht der Pariser Revolution, der Erklärung der Menschenrechte Freudentränen vergossen haben. Der Marquis Posa war sein Mann und überschwänglich schreibt sein Freund Baggesen von ihm: „Wenn uns dieser Prinz nicht gewiß ist, so können alle jetzigen und im nächsten Jahrhunderte künftigen Posas sich mit allen ihren Plänen nach dem Tollhause begeben; denn eine Seele wie die seinige wiederholt die Natur selten unter Millionen und vielleicht nie unter Hunderten." Aber Baggesen schließt an diese Schwärmerei eine Entschuldigung, die im voraus erklärt, warum aus den revolutionären Freudentränen möglicherweise auch nicht die bescheidenste Tat befruchtet werden könnte: „Wann war aber der Weltbürger, der Freiheit und Gleichheit, Aufklärung und allgemeines Menschenglück tätig liebt, an einem Hofe in einer bequemen Lage?"

Im November 1791 schrieb der Prinz und der dänische Minister Ernst Schimmelmann gemeinsam einen vornehm und ehrfurchtsvoll gehaltenen Brief nach Jena: „Zwei Freunde, durch den Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann!“ so begann das Schreiben. Dann heißt es: „Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man, für einige Zeit einer großen Ruhe ... Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern dies, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollten Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Talern ... Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen.“ Zugleich bot man ihm eine Anstellung im dänischen Dienst an. Das war der Stil aufgeklärter Prinzen und Minister am Anfang der französischen Revolution. Aber es war nur Stil!

Schiller fühlte sich erlöst. „Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes, ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben.“ So schreibt er an seinen Freund Körner, der in einer Anwandlung revolutionären Trotzes antwortet: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.“ „Überrascht und betäubt“ von dem Brief nennt Schiller sich in seinem Dank an Baggesen. Die ungeheure Bedeutung der tausend Taler für sein Schicksal zeichnet Schiller in dem trüben Satz: „Von der

Digitized by Google

Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren."

Die Gabe des Prinzen beeinflußt wohl auch die Stimmung Schillers über die große Revolution. Wie anders ließ sich doch der Fortschritt der Menschheit erzeugen, wieviel leichter und edler, wenn die Mächtigen der Welt selbst das Glück der Menschheit hervorbringen! Die Baumeister der Zukunft sind da; der Augustenburger beweist es. Nun handelt es sich nur darum, die Völker zu erziehen, daß sie reif würden für die revolutionäre Gesinnung solcher Aufklärungsprinzen. Es scheint, als ob in Schiller die Hoffnung keimte, er könne als Prinzenerzieher vielleicht Beirat werden in der großen Umwandlung des Menschengeschlechts, das nicht durch Blut und Gewalt, sondern durch sittliche und künstlerische Bildung zum Reiche der Freiheit gelange. Ist für den Poeten, der den Marquis Posa erdachte, nun etwa der herrliche Augenblick gekommen, von der Bühne ins Leben hinabzusteigen und ein Posa der Tat zu werden?

Solche Ziele mögen Schiller vorgeschwebt haben, als er daran ging, seinem prinzlichen Gönner jene Briefe zu schreiben, in denen er sein Programm für die Erneuerung der Menschen darlegte. Es sind Briefe über Ästhetik — scheinbar. Er entwickelt dem Augustenburger seine Gedanken, wie es die Aufgabe der Kunst wäre, die Menschen reif zu machen für das Zukunftsreich der Freiheit und Gleichheit Die Ethik allein leistet diesen Dienst nicht, sie wirkt nur auf die Vernunft. Es bedarf der Vermittlung des künstlerisch erregten Gefühls, um das Gute tätig zu wollen.

Ein Teil der Originale der Briefe ist erhalten und man kann sie heute vergleichen mit jenen Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschen, wie sie 1795

dann in den „Horen“ veröffentlicht wurden. Schiller beginnt den Briefwechsel mit starkem revolutionären Pathos, hat doch der Adressat Freudentränen wegen der Verkündigung der Menschenrechte vergossen! Er entschuldigt sich, daß er seine Ideen von Schönheit und schöner Kunst in den Briefen vorzulegen beabsichtige. Gibt es nicht wichtigere Dinge, über die passender zu verhandeln sei? Die Kunst sei eine Tochter der Freiheit. „Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen.“ Besonders sei es das politische Schöpfungswerk, was beinahe alle Geister beschäftigt. „Die Ereignisse in diesem letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts sind für den Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Recht erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der Schriften und der Unterhaltung machte... Ein Gesetz des weisen Salomon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstand keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist. . . . Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand zu verlassen und sich in den Naturstand zurückzuversetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. . . . Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Konvenienz zu entscheiden hatte, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht.“ Jeder selbstdenkende Mensch müsse sich als Beisitzer jenes Vernunftsgerichts ansehen. „Es ist nicht nur seine eigene Sache, welche bei diesem großen Rechtshandel zu entschei-

Digitized by Google

den hat, sondern es wird auch nach den Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diktieren berechtigt und aufrecht zu erhalten verpflichtet ist." So schrieb Schiller dem Prinzen am 13. Juli 1793. Bei der Veröffentlichung aber ließ er die letzten Worte, die Verpflichtung, diese Mitbestimmung der Gesetzgebung aufrecht zu erhalten, weil allzu politisch-aktiv, abblassend fort.

Schiller erklärt dann im weiteren Verlauf dieses Briefes: Wäre in der französischen Revolution wirklich die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen und die wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, „so würde ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen". Aber er glaubt nicht an diese Regeneration im Politischen, die Ereignisse der Zeit hätten ihm vielmehr alle Hoffnung dazu auf Jahrhunderte genommen. „Der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europas und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war und weder zu würdigen, noch zu benützen wußte."

Die Welt ist zu verderbt, um die Freiheit schaffen zu können. „In den niederen Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Bund der Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wut ihrer tierischen Befriedigung zueilen." Noch greller ist aber die Zeichnung der herrschenden Klassen, der „zivilisierten" Klassen. Deren Verderbnis

ist schlimmer. „Der sinnliche Mensch (das heißt der ungebildete Mensch der ‚niederen Klassen') kann nicht tiefer als zum Tier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teuflischen herab, und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit." Diese Sätze sind im Druck gemildert, der folgende ganz gestrichen worden: „Daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande charakterisiert." Auch das Schlußergebnis dieser Betrachtung fehlt im Druck: „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann."

So leitet der Brief zu der Frage der ästhetischen Erziehung über. Aber Schiller verweilt so leidenschaftlich bei den politischen Zeitbegebenheiten, daß man diese Darlegungen doch wohl für einen Versuch halten muß, zu tasten, ob sich der prinzliche Adressat nicht schließlich lieber über die Probleme der Revolution unterhalten möchte. Aber der Prinz der menschenrechtlichen Tränen antwortet wenig ermutigend. Er stimmt mit merkwürdiger Eile Schiller, von dessen kantischen Auffassungen er sonst nichts wissen will, gerade in diesem Punkte zu: „Willig trete ich Ihrer Meinung bei, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern, dieser Gottheit würdig. Nur Freigeborene können ihren Dienst versehen, und die Menschen unseres Zeitalters sind nicht einmal Freigelassene. Ich bin völlig überzeugt, daß jeder Versuch, ohne politische Ketten umherzuwandeln, uns mißlingen wird. Die edleren

Digitized by Google

Menschen, die besseren Köpfe müssen daher, nach wie vor, mit großmütiger Entsagung des selbsteigenen Genusses, sich begnügen, Samen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freiheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreißen kann."

Das war nun freilich ein edelmütiger Verzicht des Prinzen auf die Freiheit — der anderen. Welche Hochherzigkeit für einen Vertreter der herrschenden Klasse, blutenden Herzens dem Traum entsagen zu müssen, daß sie mit dem Volke ihre Rechte teilen dürfen! Es beweist, wie stark noch der ewig deutsche Untertanengeist in unserer heutigen bürgerlichen Gelehrtenzunft herrscht, daß man solchen bequemen, für ihn selbst sehr vorteilhaften Prinzen-Idealismus allgemein höchlichst bewundert!

Schiller versteht den abweisenden Wink des Augustenburgers sehr wohl, und er kommt auf die Politik nicht mehr zurück. Immerhin zeigt der nächste Doppelbrief noch revolutionäre Züge und färbt mit dem Blut des Lebens. Aber eine Antwort des Prinzen auf diesen Brief kennen wir nicht; nach einem Schreiben des Prinzen an seine Schwester zu schließen, das wir besitzen, war Seine Hoheit von den Schillerschen Spekulationen nicht gerade sehr entzückt. Und die weiteren Briefe Schillers verlieren sich dann völlig in lebensferne Abstraktionen.

Eben der Brief vom 11. November 1793, in dem Schiller zum letzten Male seine radikale Gesinnung äußert, ist dann gerade in seinen entscheidenden Stellen bei der Veröffentlichung verstümmelt worden. Schroff weist Schiller die Vormundschaft der Kirche ab, dieser von den Menschen mit hungrigem Glauben ergriffenen Formeln, „welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall (des Erwachens zu höheren Bedürfnissen des Kopfes und Herzens) in Bereitschaft

Digitized by Google

halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden".

Die Befriedigung der sozialen Notdurft ist die erste Vorbedingung der Kultur, dann die schrankenlose Aufklärung des Geistes:

„Man wird immer finden, daß die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staates zu betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde es bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll."

Verdient diese Menschenklasse, die ihre Kräfte im Kampf mit der physischen Not verzehrt, mehr Mitleid als Verachtung, so gibt es für die Menschen, die keine Not leiden, keine Entschuldigung, wenn sie zu feig und zu weichlich sind, um der Vernunft zu dienen. Die geistig-moralische Zersetzung dieser herrschenden Gesellschaft zeigt sich in ihrem Haß gegen die Aufklärung, in ihrer Flucht vor dem Tageslicht deutlicher Erkenntnis:

„Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden

Digitized by Google

muß; sie fürchten sie ebensosehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen. Wie viele Menschen gibt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurteil ruhet, das bei dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß! Wie viele gibt es, die ihren ganzen Wert in der Gesellschaft auf ihren Reichtum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andre, die mit zusammengerafften Gedächtnisschätzen, mit einem unschmackhaften Witze, mit einer Scheingröße des Talents prunken, und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aufhalten würde."

All diese kraftvollen Sätze der ursprünglichen Briefe fehlen in der Horen-Ausgabe, die später in die Sammlung seiner Werke überging, wie auch jede Anspielung auf aktuelle geschichtliche Zustände und Ereignisse ängstlich vermieden wurde. So fiel die Bemerkung: „Ich darf Eure Durchlaucht nicht erst an das Beispiel Frankreichs erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert, und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut."

Die vorsichtige Redaktion der Briefe an den Augustenburger für die „Horen" geschah nicht aus inneren Gründen. Wir wissen, daß Schiller alles Politische aus seiner Zeitschrift nur ausschied, um keine Scherereien mit der Zensur zu haben. Darum die Milderungen und Striche. Der lebendige Tag wurde verdunkelt, damit die den Machthabern ungefährliche Ewigkeit um so heller zu erstrahlen vermöchte.

Gerade diese, unter eisernem Zwang, zugestandene Entfärbung der Weltanschauung Schillers wurde für sein Nachwirken verhängnisvoll. Das Bürgertum nahm nur noch die blaß schimmernden Formeln und verschüttete den starken, wenn auch in seinem tiefsten Wesen übersponnenen Inhalt ganz und gar. Der Fluch des deutschen Elends, der auf Schillers Dasein lastete, die seufzenden Konzessionen an die Bedingungen seiner Zeit — gerade dieser verstümmelte Schiller ward dem deutschen Bürgertum zum blutlosen Worterzieher. Der revolutionäre Idealismus Schillers wurde zu jenem Festreden-Bombast, der die Ideale feiert, die zu verwirklichen niemand wagen darf, dieweil das sträflicher — Materialismus wäre. Das Elend der Klassiker wurde für die Epigonen zum klassischen Elend, und erst die revolutionäre Bewegung hat Schiller aus dieser Verschüttung befreit, die einst Lassalle mit den unvergänglichen Worten malte: „So ist es denn gekommen, daß die Großen und Guten unserer Nation, unsere Denker und Dichter, wie Kraniche über den Häuptern dieses Bürgertums dahingeflogen sind und nichts von ihnen auf diese Masse gekommen ist, als der leere Schall eines Namens! Der Bürger feiert unserer Denker Feste — weil er niemals ihre Werke gelesen! Er würde sie verbrennen, wenn er sie gelesen hätte. Denn diese Schriften sind von der herbsten Verachtung gegen dieses Bürgertum gefüllt! Er schwärmt für unsere Dichter, weil er einige Verse von ihnen zitieren kann oder dies und jenes Stück von ihnen gesehen und gelesen, aber sich niemals in ihre Weltanschauung hineingedacht hat!“

[November 1909.]

Digitized by Google

Der punktierte Goethe.

Vom Privateigentum an Kulturwerten.

In den Seminaren deutscher Universitäten, deren Professoren Beziehungen zum Weimarer Goethearchiv haben, pflegt man den aufhorchenden Studenten mitunter Proben von Goetheschen Versen zu geben, die nur den Intimen des verschlossenen Schatzes zugänglich sind. Selbst die unendliche Bändezahl der nur für Millionäre berechneten Weimarer Goetheausgabe bringt diese Äußerungen Goetheschen Urwesens nicht; nur in dem gelehrten Beiwerk dieser Ausgabe sind Proben und Andeutungen — lediglich für die Kenner der germanistischen Tabulaturen auffindbar — verstreut, aber keineswegs vollständig.

Diese willkürliche Konfiskation Goethescher Schöpfungen ist nicht der Sorge entsprossen, daß nur Wertvolles unters Volk kommen solle. Ganz im Gegenteil. Man hat jeden Papierfetzen veröffentlicht, auch wenn auf ihm der gleichgültigste, leerste Tand verzeichnet war. Jene unterdrückten Werke aber gehören zu dem Gewaltigsten, was Goethe hervorgebracht, und gerade ihre die Grenzen allen eingepferchten Menschentums sprengende Freiheit hat die Vormünder des Genius und seiner Gemeinde gereizt, die Eingebungen der kühnsten Schrankenlosigkeit zu versperren. Die innersten Auffassungen des Dichters vom christlichen Kirchentum und vom menschlichen Geschlechtswesen offenbaren sich in diesen der Öffentlichkeit entzogenen Zeugnissen, und die feige und niedrige Angst vor der unbefangenen Regung des Großen hat die Verstümmelung des Goethewerks unternommen.

Digitized by Google

Es gibt nur zwei Möglichkeiten, Goethe gerecht zu werden. Entweder begnügt man sich, Goethes Werke immer wieder so zu veröffentlichen, wie er sie selbst in seiner Ausgabe letzter Hand unter die Leute gehen lassen wollte; oder — hält man sich einmal für befugt, den ganzen Goethe, wie ihn sein Nachlaß gestaltet, zum Gemeingut zu machen, dann haben wir ein Recht, wirklich den ganzen Goethe zu verlangen, in seiner ganzen Unbefangenheit, und nicht einen von Zwergenhand ausgewählten, zensurierten Goethe. Nur der künstlerische Wert darf für die Veröffentlichung entscheidend sein, niemals die sittliche Gesinnung, die Prüderie und Frömmelei nach ihren Maßen zurecht zu schnitzen sich vermißt.

Diese freche Willkürherrschaft einzelner zufälliger Personen über die höchsten geistigen Güter ist ein deutscher Skandal, der endlich einmal die Gesetzgeber bewegen sollte. Die Entziehung kulturellen Gemeinbesitzes durch angemaßtes Privateigentum ist die unerträglichste Erscheinung der besitzmonopolistischen Wirtschaft überhaupt.

Es sind besonders drei Werke, an denen die Konfiskatoren und Zensoren sich vergangen haben, die Werke, in denen Goethe sein Letztes auszusprechen begehrte und in denen er zugleich beweist, wie die künstlerische Form jeden Inhalt adelt, wie nichts Menschliches der Kunst an sich fremd zu sein braucht: Die römischen Elegien heidnischer Sinnlichkeit sind immer noch nicht vollständig veröffentlicht, und wer da etwa das Gebet an die Götter, den Dichter vor der Syphilis zu schützen, kennt, der ahnt, welche Herrlichkeiten reinster Kunst hier die unkeusche Einfältigkeit geraubt hat. Man hat weiter von den Faustfragmenten vieles unterschlagen, Verse und Szenen, in denen Goethe den mephistophelischen Unflat zu unerhört kühnen Weltphantasien in dämonischer Bildkraft gestaltet. Und endlich hat man in den Venetianischen

Epigrammen, den holdesten Verwegenheiten eines freien Geistes, barbarisch gehaust.

Das Verfahren der Goethe-Hüter läßt sich jetzt anschaulich erkennen, seitdem kürzlich der Leipziger Verlag von Zeitler die Venetianischen Epigramme in einer besonderen Ausgabe herausgegeben hat. Diese Ausgabe will alles zusammenstellen, was von den Venetianischen Epigrammen zu ermitteln ist. Es sind 54 Stücke mehr veröffentlicht, als Goethe selbst in Druck gegeben hat. Aus den gelehrten Noten der Weimarer Ausgabe, aus Inhaltsverzeichnissen und Registern, selbst aus einem Belegbeispiel des Grimmschen Wörterbuchs der deutschen Sprache sind Bruchstücke mühsam zusammengetragen worden. Und doch sind alle Epigramme vollständig im Goethearchiv vorhanden. Aber, so klagt der Herausgeber dieser Sammlung, „das deutsche Volk ist nicht reif, den Dichter der Venetianischen Epigramme ganz zu besitzen". Das ist wenigstens die Meinung der leider maßgebenden Stelle in der Verwaltung des Goethe-Archivs zu Weimar, die einen beträchtlichen Teil der handschriftlich vorhandenen Venetianischen Epigramme von dem Abdruck in der Weimarer Goethe-Ausgabe ausschloß. Man erzählt, daß diese „nicht mitteilbaren" Epigramme von der verstorbenen Großherzogin von Sachsen, der ersten Eigentümerin des Archivs, eigenhändig unter Verschluß und Siegel genommen und seitdem von keines anderen Menschen Auge wieder erblickt seien".

Ein paar Stücke hat ein Zufall durchschlüpfen lassen, eines der „unanständigsten" (im Sinne der erlauchten Dame) offenbar, weil sie nicht lateinisch verstand. Sonst deuten nur ein paar Anfangsworte auf den versiegelten Reichtum hin und dann folgen — Punkte. Die geistige Leistung der Weimarer Goethediener besteht offenbar darin, das Leben durch Zensurpunkte zu ersetzen.

Digitized by Google

Goethe hat die Venetianischen Epigramme so geliebt, daß er das Büchlein sich ins Heidengrab gewünscht hat:

„So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt."

Aber die fromme Zucht hat dann die Grabschändung verübt und die Rolle zertrümmert. Und so finden wir in der Sammlung unter Nr. 6 ein Epigramm, das dieses Aussehen hat:

In dem engsten der Gäßchen . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

In dem engsten der Gäßchen schlüpften augenscheinlich die hurtigen Lazerten, die Goethe mehr achtete als alle Herzoginnen der Erde.

Das von Goethe selbst veröffentliche 11. Epigramm — Frau Sophie hätte es sicher sonst auch versiegelt! — gewinnt erst Farbe, wenn man die folgenden des Nachlasses kennt. Aus den gewöhnlichen Ausgaben kennen wir die Verse:

Wie sie klingeln die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen der Menschen
Bedürfnis!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Darauf folgen eine ganze Anzahl „nicht mitteilbarer" Epigramme:

Höllengespenster seid ihr und keine Christen, ihr
Schreier,
Die ihr den lieblichen Schlaf mir von den Augen verscheucht!

Digitized by Google

Heraus mit dem Teile des Herrn, heraus mit dem Teile
des Gottes

. . . . . .

Als die heiligen Reste Gründonnerstag Abends zu zeigen,
In Sankt Markus ein Schelm über der Bühne sich wies.

. . . . . .

. . . . . .

•

„Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder! Der
Herr ist
Auferstanden!" Wer glaubt's? Schelmen, ihr trugt ihn
ja weg.

•

Töricht war es, ein Brot zu vergotten, wir beten ja alle
Um das tägliche Brot: „geb es der Himmel uns heut."

•

Warum macht der Pfaffe so viele tausend Gebärden,
Und verscheucht euch nicht wieder zur Hölle zurück?
Furchtbares läßt der Anfang ahnen:

Sauber hast du dein Volk erlöst . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

In den Lesarten der Weimarer Ausgabe war man so vorsichtig, nur die ersten fünf Worte abzudrucken, die gar keinen Fingerzeig auf den Inhalt geben. Das aufklärende sechste Wort „erlöst" wurde aus einem Register ermittelt.

Und was mögen die Punkte im folgenden Epigramm verbergen:

Krebse mit nackten Hintern . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Christ und Mensch ist eins, sagt Lavater richtig! Die Christen
Decken die nackende Scham weislich mit Menschenvernunft.

Freien Menschen gezieme es nicht, Christ zu sein, heißt es in einem anderen Epigramm.

Von Pfaffen und Dirnen berichten die Venetianischen Verse, von Goetheschem Haß und Goethescher Liebe. Er höhnt die Pfaffen und streichelt die Dirnen. Nicht nur die Gottlosigkeit, auch die Liebesfreudigkeit ward versiegelt:

Auszuspannen befiehlt der Vater die Schenkel. . . .

Punkte entziehen uns die weitere Ausführung des väterlichen Rats.

Die köstliche Anmut des Zötchens ist vor dem Sophienwahn wie durch ein Wunder gerettet worden:

Köstliche Ringe besitz ich! Gegrabne fürtreffliche Steine
Hoher Gedanken und Stils fasset ein lauteres Gold.
Teuer bezahlt man die Ringe, geschmückt mit feurigen Steinen
Blinken hast du sie oft über dem Spieltisch geseh'n.
Aber ein Ringelchen kenn ich, das hat sich anders gewaschen,
Das Hans Carvel einmal traurig im Alter besaß.
Unklug schob er den kleinsten der zehen Finger ins Ringchen;
Nur der größte gehört würdig, der eilfte, hinein.

Und auch das folgende Heidenbekenntnis, das aus der griechischen Anthologie stammen könnte, hat ein gütiges Schicksal bewahrt:

Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen:
Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.

Aber was das Dirnchen zum Dichter spricht, darf wieder nur eine Großherzogin wissen:

Seid ihr ein Fremder, mein Herr . . .

Dann folgen 13 punktierte Zeilen. Die gute Gesellschaft hat sich an dem Dichter für das Epigramm gründlich gerächt:

„Hast du nicht gute Gesellschaft geseh'n? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist."
Gute Gesellschaft hab' ich geseh'n; man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Selbst aus politischen Gründen hat man Goethe gemaßregelt, der doch wahrlich nicht zu den Revolutionären gehörte:

Dich betriegt der Regente, der Pfaffe, der Lehrer der Sitten
. . . . . .
Leider läßt sich kaum das rechte Denken noch sagen,
Und verletzte den Staat, Götter und Sitten zugleich.

Im zwanzigsten Jahrhundert noch empfängt die Menschheit ihren Goethe aus den Händen irgendeiner Fürstin — nach deren Gutdünken. Die gesetzlich aufgehobene Zensur wird durch das Privateigentum praktisch verewigt. Dieser heillose Zustand verdient endlich einmal ernste Aufmerksamkeit. Es handelt sich nicht um Goethe allein. Es sind noch andere Geister für die Öffentlichkeit verriegelt. Lassalles Nachlaß ist z. B. „erbrechtlich" von einer Junkerfamilie gesperrt, vielleicht vernichtet, vielleicht an das preußische Staatsarchiv ausgeliefert worden. Aus Fichtes Nachlaß, der sehr bedeutsam zu sein scheint, hat vor vielen Jahrzehnten sein Sohn Proben gegeben; alles andere ruht unbenutzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin — zur Verfügung höchstens für ganz

Digitized by Google

„zuverlässige" Staatsbeamte. Heinrich Heines Memoiren sind zum größten Teil von den lieben Anverwandten sekretiert.

Das Recht des Volkes auf seinen geistigen Kulturbesitz muß endlich gesetzlich gesichert werden. Die Schöpfungen der Phantasie und die Gedankengebilde sind Gemeingut. Wir bedürfen keiner Hüter des Horts!

[April 1910.]

Nachtrag 1918. Inzwischen — 1914 oder 1915 — ist ein letzter Ergänzungsband der Weimarer Ausgabe erschienen, der die Punkte ausfüllt. Hat man sich schließlich dazu verstanden, nachdem der öffentliche Protest das ganze Geschlecht der Goethe-Professoren dem Gelächter ausgeliefert, oder weil die fürstliche Zensorin tot ist — ich weiß es nicht. Aber der Band ist nicht einzeln käuflich und auch ein Nachdruck ohne Einwilligung der „berechtigten" Herausgeber, nach einer merkwürdigen Bestimmung des Urheberrechts, nicht zulässig. Der unpunktierte Goethe ist jetzt eine Gelegenheit für Kriegsgewinnler, die mit der einen Weimarer Ausgabe ein ganzes Bildungszimmer austapezieren können und doch wohl — im Gegensatz zu der fürstlichen Schutzgöttin der Ausgabe — so viel Latein noch lernen werden, um de avibus die Not der schweren Zeit erheitert zu vergessen.

Digitized by Google

Das Preußentum Heinrich Kleists.

Zum Gedächtnistage seines Untergangs.

I.

Am 21. November 1811 erschoß Heinrich v. Kleist, der ins Unsterbliche entgleiste Sproß märkischer Junker, am kleinen Wannsee bei Berlin die ältliche krebskranke Frau eines preußischen Beamten. Er traf sie sicher. Dann lud er nochmals die Pistole, steckte den Lauf tief in den Mund und drückte ab. Die Kugel drang ins Gehirn, das eben noch Welten fieberte. Er hatte die Frau mit in den Tod genommen, weil er für die Wollust der freien Selbstvernichtung eine Gefährtin haben wollte. Dort in der November-Einsamkeit des stillen Sees errichtete er das letzte Brautbett seiner Phantasie, das schwelgende Beilager des Todes. Er war 34 Jahre alt geworden.

Auf dem bebuschten Hügel, der vom See ansteigt, wurde Heinrich Kleist begraben. Noch vor einem Jahrzehnt war das verwilderte Grab tiefste Einsamkeit, obzwar die Vorortbahn der Millionenstadt ein paar hundert Schritte weit vorüberrollte, die begehrte Zufluchtsstätte trauriger, unsteter und begehrlicher Herzen. Heute sind die reichen Landhäuser Berlins bis hierher vorgedrungen und umklammern mit fremden Armen das entseelte Grab. Zu gleicher Zeit führen die Bühnen gerade das Werk Kleistens auf, das er selbst für unaufführbar gehalten: die Penthesilea, die Tragödie der Amazonenkönigin, die gemeinsam mit der Meute der wilden Hunde zur Erde witternd, den geliebten Achilleus mit den Zähnen zerreist. Die fletschende Grausamkeit Richard Strauß' hat auch

die Ohren künstelnder Müßiggänger nach einem Jahrhundert der geißelnden Musik jenes Seelendramas hingewöhnt . . .

Es war ein deutscher, ein preußischer Poet, der also unterging. Er hinterließ Schulden, wohl ein Dutzend Werke, in denen die Unsterblichkeit von einigen Jahrhunderten wirkte, die aber zu seinen Lebzeiten nicht einmal sämtlich einen Drucker und Verleger gefunden hatten. Bis zu seinem Tode hatten nur zwei seiner Schöpfungen insgesamt fünf Aufführungen auf der Bühne erlebt. Der zerbrochene Krug, die saftstrotzende Komödie der deutschen Literatur, war einmal in einer unglücklichen Dehnung Goethens zu Weimar mit einem Theaterskandal gesteinigt, das Käthchen von Heilbronn, das magische Holundermärchen, war dreimal in Wien, einmal in Bamberg in übler Theatralisierung versucht worden. Er selbst hat niemals seine Werke auf der Bühne gesehen, wie Franz Schubert niemals seine Symphonien gehört hat. Sein Selbstmord hat mehr für seinen Namen geleistet, als alle seine Werke zusammen.

Wieland, der einzige von den Alten, der Heinrich Kleists Bedeutung erkannte und anerkannte — der auch die Formel für seine dramatische Künstlerschaft fand: die Erfüllung der hellenischen Form mit dem Atem Shakespeares — Wieland schrieb seinem liederlichen Sohn, als er sich vermaß, die Schriftstellerei als Nahrungszweig zu treiben, ob er wisse, was das in Deutschland sei. „Das lautet ungefähr so, als wenn ein hübsches junges Mädchen ohne Vermögen sagen wollte: Der einzige Nahrungszweig, der mir, wie jeder offen steht, ist die Hurerei . . . Das elendeste, ungewisseste und verächtlichste Handwerk, das ein Mensch treiben kann — der sicherste Weg, im Hospital zu sterben."

Heinrich Kleist hatte das Hospital hinter sich, als er am kleinen Wannsee sich rettete.

•

Von der Künstlerschaft Kleistens soll in diesen Zeilen nicht gesprochen werden. Seine Dramen verbrennen die beruhigte Klassik der Weimaraner; sie bändigen die ungeheuerste Unrast in stählerner Form; es sind Schicksalstragödien der anarchischen Persönlichkeit; Helden, die mit der Pest in den Adern die Welt erobern wollen, wie in dem ungeheueren Fragment, das aus der Vernichtung des „Robert Guiskard" entronnen. Seine Erzählungen sind in ihrer gedrängten Anschaulichkeit, ihrem strengen gehärteten Muskelstil, ihrer rauhen Anmut und ihrer erbarmungslos logischen Phantastik unerreichte Muster echter Novellen.

Auch das Leben des unseligsten aller Poeten, die Tragik des unstillbar blutenden Daseins eines Menschen, der mit geöffneten Adern zu leben versucht, soll nur insoweit angedeutet werden, als es für unsere Absicht notwendig ist, Kleists Verhältnis zu seiner Zeit zu bestimmen, besonders das Problem seines Preußentums, seiner märkischen Junkerschaft zu entwirren. Als ein Vorkämpfer preußischer Befreiung von Fremdherrschaft, in dem die gutsherrliche Märkerart dennoch pulst, wird heute Kleist gern dargestellt. Was war dieser Poet in seiner Zeit, in seiner Klasse, was schuldet er seiner Umwelt, was die Umwelt ihm?

Der junge Kleist übernimmt die ruhige, gute Erbschaft der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Der scheue, schamhafte, vornehme, grillige und seelisch fahrende Gesell findet in dieser klaren Luft Beruhigung. Er sehnt sich nach einem tugendhaften, zärtlichen, geliebten Dasein — in freier Vernunft, gelöst von dem Zwang der Mode. Ahasverus träumt Robinson-Idyllen. Das Recht und den Stolz der Selbstbestimmung entnimmt er aus den revolutionären Elementen der Aufklärung, die auch im Sande der Mark nicht völlig versickern. Diese junge Auffassung ist Arznei für den wild umgetriebenen Fremdling auf Erden, der von Geburt an eine schwere Last trägt:

Nur in Ruhepausen ist er gesund. Jugendverirrungen erfüllen ihn früh mit entsetzlich ängstigenden Wahnvorstellungen, die durch gewisse physische Anormalitäten gesteigert werden. Auf die Rauschzustände künstlerisch zeugender Besessenheit folgen Katastrophen der Erschöpfung. Es gibt in seinem kurzen Leben lange Perioden, wo er im Dunkel verschwindet, irgendwo in gehetzten Dämmerzuständen umherirrend, in ein Krankenlager, vielleicht ein Irrenspital sich verkriechend. Die finsteren Dämone künstlerisch zu erlösen, in Daseinsverzückungen hingebend überwindend zu genießen, mit der trotzigen Energie vergeistigten Willens zu bändigen — das ist der zerstückte Inhalt seines Daseins.

Ein Knabe noch, 14jährig, wird er wie alle Söhne seines Standes, dem zukünftigen Gewerbe verkauft. Die Armee ist die Versorgung des preußischen Junkertums. Der Knabe wird Offizier; einen wehrlos sich wehrenden, wie über die wilde Welt verlegen-keck verwunderten Knabenkopf zeigt auch noch das einzige Bild, das wir von Kleist besitzen — aus seinem 24. Jahre. Aber schon der knabenhafte Offizier bestimmt sein Verhältnis zum Preußentum: er widersetzt sich erst, dann entläuft er der feudalen, rohen Gamaschendisziplin. In einem Briefe bekennt er: „Die größten Wunder militärischer Disziplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Offiziere hielt ich für so viele Exerziermeister, die Soldaten für so viele Sklaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den üblen Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen, und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen

Digitized

Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzen Prinzipien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Offizier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinigen, halte ich bei dem jetzigen Zustand der Armeen für unmöglich."

Kein Preuße, kein Junker, der ernste, anständige, vernünftige Kosmopolit des 18. Jahrhunderts schreibt so.

Nach sieben Jahren nimmt Kleist seinen Abschied. Er hat niemals wieder — von kurzen Episoden abgesehen — den Weg zu geordnetem Wesen gefunden. Er bleibt gesellschaftlich schiffbrüchig. Sein kleines Vermögen ist schnell verzehrt, nur selten hat er ein bestimmtes Einkommen; ohne seine Schwester Ulrike, das verständige, tüchtige, männliche Mädchen, das dem Bruder bis zur letzten Stunde Treue hält, seine Gefährtin bleibt und ihm ihre Habe opfert, wäre er sofort zugrunde gegangen. Preußen, Deutschland, die Welt hat kein Heim für den Genius. Fast alle seine Briefe bitten, betteln später um Geld.

Kleist wühlt sich jetzt in die Wissenschaft ein. Er studiert in Frankfurt an der Oder, vor der Sippe rüstet er sich für den zivilen Staatsdienst, er selbst ist von Anbeginn entschlossen, nur sich selbst zu leben, nie ein Amt anzunehmen, nie in eine Abhängigkeit unterzukriechen: der wahre Konträrpreuße. Er verlobt sich mit einer Generalstochter, einer nüchternen Tochter aus guter Familie, und während er von einem stillen Herd umfriedeter Liebe schwärmt, peinigt ihn die Angst vor der Ehe und das Gefühl seiner allzu matten Neigung. Statt Erotik gewährt er seiner Braut sehr feierliche, sehr ernsthafte moralische und geistige Aufklärung, die ihm eine rechte Gefährtin erziehen soll. Eine geheimnisvolle Reise nach Würzburg dient medizinischen Vorbereitungen zur Ehe. Zwei Geister beherrschen ihn jetzt: Rousseau und Kant. Rousseau

macht ihn zum Feind der Gesellschaft, des Staats, der Kultur. Das Ideal der Bauerndemokratie packt ihn. Kants Sprache hört man in Kleists Aussprüchen gegen den herrschenden Staat: „Zu seinen unbekannten Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ich verachte den ganzen Bettel von Adel und Stand, zu dem es (ein Amt) verhelfen kann," so schreibt er. Er bedarf auch nicht Friedrich Wilhelms III. und seines Hofes: „Mir möchte es nicht schwer fallen, einen anderen König zu finden, ihm aber, sich andere Untertanen aufzusuchen." Oder: „Am Hofe teilt man die Menschen ein wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht tun."

Als er tiefer in Kant eindringt, wird er von ihm überwältigt. Alles wankt in ihm. Mit seiner naiv dogmatischen, aufgeklärten Vernünftigkeit war Kleist zu dem Studium Kantischer Erkenntniskritik gekommen. In der Bestimmung der Bedingungen und der Begrenzung menschlicher Erkenntnis sieht er nicht die um so fester gegründete Sicherheit menschlicher Wissenschaft, sondern, Kant mißverstehend, entgleitet er ins Bodenlose. Er wird durch Kant förmlich vernichtet, wie in unseren Tagen leicht gefügte Hirne durch Nietzsche. In der Wirrnis aller Gedanken und Gefühle flieht er plötzlich — von der Schwester begleitet — nach Paris, das er mit den Augen Rousseaus lästert. Kant hat seine intellektuelle und moralische Sicherheit zerstört. Er glaubt weder mehr an geistige noch an sittliche Wahrheit, schon leugnet er in der Pariser Zeit jenseits von Gut und Böse alle menschliche Verantwortung. Das drängende, gärende Gefühl wird fatalistisch sein Gott. Der Künstler erwacht in ihm, betäubt ihn. Sein finsterer Erstling, das Trauerspiel Familie Schroffenstein, entsteht. Der Guiskard-Stoff, das Drama des pestkranken Übermenschen, packt ihn

Digitiz

und weicht nicht mehr von ihm. Das Rousseau-Idyll zärtlicher Einsamkeit lockt ihn. Auf einer kleinen Insel des Thuner Sees strömt er seinen Guiskard aus. Nur eine Fischerfamilie haust noch auf der Insel, und mit deren Tochter, dem Mädeli, phantasiert er mehr als erlebt die Rückkehr zur Natur: Ein Werk, ein Kind, eine Tat — das ist die Dreieinigkeit, zu der er betet. Von der Braut in Frankfurt a. O. hat er sich schroff getrennt, nachdem sie es abgelehnt, seine Inseleinsamkeit zu teilen; das brave Mädchen heuerte nachher einen soliden Professor.

Im Juni 1802 verläßt er die Aarinsel und bricht in tödlicher Krankheit zusammen.

Dann beginnt die Tragödie seines Dichtens.

II.

Die großen Weltbegebenheiten am Anfang des 19. Jahrhunderts sind für Kleist nur der schattenhafte Hintergrund seines gehetzten Daseins. 1803 führt die von Ort zu Ort gehetzte Verzweiflung am Leben und am Wirken zur Katastrophe. Er sucht den Tod, will sich der Expedition Napoleons nach England anschließen, um so im Erdbeben der Geschichte seinen eigenen Untergang zu finden. Die Expedition ward nicht ausgeführt. Ziellos irrt Kleist durch Frankreich. In Paris hatte er vorher alle seine Manuskripte verbrannt, auch den Guiskard, das teure Werk von fünfhundert erhobenen und erschöpften Tagen und Nächten. Am 26. Oktober 1803 schreibt er wie im letzten Todeskampf an seine Schwester: „Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, all übriges hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Er-

habene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben.“ Unter Napoleons Fahnen!

In dieser Zeit entschwindet uns Kleists Leben. Einmal will er untertauchen in das Dasein des Handarbeiters; er denkt daran, als Tischlergeselle sein Brot zu verdienen. Als alles zusammenbricht, in diesem Augenblick höchster Not, verfällt er darauf, was ihm vorher das Abscheulichste schien; er will ein Amt in Preußen, das seinen Mann nährt. Der äußerste und äußerlichste Zwang führt den gescheiterten Dichter und zerfallenen Menschen ins Preußentum zurück.

Kleist ist müde und mürbe. Ganz demütig, fast unterwürfig bittet er den preußischen König um Verzeihung für seine Flucht aus Preußen und um irgendeine Anstellung. Und das wirkliche Preußentum tritt ihm alsbald entgegen. Er hat eine Unterredung mit dem stupiden Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III., Köckeritz. Der fährt den Poeten an (Kleist berichtet's seiner Schwester): „Sind Sie wirklich jetzt hergestellt? Ganz, verstehen Sie mich, hergestellt? — Ich meine, ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor kurzem im Schwange waren, völlig hergestellt sind?“ Im weiteren Verlaufe der Audienz schmettert ihn Köckeritz mit dem echt preußischen Geständnis nieder: „er könne mir nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von mir denke. Ich hätte das Militär verlassen, dem Zivil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Versche gemacht (o meine teure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen usw. usw. Überdies sei des Königs Grundsatz, Männer, die aus dem Militär ins Zivil übergingen, nicht besonders zu protegieren.“

Immerhin, Kleist gehört zu einem einflußreichen Junkergeschlecht, und er kriegt schließlich eine Diätarstelle in Königsberg. Ein geborener Empörer sucht hier Ruhe und materielle Existenz, die übrigens recht günstig ist. In dieser beruhigten Zeit, die im Mai

1805 beginnt und mit dem preußischen Zusammenbruch endigt, strömt er seine Empörungen in sein poetisches Schaffen, das fruchtbar gedeiht. Alles dichterische Proteste gegen den preußischen Zwang und die starre Enge, einmal humoristisch gemildert (im Zerbrochenen Krug). Der Einfluß des Luisenkreises macht sich geltend. Man erkennt das in Briefstellen aus dem Jahre 1805, wo er — wie alle näheren und engeren Mitglieder des Königin-Zirkels — den Krieg gegen Napoleon fordert. Aber der später so zügellos ausschweifende Haß gegen Napoleon hat sich noch nicht entwickelt. Nirgends eine Spur, daß der ehemalige Offizier etwa selbst daran gedacht hätte, in den Krieg zu ziehen!

Kleist hatte eben die erste Rate einer kleinen ihm von der Königin Luise ausgesetzten Pension bezogen, als die Katastrophe von Jena auch ihn entwurzelte. Der königliche Hof, der selbst in der Zeit der schlimmsten Bedrängnis sich keinen Taler von den ungeheuren Kosten für den königlichen Weinkeller und die königliche Kaffeeküche streichen ließ, stellte natürlich die Zahlungen für arme Poeten sofort ein.

Kleist stand wieder vor dem Nichts. Zu Beginn des Jahres 1807 gerät er in den Verdacht, preußischer Spion zu sein, wird auf einige Zeit in ein französisches Gefängnis gesteckt, bald aber, durch Vermittlung seiner Schwester, freigelassen. Darauf faßt Kleist einen Entschluß, der mit allem in Widerspruch steht, was er in seinen späteren Dichtungen und sonstigen literarischen Erzeugnissen ausspricht: der wilde Hasser Napoleons und des Rheinbundes siedelt nach Dresden, einem Zentrum der Rheinbündelei, über, und gibt ein lediglich künstlerischen Interessen gewidmetes Journal heraus.

Die Literarhistoriker, die Kleist als Vorkämpfer des Preußentums reklamieren, fühlen diesen Widerspruch, wenn sie ihn auch nicht hervorheben. Darum herrscht

neuerdings die Neigung, die Tätigkeit dieser Jahre als eine geheime Mission im Dienste der preußischen Kriegspartei darzustellen. Kleist wäre also nach Dresden gegangen, er hätte anscheinend nur künstlerischen Aufgaben gelebt, um sein wirkliches politisches Treiben im Dienste Preußens zu verbergen. Man meint, daß seine Verhaftung wegen Spionage doch nicht ganz ohne Grund erfolgt sei. Ein geheimnisvoller Brief Kleistens an eine unbekannte Adresse, einige Andeutungen in anderen Briefen und auch in seinen Dichtungen scheinen allerdings zu beweisen, daß Kleist gelegentlich einmal mit irgendeiner geheimen politischen Vermittelung betraut gewesen sein mag; wie viele andere auch. Aber eine zentrale politische Tätigkeit läßt sich nicht nur nicht erweisen, sondern ist auch ganz und gar unwahrscheinlich. In Wirklichkeit beschäftigte sich Kleist mit allerlei ökonomischen, recht leichtsinnigen Gründungen, um sich eine Existenz zu schaffen. Wenn er seine Schwester zur Hergabe großer Summen für eine Verlagsbuchhandlung zu gewinnen sucht, indem er sie mit der Möglichkeit lockt, den — Code Napoléon als Verlagsartikel zu gewinnen, so ist das zum mindesten kein Ausbruch preußischen Fanatismus.

In Dresden geriet Kleist unter den verhängnisvollen Einfluß eines der verächtlichsten Söldner der Reaktion, jenes Adam Müller, der später einmal der preußischen Regierung sich anbot, zugleich ein scheinbar demokratisches Oppositionsblatt und ein offizielles Regierungsorgan herauszugeben. Die Spuren dieses Einflusses entstellen fortab das Bild des Dichters.

Will man die Bedeutung der patriotischen Arbeiten Kleistens in dieser Zeit richtig einschätzen, so darf zunächst nicht übersehen werden: Keine Zeile dieser Literatur ward zu seinen Lebzeiten gedruckt, weder seine nationalen Dichtungen (Hermannschlacht, Prinz von Homburg), noch seine Beiträge für das nie er-

Digitized by Google

schienene Journal Germania. Der Napoleonhaß trat also niemals nach außen. Dann aber erschöpft sich Kleists, seit dem Aufstand 1809, wahnsinnig gesteigerte Feindschaft gegen Napoleon eben nur in einem tobenden, besinnngslosen, persönlichen Haß gegen Napoleon, der um so abstoßender wirkt, als Kleist gleichzeitig einem Friedrich Wilhelm III. in byzantinischer Unwahrhaftigkeit überschwänglich huldigt. Daß Kleist die geschichtliche Bedeutung Napoleons nicht begriff, gereicht dem gänzlich unpolitischen Kopf nicht zum schlimmsten Vorwurf; daß aber sein Patriotismus nichts will als die brutale bestialische Vernichtung des Höllensohnes, daß kein Zug von innerer Befreiung seine Seele berührt, das stellt ihn tief unter einen Fichte, den Kleist in dieser Periode seines Daseins, wie alle Reformer, mit stumpfem Witz verhöhnt. Der Haß wird zur Besessenheit eines Irren, wenn Kleist zum Kampf gegen die Fremden mit den alle Menschlichkeit schändenden Versen aufreizt:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt gestäuft (gestaut) von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

So ist auch die Hermannschlacht nicht sowohl ein deutsch-nationales, am allerwenigsten ein preußisch-patriotisches Drama, als die schäumende Tragödie des Hasses, der die Berserkerwut bis zur völligen Aufhebung aller menschlichen und völkerrechtlichen Sitten und Hemmungen treibt. Es ist das Kleistsche Problem der zügellosen Selbstdurchsetzung gegen jeglichen Zwang, das auch diesem Werke zugrunde liegt. Im Kampf gegen die Fremden ist schlechthin alles er-

laubt und geboten, sofern es nur zur Ausrottung taugen mag. Thusnelda, das holde Thuschen Hermann des Cheruskers, lockt den nach ihrer Umarmung brünstigen Römer, der ihr das Leben gerettet, nächtlich in den Bärenzwinger. Hermann selbst läßt Germanen als Römer verkleiden und sie alle Ruchlosigkeiten verüben, nur um die Germanen aufzupeitschen — eine Verherrlichung des Lockspitzels, die man denn allenfalls als preußisch ansprechen mag!

Unpreußisch, antipreußisch ist auch das letzte Werk Kleistens, stofflich sein einziges Preußendrama: Der Prinz von Homburg, der nachtwandelnde Held, wird zum Tode verurteilt, weil er durch einen Disziplinbruch die Schlacht gewann. Dieser Held, der zwischen der Qual und der Wollust des Todes träumerisch wandelt, ist der Protest gegen alles Preußentum, das vorahnende Bekenntnis des Dichters, daß er daran zugrunde gehen würde.

An Preußen ist Kleist dann zerbrochen. Nach dem Sieg Napoleons von 1809 kehrt Kleist nach Berlin zurück. Er gründet eine Tageszeitung, die Abendblätter, die Adam Müller benutzt, um im Dienste der steuerscheuen Junkerfronde selbst die kleinen feigen Reformen Hardenbergs zu bekämpfen. Kleist hat jetzt allen Halt verloren. Es ist die Zeit seiner tiefsten und schrecklichsten Erniedrigung. Er gerät in endlosen Konflikt mit der Zensur und der Regierung. Um sich die Gunst Hardenbergs zu gewinnen, denunziert er ihm den eigenen Freund Adam Müller als Verfasser frondierender Artikel. Er will sich der Regierung verkaufen. Würdelos bestürmt er sie, die angeblichen Versprechungen finanzieller Unterstützung einzulösen. Man treibt den lästigen Bittsteller von der Schwelle. Am 11. September 1811 erhält er zwar — infolge Fürsprache seiner Gönner — eine Kabinettsorder, die ihm Hoffnung auf Wiederanstellung in der Armee macht. Als er aber daraufhin einen

Digitized by Google

Vorschuß von 20 Louisdor erbittet, bleibt das Gesuch liegen.

Da rettet Kleist seine Seele und er kehrt von dieser preußischen Erde in die philosophische Erhebung seiner jungen Jahre zurück: In fast heiterer Gelassenheit geht er ins Nichts, das er schon im Prinzen von Homburg wundersam tief raunen hörte. An den Rand jenes letzten Bettelbriefes aber schrieb der Staatskanzler am 22. November eigenhändig den Vermerk: „Zu den Akten, da der p. p. Kleist nicht mehr lebt."

Das war das Preußentum!

[November 1911.]

Karl Marx' Kunstauffassung.

Vor etlicher Zeit erregte die kuriose Äußerung eines vorübergehenden Mitarbeiters des Vorwärts eine kleine parteipolitische Kunstdebatte. Jener interessante Kopf hatte die Meinung ausgesprochen, daß ein Proletarierroman von rechtem Humor eben doch nur von einem rechten Proletarier erzeugt werden könnte. Diese Prägung der „materialistischen" Kunstformel war verdienstvoll. Denn sie widersprach so offensichtlich allen Kunsttatsachen, daß allgemein sofort die Empfindung erweckt wurde: So könne unmöglich die Anwendung der Marxschen Geschichtslehre auf die Kunst aussehen. Der Erfinder des Programms: Klassenkunst durch Klassengenossen, vermochte anzuregen, aber nicht zu entwirren. Er hat sonst kein Unheil angerichtet, eher zur Klärung beigetragen.

Weiter verbreitet, beliebter, unauffälliger, platter und deshalb gefährlich ist eine andre Art von Kunstbetrachtung, die im Namen des Geschichtsmaterialismus auftritt und der wir nicht ganz selten begegnen. Diese ästhetische Artikelpraxis beruht auf der Schlußfolgerung: Die Bourgeoisie ist eine niedergehende Gesellschaftsklasse. Folglich muß auch die Kunst der Bourgeoisie Niedergangskunst sein. Mit solcher philosophischen Suppenwürze läßt sich dann sehr bequem ohne größeren geistigen und wissenschaftlichen Aufwand jede fade Notizensammlung aus dem kleinen (bürgerlichen!) Meyer entnehmen und in eine gediegene Kost gesinnungstüchtiger Erkenntnis verwandeln. Treibt man die Methode durch die Weltgeschichte der Kunst hindurch, so wird man nach und nach lauter Verfallskunst aneinanderreihen dürfen. Aller-

Digitized by

dings gibt es einige Schwierigkeiten. Warum ist zum Beispiel in der großen französischen Revolution der reaktionäre André Chenier ein unsterblicher Dichter und sein jakobinischer Bruder Marie-Joseph ein völlig leerer Phrasenschmied?

In Wahrheit sieht diese ganze Betrachtungsweise das besondere ästhetische Problem überhaupt gar nicht, weit entfernt, es zu lösen. Damit soll nicht gesagt sein, daß es ein unnützes Unternehmen wäre, auch die Zusammenhänge zwischen Kunst und Gesellschaft zu untersuchen. Das soll geschehen, besonders ist auch die Erforschung der jeweiligen wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände notwendig, unter denen die Künstler produzieren müssen; ebenso bedingt die geistige und soziale Verfassung des den künstlerischen Konsum fristenden Publikums Abhängigkeiten des Künstlers, die leicht für die Kunst selbst richtungsweisend werden.

Die Untersuchung über die Klassenherkunft der Künstler führt zu interessanten Ergebnissen, wenn auch schwerlich zu einer einheitlichen Gesetzmäßigkeit. Die Literaturgeschichte zeigt, daß der fruchtbarste Nährboden künstlerischen Dranges die Existenzerschütterung ist, die Angehörige einer „höheren" Schicht hinabstößt. So ist zum Beispiel auch der echteste und stärkste deutsche Proletarierdichter unsrer Zeit, Alfons Petzold, der Wiener, zwar ein Arbeiter des niedersten Daseins, ein Handlanger und Tagelöhner gewesen, er stammt aber aus einer behaglich lebenden Privatbeamtenfamilie, die die Kinderjahre des Dichters sorglos gestaltete, bis ihn der frühe Tod des Vaters ins soziale Nichts schleuderte. Umgekehrt sehen wir, wie ein wirklicher Abkömmling tiefster Proletarierschichten, Friedrich Hebbel, reiner Kunstaristokrat, trotz allem Philisterhaß bürgerlich ist.

Endlich ist auch die Frage einer „Parteikunst" ein ernsthaftes Problem, deren Möglichkeit, ja deren grund-

sätzliche Forderung ich seit jeher verteidigt habe. So schrieb ich etwa nach den Kunstdebatten auf dem Gothaer Parteitag 1896: „In Wahrheit ist es Aberglaube, daß Parteikunst das Ende der Kunst sei. Dieser Aberglaube, allezeit gehätschelt von den Müßiggängern der Kultur, der entwicklungsflüchtigen Romantiker, den Armen im Geiste und den Schwachen am Fleisch, ist das stärkste Hemmnis der Entwicklung echter Volkskunst. Gewiß, eine königlich sächsische konservative Hofratsparteikunst ist ein Unding. Auch die Programme von Plötz, Liebermann, Paasche und Eugen Richter lassen sich . . . poetisch nicht ausmünzen. Wo aber eine große Kulturbewegung sich in einer Partei kristallisiert, und die moderne Form jeder Kulturbewegung ist die Partei, da muß auch die Kunst Parteikunst sein. Hier ist die Partei nicht ein ablösbares Etikett, sondern die Essenz jedes fortschreitenden Geistes. Der Dichter, der in der Kulturbewegung steht, kann nichts andres sein als Parteimann, er ist als solcher nicht schon Künstler, aber ist noch weniger ein Künstler universalen Stils, wenn das Parteiblut nicht in ihm pulsiert!“ Solche Auffassung ist gut marxistisch, das bestätigt Karl Marx selbst, der in einem an Freiligrath gerichteten Briefe den gleichen Gedanken ausspricht. Als sich Freiligrath 1860 während der Karl-Vogt-Händel gegen die Behauptung seiner kommunistischen Parteizugehörigkeit sträubte, erinnerte Marx den Dichter, wie in dem vor einem Jahre von Franz Mehring veröffentlichten Briefwechsel zu lesen ist, zuerst ärgerlich daran, daß er wenigstens zweihundert Briefe von Freiligrath besitze, „worin hinlängliches Material, um nötigenfalls dein Verhältnis zu mir und zur Partei zu konstatieren“. Freiligrath antwortete, er sei dem Banner der Arbeiterklasse stets treu geblieben. Aber sein Verhältnis sei lose und bald gelöst gewesen: „Meiner und der Natur jedes Poeten tut die Freiheit not! Auch die Partei ist ein Käfig,

Digitized by Google

und es singt sich, selbst für die Partei, besser draus als drin. Ich bin Dichter des Proletariats und der Revolution gewesen, lange bevor ich Mitglied des Bundes und Mitglied der Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung war!" Marx antwortete nun versöhnlich, und mit einem Wort das Mißverständnis beseitigend. Er habe unter Partei nicht einen seit acht Jahren verstorbenen Bund oder eine seit zwölf Jahren aufgelöste Zeitungsredaktion verstanden.

„Unter Partei verstand ich die Partei im großen historischen Sinn." In diesem Sinne muß allerdings auch „Parteikunst" sein.

Indessen weder durch den Nachweis sozialer Abhängigkeiten und Zusammenhänge noch durch die Rechtfertigung und Forderung einer Parteikunst ist die Kunst und der Künstler erklärt; Kunst und Künstler sind damit so wenig begriffen, daß sie nicht einmal gesehen sind. Es ist immer nützlich, sobald es sich um Streitfragen geschichtsmaterialistischer Anwendungen handelt, zum Schöpfer selbst zu gehen.

Karl Marx hat seine Geschichtstheorie in seinen Werken und seinem Wirken angewandt, aber er hat die Methode selbst niemals systematisch dargestellt. Zwar hat er, als er die Kritik der politischen Ökonomie begann, ursprünglich beabsichtigt, ihr eine systematische Darstellung seiner Geschichtslehre vorauszuschicken. Aber die Arbeit blieb als Fragment und Skizze liegen; denn es widerstrebte ihm eine Geschichtsauffassung, die ja erst sich aus der Summe der weltgeschichtlichen Erfahrungen ergeben sollte, der geschichtlichen Darstellung selbst vorauszunehmen, das hätte den Verdacht erwecken müssen, daß seine Geschichtsauffassung zwar die Ideologie Hegels umgestülpt habe, aber nichtsdestoweniger Ideologie geblieben sei. So sollte das System seiner Geschichtsauffassung der Epilog seines Werkes werden, die letzte Zusammenfassung seines ganzen Schaffens. Es kam

Digitized by Google

nicht dazu, die Umstände seines Daseins und der allzufrühe Tod hinderten die Vollendung. So wird von Marx seine Geschichtsmethode immer nur in zerstreuten Bemerkungen gestreift, niemals wissenschaftlich erschöpft. Um den beiläufigen und knappen Bemerkungen gleichwohl anschaulich überzeugende Kraft zu geben, wählt er gern sinnlich kräftige Bilder und Vergleiche, die seinen Gedanken erhellen. Damit aber entstanden auch seine schillernden Unklarheiten und jene Mißverständnisse, die die zumeist armseligen Einwürfe der Gegner und die oft unglücklichen Anwendungsversuche der Freunde hervorriefen.

Gerade über die Anwendung seiner Geschichtsauffassung auf die Kunst hat sich glücklicherweise Marx mit so zwingender Klarheit und so durchsichtiger Einfachheit ausgesprochen, daß man hier wenigstens vor allen mißbräuchlichen Auslegungen und Ausführungen sicher sein sollte. Marx war viel zu sehr selbst Künstler und zugleich philosophisch zu tief durchgebildet, als daß er jemals jener Methode der Kunstauffassung hätte verfallen können, die nicht selten heute in seinem Namen versucht wird. Wenn der junge Student Marx seiner „teuren ewig geliebten Jenny v. Westphalen" ein ganzes „Buch der Liebe" widmet, so sind die jungen Verse freilich weniger lyrische Kunstwerke als beträchtliche Zeugnisse einer starken leidenschaftlichen und unbeirrbaren Gesinnung. Aber Marx blieb der Vertraute der großen Künstler aller Zeiten und Völker, wie er den bedeutendsten Dichtern seiner Epoche ein verständnisvoller Freund war. Seine Kunstfähigkeit und seine reiche Kunsterfahrung hinderte ihn vor allen theoretischen Verkümmerungen der ästhetischen Welt.

Karl Marx teilt das Schicksal mit allen großen Denkern, daß ihre mißverständlichen, allzu leicht gefügten Formeln die größte Wirkung gehabt haben, daß sie aber unbekannt und unwirksam bleiben, wo

die Quellen ihrer Erkenntnis am reinsten und tiefsten fließen. Der Geschichtsmaterialismus von Karl Marx entfaltet sich in seiner Bedeutung am klarsten in jener fragmentarischen „Einleitung" zur Kritik der politischen Ökonomie aus dem Jahre 1857, die man ebensowenig zitiert, wie man das „Vorwort" zu derselben Schrift bis zum Überdruß häufig anführt, um die Geschichtslehre von Karl Marx zu kennzeichnen. In jener Einleitung aber äußert sich Marx völlig unzweideutig über das eigentümliche Problem der Kunst. Von der Kunst sei es bekannt, daß bestimmte Blütezeiten keineswegs im Verhältnis zur allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft, also auch der materiellen Grundlage, gleichsam des Knochenbaues ihrer Organisation, stehen. Marx skizziert dann gewisse Beziehungen zwischen der Kunst und der materiellen Grundlage der Gesellschaft. In der griechischen Kunst hätten Eisenbahnen, Lokomotiven, elektrische Telegraphen nicht bestehen können. Wo bliebe Jupiter gegen den Blitzableiter, Hermes gegen den Credit mobilier und was werde aus der Fama neben der Druckerei der „Times". „Die griechische Kunst setzt die griechische Mythologie voraus, d. h. die Natur und die gesellschaftliche Form selbst schon in einer unbewußt künstlerischen Weise verarbeitet durch die Volksphantasie. Dies ist ihr Material." Marx wirft die Frage auf, ob Achilles möglich sei mit Pulver und Blei, die Iliade überhaupt mit der Druckerpresse und der Druckmaschine, ob das Singen und Sagen und damit die notwendigen Bedingungen der epischen Poesie nicht verschwinden müßten mit dem Preßbengel. „Aber die Schwierigkeit", fügt Marx hinzu, „liegt nicht darin, zu verstehen, daß griechische Kunst und Epos an gewisse gesellschaftliche Entwicklungsformen geknüpft sind. Die Schwierigkeit ist, daß sie für uns noch Kunstgenuß gewähren und in gewisser

Digitized by Google

Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten."

Damit ist in einem klassischen Satz das Eigenrecht der ästhetischen Probleme und die in sich ruhende Selbständigkeit der Kunst erkannt und gegen alle platten Anfechtungen gesichert.

[März 1913.]

Digitized by Google

Arno Holz: Ignorabimus.

Ein Weckruf.

Seitdem die Mode aufgekommen ist, auch die 50. Geburtstage von Zeitgenossen zu feiern, ist die Mechanisierung des geistigen Betriebes wieder ein gut Stück vorwärts gekommen. Zur bestimmten Stunde denken wir an irgendwas. Es kommt gar nicht darauf an, was und wie über irgendwen gedacht wird, wenn nur pünktlich irgendwas über irgendwen im Blatte steht; Pünktlichkeit ist der Tiefsinn dieser Termingeistigkeit. Ist der Tag vorüber, sind wir erlöst. Wir brauchen dann gottlob — bis zum nächsten Termin — an gar niemanden und an gar nichts mehr zu denken.

Es ist ja nun sicher besser, überhaupt einmal an bedeutende Erscheinungen erinnert zu werden, als ihrer niemals zu gedenken. Aber die Fünfzig-Geburtstag-Feier scheint mir gerade nicht zweckmäßig, die Lebenden zu fördern. Bücher kaufen und lesen, sobald sie erscheinen, Dramen aufführen, wenn sie geschaffen sind, und dreifach gepanzertes Schweigen über alle Marktware, namentlich dann, wenn sie im Lärm des Theatergeschäfts erscheint — das heißt, das Lebendige fördern. Wir sollten das Wertvolle würdigen, wenn es kommt und nicht erst auf runde Zahlen warten.

Bisweilen hindert die Jubiliererei der runden Zahl das Werk des Gefeierten. Das hat Arno Holz, dem das Leben unter allen Umständen übel mitspielt, erfahren müssen. Man feierte seinen Fünfzigsten. Dann war er erledigt. Nun wollte es ein tückischer Zufall, daß gerade am Geburtstage sein letztes Drama noch nicht herausgekommen war; man wußte wohl von

Digitized by Google

ihm, aber man kannte es noch nicht. Dann kam das Buch, und da der fällige Tag einmal vorbei war, kümmerte sich niemand darum: kein Kritiker, kein Theaterdirektor, nicht einmal ein Bibliophile; denn unsere Verleger, die jedem alten Tand ein köstliches Kleid anmessen, haben für Arno Holz kein Interesse, und er muß sich mit einem ziemlich elenden Buchgewächs begnügen. Hier und da wurde freilich das Drama angezeigt, aber das war fast noch schlimmer als nichts; denn es ließ jedes Verständnis dafür vermissen, daß hier die deutsche Literatur endlich wieder zur Weltkunst wird, ebenbürtig den großen Erscheinungen des Auslands.

Zunächst ist alles getan, um den Zugang zu diesem Werk zu erschweren*). Verdrießlich hört man auf der blutroten Buchbinde den Reklameschrei: „Seit Dostojewskis Raskolnikow das erschütternd wuchtigste Werk der Weltliteratur. Nur in seiner Kunst noch so hoch über ihm, als die komplizierte Form der Tragödie über den primitiveren des Romans steht". Man beginnt dennoch zu lesen. Man stolpert über jede Zeile zweimal — und es gibt 14528 Zeilen in den fünf Akten des Dramas — dank dem unerhörten Eigensinn dieser phonographischen Technik, die der Dichter mit dem ehrenwerten und rücksichtslosen Stolz des Erfinders und dem redlichen Bewußtsein intensivster Arbeit festhält. Es erregt Mißbehagen und Verdacht, daß das Problem der Wissenschaft gerade auf dem Gebiet spiritistisch-mediumistischer Erscheinungen, dem Tummelplatz aller Gaukelei — die Geister vermögen gemeinhin unendlich weniger als der ganz gewöhnliche wunderlose Menschenverstand — gespensterhaft sich erlebt. Man lächelt über das Kauderwelsch der zahllosen Regiebemerkungen, die

*) Arno Holz, Berlin. Die Wende einer Zeit in Dramen. Ignorabimus. Tragödie. Verlegt bei Carl Reissner, Dresden, 1913.

Digitized by Google

fast jedem Worte folgen, kein Geräusch vergessen, und dem Schauspieler jede innere und äußere Bewegung so peinlich genau vorschreiben, wie der Taylor-Ingenieur den Kohlenschaufler abrichtet. Man ertrinkt in der überquellenden Beredsamkeit, die sich so sonderbar drollig verheddert. Dennoch — bald weichen die Widerstände, und wir erleben dichterisch-dramatische Offenbarungen, an deren Eigenart und Kraft nichts heranreicht, was das deutsche Drama der Gegenwart hervorgebracht hat. Arno Holz' Ignorabimus ist die geistig reichste und dramatisch glühendste Dichtung der deutschen Literatur unserer Zeit. Es ist die einzige Tragödie der Wissenschaft, die bisher geschaffen ist.

In der grimmigen Vorrede, in der Arno Holz sich mit seiner verkennenden Mitwelt und auch mit seinen erfolgreicheren Schülern hart auseinandersetzt, stellt er die alleinige Vaterschaft jener Technik seiner Vorortkunst fest, die er 1890 entdeckt hat: „Jede Wortkunst, von trübster Urzeit bis auf unsere Tage, war, als auf ihrem letzten, tiefstunterstem Formprinzip, auf Metrik gegründet. Diese Metrik zerbrach ich und setzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhythmik. Das heißt: permanente, sich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, komplizierteste Notwendigkeit, statt, wie bisher, primitiver, mit den Dingen nie, oder nur höchstens ab und zu, nachträglich und wie durch Zufall, koinzidierender Willkür!" Er höhnt über die Schüler, die unter dem — von Holz einsichtig abgelehnten Schlagwort „Konsequenter Naturalismus" — ihm seinen Stil nachzuahmen versuchten. Von Gerhart Hauptmanns Michael Kramer sagt er (mit der begründeten Bosheit des Größeren, Eigenwüchsigen, Erfolglosen gegen den weltbeliebten schwächlichen Epigonen!): „Diese stupide, verblödende Monotonie, gegen die das be-

kannte liebliche Duo der beiden Knaben mit dem Klappenhorn noch wie himmlische Sphärenmusik klingt, zog sich durch das ganze „Drama!“ Im ersten Akt ungefähr fünfhundert Sätze und rund dreihundertmal derselbe, gehirnerweichende Tonfall! In den übrigen Akten genau so. Und in allen sich sogar noch unbehilflichst verstolpernd bis in die dazwischen gefügten Regiebemerkungen! . . . Ein derartig plumpes Geholpere — ganz Deutschland schien an verstopften Ohren zu leiden, und in den darauffolgenden Stücken Hauptmanns wurde diese klägliche Ohnmacht schließlich noch schlimmer — gab sich für „modernen Dialog“ aus! Und mit aufreckendem Hohn fügt er hinzu, daß er wenigstens nicht zu befürchten brauche, auch die Höhe, auf der sein „Ignorabimus“ — Problem „Erkenntnis“ — geschrieben sei, werde sobald von einem auf Krücken Nachkletternden wieder versudelt werden.

Arno Holz will das Leben unmittelbar in seiner ganzen Fülle gestalten, indem er den sprachlichen Rhythmus seiner Menschen belauscht und ihn aus sich selbst bewegen läßt. Die Personen seines Dramas werden, indem sie reden. Sie dichten sich selbst. Sie improvisieren sich, indem sie aus den tiefen Quellen ihrer bestimmten Naturbedingungen strömen. Jede Person redet die ihm nur allein eigene Sprache in ihrer stofflichen Wortwahl sowohl wie in dem Rhythmus ihres Gefüges und entfaltet so ihre innere Lebensmelodie. Diese Technik, die der grobe Verstand für (nicht entschieden genug abzulehnenden, weil dem Wesen aller Kunst entfremdenden) Stil naturalistischer Nachahmung hält, ist in Wahrheit musikalisch. In der Tat wirkt der Dialog in seinen höchsten und glücklichsten Steigerungen wie alte polyphone Musik, in der die nebeneinander sich entfaltenden Melodien der verschiedenen Stimmen selbständig ihren Weg gehen und doch zugleich Einheit werden.

Digitized

Indessen, dieser reich verästelte, unendlich fein organisierte Stil, so wenig er seinem Willen und Wesen nach naturalistisch ist, bedient sich, in dem Bestreben, das Leben in all seinen Regungen einzufangen, ja mehr noch, dieses Leben, wie unabhängig vom Dichter, frei sich entfalten zu lassen, naturalistischer Mittel. Das wird dem Dichter zum Verhängnis und allen trägen, unfähigen und geschäftsfeigen Bühnenleitern zum Vorwand, diesem Drama das Theater zu versperren. Das seinem Wesen nach intensiv gedrängte, in zerrissener Leidenschaft stürmisch bewegte Drama scheint durch die Irrungen dieses Stils extensiv, breit auseinanderfließend, episch, zuständlich schildernd, also antidramatisch. Arno Holz instrumentiert z. B. die im Zimmer sich abspielende Handlung durch all die tausend Geräusche und Töne, die von der Tiergartenstraße hereindringen. Ein paar hundert Mal wohl werden Hupensignale verzeichnet, immer anders, getreu der wirklichen Mannigfaltigkeit dieser industriellen Lärmerzeugnisse. Jeder Vogelschrei, Vogelpfiff, Vogeltriller wird mit der zärtlichen Andacht subtiler Beschreibung vermerkt. Auch kein Radfahrgeklingel wird vergessen. Ich habe keine sichere Vorstellung, wie das Werk auf der Bühne wirkt (gerade deshalb möchte ich es auf der Bühne erleben), aber das weiß ich, daß schon nach dem fünften Huppensignal das Publikum lacht und nach dem dritten Vogelpfiff selbst mitpfeift. Aber diese „Instrumentierung“ läßt sich leicht, wenn nicht ganz beseitigen, so doch einschränken. Schwierig und fast unlösbar scheinen die sprachlichen Schwierigkeiten für den Schauspieler. Hier gibt es wahre Schlinggewächse von Sätzen, Sturzbäche zerrissener, schartiger Wortungeheuer, wissenschaftlicher Fachausdrücke prestissimo zu bewältigen. Aber das gerade müßte den genialen Schauspieler reizen. Es wäre eine würdige Aufgabe, Unerhörtes zu meistern.

Die Einwände gegen den Stil sind ebenso gewichtig wie die Bedenken gegen den Stoff haltlos. Gewiß führt die Wissenschaft heute vor tiefere Abgründe des Denkens als die spiritistischen, hypnotischen, okkultistischen Erscheinungen darbieten. Aber es ist schwer auszudenken, wie etwa ein Dichter die Relativitätstheorie, die den festesten Boden der Gewißheit unterwühlt, dramatisch zu verkörpern vermöchte. Arno Holz hätte kein Drama, sondern eine dialogische Doktordissertation geschrieben, wenn er über letzte Erkenntnisprobleme seine Personen verhandeln ließe. Die Wissenschaft ist die Triebkraft dieses Dramas, das Erkenntnisringen ist Lebensinhalt und tragische Bewegung dieser Menschen. Das Zusammenfließen von ideellen Vorstellungen und seelisch-körperlichen Betätigungen, die Anpassung des Gedanklichen in Handlungen von Personen, denen die Probleme der Forschung zum treibenden und bestimmenden Verhängnis werden, vollzieht sich gerade in der Sphäre dieser geheimnisvollen nächtigen Phänomene am innigsten. Die Menschen werden „Medium" ihrer Gedanken, die sich in beherrschende Naturgewalten verwandeln. Darum gestaltete der Dichter den Gegensatz von mechanistischer und transzendender Weltanschauung in den Dämmergefilden des Spiritismus. Er schrieb kein Drama gegen und für den Spiritismus, er wollte auch nicht die Tragik des zerstörenden Abirrens vom Normalen „zeigen". Er schuf die Schicksalstragödie der Wissenschaft schlechthin in der Schicksalstragödie einer Familie von Gelehrten, Forschern, Grüblern. Alle großen Dramen seit den griechischen Tragöden sind Schicksalsdramen, und die sind es gerade nicht, die sich Schicksalsdramen nennen, in Wahrheit aber Zufallsdramen irgendeines blöden Ungefähr sind. Das Verhängnis der Geschlechter, die soziale und politische Gebundenheit, der unentrinnbare Zwang des Cha-

rakters — kurz das Schicksal erhebt bunte Begebenheiten erst zu jener Notwendigkeit, die der Inbegriff des Dramas ist. In „Ignorabimus“ ist die Wissenschaft das Schicksal, das Ringen um die Erkenntnis die Tragik.

Der Titel klingt an das berühmte Wort Dubois-Reymonds, des großen Physiologen. Das Haupt der Familie, deren Zusammenbruch sich an einem Märztage vollzieht — das Drama Holzens wetteifert in der strengen klassischen Einheit der Zeit mit Ödipus und den Gespenstern — heißt denn auch „Prof. Dufroy-Regnier, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Exzellenz, Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität“. Zwischen ihm, seiner Tochter Marianne, seinem Stiefbruder Ludwig, seinem Schüler und Schwiegersohn Prof. Dorninger und einem abenteuerlichen Baron Üxküll (dem „Eindringling“ des Dramas) spielt sich die düstere Handlung ab, die durch das Fratzenhafte in den komischen Gewohnheiten der Personen nur noch finsterer, verzweifelter wird. Vor drei Jahren hat sich in einer Märznacht Mariette, die Gattin Dorningers, die Schwester Mariannes — ihr körperlich zum Verwechseln ähnlich, seelisch weltfern verschieden — mit ihren beiden Kindern durch Leuchtgas getötet. Es war ein unglückliches Paar. Dorninger fühlt sich von Anfang an der Schwester wahlverwandt. Mariette war in allem maßlos, leidenschaftlich, ungehemmt, furchtbar in ihrem Begehren wie in ihrem eifersüchtigen Haß. Die Ursachen und Umstände der Schreckenstat sind dem Gatten unbekannt. Das entsetzliche Erlebnis aber wirft ihn aus der ruhigen Bahn wissenschaftlicher Gelehrsamkeit und nüchtern entsagender, sich begrenzender Forschung, die sein Schwiegervater in seiner naturwissenschaftlich-mechanischen Weltanschauung ein ehrenüberhäuftes Leben lang charakterfest und selbstbewußt gepflegt hat. In der Erschütterung dieses

Digitized by Google

sinnlosen Todes seiner Frau und Kinder erwacht in ihm die uralte Sehnsucht der Menschen, jenseits des Todes das Leben der unzerstörbaren Seele zu suchen. So verfällt er dem Spiritismus. Er will den Geist der Toten beschwören, um das Geheimnis ihres Untergangs zu erfragen; eher kann er nicht die Ruhe seines verstörten Gemüts wiedergewinnen. Dorninger findet in Marianne eine verständnisvolle Gefährtin seiner Forschungen. Sie ist — beide Schwestern sind aus ungünstigen Umständen ihrer Abstammung psychisch belastet — zugleich ein außerordentlich sensibles Medium. Die Ergebnisse dieser spiritistischen Sitzungen wühlen die bisherigen Anschauungen des Gelehrten bis zum Grunde auf. Er gerät in heftigen Konflikt mit der wissenschaftlichen Selbstsicherheit seines Schwiegervaters. Die immer wilder andrängende Liebe zu Marianne vollendet seine Verstörung. Er will aus allem heraus, alle Brücken abbrechen, Haus und Amt verlassen. Nur noch eine letzte Sitzung will er halten. In ihr will er das Geheimnis der Toten abzwingen. Mit einem von Ibsens Kunst erlernten Spannung dramatischer Entschleierung enthüllt sich allmählich das Dunkel jener Todesnacht. Im dritten Akt ist die Sitzung. Sie führt zur Aufklärung und zur Katastrophe. Mariannes zartes Nervensystem ist durch die mediumistischen Versuche überwältigt. Sie erlischt unter der Zwangsvorstellung einer Vision, in der ihr die verstorbene Schwester den Tod verkündete. Vergebens leugnet der Geliebte in letzter Stunde alle Ergebnisse seiner spiritistischen Versuche, er vermag Marianne nicht mehr aus dem Bann zu befreien. Sie suggeriert sich aus dem Leben, sie stirbt an der Überzeugung, daß sie zum Tode bestimmt sei. Ignorabimus, wir werden niemals wissen.

Ich kenne kein Drama, in dem die Rätsel dieser Menschenwelt mit schweren Geisterhänden so wesenhaft, so rationalistisch erwiesen und doch so dämonisch

auflösend an die leichtbeweglichen Pforten gewohnten Denkens und Fühlens klopfen. Und es rinnt zugleich heißestes Theaterblut durch dieses Drama der Erkenntnis. Die spiritistische Sitzung, das magische, flackernde unendlich zarte Liebesgespräch vor dem Tode und viele andere Szenen und Bilder würden auch äußerliche Bühnenwirkung nicht versagen.

In einer Zeit, da die blendende Theaterei eines Max Reinhardt von den höheren Aufgaben der dramatischen Kunst täuschend ablenkt und in dekorativem Regieplunder und oberflächlicher Beweglichkeit die Bühne dem Wort des Dichters und der Kraft des Schauspielers entfremdet wird, könnte ein Theaterleiter einmal zeigen, wie wirkliche Schwierigkeiten einer Bühnendichtung künstlerisch gemeistert werden können. Wenn auch jeder dieser fünf Akte fast schon allein einen gewöhnlichen Bühnenabend ausfüllt und keiner durch Kürzungen verstümmelt werden darf, lockt nicht gerade die Größe des Wagnis? Hat man nur für die mythischen Perückenhelden der Götterdämmerung fünf Stunden Geduld und vermag man nicht dem gedankenvollen Schicksalsringen von Menschen unserer Zeit, der grüblerischen Seelenmusik eines Dichters unserer Qualen und unserer Sehnsüchte sich hinzugeben?

[1913.]

Jonathan Swift.

Jonathan Swift starb am 19. Oktober 1745, im Alter von 78 Jahren, es scheint: an progressiver Paralyse. Es ergab sich, daß er sein in einem Leben wohltätiger Sparsamkeit, zuletzt wahnwitzigen Geizes ersparte Vermögen von 200000 Mark zum Bau einer Anstalt für Idioten und Mondsüchtige gestiftet hatte. Das war ernst gemeint. Er selbst fühlte, wie die Zersetzung seines Geistes über ihn hereinbrach. Frühzeitig kränkelnd, schwerhörig, verlor er das Gedächtnis und war die letzten 5 Jahre, die in völligem Stumpfsinn dahinkrochen, nur noch ein verwesender Fleischklumpen. Er wollte ein Asyl für seinesgleichen schaffen; es gab in Irland kein Hospital dieser Art.

Aber die testamentarische Verfügung war doch auch ein grimmiges Urteil über den Erfolg seiner geistigen Arbeit. Wenn Literatur zu wirken vermöchte, wenn sie Hirne umbildete und den Rhythmus des Herzschlags bestimmte, so hätte es nach den Werken dieses klarsten Logikers und rauhesten Moralisten, der Vernunft und Willen zugleich in den unermeßlichen Gebilden einer kosmischen Phantasie künstlerisch zu gestalten vermochte, weder mehr Menschen geben können, die unterhalb des geistigen Lebens hausen, noch solche, die in nächtiger Verstiegenheit vor ferner eisiger Unfruchtbarkeit Andacht treiben: weder Idioten noch Mondsüchtige. Dann wären Swifts Werke tot, aber sein Werk lebte. So aber sind seine Schöpfungen lebendig geblieben, weil sie sich nicht ausgewirkt haben, und wir lesen in ihnen noch heute nach zwei Jahrhunderten unsere Ängste und Qualen, unsern Zorn und Haß, unsere Hoffnung und Sehnsucht.

Den witzigsten Mann, der jemals gelebt, fand Grillparzer in der Vorrede zu Swifts Tonnenmärchen. Auch unter die Humoristen mag er zählen, sofern man unter Humor nicht die Schlafrockart des beschaulichen, gemütvollen Lächelns unter Tränen versteht. Thackeray, sein blasser Nachfahr, sagt von ihm: „Im Humor, in der Ironie und in dem Talent herunterzumachen und zu beschmutzen, was er haßte, wissen wir uns mit der ganzen Welt eines, wenn wir sagen, daß der Dechant von Saint Patrick keinen Rivalen hat."

Als den „einzigen ironischen Großmeister unter Alten und Neueren" feiert ihn Jean Paul. Übel behandeln ihn die deutschen Unternehmer von Literaturgeschichten. Bei irgendeinem las ich, er sei Dichter „im wahren Sinn des Wortes" nicht gewesen — weil ihn nämlich das Schicksal seines Volkes und der Menschheit mehr packte als der Jammer eines verliebten Idioten, und die irische Wirtschafts- und Finanzpolitik ihm ein würdigerer Stoff der Dichtung schien als die Mondnacht eines träumerischen Jünglings —, auch sei er eine zerstörende Natur gewesen. Hettner schreibt:

„Jonathan Swift war wesentlich Pamphletist, freilich einer der größten und gewaltigsten, die jemals gelebt haben. Alle Eigenschaften, die zu dieser Art der Schriftstellerei gehören, standen ihm im reichsten Maß zu Gebot: Klarheit des Geistes, Kälte des Herzens, Rachsucht, gewissenlose Verleumdung, ein immer schlagfertiger Witz, eine genaue Kenntnis alles Gemeinen und Verwerflichen in der Menschennatur und eine wahrhaft bewundernswürdige Beherrschung der Sprache, besonders in ihren mehr niedrigen und provinziellen Ausdrücken. Die Dinge erscheinen niemals wie sie sind, sondern immer nur wie sie sich in dem verzerrten Hohlspiegel eines genialen, mit Gott und der Welt zerfallenen Sonderlings darstellen."

Digitized by Google

Ich hätte das Bedürfnis anzunehmen, daß diese armseligen Plattheiten erst in die spätere Auflage von dem Herausgeber Hettners hineingepfuscht sind. Indessen, auch Hettner, wie alle anderen deutschen Literaturprofessoren, erklären ja alle Wandlungen Swifts aus Rachsucht, Enttäuschung, Ehrgeiz; die Tragödie seines Lebens ist nach ihnen, daß er es nicht zum Bischof brachte. Von dem hohen Lied der Menschheitserlösung, dem Weltbrand und der Götterdämmerung des letzten Teiles des Gulliver urteilt Hettner gar:

„Empörende, herzlose Verbitterung, der Grundmangel von Swifts gesamtem Wesen, tritt offen zutage. Wer gut scherzen will, der muß ein warmes Gemüt haben, er muß zeigen, daß er denjenigen, den er verspottet, dennoch von Grund der Seele liebt. Dies warme Gemüt aber fehlt Swift. Sein Lächeln ist nicht, wie bei allen großen Humoristen, das milde und darum wohltuende Lächeln durch Tränen, sondern nur das unheimliche Gelächter schadenfroher Menschenverachtung."

Daß aber Swift auch nicht das warme Gemüt besaß, liebevoll unter Tränen über Krieg und Pest, Hunger und Unterdrückung, Roheit und Niedertracht, Wahnsinn und Syphilis zu lächeln! Und daß er so gar keinen Begriff von der Erhabenheit des Unterschieds zwischen Tories und Whigs, zwischen Papisten, Lutheranern und Calvinisten hatte, sondern über diese Überzeugungen schadenfroh lachte, während er kalten Gemüts den höchst peinlichen Gorgonenschild wider alle Bedränger der gemarterten Kreatur schwang! Swifts kühnste Dichung, das erhabene Utopien seines Pferdestaates, wird daher von Hettner schlechthin abgelehnt:

„Einzig in der Schilderung der Houyhnhnms ist die innere Wahrscheinlichkeit verletzt. Dies ist wieder ein wichtiger Beweis für die alte bewährte Lehre, daß was unsittlich und unvernünftig, auch immer un-

künstlerisch ist. Schon Boileau sagt: ‚Nur in der Wahrheit ist Schönheit'."

Herr Wülcker, der Hofrat der Anglizistik, durfte 1907 drucken lassen:

„Da ihm jedoch seine Freunde den ersehnten Bischofssitz nicht verschaffen konnten, ging er 1710 ... zu den Tories über ... All seine Liebloſigkeit, sein Menschenhaß, seine Verbitterung treten hier (Gulliver) deutlich hervor: des Humors bar, ist er nur ein herzloser Satiriker."

Von der Rasse packt den Charakter der neueste Urheber einer Weltgeschichte der Literatur, Otto Hauser:

„Jonathan Swift war Irländer von Geburt ... Doch ist schon hier zu bemerken, daß diese Irländer nur selten Iren oder doch nachweislich mit Iren vermischte Engländer sind, vielmehr gewöhnlich aus rein englischen Familien stammen (wie auch Swift), und daß sich hier nur wieder die durch neuerliche Auslese bedingte Tüchtigkeit der Kolonien zeigt."

In der Tat, allein mit der Rassenbiologie läßt sich noch eine Weltliteraturgeschichte verfassen; denn nur diese Methode ersetzt das tausend Menschenleben erfordernde Studium der einzupökelnden Werke durch die schnell zu erledigende Erkundigung nach dem Geburtsort des Schriftstellers, seines Vaters und seiner Großtante. Nichts ist sicherer, als daß sich Gullivers Reisen aus dem Umstand erklären, daß Swift in Dublin geboren wurde, aber aus England stammte. Leider scheint die koloniale Auslese doch nicht recht gelungen zu sein; denn auch Hauser urteilt:

„Ein glänzender Geist, dem es nicht vergönnt war, nach seiner ganzen Anlage zu wirken, der sich in Unrast in sich selbst verzehrte."

Äußerst zutreffend scheint ihm der Gulliver „durchtränkt von Bitterkeit".

All das Gerede hat Swift selbst schon vorweggenommen. In seinen Versen auf den Tod des Dr. Swift

Digitized by Google

(veranlaßt durch die Maxime des La Rochefoucault „Im Unglück unserer besten Freunde finden wir immer etwas, das uns nicht mißfällt") läßt er seine Gönner nach seinem Tode reden. Die Liberalen schelten auf den verfluchten Tory, den Abtrünnigen der Freiheit:

„Auch ward er ja zur Strafe drum
Vor seinem Tod erstaunlich dumm."

Er ist der Menschenhasser ohne warmes Gemüt:

„Satiren schrieb er immerzu
Und ließ die Welt niemals in Ruh!
Ohn' Rücksicht flog da Streich um Streich,
Hof, Stadt und Land, das galt ihm gleich . . ."

„Stets mußte er das Schlimmste weisen:
Pamphlet, Satire, Lügenreisen.
Sein geistlich Kleid, nicht schont er das,
Als Motte saß er drin und fraß."

Wie unbehaglich der Schlußteil des Gulliver:

„Nimmst du den Gulliver zur Hand,
So siehst du in dem letzten Band
Nur Lüg um Lüg in jedem Wort;
Dort ist ihm schier das Herz verdorrt.
Nicht eine Predigt wirst du schaun,
Um fromme Seelen zu erbaun."

Aber das Gelärm übertönt das stolze Schweigen des Toten:

„Mein Wert der Prosa und Gedichte?
Begehrt nicht, daß ich selbst mich richte,
Noch sag, wie die Kritik mich raufte,
Ich weiß nur, daß sie jeder kaufte.
Begabt moralisch tief zu schauen,
Die Welt zu läutern, zu erbauen . . .
Und was ihm immer mochte glücken,
Muß doch die Welt in allen Stücken
Sein Lob und ihre Schmach erblicken.

Sein klein Vermögen warf er aus
Zum Bau von einem Narrenhaus
Und lehrt damit, daß solcherlei
Für die Nation höchst nötig sei;
Ihr braucht nicht mehr vor ihm zu bangen:
Wird seine Asche Ruh' erlangen?"

Was Swift in Wahrheit der Welt sein wollte, steht in der Inschrift seines Grabsteins, die er selbst bestimmt hat:

„Hier liegt der Leib Jonathan Swifts,
Des Dechanten dieser Kathedrale,
Wo wilder Zorn sein Herz nicht mehr zerreißen kann.
Geh, Wanderer, und wenn du es vermagst,
Ahme den mutigen Mann nach,
Der im Kampf für die Freiheit seinen Mann stand."

Er nannte einmal die Menschen, die er liebte: Sokrates, den Gotteslästerer und Hochverräter, der den Giftbecher trinken mußte; Brutus, der den Tyrannen mordete; Thomas Morus, den englischen Kanzler, den Kommunisten, der das Schaffot bestieg. Aus diesem Geschlecht stammt Swift.

Swift ist der Kritiker des Zeitalters, das der Revolution von 1688 folgte, ihr Geschöpf, Ankläger und Überwinder. Er erlebt vier Herrscher, den Oranier, seine Tochter Anna und die ersten beiden George. Die parlamentarische Herrschaft entfaltet ihre Kraft. Die konstitutionelle Aristokratie ringt mit dem Bürgertum um die Macht. Die Preßfreiheit ist seit der endgültigen Aufhebung der Zensur im Jahr 1693 die Lebensluft des geistigen, die Triebkraft des politischen England. Noch gibt es Rückfälle. Unter der Königin Anna wird politische und religiöse Reaktion versucht; aber sie bringt es niemals zu mehr als zu kleinen ärgerlichen Hemmungen und Belästigungen. Man läßt in England drucken, was ein Jahrhundert später in Deutschland noch mit Galgen und Rad bestraft wor-

Digitized by Google

den wäre. Die Presse blüht auf. Am Anfang des 18. Jahrhunderts gibt es in London schon 18 politische Zeitungen; 1709 wird die erste täglich erscheinende Zeitung Europas begründet: der Daily Courant. Die moralischen Wochenblätter beherrschen die öffentliche Meinung. Der Journalist wird eine politische Macht.

Die puritanische Enge der Cromwellschen Rebellion ist gesprengt. Man will leben. Schon rechnet man in England wirtschaftlich mit großen Ziffern; der Aufstieg zur Weltmacht vollendet sich ungestüm. Die Wissenschaft ringt um die Erkenntnis von Natur und Gesellschaft. Am Anfang der Epoche mißt Newton den Weltraum aus und gibt ihm Gesetze. Die Philosophie entdeckt die Sinne und den gesunden Menschenverstand, die reinliche Tugend, das behagliche Glück und jenen kühlen undogmatischen Deismus, der den lieben Gott als einen unsichtbaren konstitutionellen englischen König für das Reich der Ewigkeit einsetzt, ihn aber nicht mehr durch kirchlich-dogmatische Verfügungen in die weltlichen Gesetze eingreifen läßt. Die Nationalökonomen beobachten sorgfältig und scharfsinnig die wirtschaftlich-sozialen Bedingungen der Gesellschaft; sie bereiten Adam Smiths Werk vor. Das Zeitalter der Aufklärung beginnt, das in der französischen Revolution die Höhe erreicht und in Deutschland zum klassischen Kunstwerk sich immaterialisiert.

Der Typus des öffentlichen Charakters bildet sich aus. Jeder Politiker, jeder Staatsmann ist auf irgendeine Weise auch Schriftsteller, Journalist, Gelehrter. Und jeder Literat ist auch irgendwie Politiker. Walter Scott sagt von Swift, er sei mehr Staatsmann als Dichter gewesen. Der Unterschied ist im Grund aufgehoben. Das Dichten ist keine zünftlerische Spezialität. Swift war Staatsmann, weil er Dichter, und Dichter, weil er Staatsmann war. In ihm veranschaulicht sich die neue

gesellschaftliche Geltung der Schriftsteller. Noch kann er von seinem Beruf nicht leben. Die Honorare ernähren ihn nicht, wenn sie überhaupt gezahlt werden. Er braucht ein Amt, deshalb Verbindungen, Gönner. Die Parteikämpfe sind in persönlichem Betracht wesentlich Kämpfe um einträgliche Stellen. Aber der persönliche Wert gilt, nicht die hündische Demut. Swift fühlt sich in seiner Londoner Zeit, so arm er ist, all den Aristokraten überlegen, mit denen er auf gleichem Fuß verkehrt. Er benutzt sie für seine Zwecke, aber er dient ihnen nicht, sie sind sein Werkzeug. In seinen Tagebuchbriefen für Stella schreibt er einmal:

„Sie müssen wissen, daß es mein Verhängnis ist, am gleichen Tag ein Fürst und ein Lump zu sein. Denn da ich ihn (den Schatzkanzler Harley) um 4 Uhr besuchen sollte, so konnte ich bei keinem Freund eine Einladung zum Essen annehmen. So war ich denn gezwungen, in eine Winkelgarküche zu gehen und für 10 Pence mit Kräuterbier, schlechter Brühe und drei Hammelkoteletten vorlieb zu nehmen; und von dort mußte ich dunstend zum ersten Staatsminister."

In Swifts gesellschaftlicher Stellung ist nichts von Supplikantenelend. Swift steht aufrecht vor den Königen und Adligen. So ist auch der Bezirk seiner Kunst nicht die beschauliche Artistenklause. Sein Sturm und Drang wider die bürgerliche Gesellschaft rast sich nicht in erlebten oder erdichteten Auflehnungen des privaten Lebens auf; sein Hirn glüht der Welt, seine Kunst wälzt die ganze Fülle des politisch-sozialen Daseins. Er ist nicht bloß Wortführer, er ist Tatführer.

Während die Revolution sich in der Macht, im Erwerb und Genuß der herrschenden Klasse sättigt, führt Swift die Revolution über sich selbst hinaus. In ihm sind schon die Dämonen der französischen Revolution und selbst der Chartistenbewegung. Die

Digitized by Google

nüchterne und heuchlerische Verständigkeit der Aufklärung ist ihm fremd. Die Vernunft, deren Herrschaft er proklamiert, ist nicht der Buchhalter eines Kramladens, sie ist prometheischen Ursprungs. Er ist von jenem verzweifelten Menschheitsgrausen besessen, das die großen Befreier vorwärts hetzt, ins Land der Zukunft. Das ist es, was die Beckmesser als Menschenhaß und Bitterkeit merken, die der rechtschaffene Humorist nicht haben dürfe. Das sind die Schwerhörigen für das Glück der Gegenwart, weil sie den Stimmen der Zukunft lauschen; die harten und unbarmherzigen Richter des Bestehenden, weil sie dem Werdenden überfließende Milde hingeben.

Swift war von dem triumphierenden Bewußtsein des freien Englands wohl erfüllt; das Grundgesetz der Freiheit ist die tödliche Waffe in seinen publizistischen Kämpfen. Aber die neue Freiheit befreit seine Augen ganz, daß sie die Abgründe des wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Massenelends zu sehen vermögen. Die englische Weltpolitik plündert in Freiheit die Menschheit aus. Swift hat eine hohe geistliche Pfründe erlangt, er hat keine Not mehr zu leiden, aber er lebt in Irland, das zu den vertriebenen Stuarts gehalten hatte, und das nun von England als Kolonie behandelt und durch ein ebenso raffiniertes wie brutales Aussaugesystem erschöpft wird. In der irischen Politik Englands erkennt er die ganze Unmenschlichkeit des aufsteigenden kapitalistischen Zeitalters. Indem er sich zum leidenschaftlichen unerschrockenen Anwalt Irlands erhebt, wird er zum revolutionären Verteidiger des ganzen Menschengeschlechts.

Gedemütigt und arm ist die Kindheit und Jugend Swifts. Im Haus eines reichen Aristokraten findet er seinen Unterhalt. Er zerwirft sich mit ihm und muß doch wieder seine Zuflucht zu ihm nehmen. Hier nährt er all den Haß des Unterdrückten. Dann geht er nach London und wirft sich in das politische Ge-

triebe, im Lager der Liberalen. Bald ist er ein gefürchteter und bewunderter Schriftsteller. Seine Feder tötet, sein Witz richtet hin. Mit seinem Märchen von der Tonne hat er die verwegenste Satire gegen alles Kirchentum erdacht, die jemals veröffentlicht worden ist. Aber man fühlt, daß dieser in spielender Anmut mähende Hohn mehr trifft als nur den Hader der Papisten, Lutheraner und Calvinisten, er lehnt sich gegen jeden Wahn auf. Swift ist eine Gefahr für alle, die er befehdet; man darf ihn nicht zum Feind haben. Swift weiß, daß ihm niemand traut, weil er bereits jenseits von allen steht; daß ihn aber alle fürchten. Diese Macht nutzt er aus. Für sein persönliches Fortkommen, für seinen Ehrgeiz? Vielleicht auch dafür: Er bedarf der Stellung, um Unabhängigkeit zu erwerben, um Einfluß zu gewinnen. Aber in Wahrheit will er seinem Dämon dienen, der ihn zum Sachwalter des Menschengeschlechts emportreibt. Er hat mit der Feder wechselnden Parteien gedient: Als die Whigs stürzten, ward er der gehaßteste und erfolgreichste Vorkämpfer der Konservativen. Aber er hat bloß die Parteien gewechselt, nicht seine Überzeugung, die von Anbeginn Whigs wie Tories hinter sich ließ. Für seine Gedanken gab es noch keine Partei, darum waren ihm Liberale wie Konservative niemals etwas anderes als Mittel zum Zweck. Er war nun einmal kein deutscher nationaler Professor, der für seine Sache bereit ist in den Tod (an Altersschwäche) zu gehen. In seinen Tagebüchern an Stella und Briefen versichert er gern, daß er sich an irgendwelchen Halunken durch ein Pamphlet rächen wolle. Das nimmt der Literaturforscher für bare Münze, und es ist doch nur eine burschikose Wendung, gleichwie er tausendfach sein liebstes Mädchen, M D (My Dear), auf ganz ähnliche Weise mit polternd zärtlichen Schimpfworten bedenkt. Gewiß, Ehrfurcht hat er für keine der beiden Parteien, weil

er von der Ehrfurcht für die eigene Partei seiner großen, einsamen Sache erfüllt ist. Die Konfessionen sind ihm nichts anderes als Parteien, die darüber Kriege führen, ob man Eier am dicken oder dünnen Ende aufbrechen müsse; die politischen Parteien verspottet er unter dem Bild der Leute mit hohen und niederen Stiefelabsätzen. Aber die Aufgaben, die er sich mit seiner journalistischen Tätigkeit stellt, sind aus der Überzeugung erwachsen, daß sie dem gemeinen Wohl dienen. Daher die Unerbittlichkeit des Kampfes; seine Pamphlete sind Feldzüge, die erst mit dem Sieg endigen. Niemals gibt Swift Pardon: Das wäre Verrat an seiner Sache. Die innere Reinheit des Mannes leuchtet schon in den Parteiwirren der Londoner Zeit hindurch. Dann, als er, fast wie ein Verbannter, auf irischem Boden, der angebetete Dechant von Saint Patrick, in den Tuchhändlerbriefen für Irland ficht, wächst er zum Heldentum und zugleich zur Weltkünstlerschaft.

So klar der öffentliche Charakter, so versponnen ist sein persönliches Dasein. Er hat das Geheimnis seines Lebens ins Grab genommen. Die unwissende Neugier hat über das Rätsel dann Romane fabuliert. Man weiß nur, daß durch viele Jahre seines Lebens die gärende Doppelliebe zu zwei Frauen ihn bedrückt hat. Swift ist der erste jener seelischen Bigamisten, die wir dann in der weitern Folge des 18. Jahrhunderts so vielfach antreffen, bis zu Bürger, Goethe und Schiller. Wir kennen auch die bürgerlichen Namen der beiden Frauen, die Swift als Stella und Vanessa unsterblich gemacht hat. In den Tagebuchbriefen, die Swift während seiner Londoner Zeit für Stella Tag um Tag, Stunde um Stunde geschrieben hat, gewinnen wir einen Einblick in diese Beziehungen. Stella ist ihm Kind, Freundin, Kameradin, Geliebte zugleich. Er schwätzt mit ihr wie mit einem Kind und macht sie doch zur ernsten Vertrauten all seines Tuns und

Wollens. Er kümmert sich um ihre nichtigen Angelegenheiten, vergißt im Trubel seiner öffentlichen Geschäfte nicht allerlei Aufträge und Besorgungen für sie zu erledigen; und er wird nicht müde in zärtlichster Besorgnis der kleinen, kranken Augen von M D zu gedenken. Sie blieb ihm Freundin und Genossin auch nach den Beziehungen zu Vanessa. Was über die tragischen Konflikte zwischen den beiden Frauen berichtet wird, ist Legende. Auch die seltsame Geschichte, daß er schließlich auf Drängen Stellas mit ihr die Ehe eingegangen, aber nur unter dem strengen Gelöbnis, daß niemals darüber etwas bekannt würde, und daß sie auch nicht wie Mann und Weib miteinander lebten, ist neuerdings als Märchen erwiesen worden. Swift hat weder Stella noch Vanessa geheiratet. Warum es nicht geschah, weiß man nicht. Ebenso kann man über die Natur dieser Beziehungen nur Vermutungen haben. Und daß Vanessa an gebrochenem Herzen gestorben, als das Geheimnis der Ehe ihr bekannt geworden, auch diese Überlieferung ist nichts als ein Roman.

Früher erklärte man das Stellageheimnis damit, daß sie entdeckt hätten, sie wären Geschwister. Heute, da man die medizinischen Deutungen bevorzugt, behauptet man das männliche Unvermögen Swifts. Auch dafür gibt es keinen Beweis. Im Gegenteil, Swift erscheint von kräftiger, gesund natürlicher Sinnlichkeit. Eher könnte man, wenn Swift wirklich an Paralyse gestorben sein sollte, an eine frühere Erkrankung denken, die eine Ehe als gewissenlos erscheinen lassen mußte.

Eine psychologische Deutung seines Verhaltens zu den Frauen aber läßt sich in der Weltauffassung des Mannes finden, wie sie sich schließlich entwickelt hat. Wie ihm vor der Menschheit graut, weil er in den reinen Lüften seines Utopien atmet, weil er der Mitbürger einer ihm bereits wirklich gewordenen zukünf-

tigen Erde ist, so tritt vielfach in seinen Werken auch ein Ekel vor der Frau hervor; er sieht die Unreinheiten ihrer Haut wie durch ein Vergrößerungsglas, ihn peinigt der leibliche Verfall ihrer Formen, ihn widert ihr Geruch an, für den ihm eine gesteigerte Reizbarkeit eignet. Nicht die Schwachheit des Männchens, sondern die Überkraft des Menschen erklärt die tragische Einsamkeit und die quälende Wirrnis seines Daseins.

Es gibt viele Dichtungen der Berufskunst, die über die Jahrhunderte hinaus sprechen, zu allen Völkern und Zeiten, aber es läßt sich kaum ein halbes Dutzend Werke nennen, die auf alle Lebensalter innerhalb des menschlichen Einzeldaseins gleichermaßen wirken, die von der Wiege bis zum Grab Jugend wie Reife zu erfreuen vermögen. Nur wenige Dichter haben Gestalten geschaffen, die zum unverlierbaren Inhalt des Kulturbewußtseins geworden sind, die dem Reich der Geister eine unsterbliche Bevölkerung gezeugt haben. Robinson und Don Quixote sind von solcher Unsterblichkeit und Allgegenwärtigkeit.

Swift hat in Gullivers Reisen das gleiche Wunder künstlerischer Schaffenskraft vollbracht. Die Kinder erfreuen sich heute und immer der Dichtung in ungezählten Bearbeitungen. Der Mann fühlt die zermalmende Macht der Weltsatire. Der Greis, der vor dem Tod zittert, mag sich von seinem Wahn in den Blättern erlösen, in denen die Struldbrugs geschildert werden, die Menschen, die ewig leben und ewig altern. Die Länder, die Gulliver entdeckt hat, sind aus der Geographie unseres Geistes nicht mehr zu tilgen, und die Völker, die er ersann, scheinen uns wirklicher als die Deutschen, Franzosen und Engländer, unter denen wir leben. Die anschaulich visionäre Traumkraft dieser Gebilde ist wie Urzeugung neuen Lebens. Die sinnliche Lebendigkeit der Phantasie ist so groß, daß fast jeder Satz mit Stift und Farbe gezeichnet werden

könnte. Selbst in den Namen, die er ersann, rauscht es wie elementare Natur. Hinter der Fratze birgt sich tiefsinnige Symbolik, und der ausgelassene Schalk hat ein klagendes Herz in der wunden Brust, die doch gegen jede weichliche Rührung hart gepanzert ist. So zwingend ist die Logik dieser Narrheiten, daß sie uns selbst mit ihren wechselnden Erscheinungen wandelt. Wir wachsen über alles Maß hinaus, wenn wir die Abenteuer von Liliput erleben, wir schrumpfen zu einem furchtsamen Nichts in den Händen der Riesen. Es kreist uns im schwindelnden Kopf, wenn wir auf der magnetisch lenkbaren Fluginsel der Laputianer unter das Gewimmel der Schiefgehirnten, der Plăneschmiede geraten, und wir fühlen uns selbst wie Gespenster, wenn die Helden der Weltgeschichte schattenhaft vorübergleiten. Im letzten Teil erreicht Swift das Höchste dichterischer Vision. Der mörderische Witz des Einfalls schreitet im leuchtenden Gewand farbig körperhafter Anschauung. Das Land Utopien tut sich auf, die Platonische Republik der edlen — Pferde, die das scheußliche Gesindel der schmutzigen Affen unterworfen und in die Verachtung gescheucht haben: die Yahoos, in denen Gulliver schaudernd die Menschen erkennt. Diese Pferde aber sind die Vollendung der Natur, friedlich leben sie beisammen, gütig, rein; in ihren Seelen ist kein schmutziger Winkel, und in ihrem Herrentum ist kein Hauch von Grausamkeit. So hell und lauter ist ihre Welt, daß sie nicht einmal Worte für die schimpflichen Begriffe haben, die ihrem Wesen fremd sind. Der Houyhnhnm kennt das Wort Lüge nicht, die alles Tun der Yahoos erfüllt, und als Gulliver, der arme Yahoo, der doch, weil er ein wenig mehr Vernunft hat, eine Zeitlang als Gast der Houyhnhnms geduldet wird, das erhabene Reich schlichter Natürlichkeit verlassen muß und nach England zurückkehrt, verzehrt ihn Sehnsucht nach jenem Land der Pferde. Er kann

den Anblick der Yahoos nicht mehr ertragen, ihn ekelt vor dem eigenen Weib und den Kindern:

„Als ich mir zu überlegen begann, daß ich durch die Paarung mit einer von der Gattung der Yahoos zum Vater von mehreren Kindern geworden war, befiel mich Scham, Verwirrung und Grauen."

Gleichwohl hat Swift diesen Yahoos sein Leben hingegeben:

„Mich ärgert es nicht im geringsten, wenn ich einen Anwalt, einen Taschendieb, einen Obersten, einen Narren, einen Grafen, einen Spieler, einen Politiker, einen Bordellwirt, einen Arzt, einen Zeugen, einen Bestecher, einen Verräter oder dergleichen sehe: das alles liegt nur in der Natur der Dinge. Doch wenn ich einen Haufen Scheußlichkeit erblicke, verzehrt von Krankheiten an Seele und Leib, und wenn der mit Hochmut behaftet ist, so reißt mir sofort die Geduld . . . Ich wünsche, die Gesellschaft eines englischen Yahoos auf jede Weise zu etwas nicht ganz Unerträglichem zu machen, und deshalb flehe ich hier alle an, die auch nur eine Spur dieses widersinnigen Lasters besitzen, daß sie sich nicht anmaßen mögen, mir vor die Augen zu kommen."

Um den Geist der Yahoos zu befreien, hat der junge Swift sie in den Witzwirbeln seines Märchens von der Tonne gebadet; das ist die Walfischtonne, die man hinwirft, um die Tiere von den Angriffen gegen die Schiffe abzulenken; das Kirchentum, das man den Yahoos hinwirft, um sie von dem Angriff gegen den herrschenden Staat abzuhalten. Für die armen irischen Yahoos hat der alternde Swift jene Tuchhändlerbriefe in die Welt gesandt, die für immer das unerreichbare Vorbild politischer Kriegsführung bleiben werden. In diesen irischen Pamphleten kündigt sich zuerst das soziale Gewissen an. Swift ist der Erfinder des Warenboykotts als eines Kampfmittels einer unterdrückten Nation. Für Irland schrieb er jene furcht-

barste soziale Satire, die jemals eines Menschen Phantasie ersonnen, jenen Bescheidenen Vorschlag, wie man die Kinder der Armen hindern kann, ihren Eltern oder dem Land zur Last zu fallen. In der nüchternen Sprache eines Kochbuchs gibt er das Rezept. Die armen Mütter sollen ihre Kinder ein Jahr lang säugen und mästen und sie dann für die Tafel des gnädigen Herrn verkaufen:

„Ich gebe zu, daß diese Kinder als Nahrungsmittel etwas teuer kommen werden, aber schon deshalb werden sie sich sehr für den Großgrundbesitzer eignen; da die Gutsherren bereits die meisten Eltern gefressen haben, so haben sie offenbar auch den nächsten Anspruch auf die Kinder."

In der Tat, Swift ist kein echter Humorist und kein Dichter im wahren Sinn des Wortes. Ihm fehlt nun einmal das warme Gemüt. Es ist seine Bosheit, daß er überall Yahoos sieht, und es ist sein Menschenhaß, daß er sie gar befreien will.

[Juli 1911.]

Marie-Joseph Chénier.

Zum 100. Todestag des Dichters der Revolution.

Das Theater der Revolution war keine Revolution des Theaters, aber Revolution auf dem Theater. Die Parlamentsdebatte der ungeheuersten politischen Umwälzung der Weltgeschichte setzte sich fort im Theater, auf der Bühne sowohl wie im Publikum. Die Einheit des Schriftstellers und des politisch tätigen Menschen, die der Stolz der französischen Literatur von Voltaire und Rousseau bis zu den Zola und Anatole France ist, schafft auch die innere Zusammengehörigkeit zwischen dem Drama und der Zeitgeschichte. Die Form verharrt in den strengen Überlieferungen der Klassiker, und die Stoffe werden aus der geschichtlichen Vergangenheit entliehen, aber in der hallenden Rhetorik der Helden brausen die unmittelbaren Kämpfe der Zeit. Hat man des Tags über in der leidenschaftlichen Prosa der Parlamentsrede unter vulkanischen Kundgebungen des Massenwillens Geschichte gemacht, so überläßt man die Fortsetzung des Abends dem gehobenen Spiel des Schauspielers, man stilisiert die Ewigkeit des eigenen Handelns in feierlich stolzierenden Alexandrinern und der Sansculotte sieht sich auf den Brettern der Bühne in der Toga des römischen Republikaners. Der französische Dichter flüchtet nicht ins Reich des Schönen, um sich von dem Elend der Wirklichkeit zu retten. Er erhebt vielmehr die Wirklichkeit ins Reich des Schönen. Der Rhythmus seines Handelns ist auch der Rhythmus seiner Kunst.

So werden die Ereignisse der großen französischen Revolution begleitet von der Sensation des Theaters;

und beide werden mit gleicher Leidenschaft erfaßt. In diesen eisig wehenden, scheinbar seelen- und farblosen Dramen der hohen Gattung fühlt der Franzose unmittelbar den heißen Atem seines wirklichen Daseins, während in der alle Gluten des Daseins ausstrahlenden deutschen Kunst jener Periode eine abgesperrte Welt in sich und für sich auf dem engen Schauplatz vom Parterre zu den Kulissen sich wesenlos ins Innerste des Gemüts auswirkt. Aus Paris schrieb am 7. Dezember 1797 Wilhelm v. Humboldt an Schiller: „Fast alle Stücke, die man gibt, Farcen ausgenommen, sind fortwährende Moralen in Alexandrinern; diese finden bei dem Publikum unbegreiflichen Beifall und werden von den Schauspielern am besten gespielt. Wie diese trockene Art zu moralisieren, bei der kein Gedanke neu, selten nur der Ausdruck kraftvoll . . . so großen Beifall erlangen kann, ist mir immer ein Rätsel."

Also diese trockene Art hat die Feuerbrände der Revolution entfachen helfen, und diese platten Gedanken und kraftlosen Wendungen waren mittätig, der Welt ein neues Antlitz zu geben.

Man erstürmt die Bastille und schließt dann das geschichtliche Ereignis, indem man alle Tage auf der Bühne sich den „Karl IX." von Marie-Joseph Chénier vorspielen läßt. Ja, erst durch den Fall der Zwingfeste der Monarchie wird die Bühne dem Drama Chéniers erschlossen. Man erstürmt im Theater die Bastille des Zensors. Während auf der Bühne des „Théatre français" die „Schauspieler des Königs" irgendein gleichgültiges Stück agieren, fliegen auf die Köpfe des Publikums weiße Zettel herab: Warum spielt man solche Jammerwerke, wo doch das große Nationaldrama des befreiten Volkes schon geschrieben ist, der Karl IX. des Herrn von Chénier? Und die gedruckte Demonstration wird mündlich vom Publikum fortgesetzt. Den Schauspielern wird hinauf-

zösische Publikum nach dem Fall der Bastille ist selbst die Erlaubnis, daß man auf dem Hoftheater ein revolutionäres Stück spielen kann, nein spielen muß. Dann wird das Drama der Bartholomäusnacht gespielt. Ein Rausch kommt über das Publikum, man bricht in Verwünschungen aus, wenn der Kardinal die Schwerter zum Bürgermord segnet und die Verse, die die Revolution prophezeien, müssen wiederholt werden:

Des Lebens Grüfte, schaurige Bastillen
Einst öffnen sie sich unter edlen Händen ...

Die Revolution schreitet fort. Die hochverräterische Monarchie hat verspielt. Im Theater gibt man — 1792 — Chéniers Cajus Grachus, das Drama der Plebejerrebellion gegen die Aristokratie. Er erklärt den Gemäßigten den Krieg. Aber schon treibt die Revolution auch über den Radikalismus hinaus. Bei dem Vers: „Gesetz, nicht Blut! Befleckt nicht Eure Hände," ruft der Deputierte Albille, ein Advokat aus Rouen: „Gesetz, nicht Blut! Das ist der Vers eines Feindes der Freiheit. Nieder mit den Grundsätzen der Konterrevolution! Blut, nicht Gesetze!" Eine Panik entstand, das Stück konnte nicht zu Ende gespielt werden.

Das Leben nimmt das Spiel auf: Blut kraft des Gesetzes! Als Mitglied des Konvents stimmt Chénier, von Royalisten seit dem „Karl IX." unter die „Ungeheuer, die das Land verderben" gezählt, für den Tod des Monarchen. Er begleitete sein Votum mit den würdigen Worten: „Ich hätte lebhaft gewünscht, das bekenne ich, niemals für den Tod eines Wesens meinesgleichen stimmen zu müssen; und wenn ich mich einen Augenblick von dem peinlichen Amt erlösen könnte, das mir auferlegt ist, so würde ich für das mildeste Gesetz stimmen. Aber die Gerechtigkeit,

die der Staatsgrund ist, das Interesse des Volkes, schreiben mir vor, meinen äußerst starken Widerwillen zu überwinden. Ich erkläre mich für die Strafe, die vor mir das Strafgesetzbuch bestimmt hat. Ich stimme für den Tod." Eine stolze, tapfere, menschliche und gerechte Begründung, die allein schon die reaktionäre Legende zerstört, daß das Urteil über Ludwig XVI. in einem wüsten Rausch niederster Triebe von einer Verbrecherhorde dem vergewaltigten Parlament aufgezwungen worden sei . . .

Gegen die Übermacht der äußeren und inneren Feinde der Republik wird der Schrecken proklamiert. Der Jakobiner Chénier ist doch ein Gegner Robespierres. Er schreibt den Timoleon, indem er den Tyrannenmord verherrlicht, den Fluch über die Monarchie spricht, aber auch der Schreckensherrschaft Fehde kündet. Das Stück wird verboten. Der Dichter muß sein Manuskript verbrennen und erst nach dem Sturze Robespierres darf man die Verse hören:

Der Schrecken würgt den ehrenhaften Mann,
Läßt Menschlichkeit verdorren, Tugend schweigen,
Die Tyrannei, hochmütig, mordbegierig,
Der Ehrfurcht Maske auf der faulen Stirn,
Rafft sich der Freiheit Namen ohne Scham . . .
Zeit ist's, schuldschwerer Lehre zu entsagen.
Gesetze braucht's, der Sitte, nicht der Opfer.
Gewährt den Schurken heilendes Entsetzen.
Dem Recht verfalle Missetat erbleichend,
Damit die Unschuld ruhig schlummern darf . . .
Der Schrecken macht nur Sklaven, Menschlichkeit
Allein bringt uns Gerechtigkeit und Freiheit.

Solche Verse eiferten in dem selben Drama, in dem der Königsmord verherrlicht wurde:

Zu treffen den Verräter,
Hab ich das Recht verletzt, das Mord verbietet.
Doch Könige, sie schützt nicht das Gesetz . . .

Wollt Ihr mein Haupt, wohlan, Euch sei's verfallen.
Ich lebte und ich sterbe als ein Bürger.
Lebt nur die Republik, was gilt mein Dasein! . . .

Die Revolution verbrandet. Die über die Welt zerstreute Freiheit sammelt Napoleon in seinen Händen. Und abermals begehrt Chénier die kämpfende Bühne, die ihm die Macht verschärft: In der Gestalt des „Tiberius" klagt Chénier am Ausgang seines Lebens den Imperator an, daß er den Franzosen das Erbteil seiner Freiheit geraubt.

* * *

Marie-Joseph Chénier, der eigentliche Dichter der Revolution, ist heute vergessen. Seine Werke waren Planeten, die nur von fremden Sternen Licht, Wärme und Glanz empfingen und erstarrten, als die Sonne der Revolution verglüht war. Wenn man den Namen Chénier hört, denkt man heute nur an den Bruder André, den Monarchisten, der zarte und heitere griechische Elegien ersann; der mitten im Zusammenbruch des Königtums nach Versailles flüchtete und in den weichen Armen einer holden Fanny von Marmorgöttern träumte; der Charlotte Corday, die Mörderin Marats, feierte, und von seinem jungen Leben, das die Guillotine heischte, mit den Versen Abschied nahm, aus denen die schimmernde Träne ins Ewige, unstillbar, unaufgesogen rinnt:

So wie ein letzter Hauch, ein letzter Strahl des Gottes,
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schafottes;
Wer weiß, wenn ich's besteigen muß!
Wer weiß: vielleicht, bevor der Zeiger sich im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschriebenen Reise
Helltön'gen Schlags vollendet hat,
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf meinen bleichen
[Zügen;

Vielleicht, bevor es mir gelang,
Im angefangnen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst des Schreckens
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken.

Keinen Vers von dem jakobinischen Bruder, der der Herold der Revolution war, hat das Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrt. Aber die Revolution hat ihn verewigt. Seine Verse mögen jetzt leer und hohl klingen, aber sie begeisterten doch einmal ein ganzes Volk, seine Lieder begleiteten die Soldaten der Freiheit in den heiligen Krieg gegen das monarchische und feudale Europa, und seine Hymnen wurden auf den Festen der Revolution gesungen, die Marie-Joseph nach hellenischem Ideal schuf.

Als er vor einem Jahrhundert starb, in einer veränderten Zeit, da den Schüler Voltaires die monarchische und religiöse Reaktion der Romantik bei Lebzeiten verschüttet hatte, hielt ihm ein Wortführer dieser rückwärts gewandten Mächte, Chateaubriand, die Gedächtnisrede im Institut; aber auch er beugte sich vor dem Besiegten ehrfürchtig, indem er ihm das Wort in die Ewigkeit nachsandte: „Marie-Joseph Chénier hat die Freiheit angebetet."

Zolas Werk.

„Es wäre zu wünschen, daß ein barbarisches Genie käme, das ohne Lektüre, ohne Kritik, ohne Grübeleien und Abschattierungen das Jahrhundert von morgen mit Axthieben, unter einem herrlichen Aufflammen der Wahrheit und Wirklichkeit, erschlösse . . ."

Emile Zola, „Paris", Zweit. Buch, IV. Kap.

I.

Im zweiten Stockwerk jenes vornehmen Hauses, hinter dessen ehrsamer Fassade vom Keller bis zu den Dachsparren menschlicher Unflat, wie in einem ungeheuren Pot-Bouille unsäglichen Ekels angehäuft ist, wohnt ein geheimnisvolles Ehepaar. Wir erfahren aus Emile Zolas lichtlosestem Roman nichts weiter über diese Leute, als daß sich der gemeinsame Haß aller der braven Bürger, die das Haus mit ihrem sittenstreng geschmückten Unsauberkeiten bevölkern, gegen sie richtet. Sie sind unnahbar und verkehren mit niemandem. Wir sehen sie nur, wenn sie in peinlich geschlossenem Wagen durch das Haustor fahren, Vater und Mutter, ihren beiden Kindern glücklich zulächelnd, holden Blondköpfen, die Rosen in den Händchen tragen. Der ganze Hausklatsch schäumt jedesmal auf, wenn sich der Wagen zeigt. O, das sind unanständige Menschen, dazu von einem ekelhaften Stolz besessen. Selbst an Begräbnissen nehmen sie nicht teil, nur um nicht so höflich zu scheinen wie ihre Mitbewohner. Aber man weiß wohl, was das für eine Gesellschaft ist. Der Mann hat schmutzige Romane geschrieben. Die Polizei ist schon wegen des Skandals im Hause gewesen. Man wird ihn einsperren — und der wagt

Digitized by Google

noch anständige Leute zu bewerfen ... So geifert die Pot-Bouille-Kritik in dem großen ehrsamen Bürgerhause, in dem jeder neue Morgen in keuscher Sittlichkeit die Skandale der Nacht verzehrt.

In diesem ironischen Symbol hat Zola frühzeitig seinen literarischen Weg in der Bourgeoisie gezeichnet. In einem geschlossenen Wagen ist er — ein reiner, tapferer Mensch — unbekümmert und unberührt durch das Haustor gefahren, das aus dem lasterhaften Heim der anständigen Gesellschaft hinausführte. Der schmähende, verleumdende Haß verfolgte ihn, der all die heimlichen Sünden in die Öffentlichkeit hinausgeschrien, ein Volksfeind, der Schriftsteller des Kotes, dessen verdorbene Phantasie durchaus nicht die Fülle der edelsten Tugenden sehen wollte, den diese bürgerliche Welt beseelen. Dann freilich, als der Name Emile Zolas zu stolzem Klange gedieh, der die Welt zur Ehrfurcht zwang, empfanden es die ehrlichen Leute von Pot-Bouille als eine große Ehre, den berühmten Mann als Mitbewohner zu haben. Sie reckten sich die Hälse aus, wenn er durch den Torweg fuhr und erwiesen ihm die Ehre, ihn als einen der Ihrigen zu betrachten. Sie wären selbst bereit gewesen, ihm eine Gedenktafel über dem Torweg von Pot-Bouille zu errichten: „In diesem Hause wohnte unser ..." Es war Emile Zolas größerer Ruhm, daß er auch in diesen gefährlichen Zeiten das Fenster nicht herunterließ und den Wagenschlag nicht öffnete. Er fuhr seines Weges im geschlossenen Landauer. Dennoch blieb er, wie durch eine magische Gewalt gezwungen, im zweiten Stockwerk des Hauses des bürgerlichen Pot-Bouille wohnen, in das er nicht gehörte, gegen das er sich absperrte und das er so oft als möglich im verschlossenen Wagen verließ. Das ist die leise Tragik seines Schicksals, dessen reiches Glück seine Tapferkeit und seine Kraft gehämmert.

II.

Nichts ist bewunderungswürdiger an Emile Zolas Persönlichkeit als seine selbstbewußte, eigensinnige, trotzige Tapferkeit. Der Hausklatsch von Pot-Bouille hat äußerlichen Ehrgeiz — der Ehrgeiz ist immer niedrig und meist lächerlich — zur Triebfeder seines Mutes gemacht. Weil ein Kammerdiener noch niemals einen großen Menschen kennen gelernt hat, so ist damit nicht jede Menschengröße ausgerottet. Ohne das heilige Feuer des Missionars ist ein Werk wie das Emile Zolas undenkbar. Ein Charakter, dessen stahlharte Konsequenz niemals in einem Kompromiß gestrauchelt, der frei geblieben ist von moralischen Ohnmachtsanfällen und Augenblicken anpassender Schwäche, den weder tolle Wut noch blindes Lob zu verwirren vermochte, quillt nicht aus den kleinen Eitelkeiten des homo phänomenon, des Kammerdienermenschen, er empfängt vielmehr seine Würde und Stärke vom homo noumenon, dem Menschen des Geistes, dessen Entwicklung den Fortschritt der Kultur bedeutet.

Als Zola im Jahre 1877 als siebenten Band seines Rougon-Macquart-Zyklus den Totschläger (L'Assommoir) veröffentlichte, der zu seinen schwächeren Werken gehört, wiederholte sich in verstärktem Maße die öffentliche Entrüstung, wie schon seine Therese Raquin — ein Zola vor Zola — entfesselt hatte. In der Vorrede der Buchausgabe erwiderte er auf diese Angriffe: „Ich habe dieses Buch geschrieben, wie ich die anderen schreiben werde, ohne auch nur einen Augenblick von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen. Hierin beruht meine Kraft. Ich habe ein Ziel, das ich verfolge." Dann spricht Zola von seinen schriftstellerischen Absichten: „Ich habe den verhängnisvollen Verfall einer Arbeiterfamilie in dem verpesteten Innern der Vorstädte schildern wollen. Trunksucht und Müßiggang löst schließlich die Fa-

Digitized by Google

milie auf, sie sinkt in den Schmutz, jedes sittliche Gefühl stirbt ab und das lösende Ende ist Schmach und Tod. Das ist ganz einfach Handlung gewordene Moral. L'Assommoir ist zweifellos das keuscheste meiner Bücher ... Die Form allein wirkt verwirrend. Man hat an der Ausdrucksweise Anstoß genommen. Mein Verbrechen ist, daß ich den literarischen Ehrgeiz hatte, die Sprache des Volkes aufzufangen und künstlerisch zu meistern ... Niemand scheint geahnt zu haben, daß meine Absicht die Arbeit eines Philologen war, die, wie ich meinte, ein lebhaftes historisches und soziales Interesse finden müßte. Im übrigen verteidige ich mich nicht. Mein Werk wird mich verteidigen. Es ist ein Werk der Wahrheit: Der erste Roman über das Volk, der nicht lügt, aus dem das Volk selber spricht. Man darf aus meinem Buche nicht schließen, daß das ganze Volk schlecht sei; denn meine Personen sind nicht schlecht, sie sind nur unwissend und verderbt durch ihr Lebensschicksal, das zwischen harter Arbeit und bejammernswertem Elend wechselt. Lesen, verstehen, im Zusammenhang erfassen müßte man meine Romane, ehe man schon fertige, ungeheuerliche, abscheuliche Urteile über meine Person und meine Werke in die Welt setzt ... Wenn man wüßte, was dieser Blutmensch, dieser wilde Romanschreiber für ein würdiger Bürger ist, ein Mann der Wissenschaft und Kunst, der allein dahin strebt, ein Werk zu hinterlassen, so groß und lebendig, wie seine Kraft ihm nur gestattet. Ich will keine Märchen widerlegen. Ich arbeite und verlasse mich auf die Vernunft des Publikums, das mich schließlich doch hervorziehen wird aus dem Schutt von Narrheit und Torheit, unter dem man mich begraben hat."

In diesen Zeilen lebt das ganze Wesen Zolas: Man empört sich über ihn, er beruft sich auf die Wahrheit und die Wissenschaft. Interessiert sich nicht auch der

Sprachforscher für die Gebilde der Sprache, die auf der Gasse geboren wird? Sollte das ein Dichter nicht dürfen? Er ist unmoralisch, weil er das Laster schildert? Welch ein Irrtum! Die Moral selbst gewinnt in diesen keuschen Büchern Gestalt. Man verleumdet ihn? Nun gut, er wird arbeiten und seinen Weg gehen, den er sich vorgezeichnet, und kein Zweifel, er wird siegreich sein Ziel erreichen.

Er siegte denn auch in der Tat. Aber selbst der Sieg brachte ihn nicht vom Wege ab. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens barst der Katholizismus und warf ein Geschling neuer literarischer Werke aus: der Markt wurde erfüllt von Narrengauklern und Satanstollen; ätherische verzückte Seelchen führten geile Bauchtänze auf, Farbenräusche des Unsinns, fromme Absynthschwärmereien drangen in die Literatur, Spiritisten, Okkultisten, Symbolisten haschten die feurigen Ratten ihrer müßigen, aufgepeitschten Einbildung, die Erschöpften schnitten mit feinen Messerchen in ihre siechen Gefühlchen, und die Kunstgigerl scheuchten, mit parfumierten Taschentüchern schlagend, die brutale Kraft des Lebens von sich und schwammen in dem violetten, müden Urduft unsäglicher Gefühlsverfeinerung. Zola aber blieb auf der Erde, fest und stämmig, er lachte des ärmlichen Narrentreibens, verkündete gegenüber den klerikalen Gehirnfinten des Nichtwissens und Nichtwissenkönnens die Wissenschaft und die Arbeit, ein Mann, gefügt aus dem Kernholz der großen Aufklärer, die in der Kulturtradition der Menschheit lebten und schufen das barbarische Genie, das mit Axthieben das neue Jahrhundert bahnt.

Zola ist kein Vertreter der Kunst um der Kunst willen. Zwar kämpft er in L'Oeuvre, dem erschütternden Roman des Künstlermartyriums, für die neue revolutionäre Generation, die vom Hohn des Publikums gestäupt wird, weil sie gegen die stumpfe Ge-

Digitized by Google

wohnheit Neues sieht und gestaltet. Aber das war auch lediglich die Proklamation von Natur und Wahrheit gegen eine matte Afterkunst, die sich in ihr Atelier sperrte. „Das Volk bedarf der Schönheit, um körperlich vollkommen und guten Herzens zu werden. Nur ein Volk, dessen Geist frei, dessen Seele harmonisch ist, kann ein zufriedenes Volk sein. Alles in der Umgebung der Menschen, alles in ihren Heimstätten muß ihnen die Schönheit vor Augen führen, und besonders die Gegenstände täglichen Gebrauchs, die Gerätschaften, die Möbel, die ganze Einrichtung des Hauses. Der Glaube an die Exklusivität, an den Aristokratismus der Kunst ist töricht, die umfassendste, die allgemeinste, die menschlichste Kunst kann allein das Leben erweitern und verschönern. Wenn das Kunstwerk allen zugänglich ist, im Hinblick auf alle geschaffen wird, dann wird erst die Kunst eine gewaltige Höhe und Weite erreichen, die ganze Unendlichkeit der Wesen und Dinge umfassen. Denn sie entstammt der Allgemeinheit, sie kommt aus dem Innersten der Menschheit hervor, und das unsterbliche Kunstwerk, das Jahrhunderte überdauert, ist das Produkt eines ganzen Volkes, das Ergebnis einer Epoche und einer Zivilisation. Aus dem Volke heraus blüht die Kunst, um sein Dasein zu verschönern, um ihm Duft und Farbe zu verleihen, die zum Leben so nötig sind wie das tägliche Brot."

So kündet der Evangelist der „Arbeit"!

III.

Zolas Lebenswerk ist die Schilderung eines ungeheuren gesellschaftlichen Zusammenbruchs. Er ist der Kulturhistoriker, Geograph, Geologe und Prophet einer Teufelsinsel, die in einem vulkanischen Wirbel verschlungen wird. Er ist der Jesaias einer kosmischen Katastrophe, in der ein Reich strahlender Fäulnis untergeht.

Als der Dichter 1869 den Riesenplan seines zwanzigbändigen Rougon-Macquart-Epos entwarf, spürte er bereits die Zuckungen des Erdbebens. Dann kam Sedan und der Kommuneaufstand, und damit bestätigte die Geschichte selbst seinen voraneilenden Plan: Das zweite Kaiserreich, das mit dem Staatsstreich des kleinen Napoleon begann und in dem brennenden Paris seine Feuerbestattung fand, erwuchs in dem Kyklopenbau der zwanzig Romane. Ein neuerer, verheißender Epilog — Doktor Pascal —, der den Triumph der Wissenschaft verkündet, klingt der Höllenfahrt durchs zweite Kaiserreich nach — ein Holüberruf zu sonnigem Gestade erlösten Lebens.

An der unerreichten Kühnheit des Entwurfes klirrt hemmend die Kette einer falschen Doktrin. Das Schicksal der Zeit verkörpert sich in einer verschlungenen Familiengeschichte. Aus einer Buhlschaft zwischen Wahnsinn und Verbrechen ist eine Horde entsetzlicher Menschen entstanden, Erzväter der Hölle, eine Schreckensgalerie der Entartung. Sie sind die geheimen Elemente, die den Boden unterwühlen, in dem das Kaiserreich zugrunde geht — nichts hinterlassend als den Pestgeruch faulenden Menschenfleisches. So verwandelt sich die strenge Kausalität einer politisch, ökonomisch, psychologisch zu erfassenden Zeitentwicklung in ein dunkles Blutfatum. Die unheimliche Ahnfrau geht um und die Sünden der Väter werden heimgesucht an Kindern und Kindeskindern. Statt des werdenden Verbrechers tritt der geborene Verbrecher auf den Schauplatz. Alles ist bestimmt in des Teufels Rat, der in einer Stunde besonderen Teufeltums den Wahnsinn mit dem Verbrechen kuppelte. Es gibt kein Entrinnen. Das Armesünderglöcklein läutet heimlich schon bei der Geburt.

Zola selbst aber zerrt unablässig an dem Strange seiner Doktrin, die seinem ganzen Wollen widerstrebt. Er sucht ihr zu entschlüpfen, in die Freiheit zu flüch-

Digitized by Google

ten. Die Miene des kalten Wissenschaftlers, der einfach ausspricht, was ist und sein muß, ist nicht echt. Seine nüchterne Sachlichkeit ist nur eine Notlüge. Der wachsende Kampf gegen das Phantom, an das er sich selbst geschmiedet hatte, ist die Geschichte seiner Entwicklung.

Freilich gewinnt durch diese Unentrinnbarkeit die Schicksalstragödie der Rougon-Macquart jenen dämonischen Zug einer gigantischen Gestalt, der alles Menschliche unterliegen muß. Zwischen dem Anfang und dem Ende glimmt die Zündschnur, die unablässig und unvermeidlich die Explosion nähert. Wir sehen das Unheil nahen, aber, wie durch eine Traumangst gebannt, vermag niemand den Funken zu zertreten.

In den Bänden der Rougon-Macquart rast die wilde Jagd des Kaiserreichs, von blutigen Feuerbränden flackernd beleuchtet, atemlos vorüber. Zola hat dieser Zeit kein unsagbares Wort und keine greuelvolle Untat erspart. Sein gellendes j'accuse — ich klage an — stößt die Türen der kerzenstrahlenden Schlösser ein, es durchstürmt die Höhlen des Lasters, es erweckt die Sittenerschlaffung des Parlaments und der Presse, es reißt die Lustkranken aus Nanas Lotterbett, es lüftet die verschwiegenen Vorhänge des bürgerlichen Doppellebens, es übertönt den Orgelklang der Kirche, überschreit den Lärm des orgiastisch feilschen Börsenpiraten, es stäubt den Puder von den Kulissen, die Bordelle decken, es klirrt hinter dem Pflug, der alle Menschlichkeit mit der Scholle zerwühlt, es reizt den Hunger, der mitten in prassender Fülle leidet, es trauert zornig bei dem schuldlosen Verbrecher, es läutet den unter Tage Fronenden die Stunde der Vergeltung und der Hoffnung, und es stöhnt aus dem Blutvergießen, in dem die Völker einander morden. Ich klage an — ich klage an — ich klage an!

Jeder Roman hat sein besonderes Stoffgebiet, einen

Digitized by Google

besonderen Duft, es sind Symptome des Verderbens, jedes in einer anderen Tonart. L'Assommoir ist überströmt von Fuselduft und dem Dunste der Waschküche. Nana ist eine unendliche Nacht käuflicher Brunst, das Himmelbett der Dirne steht im Mittelpunkt der Erde, und wenn die Sonne sinkt, strömen die Völker zu diesem Götzenkult der unfruchtbaren Astarte. Germinal ist das Reich des im Kohlenstaub erstickten Lichtes, in dem lebende Automaten der Arbeit erbarmungslos verwittern. In L'Argent deliriert das Goldfieber, die Wollust der Spekulation. Der Wahnsinn, der mordet, wenn er liebt, brütet in La Bête humaine. Ein furchtbarer Blutstrom ergießt sich über den Roman des deutsch-französischen Krieges (Débâcle), ein Meer von Blut, das dann gleichsam in die Flammen sich wandelt, die über Paris zusammenschlagen. Dazwischen taucht die wunderbare Welt des Eßbaren auf, die in den Markthallen, dem „Bauch von Paris", sich türmt. Das Warenhaus breitet seinen unerschöpflichen Weibertand — au bonheur des Dames —, das die Hirnchen der Bourgeoisdamen trunken macht und nebenbei die bescheidene Biederkeit des kleinen Krämers verwüstet . . .

Ist der Rougon-Macquart-Zyklus die Hölle des großen Menschheitswerkes Zolas, so darf man die Trilogie der drei Städte — Lourdes, Rom, Paris — als das Fegefeuer bezeichnen, in dem sich die finstere Verzweiflung des „Materialisten" an dieser fatalistischen Welt von Zucker und Vitriol, das heißt von Tugend und Laster, zur neuen Weltanschauung der geistigen und sozialen Befreiung läutert. Der Universalpakt des Klerikalismus wird in den drei Städten geschildert. Der zweifelnde Priester Pierre pilgert nach Lourdes, wo in den Wunderwässern die Hautfetzen des Krüppel und Bresthaften schwimmen. Kann die Menschheit durch Rückkehr zu dem naiven Kinderglauben genesen, der von Quellen, Steinen,

Digitized by Google

Puppen Erlösung von ihrem Jammer hofft? Lourdes antwortet: Nein. In Rom ringt Pierre mit dem Traume eines verjüngten Reformkatholizismus, der sich mit der Wissenschaft und der Demokratie aussöhnt. Zola hat hier jene neueren Anpassungsversuche der Kirche dargestellt, die selbst mit dem Atheismus paktieren würde, wenn sie nur so die Macht zu behaupten vermöchte. Pierre kehrt nach Paris zurück: Welch lächerliche Einbildung, daß ein neuer Katholizismus die Religion der Demokratie, das geläuterte, menschliche und lebende Evangelium predigen werde. Ein letzter Trostgedanke bleibt ihm; eines ist wahr und ewig in der katholischen Religion, die Nächstenliebe, die Caritas. In Paris bricht auch dieser Wahn zusammen. „Genügt nicht," ruft Pierre verzweifelnd aus, „ein vor Kälte und Hunger gestorbener Greis, um das Gerüst einer auf Almosen erbauten Gesellschaft zusammenbrechen zu lassen? Ein einziges Opfer, und diese Gesellschaft war verurteilt." Diese beleidigende und listige Barmherzigkeit der wohltätigen Bourgeoisie ist in Wahrheit der Bankrott der Nächstenliebe: „Die Nächstenliebe wird zusammenbrechen; die Armen glauben nicht mehr an sie, erbosen sich über dies lügnerische Paradies, dessen Verheißung ihre Geduld so lange aufrecht hielt, fordern, daß man sie wegen der Regelung ihres Glücksanteils nicht auf den Morgen nach dem Begrabenwerden vertröste. Ein Schrei nach Gerechtigkeit steigt von allen Lippen auf — Gerechtigkeit auf dieser Erde, Gerechtigkeit für die, die hungern und dürsten, denen zu helfen die Barmherzigkeit seit den achtzehn Jahrhunderten des Evangeliums überdrüssig ist, die noch immer kein Brot zu essen haben!" Und der abtrünnige Priester schreibt dem Katholizismus die Grabschrift: „Wie wird man in tausend Jahren, wenn der Katholizismus nur mehr ein uralter, toter Aberglaube sein wird, wie wird man staunen, daß die Ahnen diese Religion der

Qual und des Nichts ertragen konnten: Gott ist ein Henker, der Mensch wird entmannt, bedroht, gefoltert, die Natur für eine Feindin erklärt, das Leben verflucht, der Tod allein gilt als süß und befreiend! Zweitausend Jahre lang wurde das Vorwärtsschreiten der Menschheit von der abscheulichen Idee gehemmt, daß man dem Menschen alles entreißen müsse, was er Menschliches besitzt: Wünsche, Leidenschaften, den freien Geist, den Willen, die Tat, seine ganze Kraft. Welch ein freudiges Erwachen wird es sein, wenn die Jungfräulichkeit verachtet, die Fruchtbarkeit wieder eine Tugend werden wird, wenn im Hosianna der befreiten Naturkräfte die Wünsche geehrt, die Leidenschaft nutzbar gemacht, die Arbeit emporgehoben, das Leben geliebt werden und die ewige Schöpfung der Liebe zeugen wird."

Die neue Religion des gottlosen Priesters Pierre wird in dem letzten Romanzyklus Zolas, den vier Evangelien, gestaltet. Wir steigen aus dem Fegefeuer zum Paradies empor: die Befreiung der Liebe zur Fruchtbarkeit, die Befreiung der Arbeit in der sozialen Gesellschaft, die Befreiung der Wahrheit im Staate der Gerechtigkeit.

Das vierte Evangelium, die Gerechtigkeit, hat Zola in den Tod mitgenommen.

IV.

Schon im Laufe der Rougon-Macquart-Romane nahm das lehrhafte Element zu. Die älteren Werke begnügen sich mit den grausamen Tatsachen, den furchtbaren Kontrasten, aus denen der Funke einer unausgesprochenen Moral sich entzündet. Später gipfeln die Dichtungen in Apotheosen der Sehnsucht, in leuchtenden Weissagungen, in phantastischen Fiebergesichten. Durch all den Kot schreitet ein Befreier, der den Chorus darstellt. In den drei antiklerikalen Romanen tritt die Tendenz schon herr-

Digitized by Google

schend hervor, in den vier Evangelien überwuchert sie die realistische Handlung und verdichtet sich zur Utopie, zum Zukunftsbild.

Aber wenn auch Zola nicht dichtete, um zu fabulieren, sondern um zu kämpfen und zu bilden, so bedeutet das keineswegs eine Minderung seiner Künstlerkraft. Es ist eine verzärtelte, unwahre Artistenästhetik, die Wissenschaft und Ethik aus der Kunst aussperren will. Kunst ist in ihrem innersten Wesen nichts anderes als die Vereinigung wissenschaftlicher Erkenntnis und idealen Wollens in der freien, gestaltenden, sinnlich-anschaulichen, phantasiemächtigen Lösung des Gefühls.

Die Wahrheit ist, daß Zolas Kunst durch seine Tendenz erhöht und geadelt worden ist und ihr über manche Ebbe der ursprünglichen schöpferischen Gewalt, die in den letzten Werken nachließ, tragend hinweghalf. Seine Werke sind Dichtungen größten Stiles, obzwar sie zugleich Traktate, Weltpredigten sind und sein sollen.

Zwar ein Menschenbildner und Seelenkünder ist Zola nicht. Nur die grell beleuchteten Episodenfiguren werden lebendig. Sonst wachsen ihm durch Vereinfachung des Mannigfaltigen und Herausarbeitung typischer Züge die Gestalten ins starr Symbolische. Er gibt nur den Kehrreim statt des ganzen Gedichtes, das besondere Kennzeichen statt des Porträts. Und seine Philosophie ist geradlinig, allzu typisch, allzu elementar.

Aber das Massendasein dieser bunten Zeit, die Lebensäußerungen der Kultur, das Stimmungsbild der Landschaft, die Abgründe der menschlichen Gesellschaft, die Verruchtheit der Institutionen, der ganze wahnsinnige, verbrecherische Cancan um Gold und Fleisch, die großen Leidenschaften und die bestialischen Begierden, die stolzen Schöpfungen der menschlichen Vernunft und die Kontraste der Barbarei — all das verdichtet sich zu tiefen und starken Gebilden

von unerreichter Kraft der Anschauung. Zola hat das Seelenleben der Stadt Paris bis in die feinsten Zuckungen und Regungen belauscht und dargestellt, dieses Paris, das in Abendnebeln fröstelt, in Regenschlamm ertrinkt, in der Mittagssonne des knospenden Mai jubelt, das in den Wollustschauern der Mitternacht fiebert, Paris, das hungert und praßt, friert und schwelgt, spielt und tanzt, das in Schmerzen sich krümmt und im Rausche torkelt, dies Paris der Spelunken und Paläste, der Dirnen und Abenteurer, der Spitäler und Asyle, der frommen Messen und schamlosen Obszönitäten, des stillen glücklichen Friedens und der lärmenden Sensationen, dies Paris der Kunst und der Reklame, der Wissenschaft und der korrupten Lüge, der ernsten Arbeit und des müßigen Schwindels, dies Paris, das seine Sünden und Frevel in der brennenden Sturmflut der Kommune büßt.

Alle Werke Zolas sind erfüllt von solchen grandiosen Stimmungsgemälden, die das Sprödeste selbst zu bändigen wissen. Hätte Zola nur Germinal und Débâcle geschrieben, er gehörte unter die Ewigen der Kunst. Namentlich in den Kriegsschilderungen entfaltet er eine unerreichte visionäre Wucht des Grauenhaften, das von Entsetzen zu Entsetzen steigernd jagt: die Erstürmung von Bazeille, der Marsch durch den granatenbesäeten Wald, die Szene im Lazarett, die Schrecken im „Lager des Elends", der Brand von Paris — niemals haben bloße Worte so Ungeheures gestaltet. Freilich, das sind nicht die Kriegsbilder, wie sie in den Nationalgalerien hängen. Der Krieg ist keine Komposition von Heldenmut, Patriotismus tiefsinniger strategischer Mathematik, welthistorischer Mission, blanken Uniformknöpfen, leuchtenden Fahnen, so ein heroisches Schaustück, auf dem die paar Blutstropfen nur den Zweck dekorativer Farbenwirkung erfüllen sollen. Hier lebt das entfesselte Kannibalentum, der Raubtierwahnsinn, der sich im Blute besäuft.

Digitized by Google

Das gehört zu der Tapferkeit und zu der aufrichtigen Künstlerschaft Zolas, daß er dem Schrecken niemals einen Hauch seiner Fruchtbarkeit genommen hat. Die Laster, die Zola darstellt, locken nicht, die Verbrechen reizen nicht. Die Armut hat keine Anmut. Der ganze Ingrimm der verratenen und geschändeten Humanität beruht in den erbarmungslosen Bildern des Grausens und Ekels. Könnten Bücher mit der ganzen Kraft ihres Wesens die Welt umbilden, es gäbe nach L'Assommoir keinen Trunkenbold mehr, nach Nana keine Prostitution, nach Germinal keine Ausbeutung, nach Débâcle keinen Krieg, nach Lourdes keinen Klerikalismus, nach Fécondité keinen Liebesverrat mehr. Zola hat die Welt der kapitalistischen Barbarei entblößt und zertrümmert, aber diese Welt lebt noch immer — ein Denkmal der Ohnmacht alles Kunstwollens, schüfe es selbst mit Gigantenfaust.

V.

Nicht die Tendenz an sich hat Zolas Kunst geschwächt, sondern die schwankende Unklarheit seiner Tendenz. Der Irrtum seiner ursprünglichen Doktrin, die in einem trüben Blutaberglauben der Vererbung wurzelt, bildet die Schranke zwischen dem Dichter und der lebendigen Entwicklung, in die er nur einmal — in der Dreyfusaffäre — unmittelbar handelnd eingriff. Die Geschichte der nie völlig überwindenden Loslösung von dem Irrtum seines Anfanges ist zugleich die Geschichte seines Sozialismus, zu dem er nie in ein klares, sicheres Verhältnis kam.

In L'Assommoir ist Zola noch völlig in physiologischem Determinismus befangen. Es ist eigentlich nur ein dummer Zufall, daß dieser Coupeau Alkoholiker wurde und im Delirium umkam. Hätte er nicht einen Unfall erlitten, so wäre er vermutlich ein ordentlicher Mensch geblieben, dem selbst die lauernde Erbsünde nichts anhaben konnte, und seine Tochter

Nana wäre, ordentlich erzogen, nicht die furchtbare Dirne geworden, die ganz Frankreich vergiftete und die verdorbene Nation nach Sedan führte. Ein Bauunfall wird so zum Motor der ganzen erblichen Entartung eines dem Untergang verfallenen Geschlechtes.

In Germinal ist schon nichts mehr von dieser oberflächlichen Strategie des Zufalls, der das Schicksal regiert. Aus den Tiefen der Gesellschaft und ihrer widersinnigen Struktur selbst wächst das Elend. Und in den hymnischen Schlußworten, die das Herz des internationalen Proletariats zuerst dem Dichter gewannen, klingt es fast wie das Bekenntnis zum modernen Sozialismus: nichts mehr von unüberlegten, wilden Putschen, man wird sich still und stet organisieren, die Arbeiterklasse zu einem gewaltig anschwellenden Heere formieren, das die politische Macht erobert und dann an die Arbeit gehen kann, um die Welt umzugestalten.

Einen merkwürdigen Rückschritt bedeutet wieder L'Argent. Die einzige anständige Figur in diesem Hexensabbat des Gründungsschwindels ist ein armer schwindsüchtiger Jude, der in einer Dachstube haust und Marx studiert. Er arbeitet an einem Werke, in dem er die Baupläne für den sozialistischen Zukunftsstaat ziffernmäßig genau entwirft. In dem Zusammenbruch der Börsenpanik stirbt er, in den Fiebergluten seiner letzten Stunden phantasiert er Marx, freilich einen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Marx. Dennoch kündet er die sozialistische Gesellschaft und in solchen Visionen verklingt der Roman. Es ist zweifellos keine Verhöhnung des Sozialismus, wie man wohl gemeint hat. Nicht die Umnachtung des nahen Todes, sondern das ahnungsvolle Hellsehen am Rande des Grabes kündet — nach der nicht mißzuverstehenden Absicht Zolas — die Zukunft. Dennoch wird der Sozialismus in die Zweideutigkeit einer fiebernden Träumerei gebracht, und vor allem, was

Digitized by Google

schlimmer ist, er erscheint durchaus unklar, mystisch, verschwommen.

Die politische Aktion des Proletariats erscheint am Schlusse von Débâcle. Für die Kommune wird kein Wort der Sympathie geäußert. Im Gegenteil: der Aufstand wird als eine Folgekrankheit des Krieges erklärt, als eine pathologische Erscheinung geschwächter Hirne. Um kein Mißverständnis zu erwecken: die Kommune wird von Zola nicht etwa verurteilt, und die Schreckensherrschaft der Versailler wird keineswegs geschont. Aber die Revolution wird nicht als historische Notwendigkeit aufgefaßt, sondern als physiologischer Ausbruch überreizter Nerven.

Endlich in den drei Städten und den Evangelien bekennt sich Zola unbedingt zu den positiven Idealen des Sozialismus, aber nicht zu den reifen Formen der modernen Arbeiterbewegung. Aus der Hölle des Kapitalismus rettet der Dichter sich in das Paradies Fouriers. In Paris wird die lebendige Sozialdemokratie nicht gerade sehr sympathisch behandelt. Unter leicht erkennbarer Maske wird der Führer der Marxisten bespöttelt. Aber in den utopischen Schilderungen von Travail erkennt Zola doch das Endziel des Sozialismus an. Die Phalanxen sind nur ein Übergang, ein Kompromiß, ein Zwischenspiel bis zur endgültigen Vergesellschaftung der Produktionsmittel, der Beseitigung der Lohnarbeit und der Errichtung der sozialistischen Gesellschaft. Und auch die Teilnahme an den politischen Kämpfen des Tages wird nicht mehr als unnütz und verächtlich verworfen.

Zur sozialistischen Utopie drängte Zola nicht nur sein Mangel eines durchgebildeten Sozialismus, nicht nur die künstlerische Notwendigkeit, die erlöste Zukunft in unmittelbaren, lebendigen Kontrast zur Gegenwart zu bringen, sondern auch sein Hang zur Idylle. Im Grunde hat Zola seit jeher einem idyllischen Sozialismus gehuldigt. Er erholte sich von

Digitized by Google

seinen Wanderungen durch menschliches Elend in lichten, himmelblauen, zarten Idyllen. Neben die unheimlichen Kolosse menschlicher Tierheit zeichnete er gern anmutige, reine Geschöpfe, schlicht, hingebend, tapfer, opfermutig, träumerisch, denen feines Goldhaar wie ein Heiligenschein die kindliche Stirn umleuchtete. Paul und Virginie, das unvergängliche Liebespaar, feierte des öfteren seine Auferstehung, und Rousseaus ewige Sehnsucht nach der einfältigen Größe der Natur ruhte tief und schwärmend auf dem Grunde seiner anklagenden Modernität. So wird sein utopischer Sozialismus eine erweiterte und vergrößerte Idylle. Paul und Virginie umfangen sich jetzt in freier Liebe und verherrlichen keuschen Sinnes die Fruchtbarkeit. Travail strömt über von derlei holden Idyllen. Die schlichte Naturstimmung umströmt nicht mehr bloß Hain und Bach, Blume und Feld, sie quillt über die Riesenbauten der Industrie, die weiten Magazine der Genossenschaften, die Stätten kommunistischer Erziehung. Es sind Idyllen mit elektrischem Betrieb, die an feuriger Leidenschaft die Schwärmerei des achtzehnten Jahrhunderts übertreffen, wie das Holzfeuer von ehemals überwunden wird durch die Gluten, in denen man Platin schmilzt.

Aber dieses idealistische Erwecken der Sehnsucht ergänzt notwendig die Größe des unbarmherzigen Kritikers und Anklägers. In der Doppelgestalt nur wird er würdig, in die große Befreierfamilie aufgenommen zu werden, die Frankreich der Welt geboren hat. Auch Zola ist ein Enzyklopädist. Er gehört zur Rasse der Voltaire und Rousseau, wenn er auch literarisch die Kleidung der Balzac, Flaubert und Hugo trägt und behauptet, auf die Lehre Taines zu schwören. So ward Zola wie der Held seiner antiklerikalen Trilogie ein gottloser Priester, wie alle großen Künstler ein Prophet, der den neuen Himmel und die neue Erde kündet.

[1902.]

Digitized by Google

Strindberg nach der Höllenfahrt.

I.

Scheiterhaufen.

Das Schicksal klopft an die Pforten. Strindberg spricht! Am Ende seines Schaffens sind die vier Kammerspiele entstanden, deren eines Der Pelikan ist (in Scherings deutscher Übertragung Der Scheiterhaufen genannt). Dramatische Greisenmusik, aus der Tiefe und Stille eines langen schweren Lebens gebeichtet, zugleich eine geheimnisvoll beklommene Zwiesprache mit den unbekannten Mächten der Ferne. Das ist die Welt von Beethovens letzten Quartetten. Wie im Gesicht des Todes, ganz für sich selber und darum ganz für die Ewigkeit gesagt, erklungen; ja wie von jenseits des Grabes her letzte Einsicht kündend.

Wer ist ein Dichter? Der seiner Zeit den Mythos zu ersinnen und zu gestalten weiß, in der Zusammendrängung all ihrer Empfindungen und Gedanken, in ihrer Sprache, ihren Formen, ihrem Stoff. Was einem poetisierenden Dilettanten wie Richard Wagner (als Textler seiner Musik) mit all dem grell verwirrenden, geliehenen Aufgebot von Göttern und Helden, von Perücken und Stopfwaden nicht gelingt, Strindberg läßt es erstehen im Zusammenklang von ein paar menschlichen Instrumenten, in den Urworten höchster, neuerrungener Einfachheit, in den Urgebilden ganz gewöhnlicher Vorgänge unserer Tage: Götterdämmerung!

In diesem Scheiterhaufen-Drama wird sehr eindringlich gehandelt von Essen und Heizen, von ordentlicher

Digitized by Google

und lügenhafter Wirtschaftsführung, von schlechtem Brei, Schulden, Unterernährung. Man kann sich sogar belehren, wie Schneehühner gebraten werden müssen, und wie man sie liederlich verdirbt. Zweimal erscheint ein Buch auf der Bühne: das eine Mal ein juristisches Lehrbuch, aus dem ein Student für das Examen büffelt, das andere Mal ein Kochbuch, aus dem eine junge Frau sich unterrichten will, wie man wohlschmeckende und nahrhafte Speisen auf den Tisch bringt. Dennoch empfindet man keinen Augenblick, daß sich da ein Stück enger häuslicher Misere vor uns abspielt, irgendein Familiendrama.

Der Mythus einer Welt ersteht vor uns — Götterdämmerung. „Ich kann nie mein Examen machen (stammelt der Student, der sein Elend und seinen Hunger im Trunk betäubt); ich glaube nicht ans Gerichtswesen; die Gesetze scheinen von Dieben und Mördern geschrieben zu sein, um die Schuldigen freizusprechen! Ein Wahrhaftiger ist nicht beweisfähig, aber zwei falsche Zeugen sind voller Beweis! Um halb zwölf ist meine Sache gerecht, aber nach zwölf habe ich das Recht verloren. Ein Schreibfehler, eine fehlende Randbemerkung kann mich unschuldig ins Gefängnis bringen! Bin ich barmherzig gegen einen Schurken, so läßt er mich wegen Beleidigung bestrafen. Meine Verachtung Leben, Menschheit, Gesellschaft und mir selber gegenüber ist so grenzenlos, daß ich mich nicht mehr anstrengen kann, zu leben."

Ein Toter ist eben aus dem Hause getragen. Es riecht nach Karbol und Kränzen. In den durchfröstelten Salon, wo breit das Ruhebett mit der roten Plüschdecke steht, das Sterbelager, wehen an den geöffneten Fenstern die Gardinen und blähen sich, als ob sie gespenstisch lebten, von Geisterhauch bewegt. In dem Schaukelstuhl, der sich immer von selbst bewegt, hat der Alte gesessen, dem seine Frau das

Digitized by Google

Dasein zerfraß. Die Witwe döst unruhig, ein schwarzer Unhold, in dem vom Tode gezeichneten, unberührten Zimmer. Als Schlafwandlerin ist sie durchs Leben gegangen. Die Frau hat nach einem furchtbaren Wort des Mannes, das jetzt der Sohn ihr ins Gesicht schleudert, früher lügen als sprechen gelernt. Sie hat in unersättlicher Lebensbegierde, nie aus dem Wahn ihrer blind tastenden Natur erwachend, das Heim zerstört, den Mann betrogen, die Kinder hungern und frieren lassen, zuletzt die Tochter dem eigenen Galan verkuppelt. Aus dem frischen Grabe, in das er schweigend gegangen, steigt nun der Tote hervor — Ankläger und Richter, immer unsichtbar, doch von Beginn bis zum Ende die Szene und die Handlung beherrschend. Und niemand vermag nach dieser Enthüllung mehr zu leben. Der Sohn legt Feuer in der Küche an. Es gibt kein Entrinnen mehr. In panischem Entsetzen, als Ausbruch letzten Lebenswillens, immer noch umhüllt von dem Dunst ihres Lügendaseins, stürzt sich die Frau vom Balkon auf die Straße. Die Geschwistet aber enden, eng umschlungen, vom Rauch betäubt in Visionen eines reineren, helleren Daseins. Jetzt ist es warm um sie, zum ersten Male brauchen sie nicht zu frieren. Erinnerungen wachen ekstatisch auf: Weihnachtsabende, an denen man sich satt essen konnte. Die Totenkränze des Vaters verbrennen, und das Gesicht seiner vergrämten, menschenhassenden Güte wird lebendig. Der Wäscheschrank brennt, es riecht nach Lavendel und Rosen. Das Küchenspind brennt, es duftet nach Tee und Kaffee, nach Zimt und Nelken. Ist es nicht Sommer? Die Freiheit der Sommerferien? Ein frisch gestrichener weißer Dampfer liegt im Hafen und wartet auf die Kinder. Jetzt beginnen die Sommerferien.... (Man vergleiche mit den aufwühlend betäubenden Gesichten dieser Sterbenden die breit und flach zerrinnenden Visionen des armen Hannele

— und man wird Dichterwerte zu unterscheiden lernen!)

Es ist eine zermalmende Tragödie, die den Atem des Lebens stocken läßt und die doch voll ist von strömender Sehnsucht und Freiheit. Leise klingt aus irgendeinem Zimmer in jeden Akt Musik. Strindberg hat vorgeschrieben, was man hören soll: Ein posthumes Impromptu von Chopin, ein Wiegenlied von Godard, ein Walzer von Wolf-Ferrari. Was man so auf dem Klavier spielt, ohne zu wissen, daß es irgendwo in der Nachbarschaft zu phantastisch schreckender Ironie wird.

[Februar 1915.]

II.

Rausch.

Strindbergs Rausch-Komödie aus dem Jahre 1899 ist zerrissen und zerglüht von den Inferno-Erinnerungen der damals überwundenen Zeit geistiger Umnachtung.

Eine Komödie — dies bannende Spiel nächtigen Grauens? Bei der Aufführung hatte wohl kaum einer das Gefühl, im Reich der Komödie sich zu befinden, und der sarkastisch-tiefsinnige, jäh sich erhellende Schluß-Dialog — Herkules am Scheidewege, der plötzlich die Lösung findet, daß die beiden Wege ganz gut zusammenlaufen können! — schien fast wie eine unverständige Heiterkeit, die der Dichter mutwillig in sein Stück hineingedichtet, als ob er die Rolle eines unverständigen Publikums, das bei den letzten Tiefen einer von ihm selbst nie erlebten Tragik fassungslos zu lachen pflegt, seinem Werke einverleiben wollte.

Dennoch führen die acht Bilder des Rausch-Dramas mit Recht die Bezeichnung, die es bei der Erstaufführung vor 15 Jahren trug: Komödie! Es ist die Eingebung letzten phantastischen Humors, die mit den

Digitized

Mitteln des Wortes und der Szene erreicht, was bisher nur der reinen Instrumentalmusik gelang.

Ein Schriftsteller gewinnt nach einem ganzen Leben voll Not, Mißachtung und Verfolgung einen lärmenden Bühnenerfolg. Ganz Paris lebt einen Augenblick in seinem Namen. Der Sieger aber stürzt sich, berauscht, in die Arme der Verführerin, vergißt darüber den Freund, dessen Geliebte sie war, die eigene Gefährtin seiner Not und sein Kind. Dies Kind stirbt plötzlich, und der Dichter gerät in den Verdacht, der Mörder zu sein. Aus der Haft wegen mangelnder Beweise frei gelassen, fällt er mit seiner Rausch-Gefährtin in noch tiefere Erniedrigung: sie finden sich in dem üppigsten Restaurant von Paris, ohne einen Pfennig Geld, er wie ein ertappter Hochstapler, sie von einem Sittenschutzmann roh bedroht, unter Kontrolle gestellt zu werden. Schließlich wendet sich alles zum Guten. Die wirren Beziehungen lösen sich. Der Dichter steigt empor!

Das — plump-inhaltlich wiedergegeben — scheint stofflich ein derbes, krasses, gemeines Kriminaldrama. Aber der äußere Hergang ist gleichgültig und nichtig. Die ganze Welt der Erlebnisse, Gefühle, Stimmungen, Gedanken unserer Zeit braust in ihm, gebunden an wirkliche Pariser Schauplätze (mit Dichteraugen gesehen und wiedergezaubert!) und an wirkliche Menschen (in ihrer ganzen Wirklichkeit geschaut und gestaltet!). Die Nacht spricht, bloß und losgebunden, in furchtbarer Nacktheit ihre tiefsten Geheimnisse aus. Frevelnd spielende Gedanken werden Wirklichkeit, das bewußtlos verwegene Wort wird Tat. Die Menschen ringen miteinander hüllenlos, enthäutet, wie im blutig verschlungenen Krampf bloßliegender Nerven. Übermütige Hirne brüsten sich in ihrem Wahn. Arme Seelen verzittern in Pein. Die Sinne brennen purpurn in die Nacht, orgiastisch schäumt das Leben auf, dann — ein kleiner Ruck des sozialen

Räderwerks — und die Brünstigen werden von der Schande geschleift und alles wird leer, schmutzig, häßlich.

Hat man schon das Organ dafür, mit welcher Kraft und Natürlichkeit hier in ein paar huschenden Augenblicksbildern das ganze teuflische Zufalls- und Schicksalsspiel sozialer Deklassierung geformt worden ist? In drei Worten werden in einer Seitenbemerkung ganze Daseinssphären unserer Gegenwart soziologisch enthüllt. Die Astarte der Rauschnacht ist aus guter Familie, sie entwurzelte sich und wurde Künstlerin. „Brich deine Künstlerlaufbahn ab, die durch keinen anderen Beruf bedingt war als den, hinauszukommen, wie es heißt, zur Freiheit und frohem Leben — du siehst, wie froh es war. Reise heim zu deiner Mutter..."

Die ewigen Probleme des Menschentums wandeln leibhaft durch das Drama: Freiheit, Gott, Religion, Kunst, Glück, Liebe, Ehe, Schuld, Buße. Nichts wird lehrhaft diskutiert, jedes Wort wird bildhaft, jeder Gedanke unmittelbar dramatische Triebkraft. Und die lastende Schwere des Stoffes, der Stimmungen und Ideen ist bezwungen und aufgelöst durch den stählern federnden Geist des Dichters, durch die Anmut der Kraft. Zarathustra, der Prophet und Tänzer! Strindberg und Nietzsche verstanden sich! Über dem Spiel der Gespenster und Dämonen erhebt sich die reife Heiterkeit des zu einsamem Frieden Wandernden. Die letzte Szene dieses Dramas, die unverstanden den äußerlichen theatralischen Erfolg schwächte, ist aus der frommen Gottlosigkeit des „schönen Alters" geboren, wie es Strindberg in Shakespeares Sturm empfand, da er das junge Paar der Liebenden in Prosperos Zelle, in keuscher Freiheit und Beherrschung Schach spielen läßt. „Zu diesem Ergebnis" (schreibt einmal Strindberg) „kam der freie Renaissancemann Shakespeare, als das Alter ihm die Weisheit gab, die er selber nicht zu benutzen ver-

Digitized by Google

mochte. Alles Schöne aus den Träumen der Jugend stieg auf, als er seine eigenen Kinder sich dem Brautstand nähern sah . . . Ist das nicht schöner: ein Alter mit wiedergewonnener Vernunft und unschuldigem Kinderglauben zu sehen, als zu hören, wie der zynische Greis am Rand des Grabes in einem Rinnstein von seines Vaters Bett und seiner Mutter Torheit singt?"

Wie soll man diesen alten Strindberg spielen? Die Schwierigkeit, für den Rausch den rechten Strindberg-Stil zu finden, ist nicht geringer als die Darstellung seiner historischen Dramen, in denen die Weltgeschichte in Erscheinungen und Gestalten wie in einen Traumzustand gerückt wird, der zugleich gespenstische Unwirklichkeit und tiefste Wesenhaftigkeit ist (so, wie man gerade in unserer unmittelbaren Gegenwart erlebte Weltgeschichte zu empfinden vermag!). Diesen helldunklen Strindberg-Stil, der weder ironische Zersetzung, noch handfeste Eindeutigkeit wirken darf, hat man bisher nicht gewonnen. Die Aufführung war ganz auf gespenstische Stimmung, auf Nachtgraus und Sinnenwahn gestellt. Das Geisterhafte wurde noch gesteigert durch die in ihrer einfachen, starken Farben- und Formenerfindung eindrucksvollen Bühnenbilder. So wurde die Szene im Luxembourggarten zu einer unheimlichen Gespenstervision. Um dieser Wirkung willen rückte man die Szene ins Mitternächtige, statt in die Abenddämmerung; Strindberg selbst gibt die Bühnenanweisung: „Bei der Statue von Adam und Eva. Es rauscht in den Bäumen und auf dem Boden bewegen sich Laub, Stroh und Papierfetzen." Durch diese tragische Verfinsterung erschien dann die Schlußwendung völlig unvermittelt. So waren auch die handelnden Personen allzu lastend ins Düstere und Schwere stilisiert. Durch jeden Strindbergschen Menschen schimmert wie das eigene Leben so auch das Weltsymbolische durch. Aber es sind in erster Linie doch lebendige Originalmenschen, nicht

nur sprechende Stimmungsmasken. Maurice vor allem sollte wie ein ungebärdig sprudelnder Mann von geistiger Größe und — bei aller verzweifelten Zerrissenheit — innerer Energie gegeben werden.

[April 1915.]

III.

Gespenstersonate.

Uraufführung in den Münchener Kammerspielen.

Die Reihe der Dramen Strindbergs, die den Kammerspielen nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen materiellen Erfolg verschafft haben, gewann in der — „ausverkauften" — deutschen Uraufführung der Gespenstersonate ihre bedeutendste Steigerung. Man staunt immer wieder, mit wieviel Weisheit auch die Theaterwelt regiert wird. Alle die Direktoren, die Dramaturgen haben die Jahre hindurch zusammen nicht so viel Einsicht aufgebracht, um zu erkennen, daß die Gespenstersonate auch rein theatralisch ein unvergleichlich starkes Werk ist. Jetzt erst haben wir die erste Aufführung in Deutschland erlebt, und die Gespenstersonate wird nun nicht wieder verschwinden.

Eine Sonate Beethovens, Böcklins Toteninsel und die Offenbarung Johannis, jenes dunkel glühende Buch, das immer wieder in den Katastrophen des Daseins große Geister — einen Fichte z. B. — mit seiner mystischen Sehnsuchtsgewalt über die Verzweiflung emporzuretten die Kraft hat — das sind die künstlerisch-religiösen Überlieferungen, in die Strindberg seine eigene Welt hineinbaut. Von Beethoven übernimmt er mehr als nur die allgemeine musikalische Stimmung. Dies Drama ist wie eine Sonate durchkomponiert; und wie mit dem ersten Takt eines Beethovenschen Werkes der gemeine Tag versinkt und

Digitized by Google

eine neue, in sich geborgene Welt aufwächst, so ist bei Strindberg mit dem ersten Wort und der ersten Szene der Zauberkreis gezogen, in dem wir bis zum letzten Hall gebannt bleiben. Hat man wohl schon ganz die Unermeßlichkeit der dichterischen Bildkraft erfaßt, die in dem Anfang der Gespenstersonate sofort uns von allem Gewohnten absperrt und in das Reich neuen Erlebens entrückt? Das Ungewohnteste, das doch ganz natürlich aus dem Alltäglichsten, aus dem Tausenderlei des häuslichen Daseins unserer Tage hervorwächst.

Ein vornehmes Eckhaus, mit vielerlei Leben und Sterben unter einem Dach. Durch ein Fenster sieht man die Marmorbüste eines schönen jungen Weibes. An einem anderen Fenster stehen blaue, weiße, rosa Hyazinthen. Über ein Balkongeländer hängt eine blauseidene Bettdecke. Vor dem Hause ein kleiner Platz mit einem Springbrunnen und einer Anschlagsäule. Strindberg zeichnet die Szene: „Wenn der Vorhang aufgeht, läuten in der Ferne mehrere Kirchen. Die beiden Flügel der Haustüre stehen offen; ein dunkel gekleidetes Weib steht unbeweglich auf der Treppe. Die Pförtnerin fegt den Flur; dann reibt sie das Messing der Haustür; darauf begießt sie die Lorbeerbäume vor der Haustür. In einem Rollstuhl, der neben der Anschlagsäule steht, sitzt ein alter Herr und liest die Zeitung. Das Milchmädchen kommt von der Ecke, trägt Flaschen im Stahldrahtkorb; sie ist sommerlich gekleidet, mit braunen Schuhen, schwarzen Strümpfen und weißem Barett. Das Milchmädchen nimmt das Barett ab und hängt es am Springbrunnen auf; wischt sich den Schweiß aus der Stirn; trinkt einen Schluck aus der Schöpfkelle; wäscht sich die Hände; ordnet ihr Haar, sich im Wasser spiegelnd.“ Ein Student, übernächtig, unrasiert, gesellt sich zu dem Mädchen und bittet um die Schöpfkelle, er will auch trinken. Sie glaube wohl, daß er die

Digitized by Google

Nacht durchbummelt habe. Nein, er hat die ganze Nacht Verwundete verbunden, Kranke bewacht; er war bei einem Hauseinsturz. Und er bittet das schweigende Mädchen um einen Dienst: „Meine Augen sind entzündet, wie du siehst, aber meine Hände haben Verwundete und Leichen berührt; ich kann deshalb nicht ohne Gefahr an die Augen kommen. Willst du nun mein reines Taschentuch nehmen, es mit dem frischen Wasser befeuchten und meine armen Augen baden? Willst du das? Willst du die barmherzige Samariterin sein?“ Das Mädchen tut es — stumm und geht.... So hebt die Gespenstersonate an.

Dann beginnt der Alte im Rollstuhl lästernd die Geheimnisse des vornehmen Hauses zu entschleiern. Alles ist Lüge und Verbrechen, Irrsinn und Siechtum, Alter und Verfall. Das schöne Weib, das dort in Marmor abgebildet ist, ist jetzt eine lebende Mumie. Hinter dem Balkon, wo die blaue Decke hängt, liegt ein Toter, ein Konsul, ein wohltätiger Lump, der an Orden und Würden seine Eitelkeit blähte, den Armen ein paar Öre gab und den Staat um Zehntausende von Kronen betrog; jetzt erscheint der tote Konsul vor dem Hause, er will die Kränze zählen und die Visitenkarten mustern, ob auch alle ihre Pflicht getan, ihm eine schöne Leiche zu rüsten. Für den armen Studenten aber ist das Haus wie ein verschlossenes Paradies, das Ziel aller jungen Sehnsucht. Denn hinter dem Hyazinthenfenster wohnt das schönste Wesen, die Tochter des aristokratischen Oberst.

Beim „Gespenstersouper“ — der zweite Akt — versammeln sich die Insassen des Hauses und zwei Gäste: der Alte und der Student. Täglich essen jene miteinander, seit zwanzig, dreißig Jahren, reden immer dasselbe. Weil jeder weiß, was der andere in Wahrheit ist, lohnt es sich für sie nicht einmal mehr, sich einander mit Worten zu täuschen. Der Oberst ist weder Aristokrat noch Oberst. Seine Tochter ist vielmehr

Digitized by Google

die Tochter des Alten, im Ehebruch mit der Frau gezeugt, die jetzt schwachsinnig wie ein Papagei plappert und wie eine Mumie aussieht. Die Blumenschönheit des Mädchens ist siech im Quell des Lebens. Heute aber bricht das Verhängnis über die Tafelrunde herein. Der Alte entlarvt sie. Aber über dem Ankläger erhebt sich die Mumie: er ist der ärgste Verbrecher, ein Wucherer, Mörder, Menschendieb. Ihm fehlte, was all die anderen armen Sünder haben, verzeihendes Erbarmen. Da erhängt sich der Alte.

Im dritten Akt, im Hyazinthenzimmer, wirbt in tiefsinnigen Blumengesprächen der Student um das junge Mädchen. In der Gestalt einer unförmlichen herrischen Köchin erscheint das soziale Gespenst. Die zarte Werbung des Studenten geht in wild aufschreiendes Bekennen schonungsloser Wahrheit über: „Es gibt Gifte, die das Gesicht schwächen, und Gifte, welche die Augen öffnen — ich bin gewiß mit dem letzten geboren, denn ich kann das Häßliche nicht als etwas Schönes sehen, oder das Böse gut nennen — ich kann nicht! Jesus Christus stieg zur Hölle nieder, das war seine Wanderung auf Erden, zum Irrenhaus, Zuchthaus, Leichenhaus, — und die Toren haben ihn getötet, als er sie befreien wollte; aber der Räuber wurde freigelassen, der Räuber hat immer die Sympathien! Wehe! Wehe! über uns alle! Erlöser der Welt, erlöse uns, wir vergehen!“ An diesen Worten stirbt das schöne Fräulein. Ihre Harfe beginnt zu tönen, und der Student singt das Lied des schuldlosen Lebens der Güte. Das Zimmer verschwindet, Böcklins Toteninsel taucht auf, und während von ihr „angenehm traurige“ Musik herüberweht, verkündet der Student, ein neuer Johannes, die Offenbarung eines neuen Himmels und einer neuen Erde: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“

In der Offenbarung Johannis stehen nach dieser Verkündung die Worte: „Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu. Und er spricht zu mir: Schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß." Also schrieb Strindberg, dem Rufe folgend!

Traumgesichte zugleich und letzte, höchste Wirklichkeiten; die winzigen, schmutzigen Dinge des Alltags und die fernen Glockenklänge kommender junger Schönheit; aller Gram, alles Grauen verwesenden Menschentums und reinigende Erlösung; Fratzen und Verklärungen; Hohn und Höhe: da wächst im Gegensätzlichen das Drama zur tiefsten tragischen Einheit, zum Lebensgleichnis zusammen. Hinter den gespenstischen Gestalten aber bergen sich bedeutsam Menschen unserer Zeit. Rechnet der Dichter nicht selbst mit seiner „naturalistischen" Vergangenheit ab, wenn er über den Alten, den „Menschenfeind", richtet?

Die Darstellung der Kammerspiele, unter Falckenbergs feinfühlig mitdichtender Leitung, vereinfachte und erleichterte sich die Aufgabe insofern, als sie ganz und gar das Werk ins Traum- und Spukhafte rückte. Die puppenspielhaften Bühnenbilder verstärkten solche Stimmung noch. Ich empfinde diesen Stil als Verkleinerung der Dichtung, deren Gespenstigkeit doch im Grunde gesteigerte Realität ist. Strindbergs Weltgleichnisse sind keine Hannele-Phantasien. Zwar ist sicher, daß durch diese Erleichterung breitere Wirkungen erzielt wurden, aber ich zweifle, ob man der geistigen Bedeutung des Werkes völlig gerecht wurde.

Indem ich bekenne, daß ich den rechten Strindbergstil schauspielerisch noch nicht erreicht glaube, will ich nicht im mindesten das große Verdienst gerade dieser Aufführung verringern, die ehrlich, mit rein künstlerischen Mitteln erarbeitet war, und die neben guten auch eine schlechthin geniale Einzelleistung

brachte: die Mumie der Emilia Unda, die in ihrer phantastischen, tollen, melancholischen Unheimlichkeit unmittelbar wie eine Strindbergsche Vision wirkte.

[Mai 1915.]

IV.

Totentanz. Erster Teil.

Im zweiten Teil des Totentanz erringt Edgar, der Kapitän bei der Festungsartillerie, nach seiner Genesung den rasch zerrinnenden Traum einer das ganze Leben lang zuvor vergeblich ersehnten Macht und Geltung. Da fällt ihn Judith, seine Tochter, die ihm als seine Seelenverwandte die Rächerin seines zerbrochenen Daseins werden sollte, indem sie, ganz ohne Berechnung, besinnungslos dem jungen Geliebten in die Freiheit folgt, anstatt den ihr vom Vater zugedachten alten einflußreichen Oberst zu ehelichen. Nun ist der letzte Lebenstrotz des „Vampyrs" erloschen. Eben noch hatte über ihn, als er am Ziele seiner Wünsche angelangt schien, Kurt, der Freund seiner Jugend, verstehend beurteilt: „Es ist der gewöhnlichste Mensch, den die Erde trägt. Vielleicht sind wir auch ein wenig so? Benutzen Menschen und günstige Gelegenheiten!" Wie der „Kapitän" dann elend, ein hilflos lallender Unhold und Unrat, zusammengebrochen ist, empfindet sein Weib, das ein Menschenalter hindurch jeden Tag die Erlösung von dem verhaßten Gatten ersehnt hatte, in rasendem Jubel das Schicksal des Mannes als die Gerechtigkeit auf Erden, an die sie nicht mehr geglaubt. Und sie läßt grausam dem Verscheidenden durch Kurt diese letzte Botschaft übermitteln. Der Alte aber stammelt, erlöschend: „Verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Da kommt auch über die Frau und den Freund das große Erkennen und Verzeihen. Der Tote hatte die Härte des Übergangenen, er war im

Grunde ein tapferer, edler Kämpfer wider das Leben, und in der Frau leuchtet es auf: „Ich muß diesen Mann geliebt haben." „Und gehaßt!" fügt Kurt hinzu. „Und gehaßt!... Friede sei mit ihm!", schließt die Frau.

Menschen, die übereinander Schicksal spielen und ihr Dasein zerstören, sind in den dunklen, irren Totentanz um das Leben gerissen. Sie alle sind im tiefsten Grunde doch Opfer und Narren eines Verhängnisses, dessen sie nicht Herr werden können, gequälte, verdorbene Geschöpfe der feindseligen Unnatur der Beziehungen, die heute die menschliche Gesellschaft vergiften. Der eine will Schicksal über die anderen spielen und wird so zum Vampyr, der den Menschen seiner Umgebung das Leben aussaugt und doch nur sich selbst zerstört. Der andere nimmt geduldig hin, was ihm die Umstände auferlegen und wird ein stiller Unglücklicher, der, gütig und gelassen, dennoch nicht aufhört, sich vom Leben verführen zu lassen. Der Dritte will sich am verpfuschten, beraubten Leben rächen, um schließlich im großen Begreifen und Verzeihen Frieden zu finden. Übergangene sind sie alle, ihr Lebensreigen ist Totentanz. Einst aber wird das neue Leben kommen, ein junges und freies Leben, in dem die Menschen einander zu lieben wagen.

Vier Akte der Qual — das ist der erste Teil des Totentanzes. In den zwei Gatten, die 25 Jahre lang in dem grausteinernen Turmzimmer der Inselfestung eingesperrt sind, erlebt die heutige Menschheit ihr Verhängnis. Die einzelne Ehetragödie wird zum Gleichnis allgemein menschlicher Beziehungen überhaupt. Der „Kapitän" aber, der über die Menschen Vorsehung sein will, wird so etwas wie der grausame Fratzengott der Urzeiten, der alles zerstört, auch sich selbst.

Strindberg bewunderte am 16. Jahrhundert die harte, erbarmungslose, schmähende Kraft, mit der

damals die kämpfenden Menschen ihre Angelegenheiten austrugen. Im Totentanz gewinnen die letzte Schleier abwerfenden, abreißenden, psychologischen Offenbarungen jene strenge und grelle, in Hartholz geschnittene Form. Diese Mischung von feinster, nervösester Kunst, die Schwingungen modernen Seelenlebens aufzuspüren mit der rauhen, brutalen Bildkraft, die auch das Entsetzlichste und Abstoßendste unmittelbar ohne Abschwächung und Umschweife sinnlich ausspricht, ist der eigentümliche, schwierige Stil der Totentanztragödie.

Steinrücks Kapitän hat die ganz individuelle Aufgabe der Darstellung erfaßt und zu großem Teile bewältigt. Er ist so etwas wie ein kranker Götze Vampyr, ein Ungeheuer, das die Menschen verschlingt, sich trunken aufpeitscht und die Kraft eines Kolosses vortäuscht, während er doch ein armseliger, wankender, gleitender Mensch ist, der im zuckenden Totentanz gehetzt wird.

[August 1915.]

V.

Wetterleuchten.

Von den vier Kammerspielen Strindbergs ist Wetterleuchten das stillste, beruhigtste. Wie er in den Lebensstimmungen seines „Einsam"-Buches sein Alter dargestellt, wie er von sich als dem verlorenen Wanderer erzählte, der in die Fenster der Häuser und in die Mienen der unbekannt vorübergehenden Menschen blickte — alle Schicksale ringsum miterlebend, je weniger er persönlich lebte — so tönt hier klagend, verhalten, verhallend das Lied von Vergangenheit, Alter, Entsagung, Ruhe. In der weißen Sommerschwüle des Großstadtabends wetterleuchtet es. Erinnerungen, in denen die Einsamkeit ein sehnsüchtig verzehrendes Scheinleben fand, gewinnen für einen

Augenblick wiederkehrende Wirklichkeit, in ihrer Häßlichkeit zerrinnt der geträumte Glanz, nun ist die Vergangenheit tot; in dem strömend entlastenden Regen reinigt sich der bange, schwere Sommer zum Herbst.

In diesen Alterswerken Strindbergs quillt nicht ein isoliertes Stück Dasein aus der Tiefe des Unendlichen, das Leben selbst in all seinen Geheimnissen und Beziehungen offenbart sich. Dieser Stockholmer Sommerabend ist erfüllt von den Spuren und Keimen ungezählter Schicksale. Das große Haus, das von der Straße gesehen wird, mit seiner sorgenvollen Konditorei, den geöffneten Fenstern der Einsamkeit zu ebener Erde und den rot verhängten Lockungen der abenteuernden Verkommenheit im ersten Stock, entsendet geheimnisvolle Kraftwellen ins All der menschlichen Gesellschaft. In den paar Stimmen, die die klagenden Weisen ihres persönlichen Daseins verweben, tönt das ganze brausende Orchester des Lebens mit. Die Kammermusik der letzten Quartette Beethovens!

Das Münchener Residenztheater, das am Dienstag in neuer Einstudierung Wetterleuchten wieder aufnahm, fand ein Publikum, dessen versunkene Andacht sich scheute, durch grobe Beifallsgeräusche die tief aufgewühlten Gefühle zu zerreißen. Die Aufführung war ineinander fein abgestimmte leise Kammermusik: Einsame Stimmen, die wie aus der Ferne vom Leben sprechen. Das Rätselhafte des Daseins umfließt ahnungsschwer die Gestalten, die Worte. Nur in Augenblicken brechen Leidenschaften rauher und lauter hervor. Steinrück gestaltete ein melancholisches Larghetto, ein überwundenes, gebändigtes, gedämpftes Leben, im Leisesten die ganze Fülle des Erlebens andeutend.

In München wird in dieser Woche Strindberg an drei Theatern gespielt. Dennoch kennen wir immer erst einen Teil seines Schaffens. Ist diese Zeit nicht

endlich auch reif für die Vollendung des Werkes Strindbergs, für sein Weltdrama, das Traumspiel? Lockt nicht unser Residenztheater der edle Ehrgeiz, diese unermeßliche Dichtung zuerst in Deutschland zu wagen?

[August 1915.]

VI.

Advent.

(Uraufführung in den Münchener Kammerspielen.)

Das Weihnachtsspiel Advent hat der Dichter als Fünfzigjähriger geschrieben — 1898; nach fast zwei Jahrzehnten erscheint das Mysterium zum erstenmal auf der Bühne, in Deutschland, nicht in der Heimat des Schöpfers. Den Münchner Kammerspielen gebührt der Ruhm, die Bühnenkraft eines Werkes erwiesen zu haben, die niemand, der über Theateraufführungen zu entscheiden hatte, bisher erkannt hat. Und nicht nur die Bühnenkraft dieser Weihnachtstragödie, die bei den sehr unzulänglichen technischen Hilfsmitteln der kleinen Münchner Bühne bei weitem nicht in all ihren Möglichkeiten herausgeholt werden konnte; vielfach mußte man sich mit Andeutungen begnügen, die szenischen Schwierigkeiten verlangsamten die Folge der Bilder und Vorgänge, und trotz der Länge der Vorstellung, die erst gegen Mitternacht endete, war Wesentliches gestrichen, darunter gerade die unheimlichste und zugleich bedeutendste Szene des Werkes, vielleicht das Furchtbarste, das seit den Bildern der Apokalypse von einem menschlichen Geist ersonnen, das Gespräch des Richters und der Richterin nach ihrem Tode — im „Wartesaal" der Unterwelt. Nicht nur ein Werk von unerhörter Bühnenkraft haben wir gewonnen, sondern unser Kulturbewußtsein wurde um den Inhalt einer neuen sozial-künstlerischen Lebenskraft bereichert:

Wenn je einem Werke der Kunst die Würde eines Bühnenweihspiels gebührt, wenn irgendein Drama die Stille, Abgeschlossenheit, Sammlung und Feierlichkeit eines Festspielhauses fordern darf, so ist es Strindbergs Advent.

Die Peinlichkeit läßt sich nicht verkennen, daß Strindberg heute so etwas wie Mode und Spekulation zu werden beginnt. Auf das lange Totschweigen der Verständnislosen folgt das Marktlärmen der Verzückten. Dennoch ist es kaum ein Zufall, daß gerade in diesen Weltkriegsjahren das Gestirn Strindbergs endlich aufgeht. Es ist ein seelischer Zusammenhang. Wir sind Zeugen des schaurigen Totentanzes einer zerfallenden Zeit. Strindberg aber war der prophetische Dichter, der diese Kultur, die heute in wilden Zuckungen vergeht, durchaus als eine Welt der Fratzen und Unholde empfand und Menschen wie Dinge in dem tief brennenden und gespenstisch huschenden Licht katastrophalen Schicksals sah und gestaltete. Und Strindbergs ewige Mission war es, die Begebenheiten und Menschen unserer Kulturperiode aus der schwächlichen Anpassung des Gleichgültigen und Gewohnten herauszuhetzen, und sie durch diese Entblößung einer im innersten grauenhaften Wirklichkeit den Weg zur Genesung zu führen. Daß er selbst ein kranker Mensch war, vom Verfolgungswahn gejagt, von Spukvisionen gepeinigt, dieses individuelle Leiden ließ ihn seine Zeit in all ihren Schrecken wie ein persönliches Erlebnis empfinden, lieh ihm die phantastisch-wirkliche Fülle seiner dichterischen Bilder und Gesichte und machte die Sehnsucht nach Gesundung, Überwindung, Erlösung zum Inbegriff seiner Kunst. Sein eigenes Leben, über das er in seinen sechs Bekenntnisschriften Rechnung ablegte, ward so zur Autobiographie einer ganzen Menschheitsperiode. Strindberg hat den Mythus unserer Zeit geformt.

Das Spukhafte, das in den Dichtungen des Fünfzigers und Sechzigers scheinbar beherrschend hervortritt, darf ebensowenig — das hieße am Äußerlichen haften — als das Wesentliche betrachtet werden, wie man etwa die „religiöse Bekehrung" des einstigen Freigeistes und Rationalisten als den unterwürfigen Abfall eines Zerknirschten und Entkräfteten erklären dürfte. Das Spukhafte, aus den Erfahrungen seiner Krankheit gewonnen, ist in seiner Dichtung nur Bild, Gleichnis, Symbol, ein künstlerisches Mittel, seelische Vorgänge sichtbar zu machen. (Wäre Strindberg verboten, womit uns Shakespeare erschüttert?) Seine religiöse Wendung aber läßt sich weltgeschichtlich am ehesten begreifen, wenn man sie in Beziehung zu jener großen geistig-revolutionären Bewegung bringt die von dem Deismus Rousseaus ausgeht, des gottgläubigen Ketzers, der in der Verneinung der Gesellschaftsordnung seiner Zeit die soziale Zukunftszuversicht der Inbrunst eines religiös Gläubigen bekennt und betätigt. Auch Strindbergs Religion ist sozialer, mehr: sozialistischer Zukunftsglauben, sittlich aufgefaßt, urchristlich gestimmt und doch keineswegs romantisch-reaktionär. Die Triebkräfte der neuen Zeit verneinend; er bekennt sich durchaus zu all den wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, technischen, organisatorischen Fortschritten der modernen Welt und will sie fruchtbar machen für ein neues, innerlich gewandeltes und geläutertes Menschengeschlecht.

Strindberg hat in drei Jahrfestspielen den gewaltigen Sinn der drei großen Feste der Christenheit mit dem Inhalt unserer Zeit erfüllt und dramatisch angedeutet. Er ist der einzige, dem dies gelungen, der einzige, der diese Aufgabe auch nur begriffen hat. Die drei Dramen, 1898 und 1900 entstanden, müssen im Zusammenhang erfaßt werden, wenn man Strindbergs letzte Periode verstehen will. Aus den entsetzenden Finsternissen des Advent, mit seinem Hexen-

sabbat von Schatten und Larven, erhebt sich das Osternspiel schon ganz ins Bereich des Natürlich-Menschlichen; die lähmende Angst vor dem gespenstischen Dämon erweist sich als Wahn. Das dritte Werk aber, das sich an das nordische volksmäßige Mittsommerfest anlehnt, ist völlig irdisch-weltlich, ein „ernsthaftes Lustspiel", voll Sommerheiterkeit und Fliederduft, voll guter Menschen und fröhlicher Kinder, in dem als Repräsentant der alten kranken Zeit nur noch ein lächerlich hochmütiger Student erscheint, während die neue Zeit der geadelten Arbeit, der menschlichen Güte und des lauteren Charakters schon lustig sich tummelt und am Schluß sozialdemokratische Proletarier, die letzten Freunde des versöhnten einsamen Dichters, das Lied der Arbeit singen.

Das Weihnachtsfest ist in seinem geistig geschichtlichen Gehalt eine Weltwende ungeheuerster Kraft. Es ist der Beginn einer neuen Zeitordnung. Der Heiland wächst empor aus Niedrigkeit, Not, Verfolgung. Seine arme Wiege steht mitten im Blutmeer des bethlehemitischen Kindermordes. Die sentimentale und idyllische Verzwergung des Weihnachtsfestes, in der unsere Kalenderdaten-Poeten sich sonst christfestlich behagten, — eine kleine Not, eine kleine Trauer, die unter dem Weihnachtsbaum endigt — ist Strindberg unfaßbar fremd. Die Geburt des Erlösers, die Stunde der Erlösung ist ihm in Wahrheit Welterschütterung, Weltzertrümmerung, Weltwende. Die Gespenster der alten Zeit jagen in rasendem Taumel vorüber, die verfallene Generation wird mit Skorpionen gezüchtigt, und alle Schrecken und Schauer eines hereingebrochenen seelischen Chaos werden aufgepeitscht. Aus letzten Verborgenheiten kreischen äußerste Worte schamlos hervor, alle Nachtvisionen hemmungslos tobenden Fiebers werden leibhaftig.

Stofflich wächst das Mysterium aus einer Familiengeschichte heraus. Es ist die Tragödie eines alten

Digitized by Google

Richters und seiner Richterin, des gerechten Richters, der immer nach dem Buchstaben des Gesetzes gerichtet, der nach Recht und Gesetz zum reichen Mann geworden, und doch sind die beiden alten Menschen Verbrecher. In den 5 Akten, 11 Bildern des Weihnachtsspiels wird ihr Zusammenbruch dargestellt. Auch in diesem Werk sind persönliche Erlebnisse des Dichters (aus dem Martyrium seiner zweiten Ehe) verwoben, aber die Gestalten des Richters und der Richterin verallgemeinern sich zu Symbolen unserer finsteren Menschheitsepoche — vor der Geburt des Erlösers.

Der Richter und sein Weib sind reich, habsüchtig, grausam. Sie beide leiden an einem Gebrechen, das sie vor sich selbst verbergen: sie vermögen die Sonne nicht zu ertragen. So verfolgt sie in spukhaftem Spiel überall ein Lichtschein, eine „Sonnenkatze", und verbrennt sie. Mit der Verjagung des Schwiegersohnes und Pächters auf dem Eigentum des Richters setzt die Handlung ein. Der Eidam ist mit der Pacht rückständig. Darum muß er fort. Die eigene Tochter wird zu niedrigsten Magddiensten gezwungen, die Enkelkinder von den harten Großeltern mißhandelt. So heftet sich „der Andere" an die Fersen des schuldbeladenen Paares. Die Gestalt des Satans, der bald als Franziskaner, bald als Bettler, in der Dämmerszene des Ballfestes im „Wartesaal" der Unterwelt als greiser, stutzerhafter Zeremonienmeister erscheint, leidet selbst all das Böse, das er ausüben muß, um Schuldige zu bestrafen. Es gehört zu den erschütterndsten Eingebungen in diesem Werk der Qualen, wie die Richterin den unreinen Geist durch Harfenspiel zu verscheuchen sucht und „der Andere" an der Schwelle des Zimmers der süßen Musik lauscht, in Rührung verströmend, für einen Augenblick erlöst.

Kein Frieden ist mehr zwischen den alten Leuten. Sie haben sich erkannt, sie sehen sich in ihrer nackten

Häßlichkeit. Sie belauern sich, schmähen sich und finden sich nur einmal im Trunk zusammen. So bricht das Schicksal über sie herein. „Der Andere" zieht sie hinab. Die eitle häßliche Frau, die nicht alt sein will, versinkt in einen Sumpf, in dem sie erfroren aufgefunden wird. Das wird in jener „Wartesaal"-Szene gestaltet, die bei der Darstellung das Publikum erstarren machte: Ein finsterer Talkessel, ein Thron für die Ballkönigin, tote Krüppel und Bettler als Ballgäste, Musikanten, die aufspielen, ohne daß ein Ton gehört wird, sieben Frauen — die Todsünden — umgeben den Thron, ein buckliger Prinz, Satan als Zeremonienmeister. In diesem stummen Höllenbachanal erscheint die Richterin, aufgeschminkt, mit bloßer Brust, im Rokoko-Gewand, sie girrt mit dem Prinzen. Sie tanzen miteinander ein geiles Menuett. Sie lispeln Schmeicheleien. Dann aber sagen sie sich die Wahrheit, und der Prinz und die Richterin fallen in wüst balgender Wut über sich her.

Über das Habe des Richters und ihn selbst wird Auktion gehalten. „Der Andere" versteigert alles ungerecht erworbene Gut, jeder erhält das Seinige wieder und der Rest wird unter die Armen verteilt. Schließlich versteigert „der Andere" den Richter selbst. Aber niemand bietet auf ihn. Die Opfer des Richters rotten sich wider ihn zusammen. „Gibt es keine Sühne?" stöhnt der Richter. Erbarmungslos erwidert „der Andere": „Doch, Strafe ist Sühne! Hinaus mit ihm in den Wald und steinigt ihn! Nach dem Gesetz Mose! Ein anderes Gesetz kennt der Richter nicht! Hinaus mit ihm!" Und das Volk steinigt den Richter.

In noch tieferes Grauen steigt das Drama hinab. Im „Wartesaal" finden sich der tote Richter und sein Weib wieder. Und dieses höllische Zwiegespräch wagte man in seiner verwegensten Steigerung bei der Aufführung nicht wiederzugeben. Ihr ganzes

Leben erscheint den beiden wie Verwesung, alle Erinnerungen sind gefault. Niemals hat Verzweiflung am menschlichen Leben so furchtbar sich entblößt, wie in diesem Dialog. Sie sprechen von der Liebe ihrer Jugend, Wein, Gesang, Blumen, Kinder, Freunde — die Worte haben sie behalten, aber es sind bloß Klänge ohne Bedeutung.

Der Richter. Liebe! Was war das?

Die Richterin. Was das war? Zwei Katzen auf einem Abtrittsdach.

Der Richter (albern). Ja, so war es. So war es. Und drei Hunde auf einem Trottoirrand. Es ist lieblich, sich zu erinnern!

Die Richterin (drückt seine Hand). Lieblich ist es!

Und alle Begierden erwachen in den beiden, hetzen sie, aber nicht eine dürfen sie befriedigen — Unselige.

Die Bilder des Grauens sind von Anfang an durchwirkt von wunderholden Kinderszenen. In ihnen ertönt fein und lieblich zuerst ein schüchterner Weihnachtsklang. Zu den von der bösen Großmutter mißhandelten Kindern gesellt sich tröstend und schützend ein blonder Spielkamerad, das Christkind. Nach und nach schwillt der Friedenston mächtig an, selbst in dem Wartesaal der Büßenden und durch Buße und Bekenntnis sich Entsühnenden dringt zwar nicht Sonne und Mond, aber einmal steigt doch ein Stern so hoch in die Welt, daß er selbst in diese Tiefe hinableuchtet, der Stern Bethlehems. Diesen Stern in der Weihnachtsnacht schauen zu dürfen, ist das Weihnachtsfest dort unten. Das Bild schließt den vierten Akt. Der fünfte Akt verklingt im Christfest der befreiten Kinder. An der Schwelle des Hauses erscheinen, entsühnt, der Richter und die Richterin, tote Pilger; friedlich dürfen sie das neue Menschenglück schauen. Das Christkind kommt als Betteljunge und wird barmherzig aufgenommen. Das Weihnachtszimmer weitet sich, die Wände sinken, in schneeigem

Glanze wächst ein Fichtenwald auf, belebt von dem unendlichen Gewimmel froher Menschen, für die alle das Christkind gleichermaßen den Gabentisch gedeckt hat.

[Dezember 1915.]

VII.

Die Damaskus-Trilogie.

Zur Münchner Uraufführung.

Vor Pfingsten führten die Münchner Kammerspiele zum ersten Male August Strindbergs Weltrilogie vom heilig-unheiligen Geist auf: Nach Damaskus. Der erste Teil ist seit 1900 in Schweden, seit 1914 auch in Deutschland über die Bühne gegangen. Der zweite und dritte Teil, der auch im Vaterlande des Dichters bisher Buchdichtung geblieben, erlebte jetzt in München die szenische Urschöpfung. Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer, die in Leben und Kunst innig Gesellten, gestalteten die Wandlungen des Unbekannten und der Dame auf dem irdischen Passionsweg. Otto Falckenberg gab als Regisseur den Visionen der Wirklichkeit, der Erinnerung, des Traums und des Wahns das feierliche Grauen, den prophetischen Ernst, die gehetzte Qual und die sinnliche Leuchtkraft der einsam mächtigen Dichtung. Die sehr bescheidenen technischen Mittel der kleinen Bühne nötigten zu mancherlei Vereinfachungen, Einschränkungen und Notbehelfen. Noch wagte man nicht, das Publikum für drei Abende nacheinander ins Theater zu laden. So zog man den zweiten und dritten Teil zu einem Abend zusammen. Darüber wurden Kürzungen notwendig, denen besonders gewaltigste Szenen des dritten Teils zum Opfer fielen. Dabei blieb die Überfülle der Gesichte des 2. und 3. Teils zu reich für die gewöhnliche Aufnahmefähigkeit der Zuschauer. Dennoch war dieser Abend ein

Fest tragischer Erhebung, die im Zermalmen läutert und löst. Es strömten alle Tiefen aufwühlender Gefühle von der Bühne, und man erlebte jene höchste Entrückung ins Innerste des Menschenwesens, die der eigentliche Wert und Sinn, das Geheimnis des großen Dramas ist. So mochten die Griechen ihr Schicksal in den Trilogien ihrer Tragöden, in niederbeugender Erhebung empfinden; wenn freilich auch das Schicksalsdrama des heutigen Dichters noch erst bloß zu einem zufälligen Publikum, nicht zu einem notwendigen Volke spricht, und die Wiedergeburt des Dramas als eines Pfingstfestes der Gemeinschaft ferne scheint.

Aber den Mut wird man ja wohl bald finden, die Trilogie, in ihren drei Teilen gesondert, vollständig zu spielen. Es ist rechtzeitig vor einer Gefahr zu warnen. Nichts verlockt so zu einer szenisch-musikalischen Überwucherung wie das Damaskus-Werk. Bei Strindberg ist das Szenische keineswegs gleichgültig. Es gibt keinen Dramatiker, bei dem die Szene vielmehr selber so unmittelbar dramatisches Agens ist; der Raum, in den die Menschen Strindbergs gestellt sind, ist ein unlöslicher Teil der dramatischen Bewegung. Das entspringt der revolutionierenden Naturauffassung des Dichters, die nichts Totes kennt, sondern in allem Seienden Wandlungen des einen Lebendigen schaut, für die das ganze Universum eine ungeheuere Einheit schaffender Phantasie ist. Nicht nur die Menschen, auch die Steine seufzen und klagen, die Metalle empfinden wie die Tiere, und zwischen den Eisblumen an der gefrorenen Fensterscheibe und den feinnervig lebenden Pflanzen bestehen tiefe Beziehungen der Verwandtschaft. Das spukhaft Mittätige der „äußeren" Umgebung der Strindbergschen Gestalten ist also weder Aberglauben noch Krankheit, wie immer durch krankhafte Überreizbarkeit des Genialen vermittelt, sondern in seinem Sinne Wahrheit und Wirklichkeit. So ist das Bühnenbild für Strind-

berg am allerwenigsten nur äußerliche Zutat des Dramatischen. Aber es muß bescheiden dienendes Mittel des Verständnisses bleiben und darf nicht die Herrschaft der darstellenden Menschen und des gestaltenden Wortes verdrängen.

Das gerade war das vorbildliche Verdienst dieser Münchner Uraufführung. Friedrich Kayßler hat dem Unbekannten, in schlicht formendem, tiefsten Verständnis Strindbergs für immer die als notwendig wirkende Gestalt gegeben. Es ist ein ganz besonderer Vorzug seiner schauspielerischen Schöpfung, daß er das modische Mißverständnis des Dichters ganz und gar vermied, als ob es um die Tragödie eines Zerfallenen, Zerknirschten, reuig und müde Bekehrten, um ein Drama der Dekadenz ginge. Sein Unbekannter blieb ein aufrecht Trotzender, ein faustisch ringender Held männlicher Kraft bis zum letzten Augenblick, da er sich mit dem schwarzen Bahrtuch, als dem abscheidenden Schleier der Vergangenheit, entschlossen und gesammelt bedecken läßt. Frau Fehdmer ist die innig verbundene zweite Stimme in dieser Weltklage des Unbekannten, Unbehausten, in dreifacher Wandlung: Die schillernd, zerrinnend Unbewußte, Unbestimmte im ersten Teil, das von allen Tücken und Bosheiten zerfressene und gehetzte Weib, das im zweiten Teil von giftiger Erkenntnis genossen, die mater dolorosa im Schlußstück.

In einer Zeit, da die Vernunft und Sehnsucht des einzelnen hoffnungslos — wie es scheint — mit dem unheilbaren Wahnsinn der ganzen Welt ringt, gewinnt das persönliche Schicksal Strindbergs in seiner dramatischen Verewigung und künstlerischen Vollendung eine ungeahnte Bedeutung. Wir verstehen jetzt alle wie unser eigenes Erlebnis die ungeheuerste Tragik des Erdendaseins: das Suchen des aus jeder menschlichen Sicherheit in undurchdringliche Wirrnis Geschleuderten nach neuem, festem Lebenssinn. Der

Digitized by Google

grauenschwere Pilgerweg, zwischen Tod und Teufel, nach Damaskus ist keine Flucht, keine bußfertige, gebrochen-gläubige Bekehrung, er ist Wiedergeburt.

* * *

Als Mann von 45 Jahren erlebte Strindberg in Paris sein Inferno. Es sind die Jahre seines dichterischen Schweigens, in denen er in seinem gärenden Hirn umstürzende naturwissenschaftliche Entdeckungen wälzt, und als neuer Alchymist die Umwandlung der Elemente — Schwefel in Gold — experimentell sucht, bis er die Hände am glühenden Schwefel verbrannt, im Spital verschwindet. Was er damals in mystischen Pariser Journalen und in den voll tiefsinnigen wissenschaftlichen Ahnungen — deren Sieg in der wissenschaftlichen Welt der „Verrückte" noch erleben sollte — erfüllten Buche Sylva Sylvarum (1896) mit unverminderter Kraft der Darstellung schrieb, war das einzige, was er in jener qualvollsten Periode seines Daseins veröffentlichte. In der Damaskus-Trilogie gestaltete er jene Erlebnisse, in weltsymbolischer Umfassung, nach dem Wiederaufbruch seines dichterischen Schaffens, als Genesener, indem er zugleich eine neue dramatische Form von unerhörter Ausdrucksfähigkeit für das Geheimste und Unfaßbarste fand. Der erste und zweite Teil wurde 1898, der dritte 1901 geschrieben.

Strindberg kam nach Paris als ein Gescheiterter, der völlig außerhalb der Gesellschaft stand. Er war aus dem Vaterland vertrieben. Sein Ruhm war in Verachtung und Verleumdung verwest. Seine persönlich-familiären Verhältnisse waren bis ins Kriminelle verwirrt. Er war von Prozessen, übler Nachrede, drängenden Gläubigern verfolgt. Er war körperlich erschöpft. Über seiner Seele zog sich der Verfolgungswahn immer enger zusammen, dessen unheimliche und marternde Erscheinung er mit seiner immer wachen,

kritisch hellen Intelligenz — zu seinem Heil — zu kontrollieren vermochte. Er stand, fast mittellos, menschenscheu in der fremden Stadt und erlebte so die Nichtigkeit und Wehrlosigkeit des einzelnen in der wüsten Anarchie der heutigen Gesellschaft, während er zuvor, in der Übermenschenzeit jener Jahre, deren größtes Zeugnis der Roman „An offener See" war, die weltschöpferische Selbstherrlichkeit der genialen Persönlichkeit gedichtet hatte. Alle politischen Überzeugungen hatten sich ihm als vergänglich erwiesen. Was gestern als sicherste wissenschaftliche Wahrheit sich spreizte, wurde morgen auf den Kehrichthaufen alberner Irrtümer geworfen. Alles war Mode, ward Moder. Es war kein Sinn in dem wirren, quälenden Getriebe zu erkennen. Ein Zufall, ein Nichts das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit, und eine Hölle obendrein.

In solchen, von Halluzinationen verstörten Stimmungen, die zwischen Verzweiflung und aufbäumendem Trotz kreisten, geriet ihm Balzacs mystische Erzählung Seraphita — halb ein dämonischer Märchenspuk, halb eine literarische Einführung in Swedenborg — in die Hände. Und dann vertiefte er sich in den unendlichen Irrgarten der bändereichen Himmels- und Höllengeheimnisse seines schwedischen Landsmanns. Swedenborg, der zwischen der englischen und französischen Revolution lebte, war als Mann an geistiger Universalität einem Leibniz ebenbürtig. Der Greis wurde jener „Geisterseher", gegen dessen unheimliche Offenbarungen einst Kant von der aufgestörten Welt behaglich selbstsicherer Aufklärung zu Hilfe gerufen wurde. Wer heute diese Greisen-Schriften Swedenborgs liest, wird gleich Strindberg von der unerschöpflichen Höllengreuelphantasie dieser verkleideten moralischen Lehrbücher verblüfft werden, aber man wird schwerlich den überwältigenden Eindruck empfinden, den der kranke Strindberg er-

Digitized by Google

litt; denn im Grunde sind diese Gesichte ungezählter Erdenhöllen trotz aller Unerschöpflichkeit der Erfindung doch mehr ein dürrer Katalog von tausend Sorten scheußlicher Qualen, als eine dichterisch empfundene Schilderung. Aber Strindberg sah damals in Swedenborgs Bekenntnissen eigene rätselhafte Erfahrungen wieder, und so gewann er aus dem alten Geisterseher die Richtung seiner eigenen geistigen Wandlung. Unter Swedenborgs Einfluß bildet sich ihm die sittliche Weltansicht, daß Sünde und Verbrechen nicht sowohl Erscheinungen seien, die durch Strafe gebüßt werden sollen, sondern daß sie selber schon von einer geheimnisvollen Vorsehung auferlegte Strafen seien, die durch Leiden läutern; Schuld heischt nicht Strafe, Schuld ist Strafe.

Das ist die religiös-sittlich-soziale Grundidee der Damaskus-Trilogie. Wenn sich die „Bekehrung" des Ketzers an die Organisationen der katholischen Kirche ästhetisch anzulehnen scheint, so wäre es doch die schlimmste Verkennung, die Wandlung in irgendeiner noch so allgemeinen Art als den Prozeß eines gewöhnlichen Konvertitentums — etwa nach dem Vorgang der deutschen Romantiker am Anfang des 19. Jahrhunderts — zu deuten. Die Freiheit der menschlichen Vernunft, die Schrankenlosigkeit der wissenschaftlichen Forschung wird auf allen Stationen des Passionsweges nach Damaskus nicht sowohl verleugnet als vielmehr in höchster Steigerung gefordert. Es ist keine Rückkehr zum kirchlichen Glauben, wenn in dem Goldmacherbankett des zweiten Teils — der gewaltigsten Szene, die jemals ein Dramatiker ersonnen — die Anmaßung des forschenden Wahns verhöhnt, die tragische Unstäte und Unsicherheit aller geistigen Werte visionär gestaltet wird, ebensowenig wie es das Kloster eines wirklichen Kirchenordens ist, in dem der Unbekannte schließlich seinen Frieden — seinen Frieden für neuen Kampf! — findet, sondern

die Heimstätte höchster Weisheit und geistigster Freiheit.

Strindberg spricht es am Schlusse der Damaskus-Trilogie deutlich aus, was sein Unbekannter sucht: nicht die Bekehrung, die Abschwörung, sondern die Zusammenfassung, die Einheit, die Synthese. Humanität und Resignation — diese Formel, in der auch die deutsche Klassik einst sich vollendete — das ist die Mission des Menschen. Der einzelne resigniert, er findet in der Entsagung der allzu ungebärdigen Ichbegierden die geläuterte Kraft zur Humanität; er taucht in die Menschheit, in die Menschlichkeit unter. Das Bahrtuch, mit dem der Unbekannte in dem Kloster der Urweisen in den Sarg gelegt wurde, bringt den Übermenschen zur Ruhe und läßt auferstehen: den Menschen. Als Strindberg den Weg nach Damaskus gefunden, war er, in religiös verinnerlichter Wandlung, zum Sozialismus seiner Jugend zurückgekehrt.

Dichterisch aber hatte Strindberg durch diesen Passionsweg vom Ich-Künstler zur Menschheit die Gabe gefunden, das Ohr dieser Menschheit zu sein, das alle Stimmen, alle ihre Klagen, Leiden, Sehnsüchte vernahm, und was es hörte, in künstlerischen Gebilden ursprünglich schöpferisch wiederzugeben verstand.

In dem Pariser Buch Sylva Sylvarum erzählt Strindberg, wie er einmal im Marmorhof von Versailles an einer Mauer ein geheimnisvolles Brausen vernimmt: „Ich höre ein donnerndes Meer, Volkshaufen, die stöhnen, verlassene Herzen, deren Schläge ein mattes Blut aufpumpen, Nerven, die mit einem kurzen, klanglosen Knall platzen, Schluchzen, Gelächter, Seufzer! . . .“ Das ist das Ohr des Dionys, durch das er ganz Paris hörte. So hörte er dann die Seelen der Menschheit reden, und so weiten sich die ganz einfachen Erlebnisse und die natürlich selbstverständ-

Digitized by Google

lichen Dinge des Alltags, die den Grundstoff seiner späten Dramen bilden, zum geheimnisvoll erschütternden Gleichnis des Unermeßlichen und Ewigen.

[Pfingsten 1916.]

VIII.

Traumspiel.

Keines seiner Werke hat Strindberg so geliebt wie das Traumspiel. Aus tiefster Qual erwachsen, ist dies Weltgleichnis doch zugleich verklärt von dem sehnsüchtigen Schimmer einer letzten Liebe (die ihm wie aus Indras Himmeln herabgestiegen schien) und der milderen Weisheit des Greisen. Die urgewaltige Tragödie ward Strindbergs Vermächtnis an die Menschheit und zugleich sein Martyrium für die Menschheit. Wenn am Schluß des Traumspiels der Dichter der Tochter Indras, bevor sie im Flammentod von der irdischen Schwere sich befreit und von dem menschlichen Schmutz sich reinigt, die Klagen der Menschheit in einer Bittschrift für den göttlichen Vater mitgibt, damit er erkennte, wie schlimm das Schicksal der Irdischen, so ist das mehr wie ein symbolisches Finale. Es zittert in dieser Apotheose, vor der Erhabenheit der eigenen Eingebung in zagender Ehrfurcht erschauernd, die tiefste Mystik dichterischen Berufs; dem Dichter ist wahrhaft die Kraft verliehen, Fürsprech der leidenden Kreatur bei der geheimnisvoll waltenden, ewigen Vorsehung zu sein: der Dichter erst lehrt den Schöpfer der Himmel und Erden, den Unwissenden in seiner Allwissenheit seinen grenzenlosen Geist erfüllen mit dem Wissen von seinen Geschöpfen...

Die Tochter Indras steigt auf die Erde, um zu erfahren, wie die Menschen leben, um der Menschheit ganzen Jammer zu sehen und selbst zu leiden. Ein Heilands-Drama in den Visionen eines Traumes! Der Bühnentraum ist in der Weltliteratur ein häufiger

Behelf der Poeten. Aber was man sonst dramatisch träumte, war nicht sowohl Traum als Märchen, phantastisches Spiel mit den Wirklichkeiten. Erst Strindberg hat, mit jener beschwörenden Kraft sinnlicher Verdichtung und der unmittelbar zu Wort, Bild, Handlung werdenden Veranschaulichung seelischer Erregungen, jener Kraft, die selbst Shakespeare gleich vollkommen nicht besessen hat, einen wirklichen Traum dramatisch gestaltet. Was wir auf der Bühne schauen, ist ein Traum, der sich seiner selbst bewußt wird und losgelöst von seinem Träumen sich selber sichtbar träumt. Nicht ohne tiefe Bedeutung ist das Drama schlechthin Traumspiel benannt. Denn nicht sowohl die einzelnen Inhalte, Vorgänge des Traumes bilden die symbolischen Beziehungen. Das Traumwesen selbst ist das umfassende Gleichnis des Lebensgefühls und des Wesens alles Menschlichen. Dieses Hetzen zugleich und Lähmen — dieses von allen Fesseln, über alles mögliche hinaus Sichbefreien und Sicherfüllen, und doch wieder das grauenschwere Einschnüren, Bannen, Verengen, Entleeren — das Aufglühen und Veröden — das stürmische Emporbäumen und das klägliche Zerschellen — das rastlos sich Erneuende, unendlich Blühende, Urzauber zeugende und dennoch sich eintönig Wiederholende, das immer wieder noch einmal Hindurchmüssen — das glühend Leuchtende und schattenhaft Verwehende, Verwesende — die Verwandlung kleinster Alltäglichkeiten in Mysterien des Weltschicksals und die Verzerrung der letzten und höchsten Gedanken in grinsende Albernheiten — das Aufflirren von Erinnerungen und das Vergessen des Gegenwärtigen — die überselige Qual der Lust und die Erlösermacht des Schmerzes — die Wunderkraft des Allesverwirklichen und der Vernichtungsspuk des ewig Hoffnungslosen —: so träumen wir, und diese Natur des Traumes an sich ist das innerste Gesetz des Menschenschicksals. Das ist

die Symbolik der Dichtung, während die Einzelvorgänge so wenig symbolisch sind, daß sie vielmehr durchaus naturalistisch gemeint und geformt sind, sich aus eigenem dramatischen Recht entfalten, wenn auch durch das Medium der Nacht und des Fiebers gesehen und zu unerhörter stofflicher Eigenart und Ursprünglichkeit gesteigert.

Alle diese Bilder von leuchtender Eindringlichkeit und dramatischer Gewalt inszenieren nur den einen großen Dialog zwischen der Tochter Indras und dem Manne, dessen Hüllen wechseln und der doch immer derselbe Strindberg ist, ob er nun als Offizier ewig gläubig auf die unsichtbare Geliebte wartet, ob er als Advokat alle Bosheiten und Verbrechen seiner Kundschaft in sich aufnimmt, ob er als Quarantänemeister mit geschwärztem Gesicht ein Sanatorium von Gespenstern leitet oder als Dichter, im Schlamme badend, mit der Unendlichkeit Zwiesprache hält. Zwischen dem Weib, das vom Himmel stieg, und dem Manne, der durch die Höllen der Erde gewandert, wird die Sache der Menschheit verhandelt, der Dialog über das weltwehe Wort: Es ist schade um die Menschen! Es ist schwer, Mensch zu sein!

Die Aufführung des Traumspiels durch das Münchener Schauspielhaus, die so lange ersehnte und so oft befürwortete, brachte mich in die Lage des Zettelanklebers im Drama, der sich all die Jahre einen Senkhamen gewünscht, und wie er ihm endlich beschert worden, sich zwar freut, aber auch schmerzhaft spürt, daß er ihn sich eigentlich anders gedacht. Man ehrte sich durch die Treue am Text, den man zum Glück weder bearbeitete, noch zusammenstrich. Freilich wagte sich auch an dieses erhaben-heilige Werk eine unberufene Hand. In der Strandszene am Mittelländischen Meere wurde die soziale Anklage der beiden Kohlenträger verstümmelt; man tilgte neben anderem das bitterste Epigramm, das jemals auf den Gegen-

satz zwischen reich und arm ersonnen. Im Münchener Schauspielhause durfte der Müßiggänger nicht erscheinen und zu seiner Frau sagen, daß er noch ein wenig gehen müsse, um essen zu können. Und die Kohlenträger durften an dieses Gespräch nicht ihre Betrachtungen fügen:

Erster Kohlenträger: Um Mittag essen zu können.

Zweiter Kohlenträger: Um zu können ...

So bin ich bereit, jedes Lob dem Unternehmen zu spenden. Aber das Traumspiel ward es nicht. Man hat, wie auch in Frankfurt, statt Strindbergs eigenen Anregungen zu folgen, sich die Berliner Inszenierung geholt. Und die wählte von allen denkbaren Mitteln der szenischen Bewältigung das falscheste: die Veroperung, die Veroperung durch das Übermaß von Musik und durch robust aufdringliche Dekorationen.

In Strindbergs Bühnenwerken ist Musik ein wichtiges musikalisches Agens. Aber sie ist fast immer ein Teil der Handlung. Wie unheimlich aufregend ist etwa die Verwendung des sonst so harmlos klingenden Mendelssohnschen Trauermarsches in Damaskus! Auch für das Traumspiel hat Strindberg die musikalischen Zutaten vorgeschrieben; so soll die häßliche Edith ihre Leidenschaft in Bachs Toccata con Fuga Nr. 10 ausströmen. Oder nach dem Vorspiel wünscht er den Gewittersatz aus der Pastorale. Für die Berliner Aufführung aber hat Reznicek eine eigene Musik geschrieben, die man auch in München hörte. Es gibt auch musikalische Traumspiele, das größte die phantastische Symphonie von Berlioz (mit dem Dies-irae-Cancan). Rezniceks Musik ist gewiß von illustrativem Reiz, die Schatten und Fratzen des Traumes sind nicht ohne Feinheit und Erfindung, das Holdselige und Sehnsüchtige einprägsam zum Klingen gebracht. Aber in ihrem vordrängenden Übermaß wirkt diese Musik nicht die Traumillusion steigernd, den Tiefsinn des Wortes, die phantastische Tragik nicht verstärkend,

Digitized

sondern im Gegenteil schwächend, verflachend, ablenkend, vergröbernd. Und wenn die musikalischen Zwischenspiele über die Verwandlungspausen hinweghelfen mögen, so dehnen sie dafür als melodramatische Stimmungshelfer Wort und Vorgang — bis zu sinnlosen Tempoverschleppungen, die ein Lied wie die herrliche Klage der Winde zugrunde richteten.

Dasselbe ist gegen die ganze Inszenierung einzuwenden. Auch sie wirkt durchwegs illusionszerstörend. Leistet die Technik einerseits nicht, was sie könnte: das zerrinnende Ineinanderübergehen der Szenen, stört vielmehr der knarrende Apparat unaufhörlich aus der Andacht, so sündigt die Inszenierung auf der anderen Seite durch ein Zuviel. Die Berliner Bühnenbilder sind — zum kleineren Teil — von traumhafter Phantastik, im ganzen aber sind sie grob-körperliche Ausstattung, Kulissensensation, die die traumversenkten nächtigen Gespinste grell verdeutlichen und damit verscheuchen.

[November 1916.]

IX.

Brandstätte.

Deutsche Uraufführung in den Münchner Kammerspielen.

Der Fremde..... Friedrich Kayßler.

Ein altes Wohnhaus ist niedergebrannt. Nur die Mauern stehen noch. Möbel, Gerät, Bücher, Bilder liegen wüst auf einem Haufen. Die Menschen, die dort gewohnt, kommen, schwatzen, verleumden. Der Brand hat das Dach von den Geheimnissen der Bewohner gehoben. Die Geschichte von Generationen wird enthüllt. Die Ruinen reden, beichten, klagen an. Es war ein Haus in einem öden Viertel, das Morast genannt wird. Alles ist Lüge, Täuschung. All diese Menschen sind einig darin, daß sie selbst Rollen der Ehrbarkeit spielen und den anderen jedes Verbrechen

zutrauen. Niemand zweifelt daran, daß das Feuer angelegt worden. Aber wer war es? Der Färber, der Hausbesitzer, der Student, der Steinmetz? An der Brandstätte erscheint, von Sehnsucht nach dem Elternhaus getrieben, der Fremde, der Bruder des Färbers, ein unsteter Weltwanderer. Der ist über das Leben hinausgewachsen. Er sieht in die Herzen, durchschaut die Geheimnisse und Winkelzüge der verdorbenen Seelen. Ihn schreckt nichts mehr, ihn ängstigt nichts mehr. Er verfolgt die wunderlichen Launen des Schicksals, das die Menschen sich weben, in dem sie sich zugleich verfangen. Er versteht, ohne zu verzeihen, aber auch ohne zu richten und zu rächen. Sein eigenes Leben wächst auf der Brandstätte, in trüben Erinnerungen empor. Er fand den Weg zum Leiden, zur Wahrheit, zur Hoffnung. Die anderen aber ersticken in ihren Masken. Nichts ist echt, nicht einmal der Ebenholztisch, der Stolz der Familie; das Feuer brachte es an den Tag, daß es nur angstrichener Ahorn gewesen. Aber die niedergelegten Mauern geben den prangenden Garten mit den blühenden Apfelbäumen frei — ein Paradies der Schönheit über den widrigen Gebresten dieser Menschen im Morast. Gibt es für die Menschen kein Blühen? Der Student ist, unschuldig, als Brandstifter verhaftet; in seinem Zimmer fand man die Haarnadeln, die der jungen Frau des Färbers gehören. Die Frau empfängt in ihrer Verzweiflung über das Unglück des geliebten jungen Menschen vom Fremden, ihrem Schwager, die tröstende Weisheit: Betrübnis gibt Geduld, Geduld gibt Erfahrung, Erfahrung gibt Hoffnung, und die Hoffnung läßt nicht zuschanden werden. Dann rechnet der Fremde mit dem Bruder ab und verläßt die Brandstätte seiner Heimat: „Wieder hinaus in die weite Welt, Wanderer!“

Unmittelbar aus dem Szenenbilde wächst das Drama hervor. In dem sichtbaren Inventar einer Brandstätte

baut sich die Tragödie einer verfallenden Welt auf. Dies Drama ist die tiefste, innerlichste Verbindung von Schauen und Klingen. Das sinnliche Bild beginnt zu tönen. Jeder der kommenden und gehenden Menschen ist wie ein symphonisches Thema. Die Motive steigen und fallen, verschlingen und lösen sich, wandeln und verändern sich, und dienen alle der herrschenden Cello-Melodie des Fremden. Strindbergs Kammerspiel ist gesprochene Musik. Das ist das Geheimnis der bannenden dramatischen Wirkung dieser Szenen, die doch nichts als ins Unendliche gleitende Gespräche scheinen.

Den Fremden sprach Friedrich Kayßler. Er ist auf der Bühne, was der sinnlos früh gestorbene Emil Milan im Vortragssaal war. Er erlebt in sich die dichterischen Gestaltungen, als hätte er sie selbst geschaffen oder vielmehr als schaffe er sie eben. Kayßler spielt keine Rolle, kaum, daß er die Maske andeutet. In Strindbergs Seele erschließt er sein eigenes Wesen. Er schlüpft nicht in fremde Körper und Geister, die Gestalten suchen ihn und wachsen aus ihm, als ihrem Urgrund. So schwingt jedes Wort in rauschendem Gefühl. Gereifte Erfahrung bekennt sich in gefaßter Wehmut, in männlich verhaltener Empfindsamkeit und einer unbeirrbaren Wahrhaftigkeit, die doch niemals verzichtet, Märchen zu träumen von neuen Kindheiten. Bisweilen aber läutet diese milde, sinnende Stimme Sturm und dann ist's wie die Ankündigung von zerschmetterndem Erdbeben.

Falckenberg, der auch dies späte Werk Strindbergs inszeniert hat, strebt stilistisch etwas wie einen religiösen Ritus an, um das Eigentümliche dieser dramatischen Wirklichkeitslegenden zu versinnlichen. In dem Anhauch des Metaphysischen verbinden sich die beiden Elemente der letzten Dramen Strindbergs: realistische Mysterien.

[Mai 1917.]

Digitized by Google

Beschluß.

Eropsyche singt von neuem Leben.

... Freies, krafterfülltes, glückgefühltes Schreiten
Der beseelten Menschen zwischen zwei Gestaden
Unbekannten, unbewegten, unentrinnbar
Allumträumten Dunkels,
Hoch im Strahle ihres reinen Willens —
Lichtbewußt ...

Inhalt

Dritter Teil: Befreiung.

Seite

1. Das ewige Friedensmanifest 5
2. Ein Friedhof der Lebenden 10
3. Kommunismus des Geistes 15
4. Religion des Sozialismus 27
5. Sieben Briefe. An eine Freundin 39
   Natur und Kultur. — Die große Unruhe. — Der verlorene Einzelne. — Solidarität. — Eine Weltfahrt in 50 Kilometern. — Wagenklassen. — Fremde Seelen.
6. Die ewigen Arbeiter. Eine soziale Wanderung . 70
7. Unter der Sonne 86
8. Festlicher Kampf 92
9. Die Kindesmörderin 97
10. Vom unheiligen Weltgeist. Eine Pfingstlegende . 105
11. Der Zuhälter. Eine Erinnerung 110
12. Die neue Lehre von Bethlehem 116
13. Kopenhagen 141
    Nachschrift 1918 (Jaurès) 148

Vierter Teil: Geister.

1. Revolutionäre Humanität. Zum Gedächtnis Herders 153
2. Kant 165
3. Der Philosoph des sozialen Enthusiasmus (Fichte) 187
   Anhang: Zu Fichtes Charakterbild. Fichtes Nationalismus. — Fichte und Tolstoi.
4. Über Schillers Idealismus 217
5. Das klassische Elend 235
6. Der punktierte Goethe 251

Seite

7. Das Preußentum Heinrich Kleists 259
8. Karl Marx' Kunstauffassung 272
9. Arno Holz: Ignorabimus. Ein Weckruf 279
10. Jonathan Swift 288
11. Marie-Joseph Chénier 304
12. Zolas Werk 310
13. Strindberg nach der Höllenfahrt 327

Scheiterhaufen. — Rausch. — Gespenstersonate. — Totentanz. — Wetterleuchten. — Advent. — Die Damaskus-Trilogie. — Traumspiel — Brandstätte.

Beschluß:

Eropsyche singt von neuem Leben 364

In Kürze erscheint im
VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

DIE GÖTTERPRÜFUNG

Eine weltgeschichtliche Posse in fünf Akten
und einer Zwischenpantomime von

KURT EISNER

Begonnen: Frühjahr 1898 im Strafgefängnis
am Plötzensee.
Vollendet: Februar/März 1918 im Unter-
suchungsgefängnis am Neudeck zu München.

Digitized by Google

SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN ZUR REVOLUTION

Soeben erschienen:

FRIEDRICH ADLER
Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht 8.— M.

LUDWIG BAUER
Der Kampf um den Frieden . . . . . 6.— M.

EDUARD BERNSTEIN
Völkerbund oder Staatenbund
Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept zu dauernder Gesundung . . . . . 1.50 M.

DIMITRY GAWRONSKY
Die Bilanz des russischen Bolschewismus. Auf Grund authentischer Quellen dargestellt
Freiheit oder Terror . . . . . 2.50 M.

KARL KAUTSKY
Demokratie oder Diktatur?
Ein Katechismus der Sozialdemokratie . 2.— M.

KARL KAUTSKY
Habsburgs Glück und Ende
Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der Revolution in der alten Donaumonarchie 3.— M.

GUSTAV LANDAUER
Aufruf zum Sozialismus . . . . . 6.— M.

GUSTAV LANDAUER
Rechenschaft
Der Führer zum Geist der Zukunft . . . 8.— M.

HEINRICH STROEBEL
Die erste Milliarde der zweiten Billion
Die Gesellschaft der Zukunft . . . . . 10.— M.

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN

56

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 3 1966 65
IN STACKS
REC'D LD.
By Campus mail
FEB 18 1966
MAR 15 1967
FEB 11 1967 7
APR 12 1967 58
RECEIVED
IN STACKS
MAR 7 '67 -7 PM
MAR 29 1967
LOAN DEPT.
RECEIVED
HOLD
JUN 8 '67 -2 PM
APR 30 1976
INTERLIBRARY LOAN
MAR 27 1967
APR 30 1976
UNIV. OF CALIF., BERK.
JAN 1 2003

LD 21A-60m-10,'65
(F7768s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

MAR 3 1965

Digitized by Google